Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

Clemens Grafen Pinto.

Vierter Band.

Erstes Quartal. 1856.

Berlin.

Druck und Verlag von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

1856.

Inhalts-Verzeichniß.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Viertes Capitel.

Das schöne Kind von Ettenheim.

Die anmuthige Ebene, die sich zwischen den Vorbergen des Schwarzwaldes und dem Rheinstrom hinzieht, bot vor funfzig Jahren noch, beim Beginn dieses Jahrhunderts, einen ganz andern Anblick als heute. Er war weniger anmuthig und heiter als jetzt, dafür aber weit malerischer, bunter, denn noch streckten sich vom Schwarzwald herab die Waldungen bis zum Rheinstrom, an vielen Stellen, hier und dort gerodet, mit Ackerfeldern, Wiesen und Dorfstellen untermischt, von wenig betretenen Wegen und zahllosen fast nie betretenen Pfaden durchschnitten. Die einsam liegenden blanken Weiher waren fischreich, in großen Rudeln kam das Edelwild von dem Schwarzwald herunter, es trat aus, um auf den mondbeglänzten Waldwiesen zu äsen, und der Ruf des Brunsthirsches hallte von den Klippen des Rheinufers wieder. Auch Schwarzwild gab es, die kleine Jagd zeigte sich wohl geschont, und so war dieses Stück des deutschen Reiches, das der Fürst-Bischof von Straßburg als Reichsprälat bis zum Luneviller Frieden besessen, das aber dann an Baden gekommen, ein wahres Paradies für einen eifrigen Jäger.

Ganz dieser Ansicht mochte ein stattlicher junger Herr sein, der an einem anmuthigen Morgen im März des Jahres 1804 an einem der einzelnen steilen Abhänge emporklimmte, die der Schwarzwald wie Vorposten in die Ebene nach dem Rhein zu ausgeschickt zu haben schien. Der junge Herr trug eine durchaus einfache Jägerkleidung, ein kurzes, grünes Surpoint ohne Tressen und graue Gamaschen. Aber das kostbare Jagdgewehr und das elegante Pulverhorn schon würden dem Beobachter verrathen haben, daß es kein gewöhnlicher Jäger sei, der ihm begegne; doch waren auch jene waidmännischen Waffenstücke durchaus

nicht nöthig, denn diese stolze Stirn, von leichtgelocktem Haar umwallt, dieses feurige blaue Auge, dessen Blick, bald über die Gegend hin schweifend, die Gegenstände nach Jäger-Art prüft, bald sich stolz in sich selbst zurückzuziehen scheint, diese starken, auf Energie und Genußfähigkeit zugleich deutenden Züge, die vielleicht zu stark schon sind für einen Mann, der kaum über dreißig Jahr alt, die ganze Haltung des Körpers können keinen Zweifel über den hohen Stand lassen, dem der einfach gekleidete Jägersmann angehört.

Der junge Herr ist Heinrich Ludwig Anton von Bourbon-Condé, Herzog von Enghien, ein Prinz vom Königlichen Geblüt Frankreichs, der, nachdem er in der Armee seines Großvaters, des Prinzen von Condé, ruhmreich gefochten, am Rhein, von süßen Banden zurückgehalten, in aller Stille zu Ettenheim lebt und sich eifrig mit der reichen Jagd jener Gegend vergnügt. Alle Herren vom Hause Condé waren gewaltige Jäger, und Herzog Heinrich von Enghien, der jüngste Condé, unter Jagdfanfaren im Park von Chantilly geboren, liebte den Wald und seine Lust nicht weniger als seine Väter.

Hier freilich, zwischen dem Schwarzwald und dem Rhein, gab ihm der Wald noch ganz andere Freuden, als die sonst der Jägersmann sucht mit der Büchse im Arm; da seht, der fürstliche Jäger biegt hart um die Felsenecke, er steht und schaut, und wohl war es werth, dahin zu schauen; denn in der Mitte eines kleinen, bereits zart ergrünenden Wiesenthals, so rings von hohen Tannen umgeben war, stand vor einem blanken, im Morgenwinde leicht bewegten See vom glänzendsten Sonnenstrahl wie mit Gold übergossen ein kleines Schlößlein, von rothen Ziegeln leicht aufgebaut. Es war das weder ein zierlicher, noch ein großartiger Bau, aber die dreistöckigen Pavillons, die, ein wenig vor der Façade vorspringend, das Gebäude flankirten, die einzelnen Bäume und die Baumgruppen, die es umgaben und einige Wirthschaftsgebäude halb und halb verbargen, gaben ihm den Reiz des Heimlichen, Wohnlichen, Behaglichen, und in dem Gebäude im stillen Wiesenthal hatten zwei Gäste eine Heimath gefunden, die bis dahin gar mühselig sich durch fremde Lande geschleppt: ein großes Unglück und eine glühende Liebe.

Aus dem mittelsten Fenster des obersten Stockwerks im Pavillon zur Rechten weht ein weißes Tuch, das läßt die glühende Liebe wehen zum Gruß aus zarter Hand, und Herzog Heinrich bemerkt es wohl, das weiße Tuch; mit dem geübten, scharfen Jägerauge bemerkt er's und springt hinunter in das Wiesenthal, mit sicherem Sprung die Klüfte überfliegend, so ihn trennen von der, die seine Seele liebt; da, er ist unten, er eilt über den Baumstamm, den er im letzten Herbst schon über das Fließ geworfen, um eines leidigen Umwegs enthoben zu sein, und raschen Schrittes kommt er auf dem festen Kiespfad dem Schlosse näher. Das glänzende Frauenauge, das ihn mit dem Falkenblick der Liebe schon fern, auf dem hohen Felsenabhang erspäht, es folgt entzückt

den raschen, sichern Bewegungen des stattlichen Mannes; die Hand, die zarte, kleine Hand, die das Tuch zum ersten Gruße wehen ließ, sie streckt sich dem Kommenden entgegen; holdselig grüßend neigt sich über die Fensterbrüstung ein schönes Weib, das weiß und stolz in schwarzen Trauerkleidern leuchtet.

Würdevoll neigt sich der fürstliche Jägersmann, die grüne Mütze schwenkend und den Gruß erwiedernd; dann tritt er ein in die Flurhalle, Pulverhorn und Tasche und das kostbare Jagdgewehr läßt er den dienstbereiten Dienern; dann eilt er mit leichtem Sprunge die breite Treppe hinauf. Aber es rauscht über die Stufen hinab die Schleppe, dem Ritter entgegen eilt die Dame, und auf dem ersten Austritt empfängt er sie selig in seinen Armen.

Weiße Arme schlingen sich um Herzog Heinrich, im Arme der Liebe ruht ein großes Unglück.

Feuchte Lippen finden sich in heißem Kuß, dann führt der Ritter seine Dame aufwärts, zurück in ihr Gemach, so anmuth- und so würdevoll, als führte er sie wieder im Schlosse zu Versailles wie einst im Glanz der Königsherrlichkeit.

Charlotte von Rohan hieß die schöne, stolze, weiße Dame mit den dunklen Strahlenaugen. Schon vor der Revolution, die der Bourbonen Lilienthron in das Blutmeer warf, war die Prinzessin von Rohan-Rochefort in heißer Liebe verbunden mit dem jüngsten Zweige von Condé's hohem Heldenstamm. Flüchtig, verbannt, geächtet, trugen die Liebenden lange Jahre von Ort zu Ort, durch fremde Städte, ihres Hauses, ihres Vaterlandes großes Unglück und die heiße Liebe ihrer Herzen. Zwischen Sieg und Niederlage, zwischen Flucht und Verfolgung, im Feldlager einmal und im Versteck zu andrer Zeit, auf Tage, kurze Augenblicke nur für Liebende, hatten sie sich gesehen, bis die Prinzessin ein Asyl gefunden im Wiesenthal bei Ettenheim, wo damals noch als deutschen Reiches Stand und Fürst gebot der Bischof von Straßburg, Cardinal von Rohan, der Prinzessin alter Ohm und Schützer. Der Geliebten nach zog Herzog Heinrich, als des Krieges Stürme schwiegen. Er nahm seinen Wohnsitz zu Ettenheim in bescheid'nem Hause, doch war er seiner Liebe nah und konnte in wenigen Stunden, rüstig zu Fuße, in das Waldschlößlein gelangen. Auch bot der Aufenthalt am kleinen Orte noch mancherlei andere Annehmlichkeiten dem jugendlichen Fürsten. Das reiche Jagdrevier behagte dem eifrigen Waidmann, und der geliebte Boden Frankreichs war ja nahe, den er, ein Prinz von Frankreich, nicht betreten durfte, den der verbannte Fürst aber wenigstens sehen wollte — und kecklich wagend, gab er oft der heißen Sehnsucht Raum, schiffte über den Rheinstrom, um drüben Frankreichs Luft zu athmen, die so süß und lieblich dünkt verbannten Franzosen.

Ein weites Gemach war es, das die Prinzessin bewohnte im Jagdschloß Monchoir, und wüst genug wär's gewesen mit seinen beiden

riesigen Kaminen, seinem rauhen Estrich und den mächtigen Hirschgeweihen über den Thüren, hätte nicht die zarte Hand der Frau, die Alles ausgleicht, ebnet, ziert und schmückt, auch hier gewaltet und mit Tapete, Teppich, Bildern, Geräthen aller Art und hundert Kleinigkeiten die wüste Halle umgestaltet in ein behaglich Wohngemach für edle Frauen.

Auf einen Polstersitz in lauschigem Winkel zog den geliebten Mann die Dame nieder und strahlte ihn an mit ihren dunkeln, seelenvollen Augen. Sie neigt sich zu ihm und sie küßt ihn auf die stolze Stirne, und er, die weichen, weißen Hände leise drückend, flüstert selig: „Unser Kind ist wohl und heiter, Louise läßt die Mutter grüßen, sie wird der schönen Mutter immer gleicher, die frische Knospe entfaltet schon Alles, was die holde Blume zeigt. Man nennt sie in der ganzen Gegend das schöne Kind von Ettenheim."

Ein trübes Lächeln spielte um die festen Lippen der Prinzessin. Sie hatte ein liebes Kind, ein Töchterlein von kaum eilf Jahren; fern von ihr war es aufgezogen, und selten hatte sie das Kind des Unglücks und der Liebe sehen dürfen. Jetzt war's in ihrer Nähe, der Vater hatte es nach Ettenheim bringen lassen mit seiner Pflegerin und mit dem treuen Diener, dessen Obhut es vertraut war. Aber die Mutter durfte es nur verstohlen sehen, denn ihre Verbindung mit dem Herzog Enghien war ein Geheimniß vor der Welt, das Gott im Himmel wohl, jedoch auf Erden nur wenige Vertraute kannten. Vom Vaterlande getrennt, von allen Hoffnungen, die sonst das Herz der jungen Fürsten höher schlagen machen, geschieden, durfte sich Herzog Heinrich nicht auch noch von seinem Hause, von dem Königlichen Stamme scheiden, dem er angehörte. Und von dem hätte er sich geschieden, wenn er der Welt verkündete, daß er sich vermählte einer Rohan. Haus Bourbon war im Unglück — was im Glück zwar schwer, doch nicht unmöglich wär' gewesen, im Unglück war's unmöglich; Haus Bourbon ist im Unglück mit dem ganzen Stolz des tausendjährigen Königthums bewaffnet, im Unglück durfte nie ein Prinz vom Königlichen Blute Frankreichs hoffen, Erlaubniß zu erhalten zur Vermählung mit der Tochter eines Unterthanen, und wär' sie selbst vom großen Hause Rohan.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden heute, mein theurer Heinrich," sprach Charlotte mit bewölkter Stirn, „Sie mußten kommen, meine Stimme hören, die Stimme einer treuen Warnerin. Ich habe Briefe aus Straßburg, von treuen Dienern meines Hauses. Oh! Heinrich! Ich fürchte für Sie; man sagt in Straßburg, General Dumouriez sei oft in Ettenheim bei Ihnen, man sagt, Sie stünden mit England in Verbindung, Sie rüsteten zu einem neuen Feldzuge gegen die Republik!"

„Sie wissen, meine holde Charlotte, daß das nicht der Fall," nahm der Herzog von Enghien lebhaft das Wort, „ich kenne General Dumouriez gar nicht, ich habe ihn nie gesehen. Mit England steh' ich

in Verbindung, weil ich mit meinem Vater Briefe wechsele, wie's dem Sohne ziemt, und einen Feldzug gegen die Republik? Oh! wie gern wollt' ich ihn rüsten, wenn ich nur wüßte, wie? Ich habe nicht die Mittel, auch nur ein Dorf in Frankreich mit Gewalt zu nehmen; doch ich bin ein Bourbon und muß ertragen lernen, da Gott die Schaale seines Zorns ausgegossen hat über unser Haus!"

Der Herzog schwieg, bekümmert, trübe, doch die Prinzessin suchte ihn zu trösten, ihn aufzurichten mit dem Kusse ihres Mundes, mit dem Blicke ihrer Augen, beseligend und feurig beide.

„Versprechen Sie mir, mein edler Heinrich, nicht, wie Sie oft gethan, den Boden der Republik zu betreten!"

„Der Boden der Republik ist Frankreichs Boden, ist die Erde meines Vaterlandes. Oh! Charlotte, ich bin ein Prinz von Frankreich und soll mit flücht'gem Fuß, selbst nicht zur Nachtzeit, mein Vaterland betreten?"

Eine Thräne stand in Herzog Heinrich's Auge, schwer und kummervoll fiel sie auf seine Wange nieder; mit ihren Lippen küßte die Prinzessin den hellen Tropfen auf.

„Sie haben Recht, Charlotte," sprach der Prinz, sich rasch ermannend, „auch mein edler Vater warnt mich von London aus in seinen Briefen und bittet mich, Ettenheim zu verlassen, Frankreichs Grenzen zu meiden; ich habe auch schon daran gedacht, aber ich bin wie gebannt an diesen Fleck!"

„So brechen Sie den Bann, mein einz'ger, lieber Freund!" bat die Prinzessin flehend.

„Ich will es, weil ich muß," versetzte der Herzog von Enghien sinnend. „Der Mann, der jetzt über Frankreich gebeut, streckt seine Hand weit aus und in einem französischen Kerker wäre ich doch nicht in Frankreich. Ich habe edle Freunde im Hause Hohenlohe und auch Herzog Friedrich von Sachsen, den ich in Darmstadt kennen lernte, bot noch vor Kurzem mir ein still Asyl in seinem Fürstenthum. Ja, ich werde morgen nach Ingelfingen gehen und dort bestimmen, wo ich, Gott weiß auf welche Spanne Zeit, mein Zelt aufschlage. Ein edler Niederländer, früher schon erprobt in schweren Stunden, mag mir dann unser Kind nachbringen. Doch Sie, Charlotte? wir? was wird mit uns?"

„Wir trennen uns, mein Heinrich," sprach die schöne Frau bewegt, „wir trennen uns in Schmerz und Thränen, wie wir so oft uns schon getrennt in diesem Leben und finden uns wieder in Lust und Freude, wie wir uns auch schon oft gefunden! Oh! mein Heinrich! ich will's viel lieber tragen, Sie tausend Meilen fern von mir in Sicherheit zu wissen, als in Gefahr in meiner nächsten Nähe!"

Weinend lag die stolze Dame in dem Arme des ritterlichen Herzogs, die Schatten der nahen Trennung fielen in die Märzsonnenstrahlen, welche das Gemach erleuchteten; die Sonnenstäubchen spielten

lustig, aber krampfhaft fast hielt Charlotte den geliebten Mann umfaßt, ihr Mund hing an seinen Lippen, sie hielten sich, als gälte es eine Trennung für die Ewigkeit, und hatten sich Beide doch so oft schon getrennt im Leben im bittern Leid und hatten sich immer wieder gefunden!

Aber es war eine finstre Ahnung, die nicht nur das Herz der liebenden Frau, sondern auch das des ritterlichen Prinzen, das sonst nie die Furcht gekannt, beschlichen!

„Heinrich, mein Heinrich, Sie reisen morgen, versprechen Sie mir's?“ bat die Prinzessin.

„Ich verspreche es Ihnen,“ entgegnete der Herzog gepreßt, „ich muß Ihnen sagen, theuerste Charlotte, daß mein guter Chevalier Jacques Briefe aus Paris hat, in denen behauptet wird, ich sei selbst dort anwesend und sei in's Geheim dort hingekommen, um die Verschwörung zu leiten, in die sich die Generale Moreau und Pichegru mit einigen armen Chouans eingelassen. Auch will Grünstein seit einigen Tagen fremde Gesichter in Ettenheim bemerkt haben. Wir haben Schmidt auf Erkundigung ausgesendet. Das Alles, der Befehl meines Vaters und Ihre Besorgnisse, meine geliebte Gemahlin, haben mich bereits an meine Abreise denken lassen!“

Eine fliegende Röthe färbte für einen Moment die zarten Züge der Prinzessin, dann flüsterte sie:, „Heinrich, sollte es nicht schon zu spät sein? Kehren Sie nicht nach Ettenheim zurück, gehen Sie von hier aus in die Berge aufwärts, statt zum Strom abwärts, der Chevalier Jacques und Grünstein können mit Ihren Leuten und Ihrer Bagage nachkommen, Sie könnten von hier aus einen Boten hinunter senden!“

Die Prinzessin sprach in großer Erregung, aber es war etwas in ihrem Vorschlag, was dem tapfern und muthigen Wesen des ritterlichen Prinzen nicht zusagte. Es war das Heimliche der Abreise, die im Widerspruch mit seinem Charakter war, auch ließ er sich selbst durch die rührendsten Bitten der Prinzessin zu keinem weitern Zugeständniß bewegen, sondern blieb dabei, daß er alsbald nach Ettenheim zurückkehren, am andern Morgen aber in aller Frühe den Ort verlassen werde, wo er nach den Stürmen des Krieges über zwei Jahre hindurch ein Asyl gefunden.

Das edle Paar schied nach einem muthigen und gefaßten Abschied.

Charlotte von Rohan hatte eine starke Seele und die feste Haltung des Prinzen hatte ihr auch bald jenen entsagenden Muth wiedergegeben, den sie sich im Exil unter Gefahren aller Art errungen.

Das Geläut der Mittagsglocken erklang gerade und tönte aus den nahen Dörfern herüber, als der edle Herzog das Schlößlein Monchoix im Wiesenthal verließ. Oft blieb der junge Held stehen und schaute sich um nach dem Fenster, aus dem das weiße Tuch wehete, mit dem ihm Charlotte von Rohan ihre letzten Grüße zuwinkte; es wollte ihm, der sich im zartesten Jünglingsalter schon als ein echter Condé im

Schlachtgewühl tummelte, ganz seltsam zu Muth werden. Das Tuch in der Hand seines geliebten Gemahls, es winkte ihm zurück, die Gräben, über die er sonst sich mit Leichtigkeit schwang, schienen ihm den Weg zu sperren, die Abhänge, sonst ein Spiel für den geübten Jäger, dünkten ihm unwegsam und selbst das Glockengeläut, das ihm bald näher, bald ferner entgegentönte, schien ihm zuzurufen: komm zurück! komm zurück!

Aber der Herzog von Enghien schritt weiter und kämpfte mächtig die bangen Regungen nieder, die sich mit solcher Macht, wie noch nie vorher, in seiner Seele erhuben.

Mehr erregt von dem innern Kampfe, den er mit sich, mit seinen Gedanken und Ahnungen gekämpft, als von der fast dreistündigen Fußwanderung erschöpft, erreichte der Prinz die ersten Häuser des Fleckens Ettenheim. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, es war ein wundervoller Frühlingstag. Der Herzog von Enghien trat an den Bretterzaun, der ein Gehöft begrenzte, und schaute durch eine Lücke in den Hof. Das Antlitz des edlen jungen Herrn verklärte sich und ein hinreißend freundliches Lächeln schwebte um seinen Mund.

Der Vater sah seine Tochter, seine schöne Tochter, das Kind der geliebten schönen Mutter.

Es war ein liebliches Bild, das sich dem Blick des verbannten und verfolgten Prinzen zeigte. Auf dem sonnigen Hofe, der mit trockenem Kies befahren war, spielte, unter Aufsicht einer bleichen, schönen, stillen Frau und eines Herrn mit strenger, vornehmer Miene, eine Schaar von Kindern, von denen das älteste ein reizendes Mädchen von etwa eilf Jahren war. Das Kind, man nannte es Louise und Mademoiselle von Versay, trug die Züge des Herzogs von Enghien und der Prinzessin von Rohan zugleich, es hatte die Schönheiten ihrer beiden Aeltern geerbt, doch war es dem Vater noch ähnlicher, denn von ihm war das glänzende blaue Auge. Louise von Versay war die Königin des kleinen Kreises, sie war die Aelteste und die Schönste, darum war sie die Königin, obwohl sie den bescheidensten Titel führte. Um sie waren die Kinder des Marquis von Thumery und anderer hochbetitelter Emigranten.

Louise führte auch die Spiele an, und mit freudigem Beben hörte der Herzog, wie sein Kind, seine Tochter, mit der lieblich hellen Stimme ihrer Mutter die uralten Reime, die unverständlichen, declamirte, mit denen die Kinder in Frankreich bei ihren Spielen dasjenige auszuzählen pflegen, das im Spiel die Andern jagen und Eins fangen muß.

Louise zählte im Kreise herum:

Une, deux, trois;
Du bois;
Quatre, cinq, six;
Des cerises.

Le roi vous demande
Pour aller en France,
Pour manger du pain béni
Dans les mains de Jesus Christ.
Pompon d'or!
La plus belle sera dehors!

Der Kreis löste sich und stob jubelnd nach allen Seiten auseinander.

Der Prinz stand und sah entzückt die anmuthigen Bewegungen seiner Tochter, die Allen voraus überall die Erste war.

Jetzt sammelte sie die Schaar wieder und recitirte:

Belle pomme d'or
De la couronne
C'est le roi, qui doit porter!
Allons mes amis!
La guerre est finie.
Belle pomme d'or
De la couronne
Belle pomme d'or
Sortira dehors!

So jagten sich die Kinder jubelnd in der Sonne, endlich aber verlangten Alle das Hühnchenspiel, und mit lieblichem Lächeln willigte Louise ein, Hühnchen zu sein; sie stellte sich drei Schritte von den andern Kindern entfernt auf, diese aber sangen:

Une poule sur un mur
Qui picotte du pain dur;
Picotti, picotta,
Leve ta queue et puis t'en va!

Bei dem letzten Worte eilte Louise, so schnell sie die Füßchen tragen wollten, vorwärts der Wand des Hauses zu, während die andern Kinder mit lautem Geschrei das Hühnchen verfolgten; aber sie erreichten es nicht, denn mit geröthetem Antlitz stand Louise bereits an der rettenden Mauer und lachte ihren Verfolgern schelmisch und siegesfroh entgegen.

Noch einen langen Blick warf der Prinz auf sein schönes, geliebtes Kind, dann ging er weiter, in die Straße des kleinen Ortes einbiegend. Ueberall grüßten ihn die Leute ehrerbietig, denn Alle wußten, daß er ein Königlicher Prinz von Frankreich, und Alle liebten ihn seiner Leutseligkeit und seiner Wohlthätigkeit wegen. Er aber erwiederte heute die Grüße der guten Leute nur zerstreut und murmelte vor sich hin:

Picotti, picotta,
Leve ta queue et puis t'en va!

Er hatte seine Tochter verfolgt und glücklich geborgen gesehen, wenn auch nur im Spiele. Er nahm es als eine glückliche Vorbedeutung, doch nur für sie, nicht für sich.

Als der Prinz seine Wohnung erreicht hatte, trat ihm zunächst ein hübscher ältlicher Herr entgegen, der erste Erzieher des Herzogs, insge-

mein nur Chevalier Jacques genannt. Seine Familie gehörte zu jener der Hugenottischen Gentilhommerie des französischen Südens, die einst mit ihrem Schwerte dem großen Heinrich den Weg bahnte zum Lilienthron. Seit zwei Jahrhunderten rechneten sich die Väter des Chevalier Jacques zum Hause der Prinzen Condé, sie waren Hugenotten geblieben, aber auch treue Diener, sie folgten den Prinzen von Condé überall hin, nur nicht in die Kirche. Seit der Geburt des Herzogs Heinrich hatte der Chevalier Jacques den Knaben, den Jüngling nie verlassen, und er war auch bei dem Manne geblieben. Ob der Eine auch in die Messe ging und der Andre eifrig zur Predigt, sie liebten sich innig.

Chevalier Jacques trug sich noch ganz nach altfranzösischer Art fast stutzerhaft sauber, aber er war in seiner Kleidung nicht lächerlich, denn sein feines Gesicht hatte einen Ausdruck, der eben so viel Klugheit wie Wohlwollen verrieth und männiglich Achtung einflößte.

„Hoheit," redete er den Prinzen an, vertraulich und respectvoll, wie es sein Verhältniß zu dem Herzog mit sich brachte, „so eben ist der Schmidt von seinen Erkundigungen zurückgekehrt. Seiner Ansicht nach hat die Anwesenheit der beiden Unbekannten hierselbst keine Beziehung zu Ew. Hoheit gehabt; der Schmidt ist ein zuverlässiger Mensch, und darum, glaube ich, können wir wegen der beiden Fremden ruhig sein!"

„Ich kenne den Schmidt," entgegnete der Herzog freundlich, „ich habe ihn im Feuer neben mir gesehen, ich zweifle nicht an seiner Treue, mein lieber Chevalier. Trotzdem aber habe ich beschlossen, morgen von hier abzureisen, zuvörderst nach Ingelfingen. Sie haben wohl die Güte, das Nöthige anzuordnen, lieber Chevalier!"

„Mit großem Vergnügen, Hoheit," rief der alte Herr, „ich will Ihnen gestehen, daß mir hier der Boden unter den Füßen zu brennen begann, seit den letzten Nachrichten aus Paris. Oh! diese Gensd'armen der Republik sind mir ein gar zu unangenehmer Anblick!"

„Und Frankreich drüben, Chevalier, reißt man sich so leicht los vom Anblick Frankreichs?" fragte der Herzog trübe.

„Ah, la belle France!" seufzte Chevalier Jacques, aber gleich darauf setzte er hinzu: „Mein Frankreich liegt nicht da drüben, wo die dreifarbige Fahne weht, mein Frankreich ist im hohen Hause Condé, und wo Hoheit sind, da bin ich zu Hause! Ich gehe, Ew. Hoheit Befehle zu erfüllen!"

Damit verneigte sich der Getreue des Hauses Condé und ging.

Der Prinz aber rief mit dem Ausdruck der tiefsten Rührung: „Lieber, treuer Chevalier Jacques!"

Während nun der Jäger des Prinzen mit dem Kammerdiener gemeinschaftlich die Koffer packte, ging der Marquis von Thumery, der an der Spitze des kleinen Hofstaats, wenn man das so nennen will, stand, und holte den Grafen Vavel de Versay, einen reichen Niederländer, den der Herzog aus der Zeit des holländischen Feldzuges her kannte und

der seit einiger Zeit ebenfalls in Ettenheim wohnte, zu einer Privat-Audienz ab.

Wir haben diesen Herrn, der eben so alt wie der Herzog sein mochte, schon in dem Hof gesehen, wo das schöne Kind von Ettenheim, des Herzogs Tochter, spielte. Graf Vavel de Versay hatte ein mehr strenges und kaltes, als einnehmendes Gesicht, das aber, wenn es freundlich wurde, desto anmuthiger erschien. Sein ganzes Wesen war das eines Mannes von vornehmer Geburt und besser Erziehung.

„Verzeihen Sie," redete der Herzog den Grafen an, als er mit ihm allein war, „daß ich Sie rufen ließ, aber ich befinde mich schon wieder in der traurigen Nothwendigkeit, Ihrer oft erprobten Freundschaft mein Kind und dessen Pflegerin überlassen zu müssen!"

„Hoheit," entgegnete der Graf, „ich kann den Grund beklagen, der Sie dazu nöthigt, und mich doch durch Ihr Vertrauen hoch geehrt finden."

Die Männer drückten sich die Hand.

„Ich denke," nahm der Prinz nach einer kleinen Pause das Wort, „morgen von hier nach Ingelfingen abzureisen; ich weiß nicht, ob ich dort bleiben werde. In jedem Fall werde ich Ihnen von dort aus Nachricht geben und Sie werden dann mir folgen mit Ihren Schützlingen!"

Der Graf verneigte sich.

„Man weiß nie, was Gott beschlossen hat, theurer Graf. Nehmen Sie diese Papiere; sie sind wichtig für mein Kind. Sollte ich sterben vor der Zeit, so sind Sie Vormund des Kindes; diese Vollmacht und dieser Ring werden Sie als solchen bei dem Hause Condé legitimiren."

Ehrfurchtsvoll empfing der Graf die Papiere und den Siegelring mit dem Wappen des Hauses Condé, den drei Lilien und dem vertieften Schrägbalken in der Mitte.

Das ganze Benehmen des Herzogs zeigte, wie hoch er den Mann schätzte, dem er seine Tochter anvertraute, und der Graf verrieth in jeder Bewegung, in jedem Worte, wie gerührt und geehrt zugleich er sich durch das Vertrauen fühlte, welches der verbannte Prinz in ihn setzte.

Lange noch sprachen die beiden Herren über die Erziehung des schönen Kindes von Ettenheim, das der Gegenstand ihrer gemeinschaftlichen Sorge und Fürsorge war. Sie nahmen endlich mit großer Rührung Abschied von einander. Dann setzte sich der Herzog nieder und schrieb einige Briefe, freundliche Worte des Abschieds enthaltend, an einige umwohnende Edelleute gerichtet, die dem geächteten Prinzen diejenige Theilnahme erwiesen, die einem großen, würdig getragenen Unglück gebührt.

Es war kurz nach Mitternacht, als der Prinz seinem Kammerdiener klingelte, um sich auskleiden zu lassen und dann einige Stunden zu schlafen. Die Abreise sollte um sechs Uhr früh stattfinden.

Eben wollte er in's Bett steigen, als der treue Schmidt hastig in's Zimmer trat und meldete, daß man verdächtiges Geräusch und Waffengeklirr um das Haus vernehme.

Im Augenblick drehte sich der Prinz um, ergriff sein geladenes Jagdgewehr und eilte im bloßen Hemde an's Fenster; der Kammerdiener und Schmidt ergriffen gleichfalls ihre Flinten, entschlossen, gleich dem Herzoge ihr Leben theuer zu verkaufen.

„Wer ist da?“ rief der Herzog durch das geöffnete Fenster.

Von unten herauf klang eine Antwort; der Prinz legte an und wollte eben Feuer geben, als ein Dragoner-Offizier, von einigen Dragonern gefolgt, in's Zimmer stürzte und, das Gewehr des Prinzen am Lauf ergreifend, diesen am Schießen verhinderte und ihm versicherte, daß jeder Widerstand unmöglich sei.

Mit den Dragonern kamen der Marquis von Thumery, der Chevalier Jacques und ein deutscher Cavalier des Prinzen, der Baron von Grünstein, so wie die anderen Diener des Hauses.

Der Herzog zog sich in aller Eile Beinkleider und seinen kurzen Jagdrock an. Er hatte noch die Stiefeln in der Hand, als der Oberst Charlot von der Straßburger Gensd'armerie erschien und fragte: „Wer ist der Prinz?“

Alle blieben stumm. Die Gensd'armen hatten kein Signalement und sahen die Anwesenden bestürzt an.

Als Oberst Charlot seine Frage wiederholte, entgegnete der treue Chevalier Jacques, vortretend: „Nun, wenn Sie gekommen sind, den Prinzen zu arretiren, so müßten Sie doch sein Signalement haben; ich will Ihnen indessen aus Ihrer Verlegenheit helfen, ich bin der Prinz!“

Die treue Seele dachte so vielleicht den Herzog zu retten; aber der arme Jacques hatte vergessen, daß der Herzog dreißig Jahr alt war und er sechzig, auch lachte ihm Oberst Charlot geradezu in's Gesicht.

Unterdessen hatte sich der Prinz einigermaßen angekleidet; „ich danke Ihnen, lieber Chevalier,“ sagte er vortretend. „Was wünschen Sie von mir, mein Herr, ich bin Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, ein Prinz von Königlichem Geblüt; bin ich es, den Sie suchen?“

Der Oberst Charlot verbeugte sich unwillkürlich und bat den Prinzen achtungsvoll, ihm zu folgen, da er durch seine Ordres genöthigt sei, ihn mit seinem ganzen Gefolge zu verhaften und nach Straßburg zu führen; schließlich ersuchte er den Herzog, sich jedes weitern Widerstandes, der ganz vergeblich sei, zu begeben.

Der Herzog nickte leise mit dem Kopfe, er sah ein, daß wirklich jede Gegenwehr umsonst sei, er setzte sich nieder und sah gleichgültig zu, wie die Gensd'armen in aller Hast seine Papiere versiegelten.

„Das ist die Wirthschaft einer Räuberbande!“ sagte Chevalier Jacques, über den Mangel an Ehrerbietung gegen seinen Prinzen auf's Höchste entrüstet.

Dennoch beeilten sich die Gensd'armen noch nicht genug, nach Ansicht des Generals Ferion, der mit den Dragoner-Offizieren des Detachements, das etwa zweihundert Mann stark sein mochte, auf der Treppe stand. Er ließ Oberst Charlot mehrmals zur Eile mahnen.

Endlich führte man den Prinzen, den Chevalier Jacques, den Marquis Thumery, der durch die Aehnlichkeit der Namen den Verdacht erregt hatte, daß sich General Dumouriez bei dem Prinzen aufhalte, den Baron Grünstein und die vier Diener zwischen zwei Reihen von Soldaten hinunter und brachte sie zu Fuß nach einer verfallenen Mühle bei der Ziegelscheune vor dem Ort. Dort ließ man die Verhafteten einen Leiterwagen besteigen und fuhr sie unter einer starken Bedeckung von Chasseurs zu Fuß nach Rheinau, wo ein starker Rheinkahn bereit lag.

Als der Kahn drüben an's Ufer stieß, sprang der Prinz lebhaft an's Land und sagte halblaut: „Da bin ich wieder in Frankreich, aber Niemand ist da, der mich im Lande meiner Väter willkommen heißt!"

„Ich wollte, daß ich's könnte, mein Prinz!" entgegnete Oberst Charlot treuherzig mit soldatischer Theilnahme.

In Pforzheim standen Wagen bereit, die den Prinzen und seine Begleiter nach Straßburg brachten. Dort stieg der Prinz bei dem Obersten Charlot ab, von dessen Wohnung aus er nach kurzer Rast in einem Fiacre nach der Citadelle geführt wurde.

So kam durch Ueberfall in Nacht und Dunkel der Bourbon in die Hand des Bonaparte.

Und das deutsche Reich, in dessen Frieden sich der Prinz gestellt, auf dessen Grund und Boden das Völkerrecht so schmachvoll verletzt ward, es hatte nicht einmal ein Wort des Tadels, das alte Reich war todt. Doch aus tausend Herzen schrie die Entrüstung laut ob dieser Frevelthat. Die Stimmen aber verstummten bald vor der Zahl der ungeheuren Frevel, die folgten.

Das sogenannte Programm der Rechten und dessen Gegner.

Wir haben es von Anbeginn als einen besonderen Vorzug und als das sicherste Criterium der Wahrheit betrachtet, der Zielpunkt der Angriffe des gesammten Liberalismus innerhalb und außerhalb der Presse zu sein, und Nichts war so sehr geeignet, das sogenannte „Programm der Rechten" den ächten Mitgliedern dieser Seite auf das Dringendste zu empfehlen, als der in den jetzigen ruhigen Zeiten fast überraschende Sturm, welcher das vereinigte liberale Löschpapier vom Rhein bis zur Donau durchzittert. Hunderte von Leitartikeln sind wie auf Commando

darüber hergefallen, und wenn auch der Kampf bis dahin weniger mit Gründen als mit Schimpfworten und Verwünschungen geführt worden ist: die Hitze der Gegner läßt es nicht zweifelhaft, daß der Liberalismus sich in seiner Burg bedroht fühlt und es deshalb für gerathen hält, selbst seinen Landsturm mobil zu machen.

Groß war die Diana der Epheser, wie dies seiner Zeit der Schmied Demetrius und seine Freunde durch zweistündiges Geschrei erhärteten, und groß ist der Constitutionalismus und die liberale Doctrin, wie dies sämmtliche freisinnige Zeitungsschreiber auf Erfordern zu beschwören bereit sind. Gründe — und man sieht sich verwundert an — Gründe für eine Sache, an die so viele „edle Menschen und gute Freunde" seit einem Menschenalter steif und fest geglaubt haben; Gründe für eine Sache, die seiner Zeit von allen Lehrstühlen als die neueste Weisheit angepriesen und als Prüfstein unverfinsterter Gemüther gangbar war: man steht erstaunt vor der Thatsache, daß Menschen geboren worden sind, die es wagen, das Monopol des Liberalismus anzutasten und seine Weisheit und seine Verheißungen als Thorheit und Lüge zu brandmarken.

Unzweifelhaft, daß vor dem Jahre 1848 ein derartiges Collectivgeschrei des Liberalismus seines Erfolges gewiß gewesen wäre. Man hätte sich gefürchtet, man wäre für beschränkt gehalten, und der Liberalismus wäre über die Leichen seiner Gegner zur Tagesordnung übergegangen.

Anders heute, wo der Liberalismus durch seinen betrüglichen Bankerott seinen Credit in einem Maße verloren, über dessen Umfang er allein noch sich selbst in einer wohlthätigen Täuschung erhalten. Schilt er, so weiß man, es fehlt ihm an Gründen; stellt er sich muthig, so nennt man ihn Bürgerwehr; und geberdet er sich patriotisch oder human, so können sogar die Mienen seiner Auguren den Gedanken nicht verhüllen, daß sie ihn für einen Lügner halten.

Unsere Freunde — und wir verstehen hierunter Alle die, welche von der conservativen Politik noch etwas mehr als die Wiederherstellung des Jagdrechts erwarten — unsere Freunde haben, deß freuen wir uns, in den Angriffen der Gegner nur eine Aufforderung gefunden, sich näher mit der Sache zu befreunden und, hat ihnen hin und wieder auch die Form nicht zugesagt, eine nähere Verständigung über das Wesentliche des Inhalts zu suchen. Das Ergebniß dieser Verständigung, eine wesentliche Verbesserung der Form, eine größere Klarheit über den Weg, der zum Ziele führt, hat bereits seinen Ausdruck gefunden, und wird in der Kürze allen unseren Gegnern Gelegenheit geben, von dem Gebiete persönlicher Verdächtigung auf das Gebiet sachlicher Erörterung überzugehen.

Die Insinuationen der liberalen Presse, als hätte das „Programm" anstatt eine Verständigung im Schooße der Rechten anzubahnen, den

Keim zu einem Zerwürfniß innerhalb derselben gelegt, sind zu plump und mit einem zu sichtbaren Stempel der Absichtlichkeit zugeschnitten, als daß sie nicht des Zweckes verfehlen mußten, selbst wenn vermeintlich conservative Organe kurzsichtig genug waren, sich dadurch irre führen zu lassen. Man ist in der Täuschung befangen, als ob die Principien von den Parteien, und nicht die Parteien von den Principien ihren Beinamen erhielten.

Ob daher die in dem Programm ausgesprochenen Principien conservative sind und als solche wirken werden, das wird keineswegs dadurch bedingt, ob auch z. B. die „Norddeutsche Zeitung" sie als solche anzuerkennen geneigt ist.

Es ist in der That nur ein mäßiger Grad von Einsicht dazu erforderlich, um zu sehen, daß vor der socialen Frage jede andere in den Hintergrund tritt, und daß es Niemandem noch lange erlassen bleiben wird, die verschiedenen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Lösung zu prüfen und für oder wider Partei zu nehmen. Mag dies einzelnen conservativen Publicisten, die eben auch nichts weiter gelernt haben, als die jetzt sehr wohlfeilen Widerlegungen des politischen Liberalismus zum Ueberdruß zu wiederholen, immerhin höchst unbequem sein; wir gedenken uns eben so wenig wie seiner Zeit Tell vor dem Hute des Geßler, vor der Schlafmütze der Publicistik zu verneigen. Die Entwickelung der socialen Frage wird unaufhaltsam nach ihren eigenen Principien ihren Fortgang nehmen, und die conservative Partei hat es keineswegs in der Hand, willkürlich über die Principien zu entscheiden, sondern lediglich die Wahl, ihr zum Segen oder zur Strafe den objectiv richtigen Principien zu dienen oder zu widerstreben.

Objectiv aber müssen wir die Principien, welche in jenem Programms-Entwurfe niedergelegt sind, für die richtigen halten, und es wird deshalb in dem neuen Jahr unser eifriges und gewissenhaftes Bestreben sein, ebenso wie bisher, jene Principien uns und unseren Lesern immer zugänglicher und durch ihre Anwendung auf die Einzelfragen des Staats- und Gesellschaftslebens immer klarer und durchsichtiger zu machen.

Wir theilen nicht die Verwirrung und den Unverstand derer, welche — wie die „Nordd. Ztg." — ein conservatives Programm, d. h. eine Zusammenfassung der conservativen Principien und Postulate, um deßwillen verwerfen, weil es doch eben so unmöglich als unconservativ sei, dasselbe *mit einem Male* zu realisiren.

Wir sind nicht in der politischen Kurzsichtigkeit derer befangen, welche — wie dasselbe Blatt*) — das Uebermaaß und die Gewalt des

*) Die Norddeutsche Zeitung" schrieb:
„Wir erklären, daß wir es für eine beklagenswerthe Verirrung halten würden, wenn innerhalb der conservativen Partei der Versuch gemacht werden sollte, nach allgemeinen theoretischen Grundsätzen ein politisches System aufzustellen, zu dessen

Irrthums als Grund anpreisen, denselben ruhig weiter gewähren zu lassen.

Hoffen wir, daß der Verfasser — wie dies schon öfter geschehen — sich baldigst selbst eines Bessern belehre.

Conservativ nennen wir und unsere Freunde nur den, der schließlich Nichts conserviren will als die rechten Principien und deren Verkörperung.

Die Protestanten in Ungarn.

Das vor kurzer Zeit zwischen Oesterreich und dem päpstlichen Stuhle abgeschlossene Concordat lenkt die Aufmerksamkeit fast von selbst auf die zukünftige Stellung der österreichischen Protestanten diesem Concordat gegenüber. Denn wenn auch dieses Concordat nur der letzte Schritt war, den die katholische Kirche in Oesterreich auf dem Wege zu ihrer Selbstständigkeit noch zurückzulegen hatte, so ist dieser letzte Schritt doch so bedeutend, daß er nothwendig die gespannteste Theilnahme des Auslandes hervorrufen muß.

Durchführung auf dem Gebiete des practischen Staatslebens man sich verpflichtete. Zwar kann es unmöglich die Aufgabe des Conservatismus sein, Alles zu conserviren, was im Staate einmal thatsächlich oder rechtlich Bestand gewonnen hat; vielmehr wird der wahre Conservatismus es immer als seine Aufgabe erkennen, die bestehenden Einrichtungen des Staats, in alle dem, worin sie sich unzulänglich zeigen, zu verbessern oder zu reformiren. Aber gerade darin beruht der wesentliche Unterschied zwischen dem Conservatismus und dem destructiven Liberalismus, daß der erste das ganze Gebäude des Staates, wie dasselbe in seiner geschichtlichen Entwicklung bis auf die Gegenwart sich gestaltet hat, als zu Recht bestehend anerkennt, und daher weder im Ganzen noch im Einzelnen Veränderungen vornehmen wird, ohne auf das Gewissenhafteste allen erworbenen Rechten Rechnung zu tragen, während der destructive Liberalismus einen abstracten Vernunftstaat voraussetzt, nach dessen Muster er, ohne Rücksicht auf erworbene Rechte, neu construirt. Ein Programm, welches gewisse allgemeine theoretische Grundsätze aufstellte, nach denen bei der Verbesserung der bestehenden Einrichtungen zu verfahren wäre, kann daher niemals conservativ sein; und die Partei, welche ein solches Programm sich aneignete, würde damit jeden Anspruch auf den Namen der Conservativen verlieren. Mehr als eine Beurtheilung der bestehenden Staatseinrichtungen von einem allgemeinen theoretischen Standpunkt ist das sogenannte Programm der Rechten nicht . . Was den Inhalt desselben betrifft, so nehmen wir keinen Anstand, zu erklären, daß wir die Grund-Ansichten des Verfassers nicht für die richtigen halten, und zwar deshalb nicht, weil derselbe das Wesen der ganzen modernen Entwickelung verkennt, und weil er den thörichten Versuch machen will, diese Entwickelung zu hemmen, indem er Gestaltungen des socialen Organismus zurückruft, die, nachdem sie einmal untergegangen sind, nie und nimmermehr in das Leben zurückkehren können. Blicke der Verfasser, wenn er „das Recht des schrankenlosen Erwerbs“ abläugnet, nur auf die ungeheure Ausdehnung, welche das Fabrikwesen in Folge der Anerkennung dieses Rechts gewonnen hat, und frage er dann sich selbst, ob es menschlicher Macht möglich ist, dieser Entwickelung Stillstand zu gebieten. Blicke er, wenn er das Recht des beweglichen Besitzes abläugnet, auf unsere Eisenbahnen, und versuche er es, die mit voller Kraft des Dampfes daherbrausenden Wagen, die den beweglichen Besitz mit sich führen, mit seiner schwachen Hand zurückzuhalten!“

Es ist bekannt, daß der österreichische Staat seit dem April d. J. auch mit den Protestanten wieder aufs Neue verhandelt. Wir dürfen erwarten, daß die Ergebnisse dieser Verhandlungen in nicht zu langer Zeit veröffentlicht werden. Wenigstens haben einige Wiener Blätter, um nahe liegenden Erwägungen und Bedenken der Protestanten zu begegnen, offenbar in friedlicher Absicht mitgetheilt, daß eine ähnliche Fortbildung der evangelischen Confession, eine größere Selbstständigkeit derselben und Freiheit dem Staate gegenüber demnächst zu hoffen stehe.

In der That stehen die Dinge nicht so, daß die Protestanten in Oesterreich schon jetzt für ihr zukünftiges Geschick, der befreiten katholischen Kirche gegenüber, zu fürchten hätten. Man muß die Entwickelung der Dinge eben abwarten. Mittlerweile aber mag es nicht überflüssig erscheinen, uns die Lage der Protestanten, wie sie in den letzten funfzig Jahren sich gestaltet hat, aus der Geschichte zu vergegenwärtigen. Nehmen wir diesmal besondere Rücksicht auf Ungarn, ein Land, so reich und herrlich und doch in der Regel mehr als ein anderes unserer Kenntniß entzogen. *)

Die Protestanten Ungarns (jetzt 2,853,000 an der Zahl) hatten bis gegen 1780 die verschiedenste Behandlung erfahren; bald waren sie vom Staate durchaus anerkannt, bald wenigstens geduldet, bald auch dies nicht einmal. Um die angegebene Zeit schien die protestantische Kirche durch Maria Theresia hart an den Rand des Verderbens gebracht worden zu sein. Es wäre ein vergeblicher Versuch, wollte man die Bedrängnisse schildern, in welche die Protestanten durch die Kaiserin gestürzt wurden. Mit Recht sagt Sismondi, eine genaue Bekanntschaft mit den Leiden der ungarischen Evangelischen würde zeigen, daß sie die der Hugenotten unter Ludwig XIV. noch übertroffen.

Mit dem Regierungsantritt Josephs II. (1780) schien für die bedrängten Evangelischen eine bessere Zeit anzubrechen. Dieser Kaiser erleichterte die kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse der Protestanten in demselben Maße, als er die Macht der römischen Kirche einschränkte. Im October 1781 gab er das berühmte Toleranz-Edict, welches die ungarischen Behörden sehr ungern und meist erst gegen December des Jahres dem Volke mittheilten.

In diesem Edict war den Protestanten doch schon Manches gewährt. Denn es wurde ihnen nicht nur an denjenigen Orten, wo sie bis dahin nicht geduldet wurden, ein Privat-Exercitium ihrer Religion gestattet, sondern sie durften auch allenthalben evangelische Bethäuser, Pfarr- und Schulgebäude errichten, falls sich 100 Familien eines Ortes dazu vereinigten und die Kosten der kirchlichen Veranstal-

---

*) Vergl. Geschichte der evangel. Kirche in Ungarn. Mit einem Vorwort von Merle d'Aubigné. Berlin 1854. — Protestantische Jahrbücher für Oesterreich. Pesth. — Die Lage der Protestanten in der Oesterreichischen Monarchie einst und jetzt. Leipzig, 1855.

tungen die Steuerkräfte der Betheiligten nicht zu sehr in Anspruch nähmen.

Aber wie sonderbar berührt uns doch die Beschränkung, daß die protestantischen Bethäuser ohne Glocken und Thürme sein mußten und von der öffentlichen Straße aus keinen Eingang haben durften.

Nach dem Edict sollte die Confession kein Hinderniß bei Anstellungen im Staatsdienst sein, es wurde ausdrücklich bemerkt, daß die Evangelischen Eigenthum und Bürgerrecht erlangen, auch akademische Würden bekleiden dürften, daß sie keine Eide zu schwören brauchten, die ihrem Glauben widersagten, daß kein Protestant zum Besuch des katholischen Gottesdienstes gezwungen werden dürfe.

Eine große Wohlthat war gewiß auch die Bestimmung des Edicts, daß die Protestanten alle Schulen und Kirchen, die ihnen gehörten, für die Zukunft ungestört behalten sollten und daß es ihnen frei stehe, baufällige Kirchen ꝛc. in beliebigem Material wieder herzustellen. Auch das war gut gemeint, daß die Reverse evangelischer Eltern, ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen, untersagt wurden. Freilich setzte Joseph fest, daß, wenn der Vater katholisch sei, alle Kinder katholisch, wenn er protestantisch sei, nur die Knaben protestantisch erzogen werden sollten. Da es vorgekommen war, daß katholische Pfarrer auch evangelische Kranke belästigten, so wurde dieser freiwillige Dienst verboten.

Nach unsern heutigen Begriffen von Religionsfreiheit enthalten diese Bestimmungen des Josephinischen Edicts nicht nur nicht zu viel Freiheit für die Evangelischen, sondern vielmehr zu wenig. Wie ist es denn zu begreifen, daß das Edict doch einen so bittern Groll bei der Mehrzahl der Katholiken in Ungarn hervorrief? Der entscheidende Grund dieses Grolls liegt darin, daß in jenem Lande die Protestanten schon seit einer Reihe von Jahren theoretisch und praktisch niedergedrückt worden waren. Nun schien eine fast vollkommene Gleichstellung derselben den Katholiken eine Herabwürdigung ihrer eigenen Kirche zu sein. Aber dieser Umstand erklärt den Widerwillen gegen das Edict nicht ganz. Man hatte bei dieser Reform und bei ähnlichen des Kaisers Joseph das lebendige Gefühl, daß die Triebfedern nicht in einer entschiedenen gewissenhaften Religiosität lägen, sondern vielmehr in der Vorliebe des Kaisers für die Aufklärungsgedanken seiner Zeit, nach welchen die Religion eigentlich nur eine Vorschule zur Philosophie war, welche damals anfing, bei den Gebildeten die Stelle der Religion zu vertreten. Wie der Kaiser für keine historische Gestaltung des Christenthums einen Sinn hatte, so schonte er auch die katholische Kirchenbildung nur mit Rücksicht auf das Volk, das an ihr hing. Im Uebrigen schränkte er die Wirksamkeit des kirchlichen Instituts möglichst ein. Allen Verkehr der inländischen Klöster mit ausländischen Ordenshäusern und Vorstehern, alle Beschickung auswärtiger General-Capitel verbot er, nur aus Oesterreichern durften die Ordensobern gewählt werden, die einzige Verbindung

mit den fremden Corporationen sollte Gebet und Fürbitte sein. Ohne vorgängiges placet durfte keine päpstliche Verordnung publicirt werden. Und weil „die Grundsätze des Monachismus dem Lichte der Vernunft gerade entgegengesetzt" seien, hob er auch nach und nach die Klöster auf.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß seinen Reformen die Grundlage fehlte und daß ihm das Gefühl wachsender Vereinsamung wie ein Wurm am Herzen nagte.

Bekannt ist es, wie schon bald nach der Publication des Edicts der Cardinal Battyany sich im Namen aller Bischöfe gegen dasselbe verwahrte, und wie eine Menge Gespannschaften ihm nachfolgten. Ja ein Comitat hob dem Edict gegenüber alte Gesetze hervor, Gesetze, nach welchen die Lutheraner zum Scheiterhaufen geführt werden durften. Der Besuch des Papstes in Wien verfehlte seinen Zweck. Der Kaiser schien seine Pläne seitdem vielmehr mit größerem Eifer zu verfolgen. So verbot er den Geistlichen besonders alle Jagd auf Waisenkinder der Protestanten und Juden, erschwerte den Uebertritt zur katholischen Kirche, erlaubte den Protestanten, außer der Bibel auch noch mehrere Erbauungsbücher drucken zu lassen, und hätte sonderbarer Weise auch gern eine Agende, nämlich die Sailer'sche, bei den Protestanten eingeführt, wenn er nicht auf einen starken Widerwillen der Protestanten gestoßen wäre, welche eine Agendensache als rein kirchliche behandelt wissen wollten.

Daß Joseph mancherlei Verletzungen seiner Bestimmungen erleben mußte, kann uns nicht befremden. Zuweilen griff er dann mit energischen Strafen ein. So bekam es einem Pfarrer übel, daß er die Kirchthüren der evangelischen Gemeinde hatte einbrechen lassen, um sich die Kirche anzueignen, und der Erzbischof von Görz, der in Rom angefragt hatte, ob er das Edict publiciren dürfe, mußte eine erhebliche Geldstrafe zahlen. Manchmal aber verstand sich der Kaiser doch zu Concessionen an die Hierarchie, welche den Protestanten wesentlichen Nachtheil zufügten. So wurde 1782 einem jeden Katholiken, der zur protestantischen Kirche übertreten wollte, ein sechswöchentlicher Unterricht auferlegt, eine Bestimmung, mit welcher der ärgste Mißbrauch getrieben wurde. Bald darauf erlangten die Katholiken die wichtige Verordnung, daß bei allen Verhandlungen darüber, ob an einem Orte ein protestantisches Kirchenwesen entstehen dürfe, ein katholischer Geistlicher des Bezirks eine Hauptentscheidung haben sollte. Es wäre ein vergeblicher Versuch, alle die Bedrückungen der gehässigsten Art hier mittheilen zu wollen, welche die fanatisch gestimmten untern Behörden erfanden. Die Protestanten legten dem Kaiser ihre Klagen vor, aber er konnte ihnen nicht helfen. Er gerieth sogar auf den verfehlten Gedanken, das Schulwesen der Protestanten staatlich und zwar auf simultanem Fuße zu organisiren, aber die Evangelischen machten ihm begreiflich, daß ihr Schulwesen mit ihren kirchlichen Einrichtungen genau

zusammenhange und daher auch nur von der Synode aus geregelt werden könne.

An manchen Orten war die Unbestimmtheit der Religionsverfügungen Ursache, daß die untern Beamten nach Gutdünken verfuhren und so der Bildung einer festen Tradition hinderlich wurden. Als eine reformirte Gemeinde sich auf Grund eines Gesetzes weigerte, ferner dem katholischen Pfarrer die Stolargebühren zu zahlen, kamen Comitatshusaren und trieben die Gelder ein; freilich mußte der Pfarrer zwiefachen Ersatz leisten, aber so nothwendig auch solche früher kaum erhörte Strafe war, sie konnte den tief gewurzelten Haß gegen die Ketzer nicht einschüchtern. Es half nicht, daß die Behörde einem Pfarrer, der einen 16jährigen Katholiken schon mehrere Jahre im Gwöchentlichen Unterricht hatte und ihn einst wegen vorgeblicher Dieberei mit 15 Karbatschenhieben bestrafte, eben so viele Tage in Arrest steckte. Man fing an einigen Orten schon wieder an, übertretende Katholiken in's Gefängniß zu setzen und diejenigen zu bestrafen, welche die evangelischen Bethäuser besuchten.

So wenig konnte Joseph auf diesem Gebiete von dem zur Ausführung bringen, was er zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte. Stolze Worte waren es, die er am Anfange seiner Regierung ausgesprochen hatte: „Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichte, dauerhaft bleibe.“ Zehn Jahre später zerstörte er selbst das Gebäude seiner Reformen und starb vier Wochen nachher.

Wiewohl das Toleranz-Edict von Joseph nicht widerrufen worden, so fühlten die ungarischen Protestanten doch, daß mit des Kaisers Tode auch diese Grundlage ihrer religiösen Freiheit wankend geworden sei. Um die Aufrechthaltung ihrer erworbenen Rechte bittend, traten sie vor den Thron des neuen Herrschers Leopold II., der ihre Bitte gütig aufnahm und auf dem ungarischen Landtage (1790) die Sache der Evangelischen gleich zur Verhandlung brachte. Und in der That einigte man sich auf dem Landtage (1791 im Februar) über die von Leopold vorgelegten Resolutionen in 17 Artikeln, welche den Protestanten sehr günstig waren. *) Ueberall wurde diesen nun freie Religions-Uebung, freie Benutzung der Kirchen, Thürme, Glocken u. s. w. bewilligt. Bei Erbauung neuer Kirchen sollte nur darauf gesehen werden, daß das Volk nicht außer Stand gesetzt werde, dem Staate seine Steuern zu entrichten. Alle protestantischen Angelegenheiten sollten ausschließlich von den Leitern der betreffenden Confession geordnet werden nach den deßfallsigen Kirchengesetzen und unter Ober-Aufsicht des Staates. Der Staat hatte z. B. das Recht, einen beliebigen Commissarius in die kirchlichen Versammlungen zu schicken, freilich nur als Aufseher,

*) An die damals begründete Gesetzgebung hat auch jetzt wieder der österreichische Minister Graf Thun angeknüpft, als er (am 14. April 1855) die neun Vertrauensmänner nach Wien berief.

nicht als Dirigenten. So durften auch die Synodal-Statuten nicht eher in Kraft treten, bis sie die königl. Genehmigung erhalten hatten.

Den evangelischen Predigern wurde es gestattet, Kranke und Gefangene ihrer Confession überall frei zu besuchen, wenn sie nur dabei keine Reden an das Volk hielten. Alle protestantischen Stiftungen sollten unangetastet bleiben, eingezogene zurückgegeben werden. In Bezug auf Eigenthumsrechte auf Kirchen, Schulen u. s. w. wurde der status praesens als Richtschnur angenommen, und zu weit greifende Ansprüche wurden schwer verpönt, so Wegnahme von Kirchen mit 600 Gulden. Uebertritte zur protestantischen Confession sollten zur Vermeidung von Leichtsinn erst dem Könige zur Genehmigung vorgelegt werden, alle Proselytenmacherei wurde den Protestanten bei schwerer Strafe verboten.

Wenn somit auch noch manches in diesen Bestimmungen enthalten war, was die Protestanten wesentlich beschränkte, der überwiegende Eindruck des neuen Statuts war doch ein sehr erfreulicher, und der Schmerz, den der baldige Tod Leopold's bei den Protestanten hervorrief, zeigt auf eine beredte Weise, wessen sie sich zu ihm auch für die Folge versahen. Von dem Sohn desselben, Franz I. (1792—1835), hofften sie, er werde dem Vater gleichen an Wohlwollen und an Kraft, aber bald traten Umstände ein, welche verriethen, daß die fanatisch gestimmten Unterbeamten in Ungarn wieder mehr freie Hand bekommen hatten. Es wurde nicht blos die Censur der protestantischen Religionsbücher willkürlich geübt, es durfte sogar auch ein Statthalterei-Befehl erscheinen, der die Reverse über katholische Erziehung der Kinder wieder als gültig anerkannte und damit auch die Wegnahme der Kinder aus dem väterlichen Hause unter Umständen guthieß. Evangelische Eltern sollten, so hieß es, ihr katholisch zu erziehendes Kind bei Criminalstrafe nicht in ein evangelisches Bethaus mitnehmen, oder mit evangelischen Büchern bekannt machen. Die evangelischen Pfarrer sollten nicht dulden, daß Katholiken dem evangelischen Gottesdienst beiwohnten.

Daß in diesen Befehlen eine Verletzung der Gesetze lag, war so offenbar, daß selbst die politischen Körperschaften in Ungarn sich über die Willkür der Behörden beschwerten. Der Monarch entschuldigte sich damit, daß diese schlimmen Resolutionen ohne sein Wissen ergangen seien. Nun wollte die Statthalterei ihm naiv genug glaublich machen, es sei das Alles nur eine Ausführung der 17 Artikel. Zwar wurde ihr Machwerk cassirt, aber die Priesterpartei wußte wohl, daß sie von Franz wenig zu befürchten habe, und fuhr fort, die Protestanten durch Verdrehungen und Umgehung der Gesetze auf's Schwerste zu bedrängen. Stellen wir aus einer Bittschrift an den König einzelne solcher Fälle zusammen.

Die Bischöfe und andere Priester nannten die Evangelischen wieder in amtlichen Schriftstücken Ketzer und Revolutionäre. Verwaiste refor-

mirte Kinder wurden, trotz der Einsprache der Verwandten, katholisch erzogen; öfters wurde den Protestanten ein ehrbares Begräbniß auf dem gemeinschaftlichen Kirchhofe verweigert. Ein evangelischer Pfarrer wurde von dem anwesenden katholischen in einer Leichenrede unterbrochen und darüber zurechtgewiesen, daß er nicht die katholische Kirche für die allein seligmachende erklärt habe, zugleich wurde er mit Arretirung bedroht, falls er sich noch einmal auf dem Filiat sehen lasse. Im Thale Puchow wurden Katholiken, deren Uebertritt zur evangelischen Confession noch nicht genehmigt war, von der Comitats-Behörde mit Gewalt und unter Mißhandlungen in die katholische Kirche getrieben. Wohl rief der Kaiser, als er diese Dinge erfuhr, in Unwillen aus: „Hört denn dies Comitat nicht auf zu rasen? Ich werde meinem Kanzler noch heute auftragen, daß diese Behandlung eingestellt werde;" aber es besserte sich nicht auf die Dauer. Fast um dieselbe Zeit geschah es, daß auf Verlangen eines Domherrn die Saroscher Gespannschaft den Titel „Hochwürden", mit welchem die Superintendenten von Alters her bezeichnet wurden, aus ihren Protocollen auslöschen ließ. Dieser Umstand charakterisirt die Zustände mehr als viele andere, die bedeutender erscheinen.

Wir übergehen einen Zeitraum von mehreren Jahren, der von Bedrückungen ähnlicher Art wie die geschilderten erfüllt ist, um zu einer Deputation zu kommen, die 1817 von den ungarischen Protestanten nach Wien an den Kaiser gesendet wurde. Die Deputirten bemerkten mit Schmerz, daß es ihren Feinden gelungen war, dem Herrscher eine ungünstige Meinung von ihnen beizubringen. Im Unterschiede von den deutschen Protestanten, welche ihm theuer seien, warf der Kaiser den ungarischen Protestanten vor, sie verfolgten die Katholiken und drängten dieselben wo möglich aus ihren Aemtern weg. Indeß gelang es den Deputirten, durch thatsächliche Belege die letztere Meinung als einen Irrthum zu erweisen. Auch nahmen sie überhaupt die Ueberzeugung mit in ihre Heimath zurück, daß sowohl der Kaiser, als auch der Minister Fürst Metternich persönlich den Verfolgungen des evangelischen Glaubens fremd seien. Aber leider mußten sie die Wahrheit erkennen, die in Metternich's Worten lag, wenn er sprach, in Ungarn sei die Heilung der Uebel so schwer, weil dort „des Kaisers Befehle vielen Unfällen ausgesetzt wären," so daß der von der obersten Gewalt ausgehende Impuls nicht immer den gewünschten Erfolg habe.

Damit ist nämlich auch nach unserer Meinung der Hauptsitz des Uebels bezeichnet. So lange principielle Bestimmungen, ja sogar ausgeführte Gesetzes-Paragraphen, welche die oberste Behörde erließ und welche von dem Landtage zu Gesetzen erhoben wurden, von den niedern Beamtenkreisen und dem Volke illusorisch gemacht und als nicht vorhanden angesehen werden konnten, so lange war eine gedeihliche sittliche Fortentwickelung des Volkscharakters, ein höheres, von gegenseitiger An-

erkennung getragenes Verhältniß der Confessionen zu einander nicht wohl möglich. Die Unwahrheit der Rechtszustände liegt dann wie ein schwerer Bann auf dem Volke.

Wichtig war es besonders unter solchen Umständen, daß gerade um diese Zeit die Protestanten bei der Säcularfeier des Reformations-Tages (2. Novbr. 1817) ihre Zusammengehörigkeit mit der gesammten evangelischen Kirche wieder lebhafter als sonst empfanden und dadurch eine Zuversicht zu ihrem Glaubensinhalt gewannen, die auch vielen Katholiken imponirte. Desto eifriger freilich wurden auch die hierarchischen Kreise, den Protestanten zu schaden. Bald erschienen Bestimmungen, welche die Universitäten Jena und Göttingen, ja überhaupt die deutschen Universitäten zu besuchen verboten, „wegen eines gewissen politischen und religiösen Fanatismus, der sich auch unter den Professoren entwickelt habe.“ In Bezug auf die Ehen wurden die Protestanten wieder sehr bedrängt. Im Thale Puchow wurden einst 50 Paare, welche evangelisch getraut waren, unter Heulen und Schlägen in die Kirche getrieben und katholisch recopulirt. Darnach kam in der Nacht ein Beamter mit Heiducken und durchsuchte die Häuser der Evangelischen, um Kinder fortzunehmen. Erst als bei einer Audienz, welche der Religions-Agent Procopius bei dem Palatin hatte, der katholische Statthalterei-Rath Graf Fidel Pallfy entrüstet ausrief: „er werde Jeden todtschießen, der es wagen sollte, ihm seine Kinder zu entreißen,“ erkannte man, es sei Zeit, die untern Beamten kräftig zu admoniren.

Daß es nicht im Sinne der obersten Behörden lag, die Protestanten zu bedrücken, erkennt man auch aus der Gründung der evangelischen Lehr-Anstalt in Wien (1821), sowie aus der Befreiung der amtlichen Briefe der protestantischen kirchlichen Beamten vom Post-Porto, welche in dieselbe Zeit fällt.

Um auch die nationalen Kreise mit ihrer Noth genauer bekannt zu machen und, wo möglich, nach dieser Seite Sympathieen für sich zu gewinnen, wandten die Protestanten ihren Eifer mehr und mehr den Landtagen zu, welche in den zwanziger Jahren mehrmals in Preßburg stattfanden. Gewiß öffneten die summarischen Darstellungen ihrer Leiden, welche sie in vielen Abschriften bei den Mitgliedern der beiden Häuser circuliren ließen, manchem Katholiken die Augen, wenn auch bei dem Einen oder Andern die Erwägung den Ausschlag geben mochte, daß, wenn man kirchliche Gesetze so behandle, es nicht fern liege, auch die politischen Freiheiten der ungarischen Nation zu verkümmern. Mit dieser Stimmung hing es wohl zusammen, daß von nun an die Statthalterei gegen die Protestanten mit etwas mehr Rücksicht verfuhr.

Als Franz starb (1835) zeigte wiederum die tiefe Theilnahme der Protestanten, daß sie in ihm nicht die Quelle ihrer Leiden gesehen, sondern in dem starken priesterlichen Einfluß, der den Monarchen allerwärts beengte. Sie gedachten wohl des Wortes, welches ihr König, in dem

Gefühl, daß bei der bestehenden Organisation seines Reiches eine exacte Verwaltung unmöglich sei, einst einer Deputation zugerufen hatte: „In Ungarn habe ich ja nichts zu sagen!"

Mit der Thronbesteigung Ferdinands trat eine wesentliche Veränderung in der Lage der ungarischen Protestanten nicht ein. Der neuerwachte Eifer der päpstlichen Curie in Ehesachen — man erinnere sich an die Kölner Wirren — brachte mehrere ungarische Bischöfe wieder darauf, bei gemischten Ehen die verbotenen Reverse zu fordern. Man fing hier und da auch wieder an, die Protestanten zu Robotleistungen, Zehnten ꝛc. für katholische Pfarrer zu zwingen. Von 103 Personen, welche sich einst zum Uebertritt in die evangelische Kirche gemeldet hatten, erhielten nur 20 diese Erlaubniß in Jahresfrist, 12 hatten einen günstigen Bescheid zu hoffen, 28 mußten sich bis sie die Jahre der Mannbarkeit erreicht hätten, einem fortgesetzten Unterricht unterwerfen, 14 andere wurden zum sechswöchentlichen Unterricht verpflichtet, 25 wurden auf andere Weise hingehalten.

Wiederum wandten sich die bedrängten Protestanten an die Gnade des Landesherrn und erreichten wenigstens, daß die Erzbischöfe und Bischöfe auf die Landesgesetze aufmerksam gemacht wurden. Die Stimmung der politischen Körperschaften hatte sich mittlerweile so sehr zu Gunsten der Protestanten geändert, daß 1840 sogar die Mitglieder des Oberhauses, in welchem viele Bischöfe saßen, die Reverse für ungesetzlich und für die Zukunft unzulässig erklärten. Mit Bezug auf diese Erklärungen des Landtages erschien 1843 eine Königliche Resolution, die, von dem Grundsatze der Gleichberechtigung und Gegenseitigkeit der verschiedenen Confessionen ausgehend, die Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen der freien Uebereinstimmung der Brautleute zu überlassen empfahl. Aber diese Bestimmung genügte weder der einen Confession, noch der andern. Die Katholiken erklärten diese Freiheit der Eltern für unvereinbar mit dem katholischen Bekenntniß, die Evangelischen fanden, daß diese Freilassung des Entschlusses eine widerwärtige „Seelenfischerei", einen Kampf der Confessionen erregen werde, der zum Nachtheile der Evangelischen ausschlagen müsse.

Mittlerweile wurde der Kampf auf den Landtagen immer heftiger, ja bis zur Ungebühr leidenschaftlich. Endlich kam in der Periode 1842 bis 1843 eine Reihe von Gesetzesvorschlägen durch das Unterhaus und auch durch die Magnatentafel, welche, durch Königliche Sanction in Landesgesetze verwandelt, die Beschwerden der Protestanten auf gründliche Weise zu heben schienen. Es war wichtig, daß sie in Bezug auf die Ausdrücke so klar und unzweideutig redigirt waren, daß alle hinterlistige Interpretation abgeschnitten war. Dem Wesentlichen nach enthielten die neuen Gesetze Folgendes:

1) Diejenigen, welche bis zum achtzehnten Jahre in der evangelischen Religion unterrichtet worden sind, sollen weder selbst, noch sol-

len ihre Hinterlassenen der Religion wegen zur Rechenschaft gezogen werden.

2) Die nach Verkündigung dieses Gesetzes geschlossenen gemischten Ehen, welche von evangelischen Predigern eingesegnet werden, sind gültig.

3) Wer zur evangelischen Kirche übertreten will, hat in Gegenwart zweier Zeugen, die er sich wählen kann, dieses Vorhaben seinem bisherigen Seelsorger zu erklären. Diese Erklärung muß er in gleicher Weise nach 4 Wochen wiederholen. Für jedes Mal hat der katholische Prediger ein Zeugniß auszustellen. Weigert sich derselbe, die Erklärung zu attestiren, so sollen die Zeugen die erforderlichen Erklärungen ausstellen. Mit der Vorlegung der beiden Zeugnisse bei dem evangelischen Pfarrer ist der Uebertritt beendet.

Wiewohl nun noch einige feindselige Interpretationen, welche nachfolgten, den Protestanten zeigten, daß Wachsamkeit noch immer noth thue, so konnten sie sich doch im Ganzen mit größerer Sicherheit den innern Angelegenheiten widmen.

So kam das Jahr 1848 heran. Bekannt ist, daß ein selbstständiges ungarisches Ministerium (mit Sanction des Königs) im Sturme der Zeit „errungen" wurde, ein Ministerium, in welchem ein Kossuth mitzählte. Obwohl sich dieses Ministerium angemessener verhielt, als mehrere ähnlich creirte, so herrschte doch auch in ihm die ordinäre Phrase.

Es ist den ungarischen Protestanten hoch anzurechnen, daß sie den Versuchungen der die ganze Welt durchziehenden liberalen Gelüste eine so große Besonnenheit entgegensetzten. Als das neue Cultusministerium die Trennung von Kirche und Schule betrieb und sich freiwillig erbot, die Schulen durch Staatsmittel in gehörigen Stand zu setzen, so ließen sich die Protestanten nicht bethören und nahmen das verlockende Geschenk nicht an. Sie erklärten bestimmt, die Autonomie in ihren Kirchen- und Schul-Angelegenheiten nicht abgeben zu wollen. „Sie gedachten mitten in ihrer Blöße und ihrem Hunger an Esau und dessen fruchtlose Reue, nachdem er sein Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht verhandelt hatte, und blieben als Kirche Jesu Christi vom Staate frei und unabhängig." (Geschichte der evangel. Kirche in U. S. 610.) Man hätte denken sollen, daß bei der bald erfolgenden Herstellung der Oesterreichischen Auctorität durch Windischgrätz, Haynau 2c. diese Besonnenheit den Protestanten eine schonende Behandlung von Seiten der Behörden habe sichern müssen. Aber das Gegentheil schien einzutreten. Weil es unter den Protestanten, namentlich unter den Predigern eines Comitats, mehrere Exaltirte gab, eine Thatsache, die der Erklärung nicht bedarf, glaubte man ein Recht zu haben, einen ganzen Stand mit Argwohn zu behandeln und alle Handlungen der Prediger auf das Feindseligste auszulegen. Man weiß, daß Kossuth, als er Gouverneur des Landes geworden war, die Prediger, auch die protestantischen, angewiesen hatte, durch Vorlesen von Placaten und dergl. das Volk über die Pflichten

gegen das ungarische Vaterland zu belehren. Darin, daß viele Prediger diesem Gebote Folge geleistet, fand man nun öfters einen passenden Anlaß zur Bestrafung. Gleichwohl wurde nunmehr von der wiederhergestellten Regierung die Kanzel zur Vorlesung von Placaten gegen die „Rebellen" in ähnlicher Weise benutzt. Und als darnach eben diese Rebellen wieder für einige Zeit die Oberhand gewannen, bestraften sie ihrerseits Diejenigen als „Landesverräther", welche der Obrigkeit gehorsam gewesen waren. Indessen bieten so wechselvolle Zustände, wie die in Rede stehenden, der Beurtheilung keine passende Grundlage; gern geht man hinweg über Gereiztheiten und Ungerechtigkeiten, die auf beiden Seiten in solchen Verhältnissen gar nicht vermieden werden können.

Der erste Erlaß, welcher nach wiederhergestellter Ruhe in Sachen der ungarischen Protestanten erging, trägt noch durchaus den Stempel einer gewissen Aufregung, obwohl er der Form nach ruhig genug gehalten ist. Es war eine Verordnung des K. K. Feldzeugmeisters Freiherrn Haynau (vom 10. Februar 1850), die eine vollständige Suspension der bestehenden protestantischen Kirchenverwaltung in sich schloß. Ich setze den Anfang hierhin: Von der Absicht geleitet, dem traurigen Zustande, in welchen die protestantische Kirche in Ungarn durch den Mißbrauch der Amtsgewalt einiger ihrer Vorsteher zu Parteizwecken und zur Verführung des Volks zum Aufstande versetzt worden ist, abzuhelfen und den Gemeinden dieser Confessionen die Ausübung der ihnen durch die Verfassung gewährleisteten Rechte selbst während des Belagerungszustandes unter den dadurch vorgezeichneten Bedingungen möglich zu machen, finde ich, in Rücksprache mit dem bevollmächtigten kaiserlichen Commissair für die Civil-Angelegenheiten, nothwendig, folgende zeitliche (provisorische) Anordnungen zu treffen.

Diese Anordnungen sind nun im Wesentlichen diese: Die höheren kirchlichen Beamten sind abgesetzt, d. h. ihre Function hört auf, sie selbst aber bleiben, bis auf weitere Untersuchung ihres politischen Verhaltens, locale Seelsorger. Da die (General-) Superintendenten nicht wohl entbehrt werden können, aber auch während des Belagerungszustandes jede Wahlhandlung unzulässig ist, so ernennt Haynau an Stelle der abgesetzten Superintendenten andere „vertrauungswürdige charaktervolle Männer" als Administratoren. Diese Männer haben alle kirchlichen Geschäfte zu versehen. Bei allen kirchlichen Berathungen, sogar des einzelnen (Local-) Kirchenvorstandes, muß die obrigkeitliche Erlaubniß und die Gegenwart eines Regierungs-Commissairs nachgesucht werden. Die neuen Administratoren werden vom Staate besoldet; sie werden von den Behörden gestützt werden und können auf bereitwilliges Entgegenkommen bei ihren Anträgen rechnen, die „auf ein engeres Anschließen der protestantischen Kirche an den Staat und auf die Verbesserung ihres Zustandes gerichtet sind." Ein feierliches Gelöbniß eifriger Pflicht-

erfüllung haben sie in die Hände des Districts-Commandanten abzulegen.

Man erkennt leicht die Tendenz dieser Verordnung. Wenn sie in der Einleitung, die oben mitgetheilt worden, und weiterhin in den Worten, „daß dem weitern Verfall der protestantischen Kirchengemeinden vorgebeugt werden solle," in sentimentale Wendungen gekleidet wird, so ist das nicht im Stande, zu täuschen. Die Protestanten, welche ein Herz für ihre Kirchenverfassung hatten, wurden von Trauer erfüllt. Man wußte nichts Besseres zu thun, den Schlag abzuwenden, als sich in einer Bittschrift an die Frau Erzherzogin Maria Dorothea zu wenden und deren Vermittelung bei dem Kaiser nachzusuchen. Diese Bittschrift vom 1. Juni 1850 resumirt in schöner Weise die Beschwerden der evangelischen Kirche; sie hebt namentlich hervor, daß durch die Haynau'sche Verordnung die Kirche mit der Schule „auf eine ganz außerkirchliche Basis gestellt" sei, ganz gegen den Sinn und den Wortlaut der octroyirten Verfassung und im Widerspruch mit dem Verfahren des Staats gegen die katholische Kirche, die unmittelbar vor der Abfassung der Bittschrift (im April 1850) bis dahin nie besessene Freiheiten erhalten habe. Niemandem werde es gelingen, die Beschuldigungen der protestantischen Kirche, welche in dem Erlaß ausgesprochen seien, zu beweisen. Keine einzige Berathschlagung der Kirche habe stattgefunden, wodurch sie sich an den letzten Kämpfen betheiligt hätte, es sei vielmehr allbekannt, daß sie den günstigsten Anträgen des früheren Ministeriums gegenüber fest geblieben sei. Daß die Verordnung Haynau's provisorisch genannt würde, vermindere das Bedenkliche der Lage nur wenig, denn auch in einem solchem Provisorium gingen eine Menge falscher Principien in die Gemeinden über. Die Petition schloß mit den Worten: „Unser Gut und Blut mag unser König, wo es das Heil der Monarchie fordert, immerhin in Anspruch nehmen, gewiß werden wir dabei nicht die Letzten sein, die willig gehorchen; dagegen aber werden wir auch nie ermüden, um die vollständige Freiheit des Evangeliums und der Kirche Christi, wie sie in der Natur desselben und den geheiligten Landesgesetzen rechtlich begründet ist, unsere flehende Stimme zum Allerhöchsten Throne unsers Landesvaters zu erheben."

Als die Erzherzogin die Petition gelesen hatte, sagte sie mit großer Bereitwilligkeit und sichtlich bewegt ihre Vermittlung beim Kaiser zu. Dieser las die Bittschrift und theilte sie sodann dem Cultusminister Grafen Thun mit. Als ein Erfolg der Petition kann angesehen werden, daß eine bereits gedruckte, aus 101 Paragraphen bestehende Kirchenverfassung, welche man den ungarischen Protestanten octroyiren wollte, und welche die presbyterialen Grundsätze auf's Schwerste verletzte, sofort bei Seite gelegt wurde.

Im Uebrigen aber blieben die Zustände der Evangelischen in Ungarn ziemlich dieselben, nur daß die straffer angezogene Landesverwal-

tung die Ungebühr der niedern Beamten und Volkskreise etwas dämpfte. Freilich stand damit auch hier und da ein Uebel für die Protestanten in Verbindung. Namentlich empfanden sie es schmerzlich, als durch die ganze Monarchie für alle höhern Schulen ein bestimmter kostspieliger Lehr- und Studienplan vorgeschrieben wurde. Denn ihre Gymnasien, welche sie aus eignen Mitteln unterhalten mußten, konnten vielfach den Anforderungen nicht entsprechen, und indem sie dann für Privat-Institute erklärt wurden, verloren sie das Recht, öffentliche Zeugnisse auszustellen, welche zu höhern Studien und Anstellungen im Staatsdienste den Weg bahnen könnten. Dazu kam noch, daß man eine Zeit lang die kirchlichen Versammlungen, in denen doch die Hebung des protestantischen Schulwesens hätte besprochen werden müssen, nur ungern und zögernd gestattete. Daß aber die oberste Schulbehörde in Oesterreich nicht daran denkt, das protestantische Schulwesen absonderlich zu behindern, ersieht man daraus, daß noch in neuerer Zeit wieder eine höhere Schule zu Oberschützen das Recht einer öffentlichen Anstalt erhalten hat.

Ein drückender Uebelstand liegt ferner in der Erschwerung der Bibelverbreitung in Ungarn. Den ausländischen Bibelgesellschaften ist geradezu der Verkehr mit Oesterreich untersagt, so daß ein fühlbarer Mangel an Bibeln eingetreten ist.

Wie die Stimmung der Volkskreise in Bezug auf die „Akatholiken" ist, läßt sich nicht allgemein sagen. Wenn ein renommirtes Tageblatt, „der Wanderer" (1855, Nr. 182), die Theilnehmer an einem Feste eintheilt 1) in Christen, 2) in Protestanten, unirte und nicht unirte Armenier und in Juden, so ist das lehrreich genug. Wie mögen erst die vielen Winkelblätter ihr Publikum bearbeiten und was mag da Alles gesagt werden dürfen, wo in dichten Massen von Katholiken einzelne zerstreute Protestanten wohnen. Man klagt auch noch immer über Reversjagd bei gemischten Ehen, ein Uebel, das Gesetzen freilich nie weichen wird. Es ist Thatsache, daß die bei Weitem größere Zahl der Kinder weiblichen Geschlechts für die protestantische Kirche verloren geht, nur als Beispiel mag angeführt werden, daß in der lutherischen Kirche zu Wien auf 80 Knaben im Confirmanden-Unterricht 27 Mädchen kommen. Von 204 Paaren, die in der evangelischen Kirche aufgeboten wurden, ließen sich nur 93 evangelisch trauen, und selbst von diesen 93 gingen 59 eine gemischte Ehe ein. Aehnliches wird sich freilich überall zutragen, wo die Glieder verschiedener Confessionen in ungleicher Anzahl und ungleichem Einfluß beisammen wohnen. In allen Confessionen giebt es Menschen, deren kirchliches Bewußtsein nicht entwickelt genug ist, um irgendwie bedeutenden Versuchungen zu widerstehen.

So hätten wir denn die Geschichte der ungarischen protestantischen Kirche, so weit die letzten fünfzig Jahre in Betracht kommen, überblickt. Das Resultat dieser Geschichte ist noch wenig befriedigend, obwohl sich

Erfreuliches genug darbietet, wenn man den jetzigen Zustand der evangelischen Kirche in Ungarn mit frühern Lagen derselben vergleicht. Von den jetzt schwebenden Unterhandlungen zwischen dem Staat und den Protestanten, von welchen am Anfang unserer Mittheilungen die Rede war, hoffen wir einen guten Ausgang, um so mehr, als ein Blick auf das Concordat mit Rom genügen wird, die Staatsbehörde zu erinnern, daß sie im „wohlverstandenen Interesse des Staates" auch gegen die protestantischen Einwohner Pflichten der Gerechtigkeit und Billigkeit zu erfüllen hat.

Der innere Gang

des deutschen Protestantismus seit Mitte des vorigen Jahrhunderts. Von Dr. Karl Friedrich August Kahnis, Professor der Theologie zu Leipzig. — Leipzig, Dörffling. 1 Thlr. 6 Sgr.

Vorliegende Schrift ist zu Weihnachtsgeschenken empfehlbar. Sie giebt die geschichtliche Fortentwickelung des protestantischen Lehrbegriffs seit 1750 bis 1850, und ist daher eigentlich die Geschichte der Aufklärung, geschrieben vom Standpunkt evangelischer Orthodoxie. Der Verfasser besitzt alle Eigenschaften, um diesen an sich so interessanten, in seinen bisherigen Bearbeitungen aber trockenen Gegenstand durch eine künstlerisch-pragmatische Darstellung genießbar zu machen: die Gruppirung, Charakterisirung und Stilisirung ist bewunderungswürdig. Die Arbeit ist in zwei Haupt-Abschnitte getheilt, deren erster das Zeitalter der Aufklärung und deren zweiter das der Erneuerung behandelt. Die Begriffe: „Aufklärung, Humanismus, Deismus" eruirt der Verfasser in folgender Deduction: „Die Aufklärung sagte: Wahr ist, was klar ist, d. h. was dem Natursinn des Menschen für das Wahre, dem Menschenverstande, entspricht. Der Humanismus sagte: Nicht in den positiven Gestalten des Lebens, sondern in dem reinen Ursinn des Menschen für das Gute und Schöne liegt die Wurzel des wahren Lebens. Dem Formalprincipe des Natursinns für Wahrheit (Aufklärung) entspricht: das Materialprincip der Naturgesinnung (Humanität) in der sittlichen, des Naturglaubens (Deismus) in der religiösen Welt. Zur Natur also soll der Mensch zurückgehen im Wissen, Wollen, Glauben. Betrachten wir aber diese Natur etwas näher, so erhellt, daß sie Nichts weiter war, als ein Verstandesproduct. Der Natursinn für Wahrheit, auf welchen sich die Aufklärung berief, war eine Summe von Gedanken, die aus dem Entwickelungsstrome des achtzehnten Jahrhunderts in die Bildungswelt niedergeschlagen waren. So wenig der Staat aus dem Urvertrage,

ist der Geist der Religion aus den drei Ideen „Gott, Pflicht und Unsterblichkeit“ zu erklären, die offenbar nichts weiter sind, als Abstractionen aus den positiven Religionen. Und was man Humanismus nannte, war nicht der Ursinn der unverdorbenen Menschheit, sondern eine verstandesmäßige Reduction der sittlichen Verhältnisse des Lebens auf allgemeine Grundsätze. Das Leben Rousseau's ist der persönliche Beleg für die Unnatur dieser Natur.“

Die Reihe der Männer, welche Träger dieser Richtung sind, werden wie in einer magischen Laterne dem Blicke des Lesers vorübergeführt und individuell auf's Speciellste geschildert: Kartesius, Spinoza, Wolff, Lessing, Kant, Jakobi, Mendelssohn, Bahrdt haben Jeder ihre biographische Skizze gefunden, und nicht genug lobend kann ich die Schärfe der Zeichnung, die Lebendigkeit der eingeflochtenen authentischen Dialoge anerkennen. Ebenso treten die Gegner der Genannten in Hamann, Claudius, Lavater, Semler in ihr rechtes Licht, und der Verfasser weiß sehr wohl bei Freund und Feind die Pflicht der historischen Objectivität zu erfüllen. Die Wirksamkeit des bekannten süddeutschen Rationalisten-Professors Paulus schildert Kahnis wie folgt:

„Den Eid, welchen er bei seinem Amts-Antritt auf die symbolischen Bücher zu leisten hatte, rechtfertigte er durch eine Entwickelung des Begriffs der Orthodoxie, nach welcher darunter „das rechtschaffene Verhalten bei der Untersuchung der Wahrheit“ zu verstehen ist. Was konnte einer solchen Exegese widerstehen? Nicht die Weissagungen des alten, nicht die Wunder des neuen Testamentes. Weissagen, entwickelte Paulus, ist so viel als etwas Weises sagen. Die neutestamentlichen Wunder verschwinden, schrieb er, vor einer wahrhaft kritischen, grammatischen und besonders psychologischen Erklärung“ u. s. w.

Von dem Rationalismus im Allgemeinen sagt Kahnis: „Wir verstehen unter Rationalismus die Richtung, welche auf dem Gebiete der Dogmatik Wegscheider, auf dem der Exegese Paulus, auf dem der Praxis besonders Röhr vertreten haben. Vom Deismus oder Naturalismus unterscheidet sich der Rationalismus wesentlich dadurch, daß er seinen Vernunft-Glauben dem Kirchen-Glauben anschließt, in der Meinung, das Wesen desselben erfaßt zu haben. Wenn das Bekenntniß die Schrift als Wort Gottes zur Norm aller Wahrheit macht, so der Rationalismus die Vernunft (Formal-Princip); wenn das Bekenntniß die Rechtfertigung aus dem Glauben an Christum zur Grundlehre (Material-Princip) macht, so der Rationalismus die Tugend. Paulus lebte der Ueberzeugung, daß sein Denk-Glaube das Ur-Christenthum gewesen sei. Daß dieser Denk-Glaube aber die bewegende Macht der Kirchen-Geschichte sei, konnten sich die Kirchen-Historiker dieser Richtung nicht wohl sagen.“

Es ist nach diesen Proben nicht nöthig, den Standpunkt näher zu bezeichnen, welchen Kahnis zu der „sich erneuernden“ Kirche im zweiten

Haupttheil seines Buches nimmt. Derselbe zerfällt in drei Capitel. Das erste heißt „Die Erneuerung“ und enthält das Zeitalter Fichte's und der Freiheitskriege. Fichte einerseits, Klaus Harms andrerseits sind hier die hervorstechenden Portraits.*) Das zweite Capitel: „Die vermittelnde Theologie“ stellt als deren Träger Schleiermacher hin und ihm gegenüber Hegel, zwischen beiden wird Schelling gruppirt. Im dritten Capitel: „Die sich erneuernde Kirche,“ verläßt er die Methode des Individualisirens, weil noch lebende Personen als Bilder für Richtungen vorzuführen allerdings mißlich ist. Das Haupt-Object, um welches es sich in diesem letzten Abschnitt handelt, ist die innere Mission. Hengstenberg und Wichern, der Director des grauen Hauses, sind nach Kahnis die Hauptträger des sich erneuernden evangelischen Geistes und Lebens in der protestantischen Kirche, wogegen er von Tholuck und Neander sagt: „Durch die Energie des christlichen Lebens, auf dem ihre Theologie ruht, hinausgestellt über die Vermittelungstheorie, zahlten sie ihr doch Tribut in der Subjectivität des Standpunktes und in den Zugeständnissen, welche sie der modernen Wissenschaft machten.“

Zur Goethe-Literatur.

Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer. Aus den Jahren 1800—1831. Leipzig, Herman Hartung. 1856. 8 S. 119.

Für die Literaturgeschichte hat die jüngste Zeit eine neue und eigenthümliche Hülfsquelle in den Selbstbiographieen und besonders in den Briefen der Schriftsteller eröffnet. Solche Briefsammlungen sind für die Literaturgeschichte ungefähr das, was für die politische Geschichte die Memoiren sind. Den ferneren tieferen Zusammenhang, die weiteren Verbindungen und Bedeutungen der literarischen Producte eröffnen jene so wenig, wie diese die wahren Ursachen der Begebenheiten und Handlungen. Aber dem entfernteren Beobachter der Ereignisse und Betrachter der literarischen Werke einer Zeit geben sie Andeutungen über deren Gestaltung und Begründung.

Seit die umfassenden Correspondenzen, welche Goethe zu unterhalten Antheil und Zeit erübrigen konnte, mittelst des Druckes Gemein-

*) Die Selbstlebensbeschreibung des alten Harms ist ebenfalls ein zu Geschenken sehr sich eignender Octavband, voll des tiefsten christlichen Ernstes und daneben voll der heitersten Fröhlichkeit. Die Geschichte seiner socialen Verfolgung wegen der bekannten Thesen von 1817, die im Wesentlichen sich um den Satz drehen: „Die Vernunft geht rasen im christlichen Reiche!“ ist ebenso interessant und lehrreich, wie die seltsamen Analysen über das Wesen und den Ursprung der Gemüthsleiden. Harms' Leben darf in die Reihe der edelsten Familienbücher gestellt werden.

gut geworden sind, hat man sich mehr als früher gewöhnt, bei der Persönlichkeit des Dichters lieber zu verweilen, als bei seinen Werken. Bis in sein Haus und auf seinen Heerd zu blicken, fand man viel ergötzlicher, als in seine Werke; ihn die alltäglichen Bedürfnisse und kleinen Schwächen mit den gewöhnlichen Menschenkindern theilen zu sehen, erschien weit anmuthiger, als sich mit ihm in die Höhen seiner dichterischen Gebilde und Ideen zu versteigen. Für eine derartige Orientirung bietet der obengenannte Briefwechsel nun zunächst eine wesentliche Bereicherung. Diese Briefe, die zum größten Theil dictirt und nur von Goethe unterschrieben, meist aber am Schlusse mit ein paar Worten von seiner eigenen Hand versehen sind, eröffnen uns einen Blick in das Haus und die Familie zu Weimar, wie ihn ein anderer Briefwechsel nicht bietet; sie bringen überdies als ein nicht unwichtiger Beitrag zur Goethe-Literatur manches Neue.

Der Mann, an den diese Briefe gerichtet sind, Dr. Niklas Meyer aus Bremen, ließ sich zu Anfang dieses Jahrhunderts durch die Anziehungskraft, welche damals Weimar übte, eine Zeit lang mit seiner jungen Frau dort festhalten. An der Gesellschaft mit Behagen und Mittheilungslust, an den Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft mit Begeisterung Theil nehmend, ward er mit den ausgezeichneten Männern Weimars befreundet, und auch in Goethe's Haus eingeführt. Aus dieser Bekanntschaft ging ein dauerndes Verhältniß des gegenseitigen Wohlwollens beider Familien hervor. Nach seiner Rückkehr in die Heimath bewahrte Meyer die Pietät für Weimar und seine Heroen; die Correspondenz mit Goethe nährte er fortwährend mit Uebersendung bald von Copieen oder Zeichnungen zur Ansicht, bald von Münzen oder Autographen oder etwas Wohlschmeckendem (z. B. von dem berühmten, seit 1624 im Bremer Rathskeller lagernden „Rosewein") zum Geschenk, so wie mit Berichten, denen er manchmal einen seiner poetischen Versuche beifügte. Im Jahre 1809 ward er Kreis-Physicus zu Minden, und vollendete erst vor wenigen Jahren als Geheimer Regierungs- und Medicinalrath sein geistig bewegtes wohlwollendes Leben.

Der Werth der Zeugnisse von diesem freundschaftlichen Verhältniß wird beträchtlich erhöht durch die dazu gehörigen Briefe von Christiane Vulpius, der nachherigen Gattin Goethe's. Dieselbe wird uns in unmittelbarer Wahrheit nach ihrem Gemüth und ihrer Bedeutung im Hause näher gerückt; solchem Einblick in das Familienleben sind auch die am Schlusse mitgetheilten Briefe von Goethe's einzigem Sohne, Julius August Walther (geb. 1791, gestorben zu Rom 30. October 1830) förderlich.

Wir lernen nach den richtigen Bemerkungen in der Einleitung „doch einmal die merkwürdige, so oft falsch und hämisch beurtheilte Frau kennen aus vertraulicher und offener Mittheilung an einen intimen Freund des Hauses, dessen Portrait zum freundlichen Andenken ihr Zim-

mer ziert. Eine leidenschaftliche Verehrerin des Tanzes und des Theaters weiß sie von Redouten, Aufführungen und sonstigen Neuigkeiten lebhaft zu berichten; nur einige Male wird die herrschende Heiterkeit durch kummervolle Theilnahme bei den Krankheiten Goethe's unterbrochen und durch das Gefühl ihres Alleinstehens getrübt."

Sie war eine kleine blühende, volle Blondine mit hübschen Augen, immer heiter und mit dem Talente begabt, alles Störende von dem vielbeschäftigten, zu Zeiten von Krampfsanfällen heimgesuchten, leicht reizbaren Freunde entfernt zu halten. Dabei war sie eine ausgezeichnete Wirthschafterin und Pflegerin, welche die Bedürfnisse und Gewohnheiten Goethe's kannte, wie Niemand, welche ohne Ansprüche stets innerhalb der ihr angewiesenen Grenzen verblieb und endlich mit Dankbarkeit die Ehre anerkannte, die Gattin eines großen Mannes zu sein. Goethe selbst würdigte ihren Werth, besonders auch für seine ökonomischen Verhältnisse, welche sie immer wieder in's Gleis zu bringen verstand, wenn er in der Vorliebe für seine Sammlungen zu weit gegangen war; auch liebte er, von geistiger Arbeit ausruhend, ihre heitere oft lustige Unterhaltung mehr, als die sogenannten „genialen Weiber." Er selbst spricht von seinem häuslichen Glücke, „wie er diesem Verhältnisse, das ihn auf die lieblichste Weise zu erquicken wußte, Muth und Stimmung zu den schönsten poetischen Schöpfungen verdankte."

Der Zeitpunkt seines Entschlusses zum förmlichen Eintritt in die Ehe mit ihr fiel in die Schreckenstage der Plünderung Weimars. Goethe's Haus war allein dieser Plünderung nicht preisgegeben, welche zuerst durch kluge Maßregeln, sodann durch Marschall Ney, der daselbst im Quartier lag, verhindert wurde. Um sich aber einen Begriff von den Unruhen zu machen, die auch in diesem Hause herrschten, das später auch von Lannes, Augereau und vielen anderen Offizieren bewohnt wurde, muß man wissen, daß zuweilen 28 Betten bereit standen, in den ersten Tagen aber 12 Eimer Wein verschenkt und die Unkosten überhaupt auf 2000 Thlr. berechnet wurden. Ein Zeitgenosse versichert, vom 14. zum 15. October 1806 sei im Goethe'schen Hause ein so unruhiger Zustand gewesen, daß Goethe ohne Dazwischenkunft der Demoiselle Vulpius in Lebensgefahr geschwebt, sie aber auch weinend geklagt habe, nicht länger mehr im Hause bleiben zu können. Ueber die Trauung schreibt Goethe selbst an Meyer den 20. October 1806: „Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin gestern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis, den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten, mit welcher Notification ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportabeln Victualien manches zukommen zu lassen." Der Herausgeber bemerkt zusätzlich, „daß die Trauung nicht erfolgt sei unter dem Donner der Kanonen von Jena, nicht auf Ordre Napoleons oder Anrathen Ney's, wie man gefabelt hat, sondern im Gefühl der

Pflicht und Dankbarkeit in den ersten Tagen nach überstandener Gefahr, ja aus Liebe für die unentbehrlich Gewordene."

Frau v. Goethe starb am 6. Juni 1816. Ihr Gatte war tief erschüttert, wie wir aus seinem Briefe an Zelter wissen; ein Denkmal setzte er ihr in folgenden Versen:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen,
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen."

Je weniger Einblicke wir seither in Goethe's Familienleben thun konnten, um so willkommener muß uns ein solcher Beitrag sein. Denn Goethe's Charakter und Lebensbild kann nicht erfaßt und umfaßt werden, ohne eine klare und feste Ansicht über den Hauptbestand seiner häuslichen und Familien-Verhältnisse, welche während seines Lebens selbst die nächsten Freunde verschieden beurtheilten, so daß also unmittelbare Zeugnisse seiner nächstgelegenen Zustände auch zu seiner Charakteristik und somit für die Literatur eine dankenswerthe Erläuterung bieten.

Berichtigung.

Es wird für diejenigen unserer Leser, welchen der Geheime Rath von Schubert in München bekannt ist, kaum der Mittheilung bedürfen, daß die in dem letzten Hefte der „Berliner Revue" enthaltene Recension von dessen Selbstbiographie nur durch ein Versehen in diesen Blättern Aufnahme gefunden hat. Wir werden dies Werk anderweit in angemessener Weise besprechen. Die Red.

Literatur.

Geschichte der rheinpfälzischen Schlösser, Geschlechter und Sagen, von P. Gärtner. 2 Bände. Speyer. Verlag von G. L. Lang. Preis 2 Thlr.

Der Titel dieses Buches ist hier nur im Auszuge wiedergegeben: in Wirklichkeit ist er noch dreimal so lang. Gleichwohl ist er eigentlich das Beste daran, wenigstens verspricht er gar Viel. Auch ist das Material recht schätzbar für den Archäologen des Mittelalters, die Bearbeitung aber hat dasselbe wenig genießbar gemacht für das nicht archäologische Publicum. Der Verfasser scheint zu glauben, eine gediegene ge-

schichtliche Arbeit müsse langweilig abgefaßt sein; er sagt: „Möchte diese Schrift dem geneigten Leser, dem ich so viel Liebe zur Geschichte seiner Heimath und so viel unverdorbenen Geschmack wünsche, daß er, unbeirrt vom Kitzel der Novellen- und Roman-Lectüre, auch eine Schrift lesenswerth findet, die nicht sowohl durch Redeschmuck und Schilderung großartiger Weltereignisse, als vielmehr durch ihr bloßes, aber der heimathlichen Geschichte angehöriges, wenn auch sonst geringfügig scheinendes Material ansprechen will, also eine sogenannte „trockene" Schrift, einiges Interesse gewähren!" — Ohne mich jedoch hier aufzuhalten bei der schreckhaften Holprigkeit der Gärtner'schen Stilisation, will ich mich nur gegen die Gelehrtengrille verwahren, daß Trockenheit ein Vorzug oder auch nur ein zu entschuldigender Fehler bei Geschichtswerken sei. Wo möglich müßte man da noch die anregende Schreibweise und künstlerische Gruppirung für Verhunzungen des historischen Stoffes erklären! Gärtner wird schwerlich sich auf eine höhere Stufe zu stellen beabsichtigen, wie Xenophon und Thucydides, Sallust und Tacitus, Gibbon und Macaulay, Ségur und Thiers, Schlosser und Leo, Droysen und Ranke: das ist gleich ein ganzes Dutzend von Historikern, die keineswegs trocken geschrieben haben. Man kann es daher nur im Interesse des Stoffes, welcher hier behandelt worden ist, bedauern, daß Gärtner, seinem eigenen Geständniß nach, „nur Grundlinien und nicht vollständige Geschichte" zu liefern vermocht hat. Er giebt eine bloße Nomenklatur, und läßt dieser blos den Reiz einiger, von verschiedenen Autoren auf sie gedichteten Mottos und der wenigen Sagen, welche die Volksstimme an die Ruinen geknüpft hat. Freilich ist das immerhin schon Etwas, aber nicht genug für zwei Thaler. Es lohnt sich daher wohl der Mühe, das Interessante aus dem Gärtner'schen Buche hier auszüglich zusammenzustellen; für's Anschaffen zu empfehlen ist dasselbe aber blos dem Sammler, der ein Compendium zum Nachschlagen braucht.

Der erste Sagenblitz erhellt die sterile Einförmigkeit auf Seite 131, wo es bei Beschreibung des Flörsheimschen Schlosses Wilenstein an der Moosalb heißt: „Wie gewöhnlich, müssen in solchen Ruinen große Schätze vergraben sein. . . . . Auch der treffliche Wein, der in den verschütteten Gewölben in seiner eigenen Haut liegt, erweckt in der Nachbarschaft nicht selten das Gelüste durstiger Kehlen. In ähnlicher Weise soll auf der Burg Chameregg im baierischen Walde uralter Rheinwein ohne Reifen und Dauben, nur von seinem eigenen Weinstein gefaßt, liegen." — Wer je am Rhein Schoppen gestochen, wird das Sublime in der Idee von dieser Wein-Potenzirung zu würdigen wissen. — Außerdem ist noch interessant die Beschreibung der uralten, dem eilften Jahrhundert entsprossenen Burg zu Trifels, in welcher die deutschen Reichs-Kleinodien aufbewahrt wurden, und endlich ein paar Anekdoten, welche darum hier Platz verdienen, weil sie den Werth der Archäologie in's rechte Licht setzen. Gärtner erzählt: „Es zankten einmal mehrere

Geschichtsforscher wegen einer Oeffnung im Felsen bei einer Ruine, und es brachte immer Einer gelehrtere Hypothesen auf, als der Andere. Da trat ein Bauer, der das Ding mit angehört hatte, hinzu und sagte: „Meine Herren, das Loch habe ich gehauen, um meine Schweine daraus zu füttern.“ — Ferner: „Im Jahr 1779 zerbrach sich die ganze Pariser Akademie den Kopf über den in den Gräbern auf dem Montmartre gefundenen Stein mit daran stehender Inschrift. Nur der schlichte Gerichtsdiener von Montmartre las ohne allen Anstoß hinter einander weg:

lc
I
L
E
CH
EM
IN
DE
sANES:

„Ici le chemin des ânes!“

Im zweiten Bande fesseln zunächst die raugräflichen Schlösser unsre Aufmerksamkeit, deren Beschreibung das Motto voransteht:

Verschwunden ist Glanz und Pracht
Aus der Ahnherrn prangendem Saale;
Es schlummern die Helden in tiefer Nacht,
Nichts wecket der Ritter gewaltige Macht
Tief unter dem steinernen Mahle.

Von deren Burg Altenbaumberg geht folgende Sage:

„Alljährlich wuchs mitten im Burghofe an einer Stelle, wo es gar schauerlich hohl klang, ein Lilienstengel auf, der immer zwei Blumen hatte. Selbst das Steinpflaster konnte ihm nicht hinderlich sein, und so oft man ihn abbrach, kam er immer wieder. Suchte man nach der Zwiebel unter dem Pflaster, so war der Boden leer, aber Modergeruch stieg aus dem Boden und vertrieb den Vorwitzigen. Ein zweites Wunder der Burg war ein Raugraf, der schon mehr denn zweihundert Jahre alt war, aber stumm und taub sein Leid nicht klagen konnte, das Jeder in seinen Zügen las. Allabendlich wanderte derselbe nach dem Lilienstengel. Einst erschien aber ein Pilger und erzählte, daß dieser alte Raugraf seine ihm unschuldiger Weise verdächtigte Gemahlin mit einem Knappen getödtet und ohne Sarg und Priestersegen beerdigt habe. Nur wenn ein glückliches Ehepaar aus seiner Nachkommenschaft die Gebeine der Schuldlosen auf christliche Weise bestattet, löst sich der Fluch! Da sahen sich der regierende Burgherr und seine Gemahlin mit einem Blicke an, aus welchem Seligkeit strahlte. Sogleich ließen sie die Asche der Unglücklichen feierlich beisetzen. Und als der Alte es sah, brach das Band seiner Zunge: er rief seinen Dank zum Himmel und in der nächsten Minute war er todt. Die Lilien aber welkten zusammen und kamen nicht mehr.“

Vom Schlosse Altleiningen ist erzählt: „Am Fuße des der Burg gegenüber liegenden Zimmerberges steht eine Sägemühle, an welche sich eine Sage knüpft. Ein Graf von Leiningen hatte ein Töchterlein, dessen Neigung sich gar zu gern ein Junker von Randeck erworben hätte. Allein da das Fräulein Herz und Hand dem Grafen Egmont zugesagt hatte, verwandelte sich Randeck's Liebe zu Jolantha in Haß. Mit einem gefüllten Beutel gelang es ihm, den Müller zu vermögen, nächsten Morgen eine halb durchsägte Diele über den Bach zu legen. An demselben Morgen gingen Egmont, Jolantha, ihre Freundin Ida und der Junker auf die umliegenden Bergspitzen, um die Pracht der aufgehenden Sonne zu sehen. Letzterer wußte das Augenmerk der Gesellschaft auf die Mühle zu lenken, deren tröpfelndes Rad die Strahlen der Sonne zurückwarf. Unten angekommen, betrachtete man zuerst das kreisende Rad in dem Schaume des hinab stürzenden Baches und dann schickte man sich an, das Werk im Innern der Mühle zu besehen. Nach des Junkers Anordnung sollte nun die Braut die Ehre des Vortritts haben. Während ihr nun Randeck deshalb zuredete, sagte die muntere Ida: „Ich will's enden! Kommt nach!" sprang auf die Diele und sank in die Wirbel des Baches, die sie augenblicklich dem Rade zuführten. Graf Egmont aber führte den Randeck gebunden auf die Burg Leiningen's, wo er noch denselben Abend bei Fackelschein im Hofe enthauptet ward." *)

Von der Burg Frankenstein verlautet folgende Historie: „Es haftete darauf das Eselslehen. Wurde ein Mann von seiner Frau geprügelt, so ward sie auf einen Esel gesetzt und durch die Gassen geführt. Hatte sie den Mann hinterlistig überfallen und bewältigt, so ward der Esel vom Frankensteiner Boten geführt; griff sie ihn aber offen an und besiegte ihn, so mußte er den Esel selbst führen."

Von den einander gegenüberliegenden, durch eine schmale aber tiefe Schlucht getrennten Schlössern Erfenstein und Spangenberg heißt es: „Die Ritter waren Waffengefährten. Deshalb saßen sie fast täglich beisammen und plauderten zechend von ihren Thaten. Da ihr Weg zu einander jedoch einen Berg hinunter und den andern wieder hinauf führte, so fanden sie das Auskunftsmittel, eine lederne Brücke von einer Burg zur anderen über das Thal zu ziehen. Einmal jedoch, als der Wein ihre Köpfe zu stark erhitzt hatte, geriethen sie in Händel, und kaum hatte der Erfensteiner, der nach Hause eilte, die Mitte der Brücke erreicht, als Spangenberg sie abschnitt: der von Erfenstein zerschmetterte an einem Felsstück."

---

*) Es versteht sich, daß ich aus Gärtner's Erzählungen immer nur einen Auszug gebe. Aus der letzteren habe ich unter Anderem auch diejenigen Sätze weggelassen, in welchen der Verfasser den Leser versichert, daß er diesen Herrn von Randeck für einen Erz-Bösewicht hält.

Von der Wolfsburg lautet das Motto, welches ihren gegenwärtigen Anblick malt:

In den bebuschten Rittersaal
Kommt mit dem Raub der Weih geflogen;
Der Ahorn streckt hinab in's Thal
Die Arme aus dem Fensterbogen.
Es wankt der Zinnen letzter Rest,
Es grünt das Gras aus jeder Scharte,
Und unter Tannen baut sein Nest
Der Habicht auf der Felsenwarte.

„Auf dieser Burg hauste ein Raubritter, an dessen starke Feste man sich nicht wagte. So sehr man ihm aber auch nachspürte, um ihn auf einem Raubzuge zu erhaschen, es war immer umsonst. Er ließ seinen Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlagen. War er also in seine Burg eingeritten, so glaubte man ihn auf einem Zuge draußen und suchte in der Gegend; war er dagegen wirklich ausgeritten, so vermuthete man ihn in seiner uneinnehmbaren Burg und blieb ruhig ein Jeder zu Hause, so daß er ungestört plündern konnte. Da er nicht zu erwischen war, versuchte es die Vehme mit ihm und lud ihn vor ihren Stuhl. Nachdem er vorher mit seinen Leuten Verabredung getroffen, ließ er sich mit verbundenen Augen vor den Freigraf führen. Unbemerkt aber ließ er hie und da eine Erbse fallen, um seinen Spießgesellen eine Spur zu hinterlassen. Das Urtheil des Gerichts, das gleich vollzogen werden sollte, lautete auf Tod. In dem nämlichen Augenblick aber, als die Freischöffen sich gegen ihn erhoben, entstand draußen ein furchtbares Getöse und drangen die Knappen des Wolfsbergers herein. Höhnisch blickte nun der Schnapphahn auf die Richter und sagte: „Ich bin eurer Ladung gefolgt, ihr kennt mich jetzt; wenn ihr mich wieder braucht, laßt mich's wissen!"

Von der Burg Altenbaumberg der Montforts geht folgende Sage: „Hier war ein Fräulein Elisabeth, die von Liebe durchaus Nichts wissen wollte. Man nannte sie daher das Fräulein mit dem steinernen Herzen. Aber an ihrer Unempfindlichkeit war bloß die Furcht vor den Folgen des Fluchs einer Zigeunerin Schuld. Sie drohte nämlich einmal, eine solche Heidenfrau und ihre sieben bettelnden Kinder mit Hunden von dem Burgthore wegzuhetzen, weshalb diese ihr entgegenschrie, daß sie sieben Kinder auf einmal bekommen solle. Lange wies Elisabeth alle Freier ab, endlich ward sie des jungen Montforts Weib, und fühlte sich bald in gesegneten Umständen. Da lagerten sich die Worte der Zigeunerin täglich schwerer auf ihre Seele, und allmählich reifte der Entschluß in ihr, sechs Kinder wegzuschaffen. Als sie dann in der That sieben Knäblein gebar, sollte die Amme sechs davon in den Weiher tragen. Der Amme aber nahm der auf der Jagd ihr begegnende Ritter Montfort seine Kinder ab und ließ sie geloben, es zu verschweigen, daß er dieselben in verschiedene Häuser zur Pflege gab. Er selbst

pilgerte nach Jerusalem und ließ vorher seiner Frau auch das siebente Kind wegnehmen, an dem sie mit der größten Liebe hing. Schrecklich war ihr Schmerz und waren ihre Gewissensbisse. Nach mehreren Jahren erwachte in Montfort wieder die Liebe zur Heimath und Frau. Gebräunt und bis zur Unkenntlichkeit bärtig kam er in die Nähe seiner Burg und versammelte seine sieben Jungen um sich. Dann trat er allein in die Burg, als käme er mit Aufträgen. Als er aber seine Gemahlin bleich wie eine Sterbende sah, konnte er sich nicht halten und stellte ihr die sieben Knaben vor und mit demselben Tage war das Glück wieder ins Haus gekehrt."

Die romantischste all dieser Sagen ist die von der Waldfrau. „Hildegarde, daß schmucke Burgfräulein von Hohenecken, war eine leidenschaftliche Jägerin: oft strich sie tagelang dem Wilde nach. Auf einer solchen Jagd setzte sie sich einmal bei einem kühlen Quell nieder, um auszuruhen und sich zu erfrischen. Da trat plötzlich ein steinaltes Weiblein aus den Büschen und labte sich ebenfalls an dem silbernen Sprudel. Hildegarde fragte das Mütterchen, wer sie wäre. Die Waldfrau gab sich als solche zu erkennen und prophezeihte, daß Hildegardes Pfeil selbigen Tages noch ihren Liebsten durchbohre. Das Fräulein dankte mit ungläubigem Lächeln, kühn auf ihren Bogen gelehnt, und pürschte dann im Walde weiter. Da ihr aber kein Wild aufstieß, schoß sie nach einem über ihr hinstreichenden Habicht, um doch Etwas nach Hause zu bringen. Der Pfeil durchbohrte den Flügel des Raubvogels und stürzte ihn herab, aber er ließ sich nicht haschen, sondern entkam flatternd, mit dem im Fittich steckenden Pfeile, in die Hecken. Kurz nachher ritt der Geliebte Hildegardes durch den Wald. Sein Nebenbuhler lauerte ihm im Dickicht auf. Dort fand er den Habicht, zog ihm den Pfeil aus der Wunde, und die Waldfrau hatte die Wahrheit gesprochen." — Diese Hildegarde ist wenigstens ein gesundes Burgfräulein! In der Regel denken sich die Romanschreiber diese Wesen brustkrank oder sentimental. An solcher waldursprünglichen Jagdmaid aber läßt sich ein dichterisches Behagen empfinden und zugleich mit diesem mag man dann auch die Klage des Dichters nachfühlen:

„Jetzt rankt sich überm Schutte wüst Gesträuch,
Wo vormals traulich jene sich umfangen,
Und wilde Beeren pflückt das Kind vom Zweig,
Die am versunk'nen Söller niederhangen.

Der flücht'ge Vogel schwankt auf dürrem Ast,
Die Schwalbe flieht unwirthliches Gemäuer,
Und wilde Tauben schnäbeln dort sich heuer,
Wo süße Liebe du gewohnet hast!"

Französische Revuen.

Frauenportraits aus dem 17. Jahrhundert: Frau von Hautefort; die Herzogin von Chevreuse; die Nichten Mazarin's; Maria Mancini; Frau von Maintenon.

Die „Revue des deux Mondes“ bringt einmal wieder eine jener glänzenden historischen Arbeiten, durch welche sie sich ihr literarisches Renommé wohl zu sichern versteht, sollte auch im Gebiet der Politik die letzte Hoffnung schwinden, etwas Weniges an malcontentem Orleanismus dem Aufschwunge neukaiserlicher Einflüsse gegenüber zu behaupten. Die Reihe von meisterhaft gezeichneten Frauenportraits aus dem 17. Jahrhundert, welche die „Revue“ bereits gebracht hat, erhält einen neuen Zuwachs aus der Feder Victor Cousin's. Der ehemalige Minister Louis Philippe's — der arme Bürgerkönig hat fast lauter geistreiche Professoren zu Ministern gehabt, zu seinem Unglück — verspricht uns noch zwei Frauenportraits aus dem 17. Jahrhundert, „beide von hinreißender Schönheit, bezauberndem Geist und geprüftem Muth; die Eine aber eben so rein als schön, Anmuth und Würde vereinigend, überall Liebe und Achtung einflößend, eine Zeit lang der Gegenstand der abgöttischen Verehrung eines Königs, ohne daß auch nur der Schatten eines Verdachtes deshalb auf ihre Tugend gefallen wäre, stolz bis zum Aeußersten gegen die Mächtigen und Glücklichen, mild und theilnehmend gegen die Unterdrückten und Leidenden; die Größe liebend und nur die Tugend höher stellend als die Achtung, vereinigte sie in sich die Eigenschaften eines Schöngeistes, die Zartheit einer Modedame, die Heldenhaftigkeit einer Heroine, die Würde einer Fürstin mit der glühenden, strengen Frömmigkeit einer wahren Christin, und starb fast im Geruch der Heiligkeit!“ Das ist das Bild, das Victor Cousin in kurzen Umrissen von Madame von Hautefort entwirft. Es ist nicht übertrieben, so emphatisch es klingen mag. Setzen wir daneben das, was er über die Herzogin von Chevreuse sagt, mit der sich die vorliegende Arbeit beschäftigt. „Die Andere war vielleicht noch verführerischer in ihrer unwiderstehlichen Anmuth und Lebhaftigkeit; sie war eben so geistvoll als unwissend und stand auf der äußersten Spitze der katholischen Partei, ohne sich jemals auch nur um die Religion bekümmert zu haben; sie war eine viel zu große Dame, um Zurückhaltung zu heucheln, und kannte keinen anderen Zügel, als die Ehre; der Galanterie ergeben, achtete sie alles Uebrige für nichts und trotzte für den, den sie liebte, jeder Gefahr, der öffentlichen Meinung und dem Unglück. Mehr unruhig als ehrgeizig setzte sie ihr eigenes Leben eben so leichtsinnig ein, wie das Anderer; nachdem sie ihre Jugend in Intriguen aller Art hingebracht, mehr als ein Complott geschmiedet, mehr als ein Opfer auf ihrem Wege gelassen, als Verbannte und Eroberin zugleich ganz Europa durchstreift und Königen die Köpfe verdreht hatte, sah sie Chalais enthaupten, Chateauneuf aus dem Ministerium

vertrieben, den Herzog von Lothringen seiner Staaten beraubt, Buckingham ermordet, den König von Spanien in einen mehr als unglücklichen Krieg verwickelt, die Königin Anna unterdrückt und besiegt, Richelieu siegreich. Trotzdem aber hielt sie aus im Kampfe, immer schlagfertig in jenem gefährlichen Spiel der Politik, das für sie zur Lebensnothwendigkeit geworden war; sie bewahrte sich immer den unvergleichlichen Blick, der stets die augenblickliche Situation des Gegners erspähete, und den festen Geist und den unerschrockenen Muth, deren es bedarf, um ihn zu vernichten. Sie war eine hingebende zuverlässige Freundin, aber eine unversöhnliche Feindin, obgleich sie kaum Haß kannte; die furchtbarste Gegnerin endlich, die Richelieu und Mazarin auf ihrem Wege fanden."

Das ist in Meisterzügen keck hingeworfen das Portrait jener berühmten Herzogin von Chevreuse. Es versteht sich von selbst, daß sich Victor Cousin zuerst daran macht, uns das Portrait dieser Dame auszumalen bis in's kleinste Detail. Er wäre kein Franzose, wenn er nicht der Chevreuse den Vorzug vor der Hautefort gäbe. „Elle la précède" sagt er, weil die Erstere ein wenig älter ist, als die Andere, „au moins, si elle ne la surpasse." Er entschuldigt sich ordentlich, aber unter seinen Entschuldigungen kommt die Wahrheit ihm unbewußt heraus: „elle a joué un rôle plus considérable." Die volle Wahrheit würde er ausgesprochen haben, wenn er sagte: „sie war eine französische Dame in so eminentem Sinne, daß ich als Franzose sie vorziehen muß."

Diese außerordentliche Frau hatte in der That bis auf eine alle Eigenschaften, die einem großen politischen Charakter innewohnen müssen, aber der Mangel dieser einen machte die Anstrengung aller übrigen fruchtlos. Sie verstand nicht, sich ein festes Ziel zu setzen, ja, nicht einmal, sich ein solches zu wählen, — ein Anderer wählte es für sie. Die Herzogin von Chevreuse war im höchsten Grade Frau, darin lag ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche. Die Liebe war der Haupthebel ihrer Politik, — das Ziel ihrer Politik war das Interesse dessen, den sie liebte. Und so brachte sie Allen Unglück, die sie liebte, weil sie so einem Richelieu und Mazarin stets unterliegen mußte.

Wir können an dieser Stelle nicht näher auf die wirklich glänzende Arbeit Victor Cousin's eingehen und müssen uns begnügen, ihr einige kurze Notizen über das Leben dieser merkwürdigen Frau zu entnehmen. Maria von Rohan, älteste Tochter des Prinzen Hercules von Rohan, Herzogs von Montbazon, und dessen erster Gemahlin Magdalena von Lenoncourt wurde im December 1600 geboren und heirathete 1617 den kühnen Günstling Ludwig XIII., der ein kleiner Provinzedelmann, aber der ritterlichste Mann Frankreichs war, den Connétable von Luynes. Maria von Rohan liebte diesen ritterlichen Connétable innig. Sie hatte von ihm eine Tochter, die als Nonne starb und einen Sohn, einen gelehrten frommen Herrn, der das Haus fortsetzte. In zweiter Ehe heirathete die Wittwe des Connétables von Luynes 1622 den Prinzen

Claudius von Lothringen, Herzog von Chevreuse, einen der Söhne des Herzogs Heinrich von Guise. Das war die äußere Lebensstellung der Frau, in der Richelieu wie Mazarin ihre gefährlichste Gegnerin finden sollten. In ihr verkörperte sich die Opposition der feudalen Grand-Seigneurschaft gegen den absoluten Monarchismus der beiden Principal-Minister, die katholische Opposition der liguistischen Ueberreste gegen die laxe Observanz der Politiker, kurz, sie vertrat gewissermaßen den alten Feudalstaat gegen den modernen Absolutismus.

Nach einem langen bewegten Leben erkannte die berühmte Frau endlich die Nichtigkeit der irdischen Dinge und wendete sich dem Himmel zu. Die stolze, hochfahrende Herzogin wurde die demüthigste aller Frauen, sie verließ ihr prächtiges Hotel in der Vorstadt Saint Germain, das Le Muet gebaut, und zog sich auf einen kleinen Landsitz zu Gagny bei Chelles zurück. Dort starb sie, 79 Jahr alt, in einem Jahre mit der Herzogin von Longueville und dem Cardinal von Retz. Sie wollte weder ein Leichenbegängniß, noch eine Leichenrede, sondern still in der alten Kirche zu Gagny begraben werden. Dort ruht sie denn auch im nördlichen Schiff; eine Platte von schwarzem Marmor mit einer einfachen Inschrift bezeichnet die Stätte.

Wir freuen uns im Voraus auf das in Aussicht gestellte Portrait der Frau von Hautefort.

Den übrigen Inhalt der letzten Nummern der „Revue des deux Mondes" bilden theils Fortsetzungen von Arbeiten, die wir schon erwähnt („der Marquis von Saffras", jene trefflichen Schilderungen aus dem Leben des Comtât von La Madélène; die schwachen Arbeiten von A. Picard über Rußland, die nach den neuen deutschen Arbeiten doch gar keinen Werth mehr haben; die literarischen Excurse Montégut's über den modernen Roman in England; die saubern Scizzen von Esquiros aus dem niederländischen Leben, im neuesten Heft die Torfgräbereien behandelnd u. s. w.) oder Aufsätze, die sich auf moderne Politik, den Krieg in der Krim und Verwandtes beziehen. Es ist mancherlei Interessantes darunter, aber nichts von eigentlicher Bedeutung; der gar zu einseitig französische Standpunkt, der sich ohne Scheu geltend macht, verstimmt unwillkürlich auch beim besten Willen. Eine besondere Erwähnung verdienen nur noch die poetischen Erzählungen aus der Bretagne, die Herr A. Brizeur mittheilt. Die Bretagne ist mit ihren alten Sitten und Gebräuchen, ihren Liedern und ihrem Patois noch immer wie eine ziemlich unbekannte Insel im modernen Frankreich zu betrachten. Herr Brizeur hat es sich besonders zur Aufgabe gemacht, die alten Lieder des Landes in der Schriftsprache Frankreichs zu bewahren; wir haben schon manche schöne Frucht seiner treuen Bemühungen in der „Revue" gefunden und uns daran erfreut. Mehr läßt sich von den Liedern nicht wohl sagen, man muß sie selbst lesen, wenn man sich klar werden will, wie fremd und fern von allem Franzosenthum die alte Bretagne ist.

Wie unser Referat über den Inhalt der „Revue des deux Mondes“, so beginnen wir auch das über den Inhalt der „Revue contemporaine“ mit Besprechung einer historischen Arbeit über Frauen des 17ten Jahrhunderts. Doch können wir uns hier kürzer fassen, da es sich nur um die schon mehrfach von uns erwähnte Arbeit des Herrn Amédée Renée über die Nichten Mazarin's handelt. Die vorliegenden Abschnitte 4 und 5 enthalten, wie die früheren, eine Fülle von interessantem historischen Detail, das sich freilich nicht ganz der künstlerischen Anordnung und der glänzenden Darstellung erfreut, wie die Portraits von Victor Cousin's Hand, aber doch eigentlich keinen geringern Werth hat und selbst dem Historiker eine willkommene Gabe sein wird. Es ist eine gewiß auffallende Erscheinung, daß sich die französische Literatur unter dem neuen Kaiserthum mit solcher Vorliebe der Detail-Geschichte des 17ten Jahrhunderts annimmt; doch wird man bei einigem Nachdenken unschwer auf den Grund dieser frappirenden Erscheinung kommen. Jetzt, wie damals hatte sich eine neue Regierungsform einer mehr oder minder überwundenen alten gegenübergestellt, das reizt zu Vergleichungen, das führt zu Analogieen, und wenn jetzt die kaiserlichen Scribenten die Archive und Memoiren des 17. Jahrhunderts durchwühlen, so thun sie es, vielleicht unbewußt, in der Absicht, dort Waffen gegen ihre Angreifer zu finden. Viele von den Gründen, die Richelieu und Mazarin für die absolute Monarchie geltend machten, würden auch dem neunapoleonischen Kaiserthum zu gute kommen; die Gegner aber des Kaiserthums schleudern manchen Pfeil, neu zugespitzt, aus der alten Waffenkammer der Herzogin von Chevreuse, und mancher der alten Pfeile trifft noch heute scharf und gut. Der fünfte Abschnitt der Nichten Mazarin's handelt speciell von Maria Mancini, später der Gemahlin des römischen Connetables Colonna. Maria Mancini, von der man, aber mit Unrecht, sagt, sie sei die erste Liebe Ludwig's XIV. gewesen, war nach der vorliegenden Arbeit allerdings eine Art von bevorzugter Spielgefährtin des jungen Königs, aber, nach Allem, was Herr Renée mittheilt, hatte der junge Monarch durchaus keine ernste Leidenschaft für die Nichte des Cardinals. Sie war in gleichem Alter mit dem König, groß, mager bis zum Aeußersten; ihr Teint war braun und gelb, ihre großen schwarzen Augen ohne Leben und Feuer, ihr Mund weit, ihre Lippen dünn; sie war geradezu häßlich und hatte eigentlich nur schöne Zähne. Ihre Schwester Hortense dagegen war als Kind schon eine vollendete Schönheit, aber Ludwig XIV. mochte die große, häßliche Marie lieber um sich leiden; er hatte, wie man weiß, stets eine Art von Aversion gegen „kleine Mädchen.“ Es gab Frauen, die der große König, so lange sie lebten, für „kleine Mädchen“ erklärte, und bis zum achtzehnten, zwanzigsten Jahre hielt er alle Damen für „kleine Mädchen.“ Sein Nachfolger hatte in diesem Punkt bekanntlich ganz andere Ansichten. Es ist interessant, zu sehen, wie sich alle diese Arbeiten, diese Monographieen

aus dem 17. Jahrhundert nicht nur ergänzen, was sich von selbst versteht, sondern förmlich controlliren; darin auch liegt ihre Bedeutung für die Geschichte im Allgemeinen. So wird es Jedem klar werden, der die Arbeiten dieser Art, welche in den letzten Jahren veröffentlicht wurden, mit einander vergleicht, daß wir erst jetzt eine richtige Anschauung von dem Leben in Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. gewonnen haben; der Charakter der Königin Anna von Oesterreich ist erst jetzt zu seinem Recht gekommen, in seinen Schwächen, wie in seinen Stärken. Doch um auf Maria Mancini zurückzukommen, so fand ihre zärtliche Verbindung mit dem Könige erst viel später statt, und, was man auch sagen mag, dieselbe war wohl nur von ihrer Seite leidenschaftlich. „Vous m'aimez, vous êtes roi, et je pars!“ soll Maria zu dem Könige gesagt haben, als sie auf Befehl der Königin-Mutter und Mazarin's abreisen mußte. Auf einen solchen Appell würde Ludwig XIV. eine andere Antwort, als eine Thräne gehabt haben, wenn ihm wirklich daran gelegen gewesen wäre, Maria Mancini zu heirathen. Es beweist nichts gegen unsre Ansicht, daß der König einen zärtlichen Briefwechsel mit der Dame fortsetzte. Uebrigens wird der Geschichtsschreiber der „Nichten Mazarin's“ nicht selten zum Lobredner der Dame Maria Mancini, was wir wohl erklärlich, aber eben nicht löblich finden können.

Eine zweite historische Arbeit der „Revue Contemporaine“ gilt abermals einer Frau, die auch noch vorzugsweise dem siebenzehnten Jahrhundert angehört, der Marquise von Maintenon. Man sollte glauben, es sei nun hinlänglich geschrieben und gesammelt über diese Maintenon, aber daß dem nicht also, das beweist der vorliegende Aufsatz, der weiter nichts ist, als eine literar-historische Studie nach nicht weniger als acht Werken, die alle in den letzten Jahren über die „heimliche Königsfrau“ erschienen sind. Es ist, als ob die Dame noch heute für die Schriftsteller all' die zauberischen Reize habe, welche einst den ersten Dichter ihrer Zeit, Racine, zu dem süßesten Frauenbilde begeisterten, das die Französische Bühne kennt, zu der Figur der Esther, die ausreichend ist, um ein ganzes Drama ohne Handlung zu halten:

Je ne trouve qu'en Vous, je ne sais quelle grâce,
Qui me charme toujours et jamais ne me lasse!

Hundert Meilen weit oft kamen ehemalige Pensionairinnen ihres Hauses von St. Cyr, um ihre Kinder von Frau von Maintenon segnen zu lassen — der Zauber, den sie nicht auf den König allein, sondern auf alle ihre Zeitgenossen ausübte, muß ein ganz außerordentlicher gewesen sein und, wie man sieht, wirkt er immer noch nach bei den Franzosen. Jener Herzog von Saint-Simon, dessen Memoiren wir in einem frühern Aufsatz in der „Berliner Revue“ besprochen haben, scheint Einer der wenigen Männer gewesen zu sein, der dem Zauber dieser Frau widerstanden. Während der Revolution theilte die Leiche der Frau von Maintenon das Geschick der todten Könige. Man warf sie aus ihrem Grabe

in der Kirche zu St. Cyr, wie jene aus den Grüften von St. Denys, man legte im Januar 1794 der Leiche einen Strick um den Hals, schleppte sie heulend im Hofe herum und warf sie endlich in ein Loch, wo sie bis 1802 lag. Dann begrub man sie auf's Neue unter einigen Trauerweiden und errichtete ein Gitter um das Grab. Aber 1805 befahl der General Duteil, „das Grab der fanatischen Person zu zerstören, welche die Aufhebung des Edictes von Nantes bewirkt." Die sterblichen Reste der berühmten Frau wurden ausgegraben und in eine Kiste geworfen, die in einer alten Scheune stand. Dort fand sie 1836 General Baraguay d'Hilliers, der sie in einem kleinen Mausoleum von schwarzem Marmor beisetzen ließ, wo sie ruhen werden, bis sich auf's Neue revolutionäre Gemeinheit bis zur Grabschändung erfrecht.

Das ist eine Reihe von Frauen-Portraits aus dem 17. Jahrhundert, die alle, verschieden unter sich, eine Eigenthümlichkeit mit einander gemein haben: sie sind nicht nur schöne, sondern selbst bezaubernde Frauen in einem Alter, in welchem die Frauen jetzt schon für „alte Damen", „bejahrte Frauen" und „Greisinnen" erklärt werden. Die Jugend scheint im 17. Jahrhundert weit dauerhafter gewesen zu sein als jetzt, obwohl sie unstreitig mehr strapazirt wurde. Unsere Dichter und Schriftsteller namentlich wagen schon gar kein liebendes Mädchen, das älter als 15 oder 16 Jahre, und keine schöne Frau, die älter wäre als 30, aufzuführen. Wir halten das für falsch und lächerlich zugleich und wünschten unserer Literatur etwas von der Abneigung Ludwigs XIV. gegen die „kleinen Mädchen".

Die andern Arbeiten der letzten Hefte der „Revue Contemporaine" beschäftigen sich mit den Thaten der Kaiserlichen Garde im Orient, die ein miles gloriosus selbst erzählt, — wir lassen billig das Urtheil darüber in der Schwebe; — ferner mit der Entwickelung der parlamentarischen Institutionen in Preußen, die einem gewissen Herrn Eduard Simon, sehr am Herzen zu liegen scheint, aber auch nur scheint, denn wäre es wirklich der Fall, so würde er sich besser darum bekümmert und nicht so flaches Zeug darüber aufgetischt haben; endlich mit der Möglichkeit einer russischen Invasion in britisch Indien, über welche ein Herr Bonneau allerlei Interessantes beibringt.

Tages-Ereignisse.

Sonderbar genug, hat noch keine Zeitung, — wenigstens bis zu dem Augenblicke, wo wir schreiben, — es der Mühe werth gehalten, darauf hinzuweisen, daß alle die Friedensgerüchte, Friedensbotschaften und Friedensvorschläge, von denen jetzt die Presse voll ist, keineswegs

von dem besiegten, geschwächten, gedemüthigten Rußland ausgehen, sondern von den siegreichen Westmächten; daß kein russischer Diplomat nach Wien oder Paris, aber Diplomaten von Wien und Paris aus nach Petersburg eilen. Man zerbricht sich in den profundesten Leitartikeln den Kopf, wie wohl die geheimnißvollen Botschaften lauten könnten, welche jetzt nach Petersburg hin unterweges sind, und vergißt die so einfache Bedingung, daß Rußland so lange keinen Frieden machen kann und wird, als noch ein feindlicher Soldat auf bisher russischem Grund und Boden steht. Alle anderen Fragen sind Nebensache, so lange diese eine nicht gelöst — das heißt die Verbündeten wieder aus der Krim hinausgeworfen sind, oder ein französischer Commandant — denn von einem englischen ist wohl überhaupt kaum noch die Rede — in Petersburg die Parole ausgiebt. Ob nebenbei Oesterreich der am glücklichsten gewählte Unterhändler in dieser häklichen Angelegenheit sein wird, — möchte man doch fast bezweifeln. Allerdings hat es durch die erneuete Reduction der Armee bewiesen, daß die Sendung seines Botschafters nicht abermals eine „pression" sein soll, wie es ihrer Zeit die Aufstellung seiner Armee-Corps in Rücken und Flanke der russischen Armee in den Donaufürstenthümern war, denn jeder neuen „pression" möchte die damals von Oesterreich gegen Rußland ausgeübte in der Erinnerung schädlich sein. Rußland hat sich in den Wiener Conferenzen zu allen vernünftigen Arrangements bereitwillig gezeigt; als Antwort darauf diente der zweite Feldzug in der Krim, der die Alliirten, trotz glänzender Waffenthaten, nicht einen Schritt weiter gebracht hat. Daß sich Rußland wenigstens durch den fortgesetzten Kampf weder geschwächt, noch entmuthigt fühlt, beweist wohl am besten, daß sich auch nicht der kleinste Versuch von seiner Seite registriren läßt, den Frieden herbeizuführen. Kaiser Alexander schweigt, bleibt bei dem, was seine Bevollmächtigten in Wien zugegeben, und thut absolut keinen Schritt, um die grollende Downing Street zu versöhnen. Die Rathlosigkeit ist dagegen vollständig und ersichtlich auf Seiten der Westmächte. Mit dem feierlichen Einzuge der Garden in Paris ist für Frankreich so ziemlich das Letzte geschehen, was ihm aus diesem unverantwortlichen Kriege Vortheilhaftes erwachsen konnte. Dagegen sehen wir den vollendeten Humor des Rennthier- und Herings-Vertrages mit Schweden, erneuerte Anerbietungen an Sardinien, sein decimirtes Hülfs-Corps wieder zu completiren und sogar zu vermehren, wesentliche Meinungsverschiedenheiten zwischen der französischen und englischen Regierung, einen sächsischen Diplomaten auf dem Wege von Paris nach Petersburg, Zweifel, Zutrauen und wieder Zweifel zwischen den Theilnehmern des Decembervertrages, Mißstimmung in der geretteten und beschützten Türkei gegen die Retter und Schützer, das Wachsen der Friedenspartei in England, neue abkühlende Anleihen, dürftige Resultate der Fremden-Anwerbung, kurz eine Menge von Dingen, die wir wenigstens in Rußland — bis auf die durch

Stieglitz negocirte Anleihe — nicht sehen. Dort Einigkeit und Einheit des Willens, hier Uneinigkeit und das zum Vorschein kommen anderer Interessen. Auch der wüthendste Russenfeind wird wenigstens nicht leugnen können, daß die Friedensvorschläge und Friedens-Gerüchte diesmal nicht von Rußland ausgehen, sondern ihm möglichst mundrecht gemacht werden sollen. Daß man dazu die Decoration einer Campagne in Finnland und Curland für das nächste Frühjahr anwendet, ist gewiß eine zweckmäßige und brauchbare Zugabe, nur dürfte die Drohung damit in Rußland kaum eben so günstig wirken, als civilisirte Zeitungen zu glauben scheinen. Wahrscheinlich gehörte diese ansprechende Decorirung mit zu dem diplomatischen Apparate des Generals Canrobert in Stockholm. Auf das russische Kriegsministerium dürfte dies kaum Einfluß haben — selbst wenn man beabsichtigen sollte, die „polnischen Kosaken des Sultans" oder ähnliche Truppen-Formationen aus gemischten Nationalitäten von Polangen aus nach Warschau oder Modlin zu detachiren. Das vereinsamte, angeblich vollkommen aus dem europäischen Concerte verdrängte Rußland thut, als ob alle diese Bemühungen, Reisen, Leitartikel, Tractate u. s. w. gar nicht in der Welt wären, als ob das Alles die Barbarei gar nichts anginge. Keine, auch nicht die geringste Concession von dorther, welche über die Wiener Zugeständnisse hinausgehen könnte. Für Friedens- und Demüthigungs-Speculanten in der That eine trostlose Lage! Ist es wahr, daß ganz andere Gründe, als der Schutz der rettungslosen Türkei den Kampf hervorgerufen, ist es wahr, was die englische Presse nun schon seit fast 20 Jahren demonstrirt und die englische Diplomatie erläutert, ist es wahr, daß England um seine Existenz gegen den mächtig wachsenden Rivalen ringt, so kann der Friede nicht nahe sein, und wenn selbst die Lust zum Beendigen des unnützen Kampfes in den Tuilerien noch größer wäre, als sie wirklich sein soll. Möglicherweise kann der Kampf aber sehr viel andere Verhältnisse annehmen und andere Fronten gestalten. —

Und wenn nun selbst mit einem „mare clausum", mit einigen rasirten Küstenfestungen, mit einem äußerlich aufgegebenen Protectorate über die griechischen Christen des Orients Frieden geschlossen wäre, was dann? Was wäre dadurch irgend Durchgreifendes für die europäische Lage geändert? Glaubt man dadurch eine eben werdende Dynastie fester begründet, eine drohende politische Umwälzung in England vertagt, den Kampf gegen alle regierungsfeindliche Gewalten beendet, die Verhältnisse zwischen den europäischen Staaten garantirt? Glaubt man dadurch den Wachsthum Rußlands wirklich aufgehalten, das wankende Türkenreich gestützt, die alten Rivalitäten zwischen jetzt Alliirten beseitigt zu haben? Wie anders wird das Alles aussehen, wenn erst wirklich ein Friedensschluß amtlich in den Zeitungen zu lesen ist! — Wie wird man enttäuscht sein und sich wundern, daß einige Wenige dies selbst im tollsten Wirbel der Ereignisse so und nicht anders vorausgesagt, und sich nicht

haben irre machen lassen! — Rußland kann diese Art der Kriegführung noch sehr lange ertragen und scheint auch fest dazu entschlossen zu sein. Auf irgendwie demüthigende Bedingungen hin, macht es wenigstens keinen Frieden. Das wissen die Westmächte und selbst ihre December-Verbündeten, und daher ihre ersichtliche Verlegenheit.

Ueber die Methode, wie man neuerdings Bücher macht, hört man mit bewunderswerther Naivetät aus Hamburg allerlei Curioses zugestehen. Herr Vehse, Verfasser der bekannten Scandalbücher über die deutschen Höfe, hat bei seiner in Berlin erfolgten Verhaftung zu Protocoll erklärt, daß er mehrere der bedenklichsten Stellen in seinen Bänden über Mecklenburg seinem Hamburger Verleger, Herrn Campe, zu verdanken habe, und Letzterer soll — voll buchhändlerischen Vergnügens, ein sehr gutes Geschäft mit dieser scandaleusen Sorte von Geschichte gemacht zu haben, — das Factum bereits zugegeben haben. Das Verbot des ganzen Campe'schen Verlages, ohne Ausnahme für Mecklenburg, scheint zunächst die Folge dieser Erklärung und dieses Zugeständnisses zu sein, und wenn die Correspondenzen aus Hamburg auch versichern, daß Herr Campe dieses Verbot wenig empfinden würde, so glauben wir doch gerade das Gegentheil und freuen uns, endlich einmal eine entschiedene Maßregel gegen die Frechheit der Presse eintreten zu sehen, weil nur so ihre Freiheit gewahrt bleiben kann. Freilich unvollständig und zu spät, wie Alles, was Abwehrendes gegen den Mißbrauch der Presse geschieht, und wenn in irgend einer Richtung, so wäre hierbei das einheitliche Wirken des deutschen Bundes für sämmtliche deutsche Staaten zu wünschen. In der Manipulation des Buchhändlers Campe liegt so augenscheinlich der animus injuriandi gegen ein deutsches Fürstenhaus, daß das mecklenburgische Verbot seines Gesammt-Verlages weniger wie eine Strafe als wie eine Abwehr erscheint. Wir haben uns längst gewundert, daß man den Scandal sich so ruhig breit machen läßt, fürchten aber, daß die Stofflieferungen noch sehr viel weiter als nur bis an Herrn Campe zurückreichen dürften. Ein widerwärtiges Thema, dem gegenüber es die Presse schlecht kleidet, von der Würde der Literatur zu sprechen!

Ein so unwirthbares Terrain für die Phrase sonst militairische Verhältnisse auch zu sein pflegen, so kommt sie doch hin und wieder auch auf diesem zum Vorschein. Neuerdings berichtet der ernsthafte „Moniteur de l'Armée": „Die Regimenter, welche nach Lyon geschickt werden, gehen etappenweise und dürfen sich nicht der Eisenbahn bedienen, damit sie sich an Kälte und Wind gewöhnen." Die einfache Erfahrung, daß der Mensch sich nie an Kälte gewöhnt, sondern jedesmal aufs Neue friert, wenn es aufs Neue kalt wird, scheint dem Verfertiger dieser Phrase auch nicht im Entferntesten eingefallen zu sein. Man kann Truppen an Marschiren, und auch an Marschiren bei schlechtem

Wetter gewöhnen und thut unter allen Umständen gut — wenn keine Eile drängt — sich nicht der Eisenbahn zu bedienen, sondern überhaupt die Truppen marschiren zu lassen, weil man sie durch Strapatzen wohl abhärten, aber dessenungeachtet nie an Kälte gewöhnen kann. Angesichts der kalten Winterquartiere in der Krim muß dem „Moniteur de l'Armée" die Phrase aber wohl wirksamer erschienen sein, und so ist sie denn zur Genugthuung des Pariser Badauds zu lesen. Sie hat in den Vorschriften für die Gesundheitspflege der Soldaten in Algier ein würdiges Seitenstück. Ein von dort zurückgekommener Soldat der Fremdenlegion hat diese Vorschriften, welche den Compagnieen jedesmal beim Ausmarsche zu einer Expedition ins Innere vorgelesen werden, mitgebracht. Ein Officier de Santé hat sie verfaßt und sich bestrebt, den Soldaten die Gefährlichkeit des dortigen Climas, bei unvorsichtiger Lebensweise, an's Herz zu legen. Wir citiren jenes Seitenstück zu der Phrase über das Gewöhnen des Soldaten an Kälte und Wind wörtlich:

„Um sich dauernd bei guter Gesundheit zu erhalten, muß der Soldat in Algier die Verwundung durch Flintenkugeln und Säbelhiebe vermeiden, da diese sonst bei dem heißen Clima leicht gefährlich werden."

Nachrichten aus Odessa sprechen neuerdings von der Absicht der Russen, während des Winters Kinburn anzugreifen und den Versuch zur Vertreibung der dortigen feindlichen Besatzung zu machen, und in der That wird es Zeit, daß von den Russen in der ihnen günstigen Jahreszeit etwas gegen die feindliche Occupation des Krim-Litorals unternommen wird. Es mag sehr schwierig sein, man mag sogar die Unmöglichkeit demonstriren, und doch muß etwas geschehen, wenn sich die russischen Heere im nächsten Frühjahre nicht im entschiedenen Nachtheile gegen ihre Angreifer befinden sollen. Die Verringerung der feindlichen Streitkräfte, die nahenden Stürme für die Flotten, der durch Kars neubelebte Muth, das Beispiel so vieler im Winter auf Eisfeldern geschlagener Schlachten, der Uebergang Suwaroff's über die Alpen, die Beresina, — Alles das müßte zur Thätigkeit anfeuern, wenn nicht unwiederbringlich Zeit verloren werden soll. Mit Aufzählung der Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten wird kein russischer Geschichtsschreiber der Zukunft für diesen Krieg ausreichen. Russische wie allirte Berichte loben den Comfort und die vortrefflichen Einrichtungen der diesjährigen Winterquartiere; ein Grund mehr, auch in der Hauptsache thätig zu sein. Mehr als Rußland jetzt im Süden an Streitkräften beisammen hat, kann es auch im weiteren Verlaufe des Krieges dort nicht concentriren, wenn es nämlich Polen nicht ganz entblößen und den Feind nicht geradezu zu einer Landung in Finnland oder Curland auffordern will. Was also mit dieser Kraft jetzt nicht geschieht, wird dort überhaupt nicht geschehen können. In den „Victoires et conquètes des français" ist

groß und breit zu lesen, daß Franzosen überhaupt nur durch Verrath, wie bei Waterloo, oder schlechtes Wetter, wie an der Beresina, besiegt werden können. Da nun die russischen Feldherren schwerlich zum Verrathe greifen werden, so sollte die einzige andere Möglichkeit wenigstens nicht unbeachtet bleiben.

Jener verhängnißvolle russische Dampfbagger an den Sulina-Mündungen der Donau, bekanntlich jahrelang einer der einschneidendsten Beschwerdepunkte gegen Rußland und der Ursprung jener, nach kurzer Regierung quiescirten liberalen Phrase vom: „Unterbinden der eigentlichen Puls- und Lebensader Deutschlands“, scheint nun nachgerade das Schicksal so mancher anderen europäischen Beschuldigung gegen die Moskowiten zu theilen und durch die unbarmherzige, allen liberalen Phrasen tödtliche Praxis in ihrer ganzen Nacktheit hingestellt zu werden. Seit zwei Jahren beinahe hindert keine russische Kanone die langersehnte Verbesserung. Oesterreich hat die Donaufürstenthümer besetzt, und das nächste Interesse, seine angebliche Handelsstraße nach dem Orient offen zu halten. Frankreich und England, ja sogar Sardinien, könnten ungestört mit vortrefflichen Maschinen dort baggern. Die Türkei könnte, wie zu so manchem Anderen, auch dazu requirirt werden. Und was geschieht, oder vielmehr, was ist seit beinahe 2 Jahren dafür geschehen? Man hat sich überzeugt, daß man so wenig die Sandbarre vor den Sulina-Mündungen wegschaffen kann, wie die Godwin-sands an der englischen Küste, auf denen jährlich Hunderte von Schiffen zerschellen. Der russische Dampfbagger liegt ruhig bei Ismael; aber noch hat kein alliirter oder civilisirter Dampfbagger ihn ersetzt. Noch immer ankern Hunderte von Schiffen innerhalb und außerhalb der Barre und müssen sich leichtern, um das Naturhinderniß zu besiegen. Hin und wieder taucht das alte Kanal-Project nach Küstendschi wieder auf, verliert sich aber jedesmal bald wieder. Die Sulina-Mündungen liegen nicht im Interesse Englands. Deshalb werden sie noch lange ungeöffnet bleiben, denn der unwiderstehlichen, stillwirkenden Kraft einer gewaltigen Natur arbeitet selbst die raffinirteste Maschine ohne großen Erfolg entgegen. So lange die Sulina-Mündungen und jener Dampfbagger zu einem Vorwurfe gegen Rußland gebraucht werden konnten, waren sie ein willkommenes und zum Uebermaß gebrauchtes Stichwort. Von dem Augenblicke an, wo es nach dieser Richtung hin nichts mehr nutzte, wurde es bei Seite geworfen und die Unmöglichkeit eines Kampfes gegen so überwältigende Naturkräfte zugestanden,.

Daß der englische Einfluß in diesen Dingen der einzig maßgebende ist, beweisen die Hindernisse, welche neuerdings die Eisenbahn findet, die einst Konstantinopel mit dem Westen Europa's verbinden soll. Der Gedanke, sie an die ungarisch-österreichischen Eisenbahnen anzuschließen und dadurch eine wirkliche Pulsader für Deutschland zu schaffen, liegt so

nahe, daß eben englische Interessen dazu gehören, um eine andere Richtung vorzuschlagen und auf deren Ausführung mit dem ganzen Uebergewichte zu bestehen, welches die Lage des Augenblicks dem Lord Redcliffe über die hohe Pforte giebt. Nicht nach Belgrad will England die Eisenbahn geführt wissen, sondern von Konstantinopel nach Salonichi und von dort nach dem Hafen von Avlona, der Otrantischen Südspitze Italiens gegenüber und in nächster Nähe der Jonischen Inseln. Die Zwecke einer solchen Richtung liegen so klar vor Augen, daß es von unserer Seite wahrlich keiner Erklärung derselben bedarf. Weder die Sulina-Mündungen der Donau, noch ein Kanal bei Küstendschi, noch endlich eine directe Verbindung Wiens mit Konstantinopel liegen im Interesse Englands, und deshalb werden alle diese Dinge nicht in's Leben treten. Mit der Avlona-Salonichi-Eisenbahn wird freilich die Möglichkeit nicht abgeschnitten, künftig über Belgrad auch eine directe Verbindung mit dem deutschen Eisenbahnnetze herzustellen. Sie wird einst kommen, weil sie eine Nothwendigkeit ist, und weil sie sicherer als Kriege den Muhamedanismus aus Europa hinauswerfen wird; vor der Hand aber bleibt diese Aussicht noch durch englischen Einfluß paralysirt. Daß eine Eisenbahn zwischen Konstantinopel und Avlona in den nächsten 20 Jahren nicht rentiren wird, ist für England Nebensache. Wenn sie nur die natürliche Verbindung Deutschlands mit Konstantinopel einstweilen vertagt, so ist man in der foreign office zu London schon zufriedengestellt.

Die Stellung der K. K. österreichischen Truppen in den Donau-Fürstenthümern ist unter den mancherlei merkwürdigen Complicationen der Zeit eine der merkwürdigsten. Vor der Hand schieben brennendere Fragen diese noch auf die Seite. Sie wird aber einst sehr entschieden in den Vordergrund treten. Mit einer Mobilmachung und einer „pression stratégique“ erlangt, in einem Momente der Uebereinstimmung mit den drei alliirten Mächten besetzt, gegenwärtig ohne irgend eine Veranlassung noch besetzt gehalten, sind die Donau-Fürstenthümer jetzt factisch ohne einen Herrn und werden nur so ad interim verwaltet. Bald läuft das Gerücht von der Gründung eines unabhängigen Reiches für einen Erzherzog des Kaiserhauses, bald von der demokratisch-revolutionären Gesinnung der ganzen moldau-walachischen Jugend durch die Zeitungen. Die Kaiserlich österreichischen Truppen-Commandanten erklären, sich nicht in die Handhabung der Landes-Polizei mischen zu wollen, verhaften aber Deserteure, obgleich sie in Großherrlich türkischen Diensten stehen und, mit englischen Militair-Geschäften beauftragt, den Boden der Fürstenthümer betreten. Das Alles geht, wird bereitwillig übersehen und geschickt ignorirt, so lange die Hauptsachen noch der Entscheidung harren. Ist diese aber einmal eingetreten, oder auch nur die bestimmte Aussicht

auf eine solche da, so werden die jetzt scheinbar ignorirten Dinge sich bemerklich genug machen und möglicherweise sogar neue ernste Verwickelungen herbeiführen.

In der „Kölnischen Zeitung" ergeht sich Hr. E. M. Arndt in einer liberal zugeschnittenen Schilderung der Finnen unter russischer Herrschaft, an der so ziemlich nichts wahr und fast Alles willkührlich verdreht ist. Der Schlüssel zu seinen geistreichen Erklärungen des kleinen und des großen Volkes ist die Chablone, wie englische Zeitungen in Preußen zwischen der Regierung und dem Volke unterscheiden oder die Organe der deutschen Bourgeoisie von einer kleinen aber mächtigen gegen die große aber ohnmächtige Partei sprechen. . . . Das Arndt'sche kleine Volk in Finnland sind die zahlreichen aus Schweden, Deutschland und Livland eingewanderten Adligen und so lange der russischen Regierung treu, als diese ihre Treue mit Gold und Silber erkauft. Daß dies auf die Länge ein sehr theures Geschäft für jede Regierung sein würde, fällt Hrn. Arndt, wie es scheint, nicht im Entferntesten ein. Aber das große Volk, dieses edle, tugendhafte, vortreffliche Volk — denn bekanntlich sind alle Völker edel, groß und vortrefflich, wenn sie mit der Regierung unzufrieden sind — so lehrt wenigstens einer der gangbarsten Lehrsätze des Liberalismus — dieses große finnische Volk möchte wieder schwedisch werden! Ungefähr so wie die Tscherkessen gern türkisch werden möchten. Daß in Finnland Wünsche vorhanden sind und auch laut werden, welche eine Selbstständigkeit nach Abgrenzung der Sprache erträumen und erhoffen, wer möchte das ableugnen? Sehen wir doch ganz dasselbe in dem gewiß freien und gut regierten Belgien. Daß die Finnen aber weder schwedisch, noch englisch, französisch oder sardinisch zu werden Lust haben, das zu wissen, dazu gehört nur geringe Kenntniß des Landes und seiner Bewohner. Unleugbar ist Finnland, seit es unter russischer Herrschaft steht, zu einer früher nie gekannten Blüthe gelangt und man muß allerdings zugestehen, daß Rußland grade in Finnland von seiner sonst starren und gleichmachenden Verwaltungsform abgestanden ist. Factisch hat es finnische Truppen sogar bis jetzt nicht außerhalb ihrer Heimath verwendet und auch sonst mit Vorliebe für das Wohl dieser Provinz gesorgt. Hr. Arndt gesteht zwar zu, daß die allirten Flotten sich dort leider keine Sympathieen erworben, weder bei dem von ihm erfundenen kleinen Volke noch dem herrlichen großen Volk, aber — wenn Schweden nur wollte — dann würde man schon sehen, wie die geschickten finnischen Büchsenschützen den Russen das Garaus machen würden. Jam satis! — Hr. E. M. Arndt hat schon längst das schöne Vorrecht, ungestraft Widersinn schreiben zu dürfen. Stören wir ihn in der gewohnten Beschäftigung nicht! —

Wieder ist ein neuer Präsident der einen, einigen und untheilbaren Republik Mejico über die alten Dämme in das einst mächtige Tenochtitlan eingezogen. Wieder lesen wir eine Proclamation, die den verjagten Präsidenten einen Despoten nennt und goldene Berge — diesmal unter andern eine veritable Repräsentativ-Republik — verspricht. Wieder hören wir die Mejicaner einem neuen Präsidenten (Alvarez) zujubeln, und bald genug werden wir auch ihn wieder für einen Verräther des Vaterlandes erklären hören. Ueberall hat der Liberalismus und Parlamentarismus seine vollständige Unfähigkeit bewiesen, etwas Dauerndes zu schaffen, wenn die nach ihm benannten Institutionen und Formen nicht im Volke gewachsen, sondern ihm vermittelst der Chablone von 1789 übergepinselt worden sind. — Schlagender aber als in den Republiken Mittelamerikas tritt diese Unfähigkeit wohl nirgend zu Tage. In Mejico wird Santa Ana vertrieben, in Nicaragua General Corral füsilirt, in Buenos-Ayres Präsident Flores abgesetzt. Ueberall ist Freiheit und Volksthümlichkeit das Stichwort der Abgesetzten so gut wie der Eingesetzten. Santa Ana wollte eine Republik der Wahrheit, ungefähr wie Louis Philippe eine Charte vérité. General Alvarez will aber eine volksthümliche Repräsentativ-Republik, ungefähr wie Lord Palmerston ein Corps Polnische Kosaken des Sultans. Nichts, absolut nichts haben diese freiesten Repräsentativ-Verfassungen in Mittel-Amerika schaffen können, und auch Brasilien würden sie schon ruinirt haben, wenn nicht der jetzige Kaiser mit seltener Geschicklichkeit das Steuer des Staates selbst führte. Dafür prosperirt Brasilien auch auf eine Weise, die schon jetzt die Aufmerksamkeit Europas auf sich zieht und dort bedeutende Entwickelungen für die Zukunft erkennen läßt. Das Repräsentativ-System in seinen ausgeprägtesten Formen ruinirt jene amerikanischen Mittelstaaten gründlich und führt sie einem unvermeidlichen Verfall entgegen. Wir haben vor Kurzem Gelegenheit gehabt, das gediegene, leider nur als Manuscript gedruckte Werk des Freiherrn v. Richthofen, unsers Minister-Residenten in Mejico, über „die Aeußeren und Inneren politischen Zustände der Republik Mejico seit deren Unabhängigkeit bis in die neueste Zeit“ durchzusehen und erschrecken vor dem raschen Verfall, den der nagende Zahn des Parlamentarismus für diese Staaten vorbereitet. — Ein Halt scheint in der That auf dieser abschüssigen Bahn kaum möglich. Auch der schon altersschwache Alvarez wird das zerfallende Mejico mit den plattconstitutionellen Phrasen seiner Proclamation nicht zusammen zu halten vermögen.

Wappen-Sagen.

Asseburg.

In dem Asseburg'schen Wappen
Liegt gebeugt der schwarze Wolf,
Doch sein Trutz und seine Stärke
Und sein Muth sind ungebeugt,
Liegt gebeugt wie auf der Lauer,
Grimmig stets zum Sprung geschickt,
Denn der Wolf hat nichts vergessen
Und er harret seiner Zeit.

Einst, vor grad' sechshundert Jahren *),
Hielt der Wolf im goldnen Feld
Braunschweig's großen Welfenleuen
Mit den Pranken keck umfaßt;
Also führte ihn als Wappen
Busso von der Asseburg,
Der mit allen seinen Vettern
Herzog Albrecht abgesagt.
Doch der jugendliche Herzog
Dient' auf diesen blut'gen Hohn
Mit dem Schwert und seines Ahnen
Heinrich vollem Löwenzorn.
Sammelt' eilig die Vasallen,
Warf im Wind sein Banner auf,
Stürmt' die Veste Wolfenbüttel,
Zwang den Asseburg zur Flucht,
Brach der Vettern stift'sche Schlösser
Sarstedt, Reden, Rosenthal,
Und erschien vor Busso's Veste,
Vor der hohen Asseburg.
Lange rangen Wolf und Löwe
Um den Sieg im blut'gen Kampf,
Hält der Wolf die Felsenthürme,
Thürmt der Löwe Felsen auf;
Endlich fiel die mächt'ge Veste
Und nach Jahre langem Müh'n
Flattert Herzog Albrechts Banner
Von der hohen Asseburg.

*) In's Jahr 1255 fällt der Beginn der sogenannten Peina'schen Fehde, welche Busso von der Asseburg mit seinen Gesippen von Peina; Wolfenbüttel u. s. w. gegen den Herzog Albrecht den Großen von Braunschweig führte.

Seit dem Tag, da Busso zürnend
Von dem Haus der Väter wich,
Liegt im Asseburg'schen Wappen
Tief gebeugt der schwarze Wolf,
Doch er liegt nur auf der Lauer,
Grimmig stets zum Sprung geschickt,
Denn der Wolf hat nichts vergessen
Und er harret seiner Zeit.
Und er harrte nicht vergebens,
Wagte manchen kecken Sprung,
Saß auch bald gar trutzig wieder
Auf der hohen Asseburg.
Reiche Güter, hohe Ehren
Kamen an das edle Haus,
Freiherrnkronen, Grafenwürden
Zieren Busso's alten Stamm —
Hei! der Wolf hat nichts vergessen
Und er harret seiner Zeit!

Inserate.

Um auch für die gegenwärtige Saison der Gesellschaften und Bälle dem Herren-Publicum das Neueste zu bieten, habe ich bei

A. Dusautoy,

Hof-Schneider des Kaisers Napoleon
(14. Boulevard des Italiens in Paris),

zwei Modelle der neuesten Ball- und Gesellschafts-Anzüge anfertigen und diese hier copiren lassen.

Bei Vergleichung dieser Copieen mit den Pariser Originalen wird man finden, dass die Güte des Stoffs, der überaus gefällige Schnitt und die elegante Arbeit durchaus wiedergegeben sind.

Demungeachtet verkaufe ich diese so copirten Gegenstände, in

Fracks, Westen und Beinkleidern

bestehend, gerade um den dritten Theil wohlfeiler, als sie in Paris zu stehen kommen.

Die Original-Faktura des Herrn Dusautoy liegt zur Einsicht aus.

LOUIS LANDSBERGER,

Markgrafenstr. 46, dem Schauspielhause gegenüber.

Die Fabrik von Schwedt u. Markstein,

Friedrichsstraße 180, Ecke der Taubenstraße,
empfiehlt ihr großes Lager der geschmackvollsten Artikel, als:

Kronleuchter,

Candelabres, Ampeln, Gruppen, Statuetten, Wand- und Tafel-Leuchter.

Moderateur-Lampen

von **Bronze** und **Porzellan** in größter Auswahl nach den neuesten und geschmackvollsten Pariser Modellen in Bronze von **3 Thlr.** an.

Uhren in Gold und dunkeler Bronze,

mit besten Pariser Werken, 14 Tage gehend, im Preise von **10 Thlr.** an.

Feine Eisenguß-Waaren,

als **Schreibzeuge, Leuchter, Cigarrenhalter, Aschbecher, Handleuchter, Uhrhalter, Feuerzeuge, Thermometer, Briefbeschwerer, Räucherlampen, Nachtlampen** rc.

Feine Pariser Bronze-Gegenstände

und Alabaster-Nippsachen,

die in **unserem Verlag** erschienenen so beliebten Statuetten

Sr. Majestät des Königs,
des Prinzen von Preußen Königl. Hoheit,
des verewigten Kaisers Nicolaus,

welche sich ganz besonders zu Geschenken eignen.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 10.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Fünftes Capitel.

La Malmaison und Vincennes.

Zu den traurigsten Schlössern in Frankreich gehört Malmaison, sie nennen's nicht ohne Grund das „böse Haus"; umsonst werden der seltenen Blumen und Gesträuche mancherlei dort gehegt, ihr Duft vermag den Blutgeruch nicht zu vertreiben, der durch das „böse Haus" weht. Oh! trauriges La Malmaison! So traurig aber warst du nimmer, als in den Tagen nach dem 18. März 1804!

Und dennoch war am genannten Tage gerade der erste Consul dort eingetroffen mit seiner ganzen Familie, der freundlichen Madame Josephine, der lieblichen Hortense, dem ritterlichen Beauharnais, mit all seinen Offizieren und starken Commando's der Consulargarde!

Leben und Menschen genug in Malmaison, aber die Menschen hatten bleiche, finstre, trotzige, bange oder verweinte Gesichter und das Leben keuchte ängstlich, als ob ihm die Kehle zugeschnürt werde.

Der erste Consul ging stundenlang, die Hände auf dem Rücken, auf und ab in der Bibliothek, oder in der Mailbahn des Gartens; seine Züge zeigten eine Ruhe, von der sein Herz nichts wußte. Wahrlich, der eiserne Schlachtenlenker mußte in mächtigster Aufregung sein, da er fast keinen Brief dictirte, keinen Befehl ertheilte, kein Geschäft erledigte, — ein unerhörter Müßigang bei ihm.

Es war der Familie und den näheren Umgebungen des ersten Consuls kein Geheimniß, daß der Herzog von Enghien verhaftet sei und in diesen Tagen in Paris ankommen müsse. Der erste Consul glaubte fest daran, daß der jüngste Condé sich in die Verschwörung des Cadoudal und Pichegru eingelassen, daß er an der Spitze derselben stehe, daß derselbe mehrmals heimlich in Paris gewesen und die unsinnigen Complotte Cadoudals gegen seine Person und sein Leben gebilligt und unterstützt habe. Talleyrand und insgeheim Fouché hatten das Ihrige nach

Kräften gethan, dem ersten Consul diese Ansicht einzuflößen und ihn in diesem Glauben zu erhalten.

Von Talleyrand ging der Beschluß aus, den Prinzen in Ettenheim verhaften zu lassen; Talleyrand hatte in seiner Eigenschaft als Minister der auswärtigen Angelegenheiten Bonaparte zuerst auf den Aufenthalt des Prinzen so nah an der Grenze aufmerksam gemacht und von ihm kamen all die Berichte über das Leben und Treiben des Prinzen an den ersten Consul.

Bonaparte war auf's höchste gereizt, die kurzen Andeutungen, die wilden Drohworte, die er seiner Weise nach gelegentlich fallen ließ, ließen ein furchtbares Schicksal ahnen für den gefangenen Prinzen. Madame Josephine zerfloß in Thränen. Mehrmals versuchte sie mit ihrem Gemahl von dem Prinzen zu sprechen; ein inneres Grauen vor dem Vergießen des königlichen Blutes von Frankreich hatte sich ihres ganzen Wesens bemeistert. Der erste Consul aber wies ihre Thränen und ihre Vorstellungen hart zurück: „Sie sind eine Frau," rief er, „Sie verstehen nichts von meiner Politik, Ihre Rolle ist Schweigen!"

Es war am 20. März etwa zwei Uhr Nachmittags, als der Herr von Talleyrand in Malmaison eintraf. Er hatte eine fast zweistündige Audienz bei dem ersten Consul, als er das Cabinet verließ, nickte er einem Offizier von der Elite-Gensd'armerie zu, der im Vorsaal stand, und sagte leise zu ihm: „Man verlangt den Obersten Savary!"

Der Minister fuhr nach Paris zurück.

Einige Augenblicke nach seiner Abfahrt kam Oberst Savary aus dem Cabinet des ersten Consuls zurück und hielt eine versiegelte Depesche in der Hand, die er erst bei seinem eiligen Gange durch die Flurhalle in die Brusttasche seiner Uniform einknöpfte. Er warf sich auf ein Pferd, das man ihm auf seinen Befehl vorführte, und sprengte in vollem Jagen auf der Straße nach Paris davon.

Um dieselbe Zeit, es war etwa fünf Uhr Nachmittags, stand eine Gruppe tief erschütterter Menschen um Madame Josephine in deren Gemach.

Da war der feine Herr von Caulaincourt, sonst so gemessen in seinen Worten, so elegant in seinen Bewegungen, ein so sicherer Hofmann, heute ganz außer sich: „Man wird mich entehren, mich, der ich den nächtlichen Ueberfall in Ettenheim diplomatisch entschuldigte, aber nicht nur mich, auch Ihn selbst wird man entehren!" wiederholte der treue Anhänger Bonaparte's mehrmals.

Der Consul Lebrun ging hastig auf und nieder: „Er wird nicht auf uns hören, wie er nicht auf uns gehört hat, als es sich um die Verhaftung handelte!" sagte er bewegt.

Mit tief bekümmerter Miene saß der Consul Cambacérès auf einem Sessel an der Thür: dem ältlichen wohlbeleibten Herrn wurde das Stehen sauer; jetzt stand er auf und sagte ernst: „Der Prinz ist Mittags an der

Barrière angekommen und nach Vincennes geführt worden, ich weiß von Murat, daß die Befehle zur Niedersetzung eines Kriegsgerichts bereits ausgefertigt sind. Wir müssen handeln, ehe es zu spät ist!"

„Ach ja! mein Herr, handeln Sie, um Gottes Willen!" rief die reizende junge Frau von Remusat, die schönen Augen voll Thränen.

Da schmetterten Hufschläge auf dem Pflaster des Hofes. Alle Anwesenden lauschten bange.

„Es ist Oberst Savary," sagte Caulaincourt, vom Fenster zurückkommend, mit gepreßter Stimme, „der im vollen Galopp davonsprengt!"

„Er ist der Ueberbringer der Blutbefehle!" sagte Consul Lebrun vor sich hin.

„So ist denn Alles umsonst, mein Gott! mein Gott!" schluchzte Josephine, sich niedersetzend und ihr Antlitz verhüllend.

Hortense sah sich mit funkelnden Augen um, aber kein Blick begegnete dem ihrigen, sie waren alle trübe zur Erde gesenkt.

„Ich werde zum ersten Consul gehen!" sagte Cambacérès plötzlich entschlossen.

„Das Wort segne Ihnen Gott, guter Papa," rief Hortense und ihr Gesicht strahlte, „das will ich Ihnen nie vergessen, so lange ich lebe. Gehen Sie mit Gott!"

Cambacérès nickte gedankenvoll und entfernte sich mit langsamen Schritten.

Josephine weinte leise, Frau von Remusat betete laut, Lebrun und Caulaincourt blickten bald durch's Fenster, bald sich gegenseitig an. Hortense hatte den Salon durch eine andere Thür verlassen.

Das war eine furchtbar bange Stunde.

Es war sechs Uhr vorüber, Cambacérès kam nicht zurück, Hortense kehrte nicht wieder, es herrschte in dem Salon Josephinen's dieselbe bange Stille, wie in dem ganzen Schlosse Malmaison.

Diese Stille wurde nachgerade unerträglich; da hörte man einen Wagen auf der Rampe vorfahren und gleich darauf mit großer Geschwindigkeit davonrollen.

„Was ist das?" fragte Josephine sich lebhaft erhebend.

„Sollten wir gesiegt haben?" entgegnete Caulaincourt im Ton des Zweifels, „es ist Herr von Cambacérès, der fortfährt!"

„Wir haben gesiegt!" rief Josephine emphatisch.

„Ruhe, um Gottes Willen!" unterbrach Hortense, welche, noch frische Thränenspuren auf den hochrothen Wangen, hastig eintrat, „der erste Consul wird sogleich hier sein, lassen Sie sich nichts merken, es ist möglich, daß der Prinz gerettet ist, hören Sie, es ist möglich, aber auch nur möglich. Das war Alles, was wir erlangen konnten! Der brave Cambacérès!"

Hortense entfernte sich hastig wieder, denn in dem Augenblick hörte man das Klirren der Waffen, die Posten salutirten, der erste Consul kam; sein Secretair, der Baron Menéval, begleitete ihn.

Josephine nahm sich zusammen. Napoleon Bonaparte schien auf den ersten Anblick ganz ruhig, er sprach mit Allen über gleichgültige Dinge, aber er sprach auffallend ungleich, bald schleppend langsam, bald hastig; er war zerstreut.

Plötzlich setzte er sich an einen kleinen Tisch, auf welchem ein Schachspiel stand; er ordnete gedankenvoll die Figuren und sagte dann, aufblickend, zu Frau von Rémusat: „Sie sind mir noch Revanche schuldig, Madame, wir haben jetzt Zeit!"

Die arme, junge Frau bebte vor Aufregung, sie setzte sich zitternd nieder und hatte nicht den Muth, Bonaparte in's Gesicht zu sehen.

Der erste Consul achtete kaum auf sein Spiel, geschweige denn auf das ihrige; zerstreut sprach er halb laut verschiedene Verse aus Corneille und Voltaire vor sich hin, die von der Milde handelten. Frau von Rémusat glaubte den Prinzen wirklich gerettet und athmete leichter auf, denn sie hörte deutlich, daß Bonaparte sagte: „Wie edel und erhaben ist es, einem besiegten und entwaffneten Feinde Verzeihung zu gewähren."

Während der erste Consul also zu Malmaison sich edlern und mildern Gefühlen hingab, war Cambacérès in Paris angekommen. Er fuhr direct zu dem General Murat, der als Gouverneur von Paris und Befehlshaber der Division an der Spitze der vollziehenden Gewalt in diesem Drama stand. Joachim Murat war zu sehr Soldat, um Gefallen an dieser Angelegenheit zu finden, er hatte widerwillig und grollend die Befehle zur Niedersetzung eines Kriegsgerichts, die ihm Obrist Savary von Malmaison gebracht, ertheilt, und war fest entschlossen, nur das zu thun, was er für seine Pflicht hielt, das heißt, directen und klaren Befehlen des ersten Consuls zu folgen. Ueberdem war er durch körperliches Leiden noch mehr als sonst gereizt und mißgestimmt. Verdrießlich empfing er den dicken Consul, der, keuchend von der Anstrengung des Treppensteigens, bei ihm eintrat, und legte die Depesche, die ihm derselbe reichte, neben sich, kaum die gewöhnlichsten Regeln der Höflichkeit beobachtend. Aergerlich darüber sagte Cambacérès: „Mein General, die Depesche des ersten Consuls bezieht sich auf den Proceß des Prinzen und leidet nicht den geringsten Aufschub, sonst würde ich Sie nicht damit incommodirt haben. Guten Abend!"

„Dieser verwünschte Proceß," fluchte Murat, ohne auf die Entfernung des Consuls zu achten. „Es zieht mir das Herz zusammen, wenn ich daran denke; ich weiß nicht, wie ich's ändern soll, aber auf meinem Rock wird der Blutfleck sitzen bleiben, puh!"

Heftig ging der Schwager Bonaparte's — er hatte Caroline Bonaparte geheirathet — auf und ab. Es war über den sonst so

leichtblütigen Reitergeneral eine Ahnung von der Wiedervergeltung gekommen.

„Mir graut vor dem Blute des Bourbon!“ sagte er schaudernd.

Zerstreut riß er die Enveloppe von der Depesche, die ihm Cambacérès gebracht; er las flüchtig die Zeilen, die ihm befahlen, die Einlage sofort an den Oberrichter Réal gelangen zu lassen.

Die Einlage enthielt eine offene Ordre an Réal, sich sofort nach Vincennes zu begeben, den Prinzen in Bezug auf das Caboudal'sche Complott zu verhören und dem ersten Consul sogleich Bericht abzustatten.

Gedankenvoll blickte Murat in die offene Ordre, er begriff nichts von der Bedeutung, die es für den Prinzen haben konnte, wenn Réal, nach dem Verhör, Bericht an Bonaparte abstattete. Er begriff nicht, daß, wenn der Prinz in Réal's Augen nicht in das Complott verwickelt war, daß ihn Bonaparte dann begnadigen könne, selbst wenn ihn das Kriegsgericht schon verurtheilt hätte. Er ersah aus dem Papier nur, daß es keine Contreordre für ihn enthielt, und peinlich bewegt legte er es vor sich nieder.

Zu derselben Zeit, da Cambacérès den Gouverneur verließ, erschien ein junger Mann im Hotel des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und fragte den Portier kurz nach Herrn Salmon. Man wies ihn in ein enges Gemach, wo ein kleiner Mensch saß, dem die jüdische Abstammung zu deutlich auf dem Gesicht geschrieben stand, als daß ihm die Verwandlung seines Namens Salomon in Salmon etwas hätte nützen können.

„Ich muß Herrn von Talleyrand augenblicklich sprechen,“ sagte Graf d'Anethan d'Entraguès, denn dieser war der Eilige, und reichte dem jüdischen Secretair des ehemaligen Bischofs eine kleine Karte, die mit einigen Chiffern beschrieben war.

Herr Salmon prüfte die Karte aufmerksam, mißtrauisch, gab sie dann zurück, verneigte sich leicht und sprach: „Folgen Sie mir, mein Herr!“

Er führte den Grafen durch einige Gemächer über eine kleine Treppe hinauf, dann öffnete er eine Thür und sagte im Eintreten: „Ein Herr mit der Karte in Roth!“

Talleyrand stand im blauen Frack, seidnen Beinkleidern und Strümpfen neben einem Stuhl und sah den Eintretenden kaum an; ein leichtes Neigen mit dem unschönen Kopf, zu dem nur diese seltsam geformte Stirn und aufgestülpte Nase, diese schlaffen Züge und diese auf den ersten Anblick ganz ausdruckslosen Augen paßten, deuteten dem Grafen an, daß ihn der Minister bemerke.

Der Graf schwieg einen Augenblick, die Anrede Talleyrand's erwartend, da diese aber nicht erfolgte, so sagte er, einen kleinen Schritt näher tretend: „Herr Minister, die Angelegenheit drängt!“

„Ich weiß," entgegnete Talleyrand kalt, „Sie kommen von Straßburg und bringen mir einen Brief des Mannes, der in Ettenheim verhaftet wurde, an den ersten Consul!"

Der Graf verbeugte sich stumm und legte einen Brief, den er ruhig aus der Tasche zog, auf den Stuhl vor Talleyrand, dann richtete er sich auf und sagte: „Ich komme von Fouché, er läßt Ihnen sagen, daß nach Ihrer Abreise von Malmaison Fräulein Hortense und Cambacérès bei dem ersten Consul gewesen und daß der Letztere mit einer Ordre für den Staatsrath Réal an den General Murat abgegangen."

Talleyrand zog die Klingel.

„Meinen Wagen!" befahl er dem eintretenden Diener.

„Ihre Berichte, Herr Graf," nahm der Minister, nachdem sich die Thür hinter dem Diener geschlossen, das Wort wieder, „Ihre Berichte über die Angelegenheit in Ettenheim waren gut, sehr gut; nur die Verwechselung des Generals Dumouriez mit dem armen Herrn von Thumery war etwas seltsam!"

„Seltsam," entgegnete der Graf kalt, „seltsam vielleicht, aber von Wirkung. Dumouriez' Name war compromittirend, Thumery's nicht; die Deutschen sprechen unsre französischen Namen so schlecht aus!"

Es glitt ein seltsames Lächeln, ein abscheuliches Lächeln, über das welke Gesicht des Ministers, er warf einen schiefen Blick auf den jungen Mann und sagte leise: „Ich gratulire Fouché."

„Der Wagen des gnädigen Herrn!" meldete der Diener.

Der Minister verließ auf der einen, der Agent Fouché's auf der andern Seite das Gemach.

Talleyrand fuhr zu dem Gouverneur von Paris.

Gegen zehn Uhr Abends zog der Oberst Savary auf Befehl des Generals Murat die Infanterie-Brigade, die in der Vorstadt Saint-Antoine lag, in Vincennes zusammen und besetzte das Schloß Vincennes mit dem Bataillon der Elite-Gensd'armerie.

Das war ein zweites trauriges Schloß in Frankreich, Vincennes, an schaurigen und blutigen Erinnerungen so reich!

Im traurigen Schloß Vincennes, da saßen in der Nacht zum 21. März in dem großen Saale des Pavillons nach dem Walde zu sieben tapfere Männer zu Rath, rathlos, muthlos, die sonst so muthigen Kriegsleute.

Oben an am Tisch als Präsident saß General Hullin, Commandant der Fußgrenadiere der Consulargarde, neben ihm die Obersten Guitton, Bazancourt, Revier, Barrois, Rabbé und als siebenter der Major d'Autancourt von der Elite-Gensd'armerie, der als Rapporteur fungiren sollte.

Die Männer waren durch eilige Befehle nach Vincennes berufen; sie hatten keine Ahnung von dem Auftrag, den sie da zu vollziehen. Einige derselben glaubten, daß sie der Gouverneur in Arrest nach Vin-

cennes sende. Der General Hullin wußte so wenig etwas, als die Andern, und der Commandant Harel, Offizier des Platzes, sagte mißmuthig: „Was wollen Sie, ich weiß nicht, was hier vorgeht; Alles geschieht ohne meinen Befehl, ohne mein Wissen. Sehen Sie nicht, daß das Corps der Elite-Gensd'armerie, das nur vom Oberst Savary Befehle annimmt, das ganze Schloß besetzt hält?"

Nach zehn Uhr erst erfuhren die ehrlichen Haudegen, daß sie berufen seien, über den Herzog von Enghien zu Gericht zu sitzen, der angeklagt sei der Theilnahme an einem Mordanschlag gegen das Leben des ersten Consuls und des Verbrechens, die Waffen gegen die Republik getragen zu haben.

Die Offiziere sahen sich bestürzt und verlegen an, sie waren der Gesetze völlig unkundig, sie begriffen eigentlich nichts von dem, was um sie her vorging, aber sie hatten eine Ahnung, daß man sie mit einer ungeheuren That belasten wolle.

Sie saßen um den Tisch und sprachen kaum ein Wort.

Nach eilf Uhr erschien Oberst Savary im Saal und stellte sich nach leichtem Gruße hinter den Stuhl des Generals Hullin, sich leicht auf die Lehne stützend. Gleich darauf traten mehrere Offiziere und Soldaten von den Elite-Gensd'armes ein, die den Capitain-Greffier Molin zu dem vorläufigen Verhör des Herzogs von Enghien begleitet hatten.

In halber Betäubung hörten die Offiziere die Anklageacte und das Protocoll vorlesen; der Major d'Autancourt reichte die Anklage und das Protocoll dem General Hullin, ihm bemerkend, daß der Angeklagte selbst einige Zeilen unter das Protocoll geschrieben habe. General Hullin las mit lauter Stimme: „Indem ich dieses Schriftstück unterzeichne, verlange ich eine Privatunterredung mit dem ersten Consul. Mein Name, mein Rang, meine Art zu denken und das Schreckliche meiner Lage lassen mich hoffen, daß man mir dieses Verlangen nicht abschlagen werde. Ludwig Anton Heinrich von Bourbon."

„Ich trage darauf an," rief Oberst Bazancourt hastig, „diesen Wunsch des Angeklagten dem ersten Consul mitzutheilen und bis dahin das Verfahren einzustellen!" Der brave Soldat gedachte sich durch diese geschickte Schwenkung zu retten.

Oberst Savary aber neigte sich über die Stuhllehne und flüsterte dem General Hullin halblaut in's Ohr: „Erlauben Sie, mein General, das Verlangen des Angeklagten ist ganz unstatthaft; die Ordres, die Sie empfangen haben, bestimmen, daß sie Kriegsgericht halten sollen und weiter nichts."

Die Offiziere, die Richtigkeit dieser Bemerkung fühlend, neigten seufzend das Haupt, die soldatische Subordination siegte, und mit stockender Stimme befahl der Präsident, den Angeklagten einzuführen.

Lieutenant Noirot von der Elite-Gensd'armerie, ein alter Soldat vom ehemaligen Regiment Royal-Navarra-Cavallerie, der den Herzog

vor der Revolution oft bei seinem damaligen Obersten, dem Grafen Crussol, gesehen und damals schon verehrt und geliebt hatte, holte den Gefangenen ab.

Der Prinz trat hoch und stolz ein. Die Strapazen der Reise, die Aufregung hatten seine Züge etwas geschärft, aber die Augen funkelten hell, wie immer, über der Adlernase. Unwillkürlich erhoben sich die Richter von ihren Sitzen, als der Angeklagte eintrat. Lieutenant Noirot schob ihm einen Stuhl hin, der Prinz nickte dankend, blieb aber stehen, nur zuweilen mit der Hand die Rückenlehne berührend.

Der Präsident las nun die Ordre vor, die das Kriegsgericht berief, gab dann auf einen Wink des Obersten Savary dem Rapporteur den Befehl, die Anklageacte zu verlesen, und begann, als das geschehen war, das Verhör mit der höflichen Frage: „Darf ich um Ihren Namen, Ihr Alter und Ihren Geburtsort bitten?“

„Ich heiße Ludwig Anton Heinrich von Bourbon-Condé, Herzog von Enghien, und bin am 2. August 1772 zu Chantilly bei Paris geboren!“ antwortete der Herzog, leise lächelnd über diese Formalität, da das Alles eben in der Anklageacte vorgelesen worden war.

„Seit wann und mit wem haben Sie Frankreich verlassen?“

„So viel ich weiß,“ lautete die Antwort, „war es am 16. Juli 1789, ich reiste mit meinem Großvater, dem Prinzen von Condé, mit meinem Vater, dem Herzoge von Bourbon, mit Monsieur, dem Herrn Grafen von Artois und dessen Söhnen, meinen Vettern von Angoulème und Berry.“

„Wo haben Sie sich seit Ihrer Auswanderung aufgehalten?“

„Bei der Armee meines Großvaters, des Prinzen von Condé!“

„Sie geben also zu, die Waffen gegen die Republik getragen zu haben?“

„Meine Herren,“ rief der Prinz in edler Aufwallung und stolzer Haltung, „ich habe die Rechte meines Hauses vertheidigt, und es ist gewiß, daß, wie die Sachen stehen, ein Condé nur mit den Waffen in der Hand nach Frankreich zurückkehren kann. Meine Geburt, mein Name, meine Ueberzeugungen zwingen mich, für alle Zeit ein Feind Ihrer Regierung zu sein!“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam,“ sagte der Präsident theilnehmend, „daß das Kriegsgericht über Sie ohne Appellation Recht sprechen muß!“

„Ich weiß es,“ antwortete der Herzog in der vollen Kraft seines Bewußtseins, „ich verberge mir die Gefahr nicht, in der ich mich befinde; indessen hoffe ich, daß man mir eine Unterredung mit dem ersten Consul nicht verweigern wird! Ich erkenne Ihre edelmüthige Absicht bei dieser Warnung an, aber ich darf ihr nicht Gehör geben.“

„Haben Sie mit dem General Pichegru in Verbindung gestanden?“ setzte der General das Verhör fort.

„Niemals. So viel ich weiß, habe ich ihn nie gesehen!"

„Haben Sie mit dem General Dumouriez in Verbindung gestanden?"

„Niemals!"

„Haben Sie Kenntniß gehabt oder theilgenommen, direct oder indirect, an gewissen Complotten gegen das Leben des ersten Consuls?" Der Präsident sprach ganz leise, er schämte sich, daß er eine solche Frage richten mußte an einen so offenen, ritterlichen Feind.

Der Herzog antwortete mit dem Ausdruck tiefster Entrüstung: „Ich bin keiner Schurkerei fähig, mein Herr!"

Der Präsident sah verlegen auf sein Blatt, er wußte nicht, was er weiter fragen sollte. Auf einen neuen Wink Savary's ließ er dem Herzog seine Aussagen vorlesen und fragte ihn dann, ob er dabei beharre, oder noch etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen habe.

„Man bedarf keiner Vertheidigung," entgegnete der Prinz, „wenn man gethan, was Pflicht und Ehre geboten!"

Jetzt wurde der Prinz auf einen Wink des Präsidenten abgeführt, die Thüren des Saales geschlossen, und die Berathung begann. Der Rapporteur trug auf „schuldig!" an.

Er konnte nicht anders, der Prinz hatte zu offen sich zu dem bekannt, was für ihn Pflicht, was aber in der Republik ein Verbrechen. Die Offiziere, welche das Gericht bildeten, stimmten traurig bei.

Das Kriegsgericht erkannte den Prinzen einstimmig für schuldig, die Waffen gegen Frankreich getragen und mit den Feinden der Republik in Verbindung gestanden zu haben.

Der Rapporteur trug endlich darauf an, den Prinzen wegen Attentats gegen die innere und äußere Sicherheit der Republik zum Tode zu verurtheilen.

Er konnte nicht anders, das Gesetz sprach die Todesstrafe aus für dieses Verbrechen, und mit blutendem Herzen sprachen die Richter ihr Urtheil; Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, wurde einstimmig zum Tode verurtheilt.

Als die acht Soldaten aber ihr Urtheil gefällt, da beschlossen sie einstimmig, General Hullin solle sofort an den ersten Consul schreiben, ihm den Wunsch des Prinzen wegen einer persönlichen Zusammenkunft melden und ihn beschwören, von einer Strafe abzustehen, welche das Kriegsgericht gegen den Wunsch aller Mitglieder hätte aussprechen müssen.

Die Offiziere entfernten sich so schnell als möglich, General Hullin setzte sich zum Schreiben, da trat Oberst Savary wieder zu ihm und fragte ihn: „Was schreiben Sie noch?"

„Ich schreibe an den ersten Consul, um ihm den Wunsch des Kriegsgerichts und des Verurtheilten zu melden!" antwortete General Hullin.

„Ihr Geschäft ist hier zu Ende," sagte Savary trocken, „das Uebrige ist meine Sache!"

Er nahm dem General ohne Weiteres die Feder aus der Hand.

Hullin glaubte den Obersten verstanden zu haben, daß Savary es für seine Pflicht halte, diesen Bericht an den ersten Consul zu machen. Er wußte, daß Savary ein besonderer Günstling Bonaparte's, er widerstrebte dem Manne weiter nicht, der sich in dieser ganzen Nacht gewissermaßen als Vertreter des ersten Consuls benommen hatte.

So wurde dem Angeklagten, der mit Verletzung des Völkerrechts verhaftet, mit Verletzung fast aller Rechtsformen vor Gericht gestellt und ohne Vertheidiger zum Tode verurtheilt war, auch der Weg zur Begnadigung abgeschnitten!

Es war gegen vier Uhr Morgens, als drei Offiziere und einige Ordonnanzen von der Elite-Gensd'armerie die Thür des Zimmers im Entresol öffneten, in welchem der Prinz eingeschlossen war. Der Herzog hatte fest geschlafen, erst das Geräusch beim Oeffnen der Thür hatte ihn geweckt. Halb schlaftrunken folgte er ihnen. Sie führten ihn eine Treppe hinab, und erst der frische Luftzug, der ihm von unten entgegen wehte, ermunterte ihn völlig.

Als der Herzog durch die kleine Thür in den Graben trat, sah er beim Licht einiger Laternen, denn es war noch ganz finster, eine Abtheilung der Fußgensd'armerie vor sich, und mit lauter Stimme rief er: „Mein Gott, wie gnädig bist du mir, daß du mich den Tod eines Soldaten sterben lässest!"

Darauf wendete er sich an einen der Offiziere und sagte: „Ich bitte Sie, mein Herr, mich einige Augenblicke mit einem Priester allein zu lassen!"

„Um diese Stunde schlafen die Priester noch!" antwortete der Gensd'arm brutal.

„Willst Du denn wie ein Kapuziner sterben!" höhnte ein Anderer, der die Worte des Prinzen vernommen.

„Marchons!" sagte der Herzog von Enghien kurz und ging entschlossen vorwärts, bis er vor einem Graben stand, der am Fuß der Mauer des Pavillons der Königin aufgeworfen war.

Dieser Graben war schon am Tage zuvor gegraben worden, ehe der Prinz überhaupt noch vor Gericht stand. So hatte man im Voraus schon für Alles gesorgt.

Als der Prinz am Rand des Grabens neben einer Laterne stand, zog er aus seiner Tasche eine Haarflechte, einen Brief und einen Ring und fragte mit fester Stimme: „Ist Keiner unter Euch, der mir verspricht, diese Dinge der Prinzessin von Rohan-Rochefort zu überbringen?"

Einige Hände streckten sich aus, aber ein Offizier rief: „Niemand hier darf Aufträge eines Verräthers annehmen!"

„Ich übernehme die Aufträge des Sterbenden!" entgegnete Lieutenant Noirot, Thränen im Auge, „geben Sie her, mein Prinz, Gott

sei mit Ihnen!“ Der Herzog drückte die Hand des braven Mannes, der sich zum Vollstrecker seines letzten Willens machte.

„Ein Prinz, wie? es ist ein Prinz?“ murmelten die Soldaten betroffen. Eine Stimme von der Brustwehr aber befahl: „Adjutant, beeilen Sie sich!“

Der Adjutant trat vor und commandirte rasch. Mechanisch gehorchten die Soldaten dem Commando — Feuer! Zwölf Schüsse knallten, und von zwölf Kugeln durchbohrt sank der ritterliche junge Held lautlos zusammen.

Oh! Vincennes, du trauriges Schloß!

„Ein Prinz, er war ein Prinz, von unsern alten Prinzen!“ murmelten und sprachen die Gensd'armen der Republik unter einander, als sie den blutbegossenen Leichnam des Herzogs in den Graben legten und die Erde darüber schaufelten.

Die Soldaten hatten so lange nichts gehört von ihren Prinzen, es mochten sonderbare Erinnerungen wach werden in den Herzen der Männer; ja, der Knall der Schüsse im Schloßgraben von Vincennes weckte so Manches auf, was man bis dahin für todt gehalten hatte und auch noch eine Weile für todt hielt, bis es plötzlich lebendig an's Tageslicht trat.

Etwa eine Stunde nachdem der edle Zweig vom Königsbaume gebrochen, gegen sechs Uhr, begegnete der Wagen des Obersten Savary an der Barrière dem Wagen des Oberrichters Réal.

Der Oberrichter, der im großen Costüm war, grüßte Savary. Dieser ließ halten und fragte: „Wohin wollen Sie so früh schon?“

„Nach Vincennes; ich habe vor einer Stunde den Befehl erhalten, mich dahin zu verfügen und den Herzog von Enghien zu verhören!“

„Sie kommen zu spät!“ entgegnete Savary, vergebens seine Bewegung zu verbergen suchend.

Réal schrie laut auf.

„Er ist vor einer Stunde erschossen!“

„Es ist unmöglich!“

„Es ist Thatsache!“

Völlig außer Fassung, ließ Réal umlenken, Savary aber jagte nach Malmaison, was die Pferde laufen wollten. Es war ein furchtbarer Schrecken über ihn gekommen, seit er gehört, daß Réal den Befehl erhalten, den Herzog von Enghien zu verhören. Er hatte geglaubt, den Willen des ersten Consuls zu kennen, und hatte ihn diensteifrig erfüllt. Jetzt fiel ihm noch manches Andere ein; der Befehl an Réal stand im Widerspruch mit seiner Thätigkeit, hatte er seinen Gebieter so ganz mißverstanden?

Da war er zu La Malmoisin!

Schnaufend standen die Rosse, Savary sprang aus dem Wagen; aufgeregt, bleich, mit verstörten Zügen trat er in das Vorgemach des

ersten Consuls. Caulaincourt war dort allein. Der warf nur einen Blick auf Savary's Gesicht, dann rief er: „Unseliger, was haben Sie gethan?"

„Meine Pflicht!" stotterte Savary, „wie ich glaube!"

„Sie haben den ersten Consul, uns Alle und sich selbst entehrt!" antwortete Caulaincourt zürnend und entfernte sich hastig.

Bonaparte öffnete die Thür seines Cabinets. Der ungewohnt laute Ton der Stimme Caulaincourt's hatte ihn gestört.

„Savary?" sagte er, den Obersten verwundert anblickend, „Sie kommen von Vincennes, hat Réal den Prinzen gesprochen?"

„Er hat ihn nicht gesprochen!" antwortete der Oberst scheu.

„Nicht? Ich hatte doch befohlen!"

„Der Prinz ist heute Morgen um vier Uhr zu Vincennes erschossen worden. Hier sind die Protocolle und das Urtheil!"

Bonaparte fuhr vor den Papieren, die ihm Savary bot, zurück, wie der Wanderer vor der giftigen Schlange, auf die er unvermuthet tritt.

„Todt!" todt!" murmelte er, dann fuhr er heftig auf: „Wie ist es möglich, daß man den Herzog hinrichten konnte, bevor Réal ihn gesprochen?"

Savary, der sich etwas gesammelt hatte, stattete geschäftlich seinen Rapport ab. Bonaparte ging, die Hände auf dem Rücken, auf und ab. Als der Oberst zu Ende war, blieb er vor demselben stehen und sagte mit blitzenden Augen: „Hier ist etwas, was ich noch nicht fasse. Daß das Kriegsgericht auf die Auslassungen des Herzogs das Todesurtheil sprach, überrascht mich nicht, es konnte nicht anders; allein man hätte doch die Vollziehung des Urtheils aufschieben müssen, bis Réal den Gefangenen gesehen und über einen Punkt von Wichtigkeit befragt. Es liegt da etwas zu Grunde, was ich nicht durchschauen kann. Man hat ein Verbrechen begangen, das zu nichts führt, als dazu, mich verhaßt zu machen!"

In dem Augenblick wurde der Oberrichter Réal gemeldet.

Der erste Consul fuhr den zitternden Mann mit Donnerstimme an, warum er erst heute Morgen nach Vincennes gefahren!

Réal betheuerte, daß er den Befehl erst um fünf Uhr Morgens empfangen, der Minister Talleyrand habe ihn in Person, wie ihm sein Diener versichere, abgegeben.

„Talleyrand?" rief Bonaparte in einem Ton, wie er unmöglich zu beschreiben ist.

Savary und Réal sahen sich erschrocken an.

„Unglückseliger Talleyrand, zu was hast Du mich verleitet?" sagte Bonaparte, die Unterlippe zwischen die Zähne klemmend.

Dann winkte er den beiden Vollstreckern seines Willens stumm ihre Entlassung zu und schloß die Thür des Cabinets hinter ihnen.

Es war ihm jetzt klar, daß Talleyrand ein Interesse daran gehabt haben müsse, den jungen Prinzen zu tödten. Er erinnerte sich, daß von Talleyrand alle Berichte über das gefährliche Treiben des Prinzen ausgegangen; es fiel ihm ein, daß es Talleyrand gewesen, der zuerst an die Möglichkeit erinnert hatte, daß der Herzog von Enghien die unbekannt vornehme Person sei, von der die Angeklagten in Caboudal's Prozeß immer sprachen. Talleyrand hatte ihn gedrängt, den Herzog in Ettenheim verhaften zu lassen, Talleyrand hatte die Entschuldigung des Völkerrechtsbruchs als eine Kleinigkeit dargestellt, Talleyrand hatte nun endlich den Befehl an Réal, durch welchen der erste Consul den Prinzen retten wollte, eine Stunde nach dem Tode des Herzogs selbst bei Réal abgegeben! Welches Interesse konnte Talleyrand haben an dem Tode des jungen Prinzen? Talleyrand haßte die Bourbonen, aber man kann lange und bitter hassen und mordet doch nicht gleich. Wollte er den ersten Consul durch eine Lache voll Königsblut von der legitimen Monarchie trennen? Wozu? Talleyrand wußte, daß Bonaparte nicht daran dachte, mit den Bourbonen zu verhandeln, oder sie wieder zurückzuführen! Umsonst sann Bonaparte, er vermochte die geheime Triebfeder nicht zu entdecken, die Talleyrand bewogen, ihn mit dem Blute des ritterlichen Prinzen zu belasten. Und wie kam Talleyrand zu dem Befehl an Réal?

In diesem Wirrniß konnte dem ersten Consul sein Scharfblick nichts helfen, denn er ahnte damals noch nicht, daß Talleyrand und Fouché den Enkel der Condé sterben lassen mußten, wenn sie sich selbst retten wollten, sterben lassen mußten, bevor der Prinz den Staatsrath Réal gesprochen, oder gar eine Unterredung mit dem ersten Consul gehabt.

Fouché und Talleyrand hatten Jeder für sich und Beide gemeinsam mit der Emigration, ja, direct mit Monsieur dem Grafen von Artois unterhandelt, und zwar in einer Weise, die ihnen Bonaparte niemals hätte verzeihen können. Der Herzog von Enghien kannte diese geheime Verbindung zum Theil, aber er hatte sie nie gebilligt; das wußten die beiden großen Intriguanten, darum ihr Haß gegen den Prinzen, darum eigentlich seine Verhaftung. In der Unterredung, die der Herzog verlangte, würde er den ersten Consul vor Talleyrand gewarnt, ihm die geheimen Verräthereien aufgedeckt haben, jedenfalls würde er nicht erschossen worden sein, wenn er auch nur Réal gesprochen hätte.

Bis zur Tafelstunde hielt sich der erste Consul verschlossen in seinem Cabinet und sahe Niemanden. Dann faßte er den Entschluß, den er seinem ganzen Wesen nach fassen mußte, den Talleyrands diabolischer Scharfblick vorausgesehen. Sein hochfahrender Sinn konnte es nicht dulden, daß man sage, der Herzog von Enghien sei ohne seinen Willen, oder gar gegen seinen Willen erschossen worden. Nein, lieber wollte er vor der Welt und der Geschichte für den Mörder des Prinzen gelten, er war entschlossen, die Bluthat vor der Welt zu vertreten.

Als das Diner gemeldet wurde, ging er mit festem Schritt nach dem Speisesaal, wo ihn seine Familie erwartete. Ueberall sah er ernste und traurige Gesichter, denn die Hinrichtung des Prinzen war bekannt in Paris geworden und der Eindruck, den die blutige Kunde machte, war ein ganz außerordentlicher. Man nannte in Paris laut die Hinrichtung einen Meuchelmord, Niemand vertheidigte die That, selbst die festesten Anhänger des ersten Consuls wagten kein Wort der Rechtfertigung zu sprechen. Die Freunde der Bonaparte kamen nach Malmaison und brachten nicht nur Kunde dieser Stimmung, sondern diese Stimmung selbst mit ins Schloß.

Man saß nicht lange bei Tisch; die Mienen Aller waren ernst und traurig, man getraute sich nicht zu sprechen und man sprach auch nicht. Der erste Consul schwieg wie die Andern. Dieses Schweigen wurde peinigend. Nach Aufhebung der Tafel brach es Bonaparte selbst; er sprach mit Fontanes, der so eben von Paris angekommen war. Der Dichter, der Redner der neuen Gewalt, war entsetzt über die Blutthat, war aber ein viel zu guter Hofmann, als daß er sich erlaubt hätte, in Malmaison von dem Ereigniß zu reden. Er hörte dem ersten Consul zu, aber antwortete selten und einsylbig. Bonaparte redete unaufhörlich, um durch seine Rede die Leere auszufüllen, die durch das fortdauernde Stillschweigen der Andern entstand; er sprach über die Fürsten in alten Zeiten, über die römischen Kaiser, über die Könige von Frankreich, über Tacitus, über die Urtheile dieses Geschichtsschreibers, über den Vorwurf der Grausamkeit, den man den Regenten so oft mache, während sie doch nur, unvermeidlicher Nothwendigkeit nachgebend, den Schein der Grausamkeit auf sich genommen hätten. So kam er endlich, nach langen Umschweifen, bei dem Ereigniß des Tages an und sagte mit erhobener Stimme: „Ich bin darauf gefaßt, daß man auch mir den Vorwurf der Grausamkeit machen wird, weil ich heute Morgen den Herzog von Enghien im Schloßgraben zu Vincennes habe erschießen lassen und doch gehorchte ich nur der Staatsraison, ich unterwarf mich der Nothwendigkeit. Man will die Revolution vernichten, darum greift man meine Person an; ich werde sie vertheidigen, denn ich bin die Revolution, ja! die Revolution, das bin ich!"

Eine Secunde schwieg der erste Consul, dann rief er mit drohender Miene: „Künftig wird man sich zwei Mal bedenken, denn man weiß nun, wessen wir fähig sind!"

Damit wendete Bonaparte der Gesellschaft den Rücken und entfernte sich aus dem Salon.

Um dieselbe Zeit saß Talleyrand behaglich in den weichen Kissen seines Lehnstuhls; er hatte sein Diner beendet und sah in nur halbwachem Zustande seiner engländischen Freundin Madame Grant zu, die mit ihren großen, aber weißen und vollen Händen den Thee bereitete.

Talleyrand schlürfte nach dem Diner fortwährend bittern Thee bis tief in die Nacht hinein, um den übeln Folgen der Ueberladung seines Magens durch die zahllosen verschiedenen Gerichte seiner ungemein leckern Tafel zu begegnen.

Als ihm Madame Grant die erste Tasse reichte, nickte er der weißen, stillen Tochter Englands, die noch keine Ahnung davon haben mochte, daß Talleyrand sie einige Monate später auf Befehl des ersten Consuls heirathen werde, mit vornehmem Wohlwollen zu und berührte mit seinem magern Finger liebkosend ihre volle Wange.

Talleyrand hatte die vierte Schaale Thee genommen, als der Secretair Salmon eintrat. Der hatte damals allein das Recht, ungemeldet das Closet seines Ministers betreten zu dürfen. Aber Talleyrand, der sich höchst ungern in dieser Zeit stören ließ, blickte ihm ziemlich ungnädig entgegen.

Madame Grant verließ ihrer Gewohnheit gemäß sofort das Gemach.

„Was giebts?" fragte Talleyrand unmuthig.

„Ich habe die Depeschen nach Rom expedirt," antwortete der Secretair geschmeidig, „Ew. Excellenz werden nichts dagegen haben, wie ich glaube, daß ich als Courier den Bedienten des Staatsraths Réal benützt habe, dem Ew. Excellenz gestern Abend gegen neun Uhr," der Mann sprach ganz langsam und betonte jedes Wort einzeln, „gestern Abend gegen neun Uhr den auf das Verhör des Herzogs von Enghien bezüglichen Befehl für seinen Herrn einhändigten. Der unglückliche Mann hat den Befehl vergessen und bis heute Morgen in der Tasche behalten, heute Morgen aber seinen Herrn belogen und demselben versichert, den Befehl so eben erst von Ew. Excellenz erhalten zu haben. Da er nun erfuhr, daß er durch seine Nachlässigkeit so viel Unheil angerichtet, kam er verzweifelt und schwere Strafe fürchtend zu mir. Er hat an seinen Herrn einen Brief geschrieben, in welchem er seine Lüge und seine Nachlässigkeit bekennt und erklärt, daß er sich aus Furcht vor der Strafe flüchte. Der Oberrichter läßt durch die Polizei überall auf den armen Menschen fahnden, indeß ist der Courier des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten längst in Sicherheit."

„Das ist sehr gut!" sagte Talleyrand belobend.

„Der Herr Gouverneur von Paris," fuhr der Secretair fort, „schickte vor einer Stunde einen seiner Offiziere, der mich ausforschen sollte. Er frug mich, wann Excellenz gestern Abend nach Hause gekommen. Ich fand kein Bedenken, ihm mitzutheilen, daß Sie gestern Abend nach acht Uhr dem Herrn Gouverneur von Paris einen Besuch gemacht, darauf bei dem Staatsrath Réal vorgefahren, dann aber noch vor neun Uhr in's Hotel zurückgekehrt wären. Der Offizier, dem ich die Lust zur Diplomatie bald anmerkte, wäre vielleicht eine Erwerbung für uns, — er entfernte sich sehr befriedigt."

Talleyrand's dünne Lippen verzogen sich zu einem Lächeln über den bittern Spott seines Secretairs. Dieser verneigte sich geschmeichelt,

denn seines Herrn Lächeln war die höchste Belohnung für ihn, — baares Geld natürlich ausgenommen.

„Und hier," fuhr der Secretair fort, „ein Lieutenant Noirot von der Elite-Gensd'armerie zu Pferd, hat diesen unversiegelten Brief, diese Haarflechte und diesen Ring überbracht. Der Herzog von Enghien hat ihm vor seinem Tode diese Gegenstände zur Uebersendung an die Prinzessin von Rohan-Rochefort übergeben. Da sich diese Prinzessin dermalen im Auslande aufhält, und zwar in Baden, so hat Oberst Savary den Offizier angewiesen, diese Gegenstände Ew. Excellenz zu übergeben, damit sie durch Vermittelung des Gesandten der Republik in Karlsruhe der Prinzessin zukämen. Ich habe kein Bedenken getragen, einen Empfangschein auszustellen."

Talleyrand nahm mit einer Bewegung, die sonst selten an ihm wahrzunehmen war, die drei Andenken, die der unglückliche Prinz der vergötterten Frau zusendete, aus der Hand des Secretairs, er streichelte leise die prachtvolle Flechte von seidenweichem schwarzen Haar, „es ist ihr Haar, ihr eigenes Haar," sprach er leise vor sich hin, „oh, sie war sehr schön, diese Charlotte!" Dann betrachtete er aufmerksam den Ring. Es war ein einfacher Goldreif, ein Trauring. „Er war also wirklich mit ihr vermählt, ich konnte nie die Gewißheit erhalten!" Den Brief schlug er ohne Umstände auseinander und las die flüchtig mit Bleistift geschriebenen Abschiedsworte glühender Liebe mit gleichgültiger Neugier.

Der Minister war vor der Revolution ein Freund des Hauses Rohan gewesen; eine flüchtige Erinnerung an die jugendliche liebliche Erscheinung der Prinzeß Charlotte hatte für einen Moment das kalte Herz bewegt, er war aber bald wieder Herr über sie geworden, und fand es nun in seinen Gedanken sehr seltsam, daß er gerade der Prinzessin die letzten Gaben des unglücklichen Prinzen zusenden müsse. Weiter nichts.

„Sie werden diese Gegenstände bei nächster Gelegenheit an den Gesandten der Republik in Karlsruhe zu weiterer Besorgung gelangen lassen!" sagte er kalt, Ring, Brief und Haarflechte zurückgebend.

„Haben Sie noch etwas?"

„Der Herr Graf d'Entraguès, der gestern die Ehre hatte, von Ew. Excellenz empfangen zu werden, verlangt Empfehlungsbriefe für Ober- und Mittel-Italien, namentlich für Rom, Empfehlungsbriefe von angesehenen Royalisten an solche, namentlich Geistliche."

„Ersuchen Sie den Abbé Bourlier darum in meinem Namen. Die alten Damen seiner Bekanntschaft sind ja überglücklich, wenn sie mal wieder ihr altes Geschäft des Empfehlens und Protegirens ausüben können!"

Damit entließ Talleyrand seinen Secretair und bewegte eine kleine silberne Schelle, die vor ihm auf dem Tische stand.

Madame Grant, des ehemaligen Bischofs zukünftige Frau, trat sogleich wieder ein und fuhr fort, den Thee zu serviren.

Der Knall der zwölf Flintenschüsse, die am 21. März im Schloßgraben zu Vincennes abgefeuert worden waren, hallte in ganz Europa wieder, ein Schrei des Schreckens und des Abscheus flog durch alle Lande, aber dem Schrei folgte keine That, der Entrüstung folgte keine Rüstung, nur der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, dessen Minister Haugwitz so eben eine Alliance mit Frankreich unterhandelte, gab seiner Empörung über die rücksichtslose Blutthat insofern Ausdruck, daß er seinem Minister befahl, sofort alle Unterhandlungen mit Frankreich abzubrechen.

Bis zum März hatte Napoleon Bonaparte die Revolution in Frankreich bekämpft und besiegt. Von dem Tage an stellte er sich an ihre Spitze und führte sie hinaus über die Grenzen, er ließ sie, die von ihm im Innern bezwungene, für sich, für seinen Vortheil, für seinen Ruhm und seine Größe ringen, streiten, bluten und siegen in hundert Schlachten; es war die Revolution, die er unter dem dreifarbigen Banner siegreich durch Europa führte, es war die Revolution, der er als Feldherr diente, der sein Genie, sein Feldherrntalent die Bahn brach, während er glaubte, sie diene ihm.

Das Blut des Herzogs von Enghien war das rothe Band, was Bonaparte auch äußerlich mit der Revolution für immer verknüpfte, mit der Revolution, aus der er hervorgegangen, der er innerlich angehörte, mit der er so eins war, daß er mit Recht sagen konnte: „Die Revolution, das bin ich!"

Wie Preußen der einzige Staat war, der offen seiner Entrüstung über die Mordthat in Vincennes Folge gab, so war der Vicomte von Chateaubriand, der hochgefeierte Dichter, dessen Buch vom Geist des Christenthums damals mächtig die katholische Reaction in tausend und aber tausend Seelen förderte, der einzige Mann in Frankreich, der es wagte, sich wegen jener blutigen That offen von Bonaparte loszusagen. Das neue Regiment war dem berühmten Schriftsteller sehr zuvorkommend entgegengetreten; um seinem Vaterlande zu dienen, hatte Chateaubriand eine Stellung in der Diplomatie angenommen, er freute sich seiner Thätigkeit, aber in derselben Stunde noch, in der er die Hinrichtung des Herzogs von Enghien vernahm, schrieb er dem ersten Consul seinen Scheidebrief.

Das war eine Mannesthat, die Chateaubriand wahrscheinlich schwer gebüßt haben würde, hätte sich nicht Pauline Bonaparte zwischen den Zorn ihres Bruders und den kühnen Dichter gestellt, hätte nicht Fontanes, der eine große Verehrung für Chateaubriand hegte, den Gewaltigen zu besänftigen gewußt.

Ein einziger König und ein einzelner Dichter!

Ein europäischer Congreß.

Friedens-Gerüchte und Friedens-Hoffnungen, reisende Diplomaten und feiernde Armeen, österreichische Vermittelungen und französische Broschüren: es war nicht der Hauch eines menschlichen Mundes, der die Flamme des Krieges entzündet, und es dürfte so wenig den englischen und französischen Friedensfreunden, als dem Schwiegersohne des russischen Staatskanzlers gelingen, den Kampf mit dem scheidenden Jahre zu enden. Der Krieg, den Niemand wünschte, und den doch Jeder an seinem Theile mit heraufbeschworen, der Krieg, den Jeder fürchtete, und den doch Niemand zu vermeiden vermochte: er wird seine Beute so leichten Kaufs nicht fahren lassen und, in sich selbst die Bedingungen seiner Dauer und seiner Endschaft tragend, die Hoffnungen und Pläne menschlicher Klugheit heute wie damals zu Schanden machen.

Wäre der Friede so leicht, es wäre das Vermeiden des Krieges viel leichter gewesen, und wären die Zwecke des Krieges schon erreicht, es wäre überflüssige Mühe gewesen, davon so viele Worte zu machen.

Die Kriegskosten, darüber würde man sich vielleicht, die Türkei, über diese würde man sich sehr leicht verständigen. Worüber aber eine Verständigung mehr als schwierig ist, das sind die beiderseitigen, durch eine unnatürliche Allianz in Eins zusammengefaßten Ansprüche Frankreichs und Englands, das ist die Aufgabe, die geheimen Zwecke unter der Umhüllung der ostensiblen zur Anerkennung und Geltung zu bringen, das ist der scheinbare Widerspruch, daß die Alliirten trotz ihrer Siege Nichts gewonnen, die Russen trotz ihrer Niederlagen Nichts verloren haben, und daß daher keiner von Beiden geneigt sein kann, den Andern die Frucht des Sieges pflücken zu lassen. Wenn man sich dessenungeachtet abermals dazu herbeiläßt, Friedens-Verhandlungen herüber und hinüber zu pflegen, und wenn wiederum der „deutschen Großmacht" die wenig dankbare Aufgabe zugefallen ist, die Rolle der Friedenstaube zu spielen: wir werden uns dadurch nicht verleiten lassen, vor der Zeit Beifall zu klatschen. Oesterreich vermittelt Frieden, weil es auf diesem Wege am leichtesten und ungezwungensten unbequemeren Ansprüchen auszuweichen hofft. Rußland wie Frankreich werden nicht abgeneigt sein, in die Verhandlungen einzutreten; Frankreich, weil es durch den Krieg nichts mehr gewinnen kann, und, eine „weitschauende Voraussicht", den Augenblick näher rücken sieht, der die ewige Allianz in dieser unvollkommenen Zeit in Frage stellen dürfte; Rußland, weil die Verhandlung ihm vielleicht Eventualitäten bietet, die eine Sonderung der Interessen seiner Gegner ermöglichen. England allein, England, das durch die französische Allianz die Gefahr einer französischen Landung auf der weißen Insel und das Vordringen Rußlands in Asien gleichzeitig abge-

wendet zu haben glaubte, England kann nicht anders, als mit Widerwillen und Besorgniß Versuche betrachten, welche die doppelte Gefahr in sich bergen, einmal den Krieg zu beendigen, bevor der englische Eigennutz seine eigentlichen Zwecke erreicht, und sodann einer Allianz ein Ende zu machen, die, auf längere Zeiten berechnet, Gefahren und Feindschaften heraufbeschworen, vor denen die Süßigkeiten einer schönen, aber kurzen Vergangenheit bis auf die Erinnerung verschwinden.

Mitten in diese Verwirrung hinein hat man von Paris aus mit geschickter Hand jene vielbesprochene — unseren Lesern dem Wortlaute nach bereits bekannte — Broschüre über die Nothwendigkeit eines europäischen Congresses geschleudert, eine Broschüre, die, wenn auch mangelhaft in der Begründung, da sie die rechten Gründe nur ahnen lassen durfte, die Gesichtspunkte und Ziele mit sicherer Hand hinzustellen gewußt. Ein europäischer Congreß, eine Friedens-Verhandlung in höherem Styl, eine Verhandlung, bei welcher die öffentliche Meinung die kleinen Cabinette, und diese die großen beherrschen, eine Vereinigung, neben welcher insbesondere der deutsche Bund in der Kürze als eine sehr überflüssige Einrichtung erscheinen dürfte, eine Versammlung, deren Leitung voraussichtlich demjenigen zufallen möchte, dem die Vaterschaft des Gedankens gebührt; wir sind Anfangs wohl auch versucht gewesen, einen solchen Plan für abenteuerlich und hoffnungslos zu halten. Bald sind wir indeß eines Besseren belehrt, nicht allein durch die höchst bezeichnende Polemik der englischen Presse, sondern noch mehr durch die eigene Erwägung, welche uns die wesentliche Gefahr des Vorschlags in seiner unscheinbaren Unverfänglichkeit und in dem Köder erscheinen läßt, welcher darin der bornirten Friedensliebe dargeboten wird.

Nicht unmöglich daher auch, daß der Plan eines solchen Congresses bei Oesterreich, dem der deutsche Bund seit Kurzem unbequem geworden, so wie bei einigen kleineren Staaten, die so unbeschreiblich gern mit im Rathe Europa's wenn nicht sitzen doch stehen möchten, mit ungetheilter Bewunderung aufgenommen wird. Möglich, daß selbst Rußland es nicht für unangemessen erachtet, einen europäischen Congreß zu beschicken und dort seine eigene Anziehungskraft der seiner Gegner gegenüber zu versuchen. Der Mann, welcher zur Zeit die Geschicke Frankreichs lenkt, hat sein Volk und seine Zeitgenossen zur Genüge studirt, um zu wissen, welche Abenteuer und Pläne auf Erfolg zu rechnen haben.

Ein europäischer Congreß, allerdings ist man bis jetzt die Auskunft darüber schuldig geblieben, nach welchen Grundsätzen derselbe componirt, nach welchen Machtverhältnissen das Stimmrecht vertheilt werden soll, doch dürfen derartige Fragen nach der Absicht des Erfinders wohl als untergeordnete betrachtet werden. Diplomatischer Vertreter der öffentlichen Meinung, scheint ein gewisses nebelhaftes Wesen seinem Charakter am besten zu entsprechen, und wie sein Machtgeber muß er seine

Aufgabe darin beschlossen finden, mittelst sanften Druckes geleitet zu werden und zu leiten. Was der Kaiser bereits den Fürsten der Industrie zugerufen, man hat es jetzt auch in das europäische Völkerrecht übersetzt, und nach so manchen Erfahrungen liegt die Besorgniß nahe, daß gar Manche den Köder verschlucken und die Angel erst später bemerken werden.

Es versteht sich von selbst, daß wir uns den Kopf nicht darüber zerbrechen, wer eigentlich der Verfasser jener famosen Broschüre ist. Es steht fest, daß zur Zeit in Frankreich und besonders in der Kaiserlichen Druckerei Nichts gedruckt werden darf, was die Regierung nicht entweder inspirirt oder doch wenigstens gutgeheißen. Dies ist uns genug. Freilich haben auch wir unsere eigenen Gedanken über den Styl, doch ziehen wir es vor, uns ausschließlich mit dem Inhalt zu beschäftigen.

Fassen wir aber den Inhalt genauer in das Auge, so leuchtet ein, daß sofort mit dem Zusammentritt eines Europäischen Congresses jede wie immer geartete Neutralität ihre Endschaft erreicht haben dürfte. Nicht allein, daß die Theilnahme an einem solchen Congreß eine Anerkenntniß seiner Befugniß und Autorität voraussetzen würde; nicht allein, daß die Theilnehmer von dem Augenblicke ihres Eintritts ihre selbstständige Politik aufgeben und sich als Werkzeuge der Friedensnegotiationen der streitenden Theile gebrauchen lassen müßten: sie würden auch, falls jener Congreß — was nicht bezweifelt werden kann — zu einem Resultate gelangen sollte, sich der Alternative nicht entziehen können, entweder der Majorität des Congresses als Executoren zu dienen, oder aber dieser selben Majorität und denen, welche mit ihrem Beschlusse einverstanden sind, fortan feindlich gegenüber zu treten. Ob es gerathen ist, sich selbst in ein solches Dilemma zu bringen, und ob insbesondere diejenigen Staaten, welche man bei den Friedens-Verhandlungen wenn nicht zurückgewiesen, so doch nicht ohne Demonstration bei Seite gelassen, sich versucht fühlen können, in ein Arrangement einzutreten, das keinen der Vortheile der früheren Friedensconferenzen, wohl aber alle Gefahren und Verwickelungen derselben doppelt in sich birgt, darüber dürften die Meinungen bei allen nicht ganz bornirten Friedensfreunden wohl kaum getheilt sein können. Daß der Vorschlag dessen ungeachtet so großen Beifall gefunden, ist nur ein neuer Beweis, daß Weisheit nur Wenigen beschieden. Zugleich aber thut diese Thatsache dar, daß man in Paris nicht mit Unrecht auf die moralische Unterstützung aller derer speculirt, welche das Gebäude ihres Glückes auf dieselben Fundamente gründen, auf denen der französische Kaiserthron erbauet ist, oder die vor lauter Friedensliebe den Brand nicht sehen, der hinter einem falschen Frieden liegt.

Was man an der Seine sonst noch damit beabsichtigt, und ob es begründet ist, daß man in Frankreich schon seit längerer Zeit die Hand sehnsuchtsvoll nach einer russischen Allianz ausstreckt: wir haben die

Möglichkeit eines solchen Wunsches stets als eine sehr nahe liegende und die Gefahr seiner Verwirklichung als eine kaum zu berechnende bezeichnet. Jedenfalls würde auch für derartige Bestrebungen ein europäischer Congreß das geeignetste Mittel sein, indem dieser am ungezwungensten die Möglichkeit böte, nicht allein ohne Aufsehen und Verletzung mit einander zu verhandeln, sondern auch sich durch eine wohlgeleitete Majorität dahin drängen zu lassen, wo man im eigenen Interesse seine Stellung zu nehmen wünschte. Das englische Cabinet wird uns am besten verstehen.

Nach Allem diesem sollte man denn freilich — wie es scheint — zu der Voraussetzung berechtigt sein, daß der Kaiser der Franzosen eben so den Wunsch wie das Bedürfniß nach Frieden hege, und doch hören wir die Rede, mit welcher er die rückkehrenden Theile der Krim-Armee begrüßte, von allen Seiten als eine im besondern Sinne kriegerische bezeichnen. Kein Wort von Frieden! Doch sollte dies in dem Munde des Kaisers wohl kriegerisch sein? Unsererseits haben wir wenigstens noch nicht vergessen, daß jene vielbesprochene Kaiser-Rede, welche von Frieden förmlich triefte, der unmittelbare Vorläufer des orientalischen Krieges war. Bedenklicher ist freilich der Hinweis auf andere Lorbeerbäume, welche vielleicht nicht weit von unsern Reben wachsen, ein Hinweis, der recht verstanden die Auflösung bringen würde, wie man friedlich und kriegerisch zugleich sprechen kann. Frieden — wenn es sein kann — mit Rußland, und vielleicht Krieg mit anderen Leuten, wobei freilich England im Voraus versichert wird, daß sie sich ewig lieben werden. Man kennt den Werth solcher Versicherungen.

Wie dem aber auch sei, in einem Punkte haben wir die Kaiserreden nicht ganz vollständig befunden. Der Kaiser spricht seinen Kummer darüber aus, daß so viele seiner Braven ihr Vaterland nicht wieder gesehen und daß es ihm selbst nicht vergönnt gewesen, seine Armee in das Feuer zu führen. Er hätte noch einen dritten Punkt hinzufügen sollen, nämlich den, daß ein so großer Theil der Armee im Lande selbst unentbehrlich sei, um etwaige Verwirrungen der öffentlichen Meinung zu verhüten. Nicht allein, daß dieser dritte Punkt mit dem zweiten in unverkennbarer Wechselwirkung zu stehen scheint, er dürfte auch Manchem die Augen darüber öffnen, was es sagen will, wenn die englische Presse gelegentlich der Beurtheilung unserer Congreß-Broschüre den schüchternen Versuch gewagt, einen Unterschied zwischen dem französischen Volke und seinem Beherrscher und folgeweise auch zwischen der entsprechenden Allianz zu etabliren. Es will das in gutem Deutsch ungefähr so viel heißen als, im schlimmsten Falle englische Unterstützung französischer Revolution, und was das bedeutet, darüber wird sich wohl der Kaiser der Franzosen selbst am wenigsten täuschen.

Der Communisten-Prozeß von Angers.

Es ist wohl spät, aber doch nicht zu spät, um von den Ereignissen, welche sich vor einigen Monaten im Departement Maine-et-Loire zutrugen, und von dem Prozesse zu sprechen, den sie zur Folge hatten, und die Leser werden die Verspätung entschuldigen, sobald wir das Motiv derselben genannt haben. Wir wollten uns nämlich nicht der Gefahr aussetzen, ungenaue Einzelheiten mitzutheilen, was höchst wahrscheinlich der Fall gewesen wäre, wenn wir einzig und allein die Gerichtszeitungen zu Rathe gezogen hätten, und wir hatten uns deshalb an ein Mitglied der Magistratur von Angers mit der Bitte gewandt, uns über verschiedene Punkte Aufschlüsse zu geben.

Der Prozeß von Angers ist eines von jenen Ereignissen, welche nicht blos an und für sich, sondern auch deshalb von hohem Interesse sind, weil sie ein helles Licht auf die gesellschaftlichen Zustände eines Landes werfen. Man glaubte, die Revolution sei überwunden, weil tiefes Stillschweigen herrschte, man meinte, die Gesellschaft sei gerettet und sie habe nichts mehr zu fürchten, weil die Parteien stumm und die Straßen ruhig waren, und wenn sich von Zeit zu Zeit ein lästiger Warner beikommen ließ, einige Bedenklichkeiten zu äußern, so wurde er als Pessimist verlacht, oder gar als Alarmist — gezüchtigt. Unterdessen organisirten sich Geheimbünde auf allen Punkten des Landes, die abscheulichsten Complotte wurden angezettelt, und Banden von Dieben und Mördern lauerten nur auf einen geeigneten Moment, um über das Land herzufallen und das Oberste zu unterst zu kehren. Die bösen Beispiele, die fluchwürdigen Maximen, die Unordnungen und die Ungerechtigkeiten eines halben Jahrhunderts fahren fort, ihre Früchte zu tragen; die Besprechung ist verboten, aber Ideen, die sich nicht besprechen lassen, legen ungehindert ihren Weg zurück. Sechszig Jahre lang hat man dem Volke gesagt, daß es das Recht habe, in Einem Tage umzustürzen, was die Weisheit von Jahrhunderten gegründet hatte; man hat ihm die Mißachtung der Religion, der Monarchie, aller Gesetze, welche die Basis der gesellschaftlichen Ordnung bilden, gepredigt; Ehrgeizige konnten ungestraft und unter dem Beifall einer sceptischen und neidischen Bourgeoisie die Kirche, den Thron und die Sittlichkeit verhöhnen — und man bildete sich ein, die Massen, welche den Cultus Gottes verlernt haben, hätten den Cultus des Eigenthums bewahrt! Wer aber Wind säet, der erntet Sturm. Der Prozeß von Angers hat selbst den verblendetsten Optimisten die Augen geöffnet, die Größe des Uebels geht deutlich aus demselben hervor, Jedermann kann sie sehen, gleichsam mit den Händen greifen, und wer sie leugnet, der thut es, weil er es muß. Ja, der Communismus verbreitet sich über ganz Frankreich, in allen Mittelpunkten der Bevölkerung hat er seine Mitschuldigen, welche ver-

mittelst des Elends und der Unwissenheit unglückliche Arbeiter anwerben und um die Fahne der demokratischen und socialistischen Republik schaaren. Nicht blos mehr gegen die Reichen, die Adligen und die Priester erfüllt man die Gemüther mit Haß und Eifersucht, auch gegen die Mittelstände, die Pächter und die Bauern. Die Insurrection hat zu oft gesiegt, um daran zu zweifeln, daß sie noch einmal siegen würde, und wenn, wie man so oft dem „Helden zweier Welttheile", dem Herrn v. Lafayette, nachgesprochen hat, die Revolte gestern die heiligste der Pflichten gewesen ist, weshalb wäre sie heute das strafbarste aller politischen Attentate? Die Massen verstehen nicht jene subtilen Unterscheidungen. Man hat dem siegreichen Aufstande Jener Beifall geklatscht, weshalb würde man nicht dem Triumphe Dieser zujauchzen? Der Erfolg entscheidet Alles. Das ist die Doctrin der Logiker der Unordnung, der Abenteurer de haut und de bas étage, der Unternehmer von Revolutionen. Fügen wir hinzu die abscheulichen Sophismen, die man gegen das Eigenthum, die Familie und die politische Autorität verbreitet hat, und man kennt die Grundursache der Ereignisse, deren Kunde eine so erschütternde Wirkung hervorbrachte.

Es war am 27. August beim Anbruch des Tages, als sich eine Bande von sechs- bis siebenhundert Individuen, welche sich aus allen benachbarten Ortschaften zusammengethan hatten, auf Angers stürzte; verwegen drang sie in die Stadt, nachdem sie alle Wohnungen auf ihrem Wege geplündert hatte.

Woher kamen diese Leute? Aus den Schieferbrüchen, welche sich in den Gemeinden Angers, Saint-Barthelemy, Trelazé und Ponts-de-Cé befinden und wie ein reicher Gürtel von Ausbeutungen die Stadt einschließen: fünf- bis sechstausend Menschen leben von der Arbeit, die sie verschaffen.

Was wollten diese rebellischen Arbeiter? Eine Vermehrung des Lohns? Aber sie sind die am besten bezahlten in der ganzen Gegend, denn sie verdienen täglich drei und einen halben Franken, ein Lohn, der im Anjou vollkommen hinreicht, eine Familie zu unterhalten. Die Arbeiter bei den Bauern und Pächtern gewinnen nur einen bis zwei Franken, und diese letztere Summe blos in gewissen Epochen des Jahres. Dazu kommen viele Einrichtungen, welche das Syndicat zu Gunsten der Grubenarbeiter geschaffen hat, ein Spital, Schulen, eine Invalidenkasse, eine Apotheke, Magazine fertiger Kleidungsstücke, die den Arbeitern für den Kostenpreis geliefert werden 2c. Die Annahme, der Zweck des Aufstandes sei die Erzwingung eines auskömmlichen Lohns gewesen, ist demnach nicht zulässig. Einige von den Insurgenten mochten eher geglaubt haben, es handele sich darum, den Behörden ein Brodpreis-Maximum abzunöthigen; denn man begreift in den französischen Departements nicht, weshalb die Bevölkerung von Paris allein aus der Kasse des Staates theilweise ihr Brod bezahlt erhält, und man

hatte, wie einer der Chefs, Pasquier, im Verhöre aussagte, nicht Allen das letzte Wort des Aufstandes eingestehen wollen, aus Furcht, die Aengstlichen abzuschrecken.

Wer waren denn endlich diese Menschen, welche bis an die Zähne bewaffnet in die Stadt Angers eindrangen? Es waren die Adepten eines Geheimbundes von einer traurigen Berühmtheit, der Marianna, welches im politischen Rothwälsch Guillotine bedeutet.

Die Marianna ist heute die Muttergesellschaft, in der alle andern Geheimbunde aufgegangen sind und die sich rühmen kann, unter ihren Mitgliedern alle wahren Verschwörer, die Männer der That, die Männer der „energischen Maßregeln", wie man sie zum Unterschied von den Revolutionären „à l'éau de rose et en gants jaunes" zu nennen pflegt, zu zählen. Die Marianna ist der Ausdruck des egalitarischen Communismus Blanqui's, von dem der epikurische Theokratismus des Vaters Enfantin, das Phalansterium von Victor Considerant, die egalitarische Werkstätte von Louis Blanc, die humanitarische Triade von Pierre Leroux, die Anarchie und Zinslosigkeit des Credits von Proudhon, das Ikarien von Cabet ꝛc. nach und nach verschwunden sind. Diese Suprematie Blanqui's über alle seine revolutionären Concurrenten muß man sich zunächst aus den in der That ungewöhnlichen Fähigkeiten des berüchtigten Verschwörers, dann aber und vorzugsweise aus dem Umstande erklären, daß er von Buonarotti, dem intimen Freunde Babeuf's, in die geheimen Gesellschaften eingeweiht wurde. Blanqui gilt für den einzigen Depositär der Doctrinen Babeuf's, für den wahren Repräsentanten der anarchischen Tradition, und es ist daher ganz natürlich, daß die Marianna, die im Grunde nichts anderes ist als die lebendige Fortsetzung der babeuvistischen Verschwörung gegen die Gesellschaft, Blanqui als ihren eigentlichen Chef anerkennt. Nur ist diese Transmission der revolutionären Gewalt in seiner Person eine von den zahlreichen Widersprüchen bei einer Partei, welche die monarchische Erblichkeit wie etwas Monströses verwirft.

Man schreibt es sogar der Nähe von Belle-Isle, wo Blanqui als Gefangener lebt, zu, daß gerade in dem Departement Maine-et-Loire die Zahl der Mitglieder der Marianna so auffallend zunimmt. Kaum ist ein Sträfling aus den Gefängnissen von Belle-Isle entlassen, so eilt er nach Angers und macht dort die thätigste Propaganda. Auch hatte sich dort die Zahl der Adepten seit einiger Zeit ganz außerordentlich vermehrt. Vergebens fanden Verhaftungen statt, die Strafen, welche die Zuchtpolizei-Gerichte verhängen können, waren nicht hart genug: die Angeklagten verhöhnten die Zeugen und drohten den Richtern — was übrigens auch während der schwurgerichtlichen Verhandlungen in Angers geschehen ist.*) Damals aber hatte man noch bei Weitem keine genaue

*) Der General-Procurator von Angers erhielt im Laufe der Verhandlungen die folgenden Briefe:

Idee von den Verwüstungen, welche der Geheimbund unter den Arbeiter-Bevölkerungen angerichtet hatte; es bedurfte des in Rede stehenden Attentates, um das Uebel in seiner ganzen Ausdehnung zu enthüllen.

Der Eid, den die Affiliirten schwören müssen, ist, wie aus den Verhandlungen hervorgeht, in den letzten Jahren je nach den Umständen modificirt worden. Ursprünglich schwur der Neuaufgenommene, Jeden zu erdolchen, der ihm bezeichnet werden würde. Späterhin fand man diese Formel viel zu unbestimmt und man ersetzte sie durch die Worte: „den Staats-Chef ermorden," und dann „den Gouverneur ermorden," d. h. den König, den Kaiser, den Chef der Republik — der Titel thut nichts zur Sache, man ist dem Dolche verfallen, sobald man die Autorität personificirt. Das ist nicht Alles; einmal in dem Geheimbunde aufgenommen, gehören die Mitglieder sich nicht mehr an, sie werden sein servîles Werkzeug, und der Dolch, auf den sie geschworen haben, wendet sich gegen sie, sobald sie das Geheimniß dieser neuen Vehme verrathen. Ein Arbeiter, der als Zeuge bei den schwurgerichtlichen Verhandlungen citirt worden war, hatte sich gestellt, aber an dem Tage, wo er aussagen sollte, erschien er nicht. Der Unglückliche hatte sich umgebracht. Man erfuhr bald, daß er Mitglied der Marianna war; vor die Wahl gestellt, vor dem Gerichte einen Meineid zu schwören, oder den der Marianne geleisteten Eid zu brechen, fand er kein anderes Mittel, sich aus dieser schrecklichen Lage zu retten, als den Selbstmord. Man fand seinen Leichnam in einem Brunnen.

Will man nun wissen, welche Katastrophen über das Land hereinbrechen würden, wenn die Männer der Marianna jemals triumphirten, so hat man nur einen Blick auf die Proclamationen und auf die confidentiellen Schriftstücke zu werfen, deren Kenntniß wir dem Prozeß von Angers verdanken. Wir führen zunächst eines von jenen Decreten an, die unsere zukünftigen Gesetzgeber zu Hunderten gegen die gegenwärtige Gesellschaft vorbereiten:

„Mehr als jemals durch die unsinnigen Anstrengungen des zweiten Decembers davon überzeugt, daß die absolute oder die constitutionelle Monarchie seit 1789 unfähig ist, unser Land zu leiten; daß der Royalismus schon deshalb keine Lebenskraft mehr hat, weil er, um sich auf einen Augenblick zu constituiren, genöthigt ist, sich auf irgend eine Aristokratie zu stützen, von der Frankreich nichts mehr wissen will; und weil ich sah, daß selbst die Republik unterging, weil sie die Mitwirkung des Socialismus verschmäht hatte, welcher hinfüro allein ihre Zukunft ver-

---

„Citoyen! Der Anklage-Act, den Du in dem Prozesse der Marianna entworfen hast, hat uns Alle mit tiefer Entrüstung erfüllt. Sei überzeugt, daß wir Dich bei der ersten Gelegenheit nicht „verfehlen".

Der Director der Marianna für Maine-et-Loire."

„Citoyen! Ich war im Sitzungssaal, als Du unter dem Vorwande, die Anklage zu unterstützen, die ignoblen Worte gesprochen hast. Dafür mußt Du büßen. Du und Deine Bande, Ihr werdet nicht immer die Gewalt besitzen."

Ein europäischer Congreß.

Friedens-Gerüchte und Friedens-Hoffnungen, reisende Diplomaten und feiernde Armeen, österreichische Vermittelungen und französische Broschüren: es war nicht der Hauch eines menschlichen Mundes, der die Flamme des Krieges entzündet, und es dürfte so wenig den englischen und französischen Friedensfreunden, als dem Schwiegersohne des russischen Staatskanzlers gelingen, den Kampf mit dem scheidenden Jahre zu enden. Der Krieg, den Niemand wünschte, und den doch Jeder an seinem Theile mit heraufbeschworen, der Krieg, den Jeder fürchtete, und den doch Niemand zu vermeiden vermochte: er wird seine Beute so leichten Kaufs nicht fahren lassen und, in sich selbst die Bedingungen seiner Dauer und seiner Endschaft tragend, die Hoffnungen und Pläne menschlicher Klugheit heute wie damals zu Schanden machen.

Wäre der Friede so leicht, es wäre das Vermeiden des Krieges viel leichter gewesen, und wären die Zwecke des Krieges schon erreicht, es wäre überflüssige Mühe gewesen, davon so viele Worte zu machen.

Die Kriegskosten, darüber würde man sich vielleicht, die Türkei, über diese würde man sich sehr leicht verständigen. Worüber aber eine Verständigung mehr als schwierig ist, das sind die beiderseitigen, durch eine unnatürliche Allianz in Eins zusammengefaßten Ansprüche Frankreichs und Englands, das ist die Aufgabe, die geheimen Zwecke unter der Umhüllung der ostensiblen zur Anerkennung und Geltung zu bringen, das ist der scheinbare Widerspruch, daß die Alliirten trotz ihrer Siege Nichts gewonnen, die Russen trotz ihrer Niederlagen Nichts verloren haben, und daß daher keiner von Beiden geneigt sein kann, den Andern die Frucht des Sieges pflücken zu lassen. Wenn man sich dessenungeachtet abermals dazu herbeiläßt, Friedens-Verhandlungen herüber und hinüber zu pflegen, und wenn wiederum der „deutschen Großmacht" die wenig dankbare Aufgabe zugefallen ist, die Rolle der Friedenstaube zu spielen: wir werden uns dadurch nicht verleiten lassen, vor der Zeit Beifall zu klatschen. Oesterreich vermittelt Frieden, weil es auf diesem Wege am leichtesten und ungezwungensten unbequemeren Ansprüchen auszuweichen hofft. Rußland wie Frankreich werden nicht abgeneigt sein, in die Verhandlungen einzutreten; Frankreich, weil es durch den Krieg nichts mehr gewinnen kann, und, eine „weitschauende Voraussicht", den Augenblick näher rücken sieht, der die ewige Allianz in dieser unvollkommenen Zeit in Frage stellen dürfte; Rußland, weil die Verhandlung ihm vielleicht Eventualitäten bietet, die eine Sonderung der Interessen seiner Gegner ermöglichen. England allein, England, das durch die französische Allianz die Gefahr einer französischen Landung auf der weißen Insel und das Vordringen Rußlands in Asien gleichzeitig abge-

wendet zu haben glaubte, England kann nicht anders, als mit Widerwillen und Besorgniß Versuche betrachten, welche die doppelte Gefahr in sich bergen, einmal den Krieg zu beendigen, bevor der englische Eigennutz seine eigentlichen Zwecke erreicht, und sodann einer Allianz ein Ende zu machen, die, auf längere Zeiten berechnet, Gefahren und Feindschaften heraufbeschworen, vor denen die Süßigkeiten einer schönen, aber kurzen Vergangenheit bis auf die Erinnerung verschwinden.

Mitten in diese Verwirrung hinein hat man von Paris aus mit geschickter Hand jene vielbesprochene — unseren Lesern dem Wortlaute nach bereits bekannte — Broschüre über die Nothwendigkeit eines europäischen Congresses geschleudert, eine Broschüre, die, wenn auch mangelhaft in der Begründung, da sie die rechten Gründe nur ahnen lassen durfte, die Gesichtspunkte und Ziele mit sicherer Hand hinzustellen gewußt. Ein europäischer Congreß, eine Friedens-Verhandlung in höherem Styl, eine Verhandlung, bei welcher die öffentliche Meinung die kleinen Cabinette, und diese die großen beherrschen, eine Vereinigung, neben welcher insbesondere der deutsche Bund in der Kürze als eine sehr überflüssige Einrichtung erscheinen dürfte, eine Versammlung, deren Leitung voraussichtlich demjenigen zufallen möchte, dem die Vaterschaft des Gedankens gebührt; wir sind Anfangs wohl auch versucht gewesen, einen solchen Plan für abenteuerlich und hoffnungslos zu halten. Bald sind wir indeß eines Besseren belehrt, nicht allein durch die höchst bezeichnende Polemik der englischen Presse, sondern noch mehr durch die eigene Erwägung, welche uns die wesentliche Gefahr des Vorschlags in seiner unscheinbaren Unverfänglichkeit und in dem Köder erscheinen läßt, welcher darin der bornirten Friedensliebe dargeboten wird.

Nicht unmöglich daher auch, daß der Plan eines solchen Congresses bei Oesterreich, dem der deutsche Bund seit Kurzem unbequem geworden, so wie bei einigen kleineren Staaten, die so unbeschreiblich gern mit im Rathe Europa's wenn nicht sitzen doch stehen möchten, mit ungetheilter Bewunderung aufgenommen wird. Möglich, daß selbst Rußland es nicht für unangemessen erachtet, einen europäischen Congreß zu beschicken und dort seine eigene Anziehungskraft der seiner Gegner gegenüber zu versuchen. Der Mann, welcher zur Zeit die Geschicke Frankreichs lenkt, hat sein Volk und seine Zeitgenossen zur Genüge studirt, um zu wissen, welche Abenteuer und Pläne auf Erfolg zu rechnen haben.

Ein europäischer Congreß, allerdings ist man bis jetzt die Auskunft darüber schuldig geblieben, nach welchen Grundsätzen derselbe componirt, nach welchen Machtverhältnissen das Stimmrecht vertheilt werden soll, doch dürfen derartige Fragen nach der Absicht des Erfinders wohl als untergeordnete betrachtet werden. Diplomatischer Vertreter der öffentlichen Meinung, scheint ein gewisses nebelhaftes Wesen seinem Charakter am besten zu entsprechen, und wie sein Machtgeber muß er seine

Wahnsinniges Gerede! sollte man meinen, aber nein, es war mehr als Gerede, mehr als die Fanfaronade des Verbrechens, denn von allen den Personen, welche in der Ebene von Trelazé versammelt waren, hat auch nicht Eine gegen das Versprechen der Plünderung protestirt, Alle zeigten sich bereit, ihren Antheil des Raubes in Empfang zu nehmen.

Der Plan der Verschworenen war, sich des Schlosses von Angers zu bemächtigen und hier abzuwarten, daß die Insurrection, von Ort zu Ort um sich greifend, eine allgemeine werde. Die Bewegung sollte, das ist erwiesen, in mehreren Departements zu gleicher Zeit beginnen. Aber, sei es nun, daß der eigentliche Chef des Complotts, der in Paris das Losungswort geholt hatte — Sécretaine — dasselbe falsch verstanden, oder daß er die Sache übereilen wollte, um sich das Verdienst des Erfolges anzueignen, Thatsache ist, daß glücklicher Weise das Signal vor der festgesetzten Stunde gegeben wurde. Für die erstere Hypothese scheint zu sprechen, daß Sécretaine, als er um 3 Uhr Morgens den Eisenbahnzug von Paris heranbrausen hörte, plötzlich ausrief: „B....t, man hat die Schienen nicht aufgerissen!“

Was die Ausführung des Planes betrifft, so weiß man darüber kaum etwas mehr, als was aus den gerichtlichen Verhandlungen hervorgegangen ist. Die bewaffneten Banden sollten gegen zwei Uhr Morgens aus der Ebene von Trelazé nach Angers aufbrechen, an dessen Eingange sich die Verschworenen aus der Stadt selber befinden würden. Man hoffte — wie schon gesagt — sich des Schlosses zu bemächtigen, die Kasernen zu überfallen und Besitz von der Präfectur, der Bank und der Steuerkasse zu nehmen. Die Verschworenen hatten sogar beschlossen, im Nothfalle die Stadt anzuzünden, um den Widerstand der Einwohner zu paralysiren.

Aber fast im letzten Augenblicke hatten die Behörden erfahren, daß irgend eine Störung der Ordnung stattfinden werde. Daß das Geheimniß so lange bewahrt worden war, ist ein Beweis von der Disciplin, welche in der Marianna herrschte. Gegen Ein Uhr wurden mehrere Verschworene von Angers auf dem Mailplatze, wo sie sich Rendez-vous gegeben hatten, um den Banden aus der Landschaft bis an's Thor entgegenzugehen, plötzlich verhaftet. Unter ihnen befand sich Sécretaine, welcher die Bewegung in der Stadt leiten wollte, während ein anderer Chef des Komplottes, Attibert, die Insurgenten aus den benachbarten Gemeinden befehligte. Attibert hatte seine Zeit nicht verloren. Sein erstes Geschäft war die Ueberrumpelung der Gensd'armerie-Kaserne von Trelazé, die, wie der Präsident des Schwurgerichtes dem commandirenden Offizier vorwarf, nicht so vertheidigt wurde, wie man es hätte erwarten dürfen. Die Waffen, welche die Verschworenen in der Kaserne fanden, reichten nicht hin, um alle zu bewaffnen; man stürzte in die Häuser von Fresnay, von der Ermitage und bemächtigte sich aller In-

strumente, die zu Mordwerkzeugen dienen konnten; die Pulvermagazine wurden aufgebrochen und man fand in denselben mehrere Hundert Kilogramme Minenpulver. Dies Alles wurde auf einen Wagen geladen, der vor der Bande her fuhr. Von diesem Momente an folgten die ärgsten Gewaltsamkeiten einander auf dem Fuße. Auf dem ganzen Wege blieb keine Wohnung unverschont, die Einwohner wurden aus ihren Betten gerissen und unbekleidet weit von ihren Häusern geschleppt. Nachdem die Banden aus allen Gemeinden in der Ebene von Trelazé eingetroffen waren, wurden sie von den Chefs in Abtheilungen getheilt, und Attibert rief seiner „Armee" die Worte zu: „Die demokratische und socialistische Republik ist proclamirt. Ganz Frankreich hat sich erhoben. Wir können jetzt nach Herzenslust rauben und plündern. Wer zurückweicht, wird erschossen." Hierauf setzte sich die Colonne in Bewegung; an der Spitze die am besten Bewaffneten, denen man die Hut des Wagens anvertraut hatte. Schon war die Spitze der Bande in der Vorstadt der Madeleine, wo sie die Verschworenen der Stadt erwarten sollten. Aber Niemand ist zu sehen. Attibert läßt Halt machen und beräth sich mit den andern Chefs, während ihre „Soldaten" die Rast benutzen, um ihre Aexte und Säbel auf den Steinen der Brücke zu wetzen. Endlich wurde beschlossen, den Weg nach dem Märzfelde einzuschlagen, weil man hoffte, hier dem Sécretaine und seiner Mannschaft zu begegnen. Aber die Behörden waren, wie gesagt, gewarnt. Der General d'Angell de Kleinfeld hatte die Truppen der Garnison in den Straßen, welche in die Vorstadt führen, aufgestellt. Auf ein gegebenes Signal griffen die zwei Bataillone, aus denen die Besatzung bestand, die Colonne der Verschworenen an, denen nichts übrig blieb, als ihr Heil in der Flucht zu suchen. Viele wurden eingeholt und verhaftet, aber auch fast nur sie, denn auch das ist bemerkenswerth, daß verhältnißmäßig nur wenige nachträgliche Verhaftungen geschehen konnten. Die Verhafteten haben ihre Mitschuldigen nicht verrathen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns mit den Einzelnheiten der gerichtlichen Verhandlungen befassen wollten. Wir glauben, daß es vollkommen genügt, wenn wir einige von den Antworten der drei Chefs, Sécretaine, Attibert und Pasquier, auf die Fragen des Präsidenten mittheilen.

Sécretaine, welchen man als den politischen Chef der Bewegung betrachten kann, hat in der Armee gedient, wo er es bis zum Grade des Feldwebels gebracht hatte. Er besitzt eine gewisse Bildung und seine Antworten zeigten einen festen und entschlossenen Charakter. In allen seinen Antworten protestirte er gegen die Absicht, zu plündern.

„Nicht gegen die Stadt Angers wollte ich mich der Waffen und des Pulvers bedienen, sondern gegen die Regierung, welche wir zu stürzen suchten, um sie durch eine demokratische und socialistische zu ersetzen."

Der Präsident: „Das heißt, Sie wollen hier als politischer Verschwörer erscheinen, und nicht für einen Banditen-Chef gehalten werden.“

Sécretaine: „So ist's; ich conspirire, ich bin der Feind des Gouvernements, aber ich und meine Freunde wir sind keine Räuber.“

Der Präsident: „Was haben Sie in Paris gethan?“

Sécretaine: „Ich bin gerade deshalb dort gewesen, um mich mit meinen Freunden über die neue gesellschaftliche Organisation zu berathen.“

Der Präsident: „Wo haben Sie in Paris logirt?“

Sécretaine: „Das ist mein Geheimniß.“

Es ist hier der Ort, zu bemerken, daß es der so vortrefflichen Pariser Polizei nicht gelungen ist, die Spuren des Sécretaine in der Hauptstadt ausfindig zu machen, obgleich er acht Tage lang dort zugebracht hatte. Es erklärt sich das einigermaßen aus dem Umstande, daß er in derselben Woche wie die Königin von England in Paris war. Bei der ungeheuern Masse von Fremden, welche in der Stadt zusammengeströmt waren, konnte es einem einzelnen Individuum leichter als in anderen Zeiten werden, unbemerkt zu bleiben.

Attibert war der militärische Chef des Attentats. Von rohen Sitten und ohne eine Spur von Erziehung, verdankte er seinen Einfluß auf seine Mitschuldigen nur seiner Gewaltsamkeit und Entschlossenheit. Auch er läugnete hartnäckig, daß er etwas Anderes gewollt habe, als

„ein demokratisches und socialistisches Gouvernement constituiren.“

Pasquier ist nicht minder roh und entschlossen als Attibert. Er affectirte in den Verhören eine wilde Energie. Auf die Bemerkung des Präsidenten: „Sie sagen, daß Sie kein Räuber sind, gestehen Sie aber ein, daß Sie gewiß nicht vor einer Metzelei zurückgeschreckt wären,“ antwortete er:

„Herr Präsident, man macht keinen Eierkuchen, ohne Eier zu zerschlagen.“

Sécretaine, Pasquier und Attibert sind sämmtlich zu beständiger Deportation verurtheilt worden. Die übrigen Angeklagten haben, mit Ausnahme einiger wenigen, die für unschuldig befunden wurden, verschiedene Strafen im Verhältniß zu ihrer Betheiligung an der Insurrection erhalten.

Für dies Mal — denn wir haben noch einige Andeutungen über die innere Lage Frankreichs zu machen — nur noch ein Wort.

Der Aufstand im Departement Maine-et-Loire ist gleichsam in der Wiege erstickt worden. Aber das Uebel ist nicht vernichtet und seine Verwüstungen sind deshalb nicht weniger unselig, weil sie geheim sind. Dennoch schläft man von Neuem auf den trügerischen Kissen einer gedankenlosen Sicherheit ein, von Neuem traut man der Ruhe der Oberfläche, — ganz so wie die Trojaner, welche um das hölzerne Ungeheuer tanzten, das in seinem Schooße den Untergang und das Verderben

Trojas borg. Auch Frankreich befindet sich einer eben so furchtbaren Maschine gegenüber, die von den Griechen des Communismus erfunden wurde, und aus der, wenn man nicht Acht hat, alle denkbaren Calamitäten über die französische Gesellschaft hervorbrechen werden. Nicht bloß Polizei-Maßregeln können es verhindern, daß es eines Tages auch von diesem Lande heißen wird: fuit Ilion!

Literatur.

Volkswirthschafts-Lehre. Eine populäre Darstellung dieser Wissenschaft. Herausgegeben von dem schulwissenschaftlichen Bildungs-Vereine zu Hamburg. Hamburg, Hoffmann u. Comp. 1855. XIV und 309 S. fl. 8.

Jede Wissenschaft strebt naturgemäß, den Kreis ihrer Anhänger auszudehnen; denn die Wissenschaft lebt von der Anerkennung. Es ist deswegen nicht zu verwundern, daß die Schriftsteller in dem Gebiete der Wirthschafts-Lehre ihren Leserkreis nicht auf die „Fachmänner" beschränken wollen, sondern sich mit ihrem Vortrage an „die Geschäftsmänner," die „Landwirthe, Fabrikanten, Kaufleute" u. s. w. wenden. In einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo die Gesellschafts-Ordnung in ihren tiefsten Grundlagen erschüttert ist, und namentlich die ökonomische Seite derselben in einer vollständigen Auflösung sich befindet, ist es sogar nothwendig, daß die richtigen Ansichten über diese Verhältnisse einem noch größeren Publicum zugänglich gemacht werden. Daß nun aber dazu die Form eines Lehrbuchs die zweckmäßige sei, möchten wir sehr bezweifeln, denn eines Theils erfordert das Studium eines Lehrbuchs eine längere Zeit, als „Geschäftsleute" in der Regel aufzuwenden im Stande sind, oder Lust haben, andern Theils ist dazu ein Grad von Bildung erforderlich, wie man ihn im Geschäftsleben in der Regel nicht findet. Man wird es daher wohl immer besser den Zeitschriften überlassen, die wissenschaftlichen Ideen zu popularisiren. Doch, wird man uns vielleicht einwenden, es giebt auch Leute, welche sich im „Zusammenhange" von dergleichen Wahrheiten unterrichten wollen, und für diese wird eine populäre Darstellung gewiß nothwendig sein. Wir sind nun zwar der Meinung, daß diejenigen, welche ein solches Bedürfniß empfinden, auch bereits einen solchen Grad wissenschaftlicher Bildung erlangt haben, daß sie zu den gewöhnlichen Darstellungen dieser Wissenschaft sich Zugang zu verschaffen im Stande sind, sintemal die Lehrbücher der Volkswirthschaft nicht hebräisch, auch nicht einmal lateinisch geschrieben sind. Aber zugegeben, daß es ein Bedürfniß sei, die Volkswirthschafts-Lehre „populär" zu machen, so kommt es doch immer darauf an, was ein solches populäres Lehrbuch enthält. Dieser letztere Gesichtspunkt

scheint es denn auch vorzüglich gewesen zu sein, dem wir das gegenwärtige Lehrbuch verdanken. „Der schulwissenschaftliche Bildungsverein zu Hamburg, ein Verein practischer Lehrer“ (Volksschullehrer? doch wahrscheinlich), ein Verein „practischer Lehrer“ also, „hat sich, **unterstützt von Freunden der Volkswirthschaft**, bereits seit **einigen Jahren**, mit dieser Wissenschaft beschäftigt.“ In dieser **einige Jahre** fortgesetzten Beschäftigung mit der Volkswirthschaftslehre — wahrscheinlich doch nur in den freien Nebenstunden — aber unterstützt freilich von Freunden der Volkswirthschaft — haben die practischen Lehrer zu Hamburg nicht nur die „Ueberzeugung erlangt, daß die Bekanntschaft mit derselben für jeden Gebildeten, für einen Jeden, der in der menschlichen Gesellschaft seine Stellung mit wahrem Bewußtsein einnehmen will, insbesondere aber auch für den Lehrer aller Arten von Schulen (also natürlich doch auch für die Lehrer der Volksschulen) eine nicht mehr zurückzuweisende Forderung unserer Zeit geworden ist;“ sondern daß auch die Behandlung dieser Wissenschaft, namentlich in Deutschland, eine ganz verfehlte ist; denn „in Deutschland gilt noch heute auf den Universitäten die Volkswirthschafts-Lehre für einen Theil der Staatswissenschaften, und nicht selten wird ihr, der rechtmäßigen Tochter vernünftiger Selbstbestimmung, ein Platz neben der Polizeiwissenschaft angewiesen.“ Ist es da zu verwundern, daß sich die ärgsten Irrthümer in das practische Leben einschleichen und die socialistischen und communistischen Ideen die kräftigste Nahrung finden. Solchem Uebelstande zu steuern, haben nun die Hamburger Volkswohlthäter „diese Darstellung der Volkswirthschafts-Lehre **veranlaßt**, und die mit dieser Arbeit Beauftragten haben das vorliegende Buch sowohl für Lehrer, die dasselbe als Leitfaden beim Unterricht gebrauchen wollen, als auch ganz allgemein zur Selbstbelehrung bestimmt.“

Nach dieser neuen Volkswirthschafts-Lehre ist nun diese Wissenschaft nicht eine Wissenschaft von der Wirthschaft des Volks, sondern „die Volkswirthschafts-Lehre, als populäre Wissenschaft, hat die Gesetze, welche die freie Thätigkeit des **Einzelnen** bedingen, zum Ausgangspunkt. Zunächst müssen die Naturgesetze, denen der wirthschaftende Mensch als Einzelwesen gehorchen muß, erkannt sein, bevor diese Gesetze in ihren vielverzweigten Aeußerungen in der Wirthschaft gemeinschaftlich zusammenwirkender Menschen gelehrt werden. Weil nun bisher der Ausgangspunkt der Volkswirthschafts-Lehre in der Regel ein anderer war und noch ist; weil man mit der Wirthschaft der Gesellschaft oder der Nation begann und somit vom Complicirten, dem Verwickelten und Zusammengesetzten, statt vom Einfachen, den Elementen, ausging, blieb diese Lehre, trotz aller Wichtigkeit für's Leben, in ihrer populären Ausbildung zurück.“

Die Spiritus familiares der praktischen Lehrer zu Hamburg wollen nun also die Volkswirthschaft als aus der Wirthschaft der Einzelnen

zusammengesetzt darstellen, als begründet durch Association. „Durch Association können die vorhandenen Kräfte und Fähigkeiten besser verwendet werden, dagegen kann keine nicht schon in den Einzelnen der zur Gemeinschaft Verbundenen vorhanden gewesene Kraft oder Fähigkeit durch die Association allein erzeugt werden.“ Die Vortheile der Association sind aber um so größer, je umfassender dieselbe ist; deshalb weist die nationale Verbindung auch über sich hinaus zum Weltverkehr, und dieser ist die Grundlage aller „Civilisation.“

Was das Princip betrifft, auf welchem diese neue Volkswirthschaftslehre beruht, so ist dasselbe naturgemäß der altbekannte „Egoismus“, wofür aber die Spiritus familiares des schulwissenschaftlichen Bildungsvereines zu Hamburg in ihr Buch das neue Wort „Selbstsorge“ eingeführt haben. Als diese „Selbstsorge“ soll nun der Egoismus mit der Moral durchaus nicht im Widerspruch sein, vielmehr hat die Wirthschaft — auf der Selbstsorge oder dem Egoismus begründet — „den vernünftigen Gebrauch menschlicher Freiheit zur Grundlage.“

Das Gebiet dieser auf der „Selbstsorge“, vulgo Egoismus, beruhenden Wirthschaft ist nun keineswegs auf die sogenannten „materiellen Interessen“ beschränkt, sondern umfaßt alle Arten nützlicher Thätigkeiten; denn Gegenstand der Wirthschaft ist der Nutzen, und jede Thätigkeit, welche „Nutzen“ schafft, ist daher eine wirthschaftliche; Nutzen aber hat Alles, was geeignet ist, ein menschliches Bedürfniß zu befriedigen. Daher umfaßt die Wirthschaft nicht nur den Erwerb und Verbrauch des Vermögens im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern eben so sehr Wissenschaft, Kunst, Religion, Staatsverwaltung und — „die practischen Lehrer zu Hamburg“, wenn sie Schulkinder unterrichten, oder Bücher über Volkswirthschaft drucken lassen, zum Unterricht für „Jeden, der in der menschlichen Gesellschaft seine Stellung mit wahrem Bewußtsein einnehmen will“, sind eben so sehr wirthschaftliche Arbeiter, als die Hamburger Kaufleute, wenn sie uns mit Thee, Kaffee, Zucker und andern Bedürfnissen des Leibes versorgen. Wenn daher im Jahre 1848 Professoren und Geheime Räthe eben so wie gar viele Schullehrer sich als „Arbeiter“ zu den Wahlen zu empfehlen suchten, so war das nach der Lehre der Hamburger Spiritus familiares eine nicht zu belachende oder beklagende, sondern sehr ernstlich und streng zu nehmende Bezeichnungsweise.

Unsere Leser werden aus dieser Auffassung der Wirthschaft, mit welcher uns die Hamburger Schullehrer, — selbst unterrichtet durch ihre Spiritus und Herrn Charles Dunoyer — bekannt machen, ersehen, daß sie mit der herkömmlichen Gesellschafts-Ordnung nicht zufrieden sind. — „Es ist,“ sagen sie, „ein Ueberrest früherer Barbarei in der europäischen Gesellschaft, die Thätigkeit der Menschen, deren Beruf nicht nach der Nützlichkeit, sondern nach eingebildeten Rangstufen zu schätzen. Anders ist es in solchen Gesellschaften, wo seit langer Zeit die Arbeit als

allein productiv betrachtet wird, wie in der Schweiz und in einigen wenigen anderen Staaten. Die Gesellschaft Nord-Amerika's, der Vereinigten Staaten, wie der britischen Provinzen, konnte nur, weil sie in der Neuzeit ein uncultivirtes Land zum wirthschaftlichen umschuf, auf productive Arbeit begründet werden, weshalb denn auch dort nur Nichtarbeiten aber keine Art nützlicher Arbeit entbehrt. Als vor einigen Jahren der Secretair der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten in London von einem Comité des Parlaments über die Wirkung beschränkter Verbindlichkeit bei Associationen der arbeitenden Klassen befragt ward, antwortete dieser ganz sachgetreu, in der nordamerikanischen Gesellschaft kenne man solchen Klassenunterschied nicht, es gäbe dort nur arbeitende Klassen, Jeder müsse sich durch irgendwelche Thätigkeit nützlich machen, wenn er nicht als unproductiv ohne alle gesellschaftliche Stellung bleiben wolle."

Diesen allgemeinen Gesichtspunkten ist die Ausführung im Einzelnen entsprechend, und wir dürfen uns bei unseren Lesern wohl der Mühe überhoben halten, dieselbe weiter ins Einzelne zu verfolgen. Wir überlassen dies Geschäft Denjenigen, welche eine Bearbeitung der Volkswirthschaftslehre von solchen Principien aus für nothwendig oder nützlich erachten. Sie mögen es dann auch zugleich übernehmen, den Mitgliedern des schulwissenschaftlichen Bildungsvereins zu Hamburg, welche „praktische Lehrer" sein sollen, einige Nachhülfe in der hochdeutschen Rechtschreibung zu Theil werden zu lassen, als z. B. daß das Particip von schmieden nicht „geschmieben", sondern „geschmiedet" heißt; daß die Mehrheit von Verlust nicht „Verlüste", sondern „Verluste" ist; daß „wo" nicht als bezügliches Fürwort, sondern als Partikel gebraucht wird, man also in der hochdeutschen Schriftsprache nicht sagen kann: „Der Mann, wo ich gesehen habe," sondern: „Der Mann, welchen ich gesehen habe," und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind.

Gedichte von Angelika von Michalowska. Berlin 1856. Logier.

Wenn zarte Weiblichkeit und frommer Sinn Hand in Hand gehen mit der glücklichen Gabe, nicht bloß die Sprache für sich dichten zu lassen, wie Schiller sagt, sondern die Sprachformen beherrschen zu können, so wird die poetische Gabe, die eine solche Verbindung bringt, immerhin schon eine Beachtung verdienen; mischt sich aber mit den eben angedeuteten Eigenschaften der Funke einer entfesselten oder zusammengehaltenen Leidenschaft, so wird die poetische Gabe niemals von ganz untergeordneter Bedeutung sein. Das Erste unter den vorliegenden Gedichten schon hat uns bewiesen, daß wir es hier mit einer poetischen Gabe von nicht geringem Werth zu thun haben:

Nun ist mein Kranz vollendet,
Der Einz'ge, den ich wand.
Ich leg' ihn Dir, o mein Schicksal,
In Deine schützende Hand.

Du trag' ihn von Lande zu Lande,
Und trag' ihn von Haus zu Haus,
Vielleicht, daß so Mancher sich suchet
Eine stille Blüthe daraus!

Diese beiden Verse verrathen die volle Naivetät, aus welcher heraus die Dichterin mit weiblich zartem Sinn und glücklichem Formtalent begabt, gedichtet hat. Es liegt etwas Beneidenswerthes in diesem kindlichen Glauben an die schützende Hand des Schicksals, in dieser Hoffnung, daß der Dichterin Blüthenkranz von Haus zu Haus gehen und daß sich die Menschen manch' stille Blüthe heraussuchen würden! Ach, wir zuletzt möchten der Dichterin diesen Glauben nehmen und wünschen nur, sie möchte sich nicht allzu herb getäuscht finden, wenn die Gedichte nicht so, wie sie es wirklich verdienen, Aufnahme finden — die klugen Menschen haben jetzt ganz andere Dinge zu thun, als sich stille Blumen auszusuchen! Die eigentliche Bedeutung der Dichterin ist am leichtesten zu erkennen in dem Gedichte, in welchem der heiße Funken der Leidenschaft unter der zarten Hülle leichter Formen hervorleuchtet:

Werde jene Straße gehen,
Wo Dein Gruß mich einst beglückt,
Und ich tausend heiße Küsse
Sehnsuchtsvoll Dir nachgeschickt. . . . .
Zieh' zur Ferne, zieh' zum Glücke,
Meine Zeit ist bald vorbei —
Blumen blühen nicht im Schatten
Ohne Liebe, ohne Treu'.

Wahrhaft schön im innern wie im äußern Ausdruck ist das Gedicht, betitelt: **Antwort des Herzens**. Das liebende Herz mahnt:

„Sag' ihm, daß ich sein eigen bin —
Auch ungeliebt gieb mich ihm hin!“

Die Dichterin antwortet:

Auch ungeliebt? — Nein, nein, mein Herz!
Denn Mitleid fordert nicht mein Schmerz,
Und schwerer noch als jede Pein
Wird Mitleid zu ertragen sein.

In diesen Versen ist eine Saite angeschlagen, die am tiefsten und mächtigsten anklingt im weiblichen Herzen. Die naive Resignation des Käthchens von Heilbyonn findet sich außerordentlich selten; Liebe will Gegenliebe, das ist ihr Recht, das ist gesund und in Ordnung; verschmähte Liebe oder verrathene Liebe ist der tiefste Schmerz, der das weibliche Herz treffen kann, und der Kampf, den die Dichterin im eben citirten Gedicht schildert, wird jedes weibliche Herz bewegen, weil es ihn in ähnlicher Lage auch in ähnlicher Weise durchkämpfen muß. So bedeu-

tend wir nun auch dieses und viele andere Gedichte finden, so glauben wir doch, die Verfasserin warnen zu müssen, die Herrschaft über die Form, die sie zweifellos besitzt, nicht zu mißbrauchen. Es ist immer eine poetische Spielerei, die sich allerdings gar anmuthig gestaltet in Meister-Händen, wie denen eines Goethe und Bürger, wenn sich der Dichter derjenigen Versmaße bedient, die so kurz sind, daß oft ein Wort eine ganze Verszeile bildet; aber es ist unendlich schwer, diese Maße mit voller Grazie zu handhaben, und sie sollten eigentlich, selbst wenn das der Fall, nur bei heitern Geistesspielen angewendet werden. Wir machen nur zu Gunsten von Chören und andern zum Gesang bestimmten lyrischen Stücken eine Ausnahme. Ein ganz reflectirendes Gedicht, wie „Ein Erdenloos" in solch' spielender Versform können wir nicht anmuthig finden. Die Dichterin sollte, statt immer die leichtesten und bequemsten Maße zu wählen, sich bemühen, ihre Gedanken in die zwar schweren kunstreichen, dafür aber auch köstlichen und edeln Formen zu gießen, deren sich unsre klassischen Dichter so gern und mit solcher Vorliebe bedienten und mit dem richtigen Gefühl, daß die höchste Vollendung in der Form dem höchsten Schatz des Geistes zieme. Goldene Früchte in goldenen Schalen!

Die vorliegenden Gedichte haben uns viel Schönes gebracht, aber sie berechtigen uns auch, von der Dichterin des Schönen noch mehr zu verlangen. Wir sind überzeugt, daß wir diesem weiblichen Talent noch oft begegnen werden auf unsern kritischen Wegen.

Des großen Churfürsten Schlittenfahrt. Ein Gedicht von A. Jordan. Berlin, 1856. F. Schneider u. Comp.

Der Feldzug, den der große Churfürst im Winter des Jahres 1678 zu Schlitten gegen die in Preußen mit barbarischer Plünderung hausenden Schweden unter Marschall Horn unternahm, hat Herrn A. Jordan, einen Offizier von der Königl. Marine, der den meisten Lesern der Revue bereits durch mehrere patriotische Dichtungen und einen trefflichen Aufsatz über die preußische Marine auf's Vortheilhafteste bekannt sein wird, Anlaß zu einem Winterfeldzuge in Versen gegeben. Haben sich von allen Paladinen des großen Churfürsten besonders der General Ernst Joachim von Görtzke, dessen Geschlecht noch heute unter uns im Lande Teltow blüht, und General Henning von Treffenfeld, dessen Stamm, wenn auch nicht dessen Art, im Lande erloschen ist, bei jener großartigen Schlittenfahrt ausgezeichnet, deren Kosten die Schweden theuer bezahlen mußten, so ist es löblich, daß der Dichter gerade diesen Helden besonders zu Hülfe gekommen ist mit seinen Versen, wie wir überhaupt die ganze Idee als eine sehr glückliche bezeichnen müssen, eine der weniger bekannten Episoden aus dem ruhm- und thatenreichen Leben des großen Churfürsten dem Publicum wieder vorzuführen. Wenn vom großen

Churfürsten die Rede, so begnügt man sich in der Regel mit einem flüchtigen Gedanken an Fehrbellin und den alten Derfflinger. Der große Churfürst hat aber noch andere Schlachten geschlagen, des Dichterruhms eben so würdig wie Fehrbellin, und um ihn steht in der Geschichte ein Kreis von Feldherren und Heerführern, die sich dem alten Derfflinger getrost an die Seite stellen können, wenn ihnen auch die Volksthümlichkeit des grimmigen Alten versagt war. Das Gedicht erzählt in einfach-edler Weise, wie die Kunde von dem schwedischen Einfall nach Berlin kommt und der große Churfürst mit Derfflinger den Winterfeldzug beschließt; dann folgt die Beschreibung des Zuges nach Preußen und die Anordnung der Schlittenfahrt, zu welcher der Befehl im Rathhause zu Marienwerder gegeben wurde. Die Schilderung der Schlittenparade ist dem Dichter trefflich gelungen, eine Menge von eingestreuten kleinen Zügen: der Abschied der Churfürstin u. A. sind meisterhaft verwendet. Darauf zeigt uns der Dichter den Henning von Treffenfeld an der Arbeit, gute Arbeit, aber doch nur ein Vorspiel, — das Haupt- und Meisterstück liefert der General Görtzke „. . . . . . sich streichend seinen Bart, der wie ein Busch im Winter bereift war und erstarrt!“ Das Gedicht schließt mit der Dankfeier für den Sieg und einer Glorification des großen Churfürsten eben so passend, wie diese Anzeige mit unserm Dank an den Dichter für sein schönes patriotisches Gedicht. —

Englische Revuen.

Macaulay. — „Preß“, „Leader“ und „Times“ über ihn. — Seine Vorzüge und seine Fehler. — Thiers und die Beurtheilung seines neuesten Buches durch eine Toryrevue. — „Er ist ein echter Franzose.“ — Wellington, Massena, Soult. — Die Whigs über den Halbinselkrieg. — Lord Henry Brougham und seine Beiträge zu „Edinburgh Review“.

Das Ereigniß der letzten Tage und der letzten Woche des Jahres 1855 war das Erscheinen des Buches von Macaulay, des III. und IV. Bandes seiner Geschichte Englands: „The History of England since the accession of James II. By Thomas Babington Macaulay. Vol. 3 and 4. London Longmans. 1855.“ Das Buch ist erstaunlich viel sogleich nach seinem Erscheinen verkauft worden; eine Auflage von 60,000 ist vergriffen, und das will um so mehr sagen, als auch für Frankreich und Deutschland sogenannte „Autors-Ausgaben“ veranstaltet sind. Die für Deutschland ist ebenfalls schon bei Tauchnitz als 5.—8. Band der Geschichte Macaulay's erschienen und empfiehlt sich durch Sauberkeit und Billigkeit, wie durch eine sehr bequeme Anordnung, ihre Register und ein wohlgetroffenes Portrait des Geschichtsschreibers. Die englische

Kritik schweigt zunächst noch über das bedeutende Buch, dem die „Berliner Revue“ auch einen längeren besonderen Artikel widmen wird. „Leader“ sagt offenherzig genug: „Wir können solche Dinge, wie ein Urtheil über dies Buch, nicht nach einer schnellen Lectüre beginnen. Wenn wir in der nächsten Woche dazu im Stande sind, so mag der Leser unserem Fleiße seinen Beifall geben. Junge Damen mögen allerdings ein Dutzend Novellen bereits durchlaufen, während wir kaum einen Band durchlesen; wir beneiden ihre Fähigkeit, können ihr aber nicht nachahmen.“ „Preß“ kann nicht vergessen, daß Macaulay ein Whig und ein mächtiger Whig ist, und ehe das Torywochenblatt daher noch dazu kommt, eine Kritik des Geschichtswerkes zu geben, bringt es einen Artikel mit der Ueberschrift: „Issue of Macaulay's History“, welcher eine Reihe komischer Schilderungen über den Drang nach dem Buche enthält, das am Tage der Ausgabe, 17. December, ganz London an den Laden des Verkäufers zusammenführte. Man sieht dem Artikel an, wie der Neid, daß die Tories nicht auch solch ein Talent, wie Macaulay, in ihren Reihen haben, am Herzen des Toryblattes nagt, nichts weiter. Die anderen Revuen schweigen noch; die größeren werden mit ihrer gewöhnlichen Langsamkeit erst dann an die Kritik gehen, wenn die Bäume wieder grün sind; „Times“ aber, die jedenfalls schon vor der eigentlichen Ausgabe des Buches auf irgend einem der Hinterwege, welche sie zu bezahlen versteht, ein Exemplar erhalten hatte, brachte bereits am Tage der Ausgabe einen langen Artikel darüber, dem am folgenden Tage, dem 18. December, auch bereits ein zweiter folgte. Die „Times“, ein wahrhaft universelles Blatt — wir gedenken hier nicht ihrer Politik, sondern ihrer unübertrefflichen Composition, der Masse geistreicher Mitarbeiter, die sie hat — reißt allgemach, wie es scheint, auch die literarische Kritik an sich. Wahrscheinlich verbietet es ihr nur der Raum, den Buchhändlern und Schriftstellern eben so gefährlich zu werden, als sie der Armeeverwaltung und vielen Ministerien schon geworden ist. Ihre Kritiken sind meisterhaft, weil eben so unterhaltend als gelehrt. Auch mit der vor uns liegenden von Macaulay ist dem so. Aber auch sie hat ein zu bestimmtes Interesse an der Revolution von 1688 und der darauf errichteten neuen Ordnung der Dinge, als daß ihre Kritik ganz gerecht werden könnte. Wir wollen das in einer der nächsten Nummern zu sein versuchen. Heute nur das, damit wir hinter den andern deutschen Revuen nicht zurückbleiben, daß diese zwei Bände sehr wenige Jahre umfassen, — sie melden noch den Tod der Königin Mary, aber viel weiter gehen sie auch nicht. Doch darf man es Macaulay nicht verdenken, daß er in der Behandlung dieser Epoche so weitläufig war; denn hat er auch nur neun Jahre geschildert, — und eben so lange soll er an dieser Schilderung gearbeitet haben, — so hat er damit doch eine Epoche der Verfassungsbegründung dargestellt, von deren Thaten das ganze heutige England und ein gutes Stück der heutigen Welt-

Ordnung abhängig sind. Die Gestalt dieses schweigsamen Wilhelm, „der sein eigner auswärtiger Minister war," tritt natürlich überall in den Vordergrund, und Macaulay versteht es meisterlich, die natürliche Seite dieses großen Staatsmannes sichtbar, ja greifbar zu machen. Es ist mir oft vorgekommen, als dächte der Geschichtsschreiber an Napoleon III., um sich selbst den Charakter Wilhelms anschaulich zu machen. Macaulay hat viel vom Poeten, wie das auch schon mehrfach hervorgehoben ist, und er hat ja auch selbst Gedichte gemacht und herausgegeben, freilich nicht zur Erhöhung seines hohen Rufes, — doch kann man wohl Dichter sein, ohne daß einem gerade die Verse gelingen. Nicht allein, daß Macaulay ein Meister in Naturschilderungen ist, wie das seine Bilder aus Irland und Schottland, die er bei Gelegenheit seiner Erzählungen von den Kämpfen in jener Gegend vorführt, zeigen, auch die menschliche Persönlichkeit weiß er dadurch, daß er ihr einen passenden landschaftlichen Hintergrund giebt, in ein vortreffliches Licht zu rücken, so, indem er Wilhelm über den Canal in sein niederländisches Vaterland begleitet und ihm da recht wohl werden läßt in der Umgebung der fruchtbaren Landschaften, der Canäle, Schleusen und Kunstwasserbauten, der eigenthümlichen holländischen Häuser, der langsam und mit Würde lateinisch redenden Gelehrten. Da auf einmal tritt der schweigsame, in der Pracht des englischen Hofes und seiner üppigen Ueberreste aus der jacobitischen Zeit verlegene und unbeholfene Wilhelm in sein rechtes Licht. Nicht weniger gelingt es dem Geschichtsschreiber, Gruppen von großer dramatischer Lebendigkeit zu bilden, und die Bewegtheit und Abrundung der Scene und die Effecte ihrer Wendungen und Verwandlungen lassen oft bemerken, daß wir in Macaulay einen Schauspieldichter von großer Befähigung verloren haben. Er bemüht sich in der That, auch in seiner Darstellung gegen die Tories ein wenig gerechter zu werden, als die meisten bisherigen englischen Darsteller jener Zeit; er sucht hier und da sogar nach Motiven für die plötzlich hervortretenden Sympathieen so vieler edlen Herren für das vertriebene Königshaus, aber er ist darin doch nicht glücklich. Niemals wird er verläugnen können, daß er mit Leib und Seele Whig und ein Mann der „religiösen und bürgerlichen Freiheit" ist, wie das bekannte Schlagwort lautet, und es wird noch manch' Jahr in's Land gehen müssen, ehe ein Engländer fähig sein wird, der geschichtlichen Wahrheit in Bezug auf die Zeit seit 1640 die Ehre zu geben. Die weisen Kritiker in Deutschland werden das Buch Macaulay's wahrscheinlich in alle Wolken erheben, es ist das so ihre Art, besonders ausländischen Erzeugnissen von bekanntem Namen gegenüber, aber die Gründe für ihr Lob werden sie schuldig bleiben, wie gewöhnlich.

Macaulays Geschichte ist eine bedeutende Erscheinung, wir wiederholen das, aber sie bereichert weder unsere Kenntniß jener Zeit um vieles, noch berichtigt sie unser Urtheil über die bekannten Facta. Ihr

Hauptvorzug möchte der sein, daß sie der Geschichts-Lectüre eine gute Zahl neuer Freunde schafft, und zwar durch ihre künstlerisch vollendete und mit wechselnden Farben malende Darstellung, und das ist immer etwas Gutes.

Neben dem Werke des berühmten Schotten, der mit ernstlichem Unwohlsein zu kämpfen haben soll, und aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht mehr das Ende seiner Arbeit wird erleben können, ist es das neue Geschichtswerk von Thiers: „Histoire du Consulat et de l'Empire Vol. XII.", welches unsere Revuen sehr anhaltend beschäftigt. Sie können sich denken, welch interessante Entgegnungen es gerade in England hervorrufen muß. Hören wir einen Torykritiker darüber, dessen Urtheil um so mehr am Orte sein wird, als ja seine Partei es war, welche in die Kämpfe mit dem großen General, dessen Geschichte Thiers schreibt, am tiefsten verwickelt war. „Mr. Thiers", schreibt der Tory, „versichert in der Vorrede zu diesem zwölften Bande seinen Lesern, daß er sich unendliche Mühe gegeben hat, um überall die Wahrheit festzustellen; aber wir sind verpflichtet, zu sagen, daß dies allein wahr ist in Bezug auf französische Quellen, während er sich selten zu den deutschen und englischen wendet. Ein ausschließlich französischer Standpunkt tritt bei jedem Urtheile hervor. So ist die unpraktische Continentalsperre, welche Napoleon in der thörichten Hoffnung unternahm, dadurch England zu ruiniren, von Thiers sehr ernsthaft gerechtfertigt worden durch Auseinandersetzung des Benehmens der Engländer; die Strafen, die Einsperrungen, Hinrichtungen, die Wegnahme und Verbrennung des Privateigenthums, die Caperung neutraler Schiffe, die Confiscation neutralen Bodens, das alles wird entschuldigt; und die Sperre wird überall als eine große politische Combination behandelt, welche unzweifelhaft, wenn länger fortgeführt, den Ruin Englands herbeigeführt hätte, während doch alle Welt heut weiß, daß wenn diese Blokade wirklich streng durchgeführt wäre (was unmöglich war, da englische Schiffe jede Küste beherrschten) sie doch mehr auf Frankreich, als auf uns gedrückt haben würde, und da es ärmer als wir war und überall Kriege fortzuführen hatte, so wäre es eher an den Bettelstab gebracht, ehe es uns ruinirt hätte. Was die französischen Vorurtheile anbetrifft, unter denen Herr Thiers sein Urtheil bildet, so wird man sie zur Genüge schon daraus erkennen, daß er die Zerstörung portugiesischer Städte und Felder durch die Engländer, welche dadurch den Franzosen die Lebensmittel nehmen wollten, im gehässigsten Licht darstellt, dann aber sogleich sehr schonend von viel grausameren Thaten redet, welche die Franzosen in Spanien und Portugal verübt haben; er sieht Härte und kalte Selbstsucht in der Weigerung Wellingtons, seine Armee aufs Spiel zu setzen, wenn er zum Entsatze des von den Franzosen belagerten Ciudad Rodrigos abging, während doch das Halten des Platzes seinen Plänen gar keinen Vortheil gab; dann aber, wenn der französische General Suchet bei der Be-

lagerung von Lerida Kugeln und Bomben auf die bürgerliche Bevölkerung wirft, und Männer, Frauen und Kinder in die Citadelle einsperrt, dann kann der weichherzige Herr Thiers nur sagen, daß es eine schreckliche, aber nicht zu vermeidende Scene war. Und was die Würdigung der Persönlichkeiten anbetrifft, so kann er, während er in jedem französischen Generale einen Ausbund aller vortrefflichen Eigenschaften erblickt, nur in wenigen ihrer Gegner eine oder die andere entdecken, und obgleich gezwungen, achtungsvoll von Wellington zu sprechen, verweilt er doch mit besonders hämischem Wohlgefallen bei jedem Mißgeschick und jeder Versäumniß des Herzogs, und indem er künstlich die Schwierigkeiten vergrößert, welche Massena, dem französischen Ober-Befehlshaber, entgegenstanden, und diejenigen, die Wellington zu überwinden hatte, fast ganz übergeht, bewirkt er den Eindruck, daß die Palme militairischer Superiorität dem Franzosen zukommt, und wirft er auf die glorreichen Thaten des Herzogs einen Schatten. In einem Wort, er hat seinem Buche einen falschen Titel gegeben, er hat es die „Geschichte", statt „französische Geschichte" des Consulates und Kaiserreichs genannt. Aber wir haben nicht bloß seine übertriebene Franzosen-Vorliebe zu tadeln, er wird auch ungerecht in Bezug auf Franzosen selbst, er zeigt zum Beispiel eine deutliche Neigung dafür, Massena zu erheben oder zu entschuldigen, und eine eben so deutliche, Soult zu verunglimpfen, und warum er Soult so herabsetzt, sei es im Vorübergehen gesagt, das braucht man keinem, der die politischen Zustände unter Louis Philippe kennt (den Gegensatz zwischen den derben und unparlamentarischen Marschall und dem geschwätzigen, beweglichen, oppositionellen Thiers), erst auseinanderzusetzen."

In einer andern Kritik heißt es: „Wenn wir die „Wellington Despatches", Napier's Geschichte des Halbinselkrieges und die anderen bekannten Bücher zur Hand nehmen, so muß es uns leicht werden, Herrn Thiers grober Parteilichkeit für seine Landsleute überall da zu bezüchtigen, wo er von ihrem Zusammentreffen mit den Engländern erzählt, und wir müssen ernsthafte Bedenken über die technischen Einzelnheiten dieser Treffen und über die Darstellung des Antheils, den dieser oder jener General daran hatte, aussprechen. Aus unsern Quellen, und vor allem aus der großen Thatsache, daß die Engländer die Franzosen aus Spanien hinauswarfen, können wir ebenfalls den Beweis liefern, daß er sich der Ungenauigkeit und Anmaßung in seiner Darstellung vielfach schuldig gemacht hat."

„Aber die Ausführung all dieses würde nur zu einem Beweise für die bekannte Thatsache werden, daß die Franzosen vom Schlage des Herrn Thiers (welcher Franzose ist das nicht?) überzeugt sind, daß in jeder Schlacht, in jedem Wettstreite, in jeder Vergleichung, aller Vortheil, alle Ehre, aller Ruhm auf ihrer Seite sein muß... Dieses Buch hat in uns nicht im Geringsten das Urtheil verändern können, welches die Mehrheit unseres Volkes über Napoleon den Ersten zu

fällen sich gewöhnt hat. Es macht das Herz bluten, die Zerstörung und das Wehe zu sehen, das er über Spanien und Portugal brachte; es erfüllt uns mit Bestürzung, zu sehen, wie solch ein Mann sich die Möglichkeit dachte, über den größten Theil der Erde zu herrschen, und wir staunen über die Blindheit und Thorheit seines Ehrgeizes, wenn wir sehen, wie er, mit England, Spanien und Portugal im Kriege, sich in den Krieg mit Rußland stürzte, obgleich er wußte, daß das unterdrückte Deutschland nur auf eine Gelegenheit, loszubrechen, wartete. Der Schluß, der sich aus all diesem ergiebt, ist der, daß dieser große Soldat kein Staatsmann, kein Wohlthäter der Menschheit war, und ungeachtet unserer jetzigen Allianz mit Napoleon III., können wir ohne Reue auf den Antheil zurücksehen, den England unter der Führung von Tories, an seiner Züchtigung und seinem Sturze nahm.“ So schließt die „Preß“ ihre gründliche Kritik über das Buch von Thiers, und man bemerkt, daß sie damit einen bedeutsamen Blick auf die Gegenwart wirft.

Thiers hat indeß bei seiner scharfen Beurtheilung Wellington's und des ganzen englischen Feldzuges des Halbinselkrieges auch in England seine Bundesgenossen. Die Whigs werden über sein Buch ganz anders und viel falscher urtheilen, und ein Buch, das jüngst erschienen ist, zeigt uns das recht deutlich. Es ist von dem vielbekannten Lord Henry Brougham, der es vom kleinen Advokaten zum großen Lord-Kanzler gebracht hat, herausgegeben. Es sind die „Contributions to Edinburgh Review. By Henry Lord Brougham. Three Vol. Glasgow, Griffin & Co.“, welche wir meinen. Um über Brougham in's Klare zu kommen, muß man einen Blick in diese Bände thun. Man sieht daraus, daß er der „Edinburger Revue“ über Demosthenes und englische Verfassung, über auswärtige Politik und über Oekonomie, über Finanzen und geistliche Redner Beiträge geliefert hat. Sein Charakter tritt recht klar in seiner Schilderung des Charakters des Lord Erskine hervor. Um den Erfolg dieses großen Advokaten zu beweisen, sagt er einmal: „Seine Sporteln betrugen diesmal siebentausend Pfund, das ganze Vermögen des Angeklagten“, ein ander Mal: „die Jury gab nur fünfhundert Pfund, wenig genug für die Abwendung des Ehescheidungsgesetzes.“ In Bezug auf den Halbinselkrieg nun spricht er sich als guter Whig in einem 1809 für „Edinburgh Review“ geschriebenen Artikel dahin aus, „daß zu keiner Zeit ein vernünftiger Grund dafür vorhanden war, die Franzosen aus der Halbinsel zu vertreiben.“ Hochkomisch, aber interessant ist sein Urtheil aus jener Zeit über die ersten Operationen Wellington's. Es lautet so: „Wellington ward von einer französischen Armee in der Front angegriffen. Ein seltener Mißgriff des französischen Generals und die seltene Tapferkeit des englischen Soldaten rettete ihn nicht nur vom Untergange, sondern brachte ihn auch dahin, den Feind zurückzuwerfen.“ So spricht der Whig von seinem Landsmanne, der freilich ein Tory war.

Tages-Ereignisse.

Wie bekannt, hat das russische Cabinet den sog. „dritten Garantie-Punkt" jetzt dahin formulirt:

1) Schließung der Meerengen.
2) Keine Kriegsflagge irgend einer Macht wird auf dem schwarzen Meere wehen, mit Ausnahme derjenigen Streitkräfte, welche Rußland und die Pforte nach gemeinsamer Uebereinkunft dort zu unterhalten für nöthig erachten werden.
3) Die Anzahl dieser Kriegsschiffe wird festgesetzt durch eine directe Uebereinkunft zwischen den beiden Uferstaaten ohne offenbare (ostensible) Theilnahme der anderen Mächte.

Wir nehmen keinen Anstand, diese Formulirung als eine sehr wohl berechnete zu bezeichnen. Nicht daß dieselbe gerade große Aussicht haben möchte, den Beifall der Westmächte zu gewinnen, darauf dürfte es wohl weniger abgesehen sein, sondern daß dieselbe die Vorkämpfer der Civilisation endlich zwingen dürfte, mit ihren wahren Absichten herauszutreten und die Maske fallen zu lassen, als ob sie lediglich für die Unabhängigkeit der Türkei in's Feld gezogen wären.

Rußland proponirt die Selbstständigkeit der Türkei, und die „Times" erwidert darauf, „daß es monströse Bedingungen seien, die Alliirten von dem Meere auszuschließen, das sie beherrschen, und die Sache europäischer Unabhängigkeit (wessen?) unter Ausschließung der kriegführenden Mächte den Privat-Unterhandlungen mit einem verrätherischen, furchtsamen und käuflichen Divan Preis zu geben." In der That, eine ungewöhnliche Bezeichnung für ein befreundetes Cabinet.

Jedenfalls dürfte ein so gearteter Divan der Bevormundung nicht bloß in diesem einzelnen Falle bedürfen, ja es dürfte folgeweise bald die weitere Frage aufgeworfen werden, ob es nicht besser sei, ein „verrätherisches, furchtsames und käufliches" Cabinet für immer aus der Reihe der europäischen Mächte verschwinden zu lassen!!

Es kann nicht befremden, daß der Antrag des Abg. Diergardt auf Einführung des Tabacks-Monopols mit einem so vollstimmigen liberalen Kriegsgeschrei empfangen wird, und daß es insbesondere die Landsleute des Herrn Antragstellers sind, welche sich am ungeberdigsten produciren. Ueberraschend und komisch dabei ist nur die Art und Weise, wie sie ihre Entrüstung motiviren. Liebe, nichts als Liebe zu dem armen Arbeiter; zärtliche Sorgfalt für dessen gemüthliche Häuslichkeit; der brennende Wunsch, daß der Feierabend nach wie vor durch ein Pfeifchen Strangtoback verschönert werde; dieser Zopf ist ein Weichselzopf, auf den schon seit lange Niemand mehr angebissen. Hätten sie

mit ihrem eigenen Geldbeutel geklingelt, das wäre verständiger und verständlicher gewesen.

Brächte der Antrag Nichts als eine neue Steuer, so würden wir denselben auch unserer Seits bekämpfen zu müssen glauben, dagegen empfangen wir denselben mit Sympathie, wenn und weil wir in demselben die Möglichkeit einer Entlastung anderer Rubriken und einen gewichtigen Schritt auf einem von uns unablässig empfohlenen Wege begrüßen dürfen.

Ein großer Kriegsrath steht zu Paris in Aussicht und ist vielleicht schon abgehalten worden, ehe diese Zeilen gedruckt sind. Er wird allerdings über wichtige Dinge zu entscheiden haben müssen, denn daß es in der Krim nicht so weiter geht, wie es bisher gegangen, das weiß man nicht allein in dem Hauptquartiere der Alliirten, sondern auch in den Vorträgen aller neutralen Generalstäbe und in dem stillen Cabinet des politischen Schriftstellers. Man wird zunächst über ein anderes Kriegstheater berathen, dann über den ungetrennten Oberbefehl, und man sollte eigentlich auch wohl über eine getrennte Kriegführung berathen. Das letztere wird indessen wahrscheinlich nicht geschehen, denn die Engländer sind zu schwach, um allein Krieg zu führen, und zu eifersüchtig, um irgendwo ihre Alliirten allein und auf eigene Hand Krieg führen zu lassen, denn ein Krieg auf eigene Hand legt dann auch den Gedanken an einen Krieg für eigene Rechnung, oder vielmehr für eigenen Gewinn sehr nahe. Wir haben diesen Cardinalpunkt der ganzen Alliirten Kriegführung bereits mehrmals besprochen und sehen die Idee jetzt auch von englischen und französischen Blättern aufgenommen und discutirt, nur mit dem Unterschiede, daß man die Nützlichkeit der Sache einsieht, aber auch bei der cordialsten Entente dem lieben Bundesgenossen nicht recht traut oder ihm nichts gönnt. Was den zweiten Punkt, den ungetrennten Oberbefehl, betrifft, so wird die Berathung ein ziemlich abgekürztes Verfahren ermöglichen, da der Oberbefehl sich bereits factisch in den Händen der Franzosen befindet, und selbst die hochmüthigsten englischen Zeitungen ganz damit einverstanden sind, wenn einstweilen nur Rußland beschädigt wird. Wirkliche Berathung wird aber über das neuzuwählende Kriegstheater für die nächste Campagne stattfinden müssen, denn an einen Frieden glaubt doch wohl eigentlich Niemand, der an ein folgerichtiges Denken gewöhnt ist. In einem Kriegsrathe muß das Urtheil über das bisher Errungene nothwendig anders und besonders wahrheitsliebender lauten, als es in den verschiedenen Leaders englischer und premier Paris französischer, ja auch in einigen liberal angegangenen deutschen Zeitungen bisher gelautet hat. Nach dem verklungenen Malachoff-Jubel, der papiernen Vernichtung Sweaborgs und dem Kinburn-Triumph, der sich in jeder Beziehung als ein Pendant zu Bomarsund darstellt, — kommt die nüchterne Frage: welche irgend wie bedeu-

tende und einschneidende Vortheile dadurch errungen worden sind? denn die schon errungenen Vortheile sind doch die einzige Basis für die Vorbereitung noch zu erringender. Molto onore — poco contante! dürfte aber die höfliche Antwort auf das nüchterne Fragen sein! — Man steht wirklich in der Krim fast genau auf demselben Flecke, wo man zu Anfang dieses Feldzuges gestanden, ist aber auf unangenehmste Weise daran erinnert worden, daß die Türkei auch von Klein-Asien aus anzugreifen ist und daß möglicherweise der nächste Feldzug den Alliirten dieselben Uebelstände bringen könnte, unter welchen bis jetzt die Russen gelitten. Die Vertheilung der Streitkräfte nämlich auf mehrere Punkte. Daß man Sebastopol eigentlich nicht hat, wird immer klarer, und in der That hat man weder das für den Begriff Sebastopols Entscheidende, den Hafen, noch die dominirende Citadelle, ja nicht einmal die Südseite hat man, wenn man auch den letzten Stein, den letzten Balken daraus fortträgt. Haben aber rasch aufgeworfene, Anfangs sogar den Charakter passagèrer Befestigungen tragende Enveloppen auf der Südseite, schon fast ein Jahr lang der ganzen Macht der Alliirten widerstanden, so dürfte das regelrecht gebaute, bisher unablässig fortificatorisch verstärkte Nordfort wenigstens eben so viel Zeit in Anspruch nehmen. Unter solchen Umständen würde es eigentlich nicht überraschen, wenn der Kriegsrath sich für ein Abbrechen des Kampfes im Süden entscheidet und die Mittel überschlägt, welche für eine Expedition über die Litorale des finnischen Meerbusens nach Petersburg nöthig sind. Sie dürften bedeutend, aber allerdings für die Westmächte nicht unerschwinglich sein, namentlich, wenn man die Krim wirklich aufgiebt, denn rascher, als Rußland im Stande wäre, seine bei Nikolajeff, Perecop und in der Krim versammelten Truppen — jetzt der Kern seiner Macht — nach den Ostsee-Provinzen zu versetzen, könnten die Flotten das ganze Invasionsheer von Kamysch nach der Insel Oesel oder den Alands-Inseln bringen. Schon jetzt verlautet davon, daß eine französische Flotte an einer Expedition in die Ostsee wahrscheinlich nicht Theil nehmen werde, und das wäre in der That das beste Mittel, um der verwundenden Frage über den Flotten-Oberbefehl auszuweichen. Dann würden die Landungs- und Landtruppen unter dem Commando eines französischen Marschalls stehen und die gesammte englische Flotte, vielleicht mit einigen sardinischen Kriegsschiffen verstärkt, die ausschließlichen Transportdienste verrichten. Das ist schon genug, um einen Kriegsrath zu beschäftigen, denn die Sache selbst macht der Kriegsrath doch nicht, sondern die Geschicklichkeit der Generale, die nicht mit im Kriegsrathe sitzen. Auf zwei verschiedenen Kriegstheatern, wie in der Krim und an der Ostsee, können die Alliirten nicht zugleich Krieg führen, um so weniger, da sie auch für ein drittes Kriegstheater in Anatolien Vorkehrungen treffen müssen. Beschließt der Kriegsrath also jene Expedition nach der Ostsee, so muß die Krim aufgegeben werden, und Rußland beginnt den Wiederaufbau von Sebastopols Südseite. Beschließt er die Fort-

führung des Krieges in der Krim und Klein-Asien, so findet die Expedition nach der Ostsee nicht statt. Das läßt sich voraussehen, auch ohne mit im Kriegsrathe zu sitzen!

Wie in den beiden vergangenen Jahrhunderten die wallonischen und flandrischen Provinzen, so sind die Donau-Fürstenthümer in dem unsrigen das Shiboleth der europäischen Politik. Eben jetzt ist man wieder im Begriff, eine neue Organisation für dieselben zu erfinden, in der Alles Mögliche, nur nicht die Möglichkeit der Dauer vorgesehen ist. In England fängt man an, über den österreichischen „Pfandbesitz" dieser unglücklichen Länder etwas ungeduldig zu werden, und da man fühlt, den nicht mit ganzer Kraft die Barbarei bekämpfenden Bundes„enossen, kaum auf andere Art von der unteren Donau wegbringen zu können, als durch eine wohlconditionirte Organisation, so ist man mit einem englischen Entwurfe für die künftige Beglückung der Moldavo-Walachen in Konstantinopel aufgetreten, der „einem unzweifelhaft gefühlten Bedürfniß abzuhelfen" bestimmt ist. Daß eine solche Organisation des nicht Organisirbaren ihre Schwierigkeiten hat, dessen scheinen die Verfasser des Entwurfes sich sehr wohl bewußt gewesen zu sein. Wenigstens beweisen gleich die ersten Paragraphen dieses interessanten Actenstückes, daß einige Widersprüche auch bei der neuen Organisation nicht ganz zu vermeiden sein dürften. Z. B.: „Die Souverainetät des Sultans bleibt aufrecht erhalten!" Das klänge nun ganz gut, wenn nicht durch die kleine Bedingung: „aber ohne Einmischung in die innere Verwaltung des Landes" der raschen Entschließung des Gedankens Blässe angekränkelt würde. Wie sich eine Souverainetät mit dieser anscheinend harmlosen Nebenbedingung vereinigen läßt? — darüber enthält selbst das „Staats-Lexikon" keine genügende Andeutung, obgleich es für die ebenfalls in den Donau-Fürstenthümern zu organisirende Repräsentativ-Regierung mit zwei Kammern reiches und ganz à discrétion zu benutzendes Material enthält. Daß beide Fürstenthümer, deren Einwohner sich so cordial als möglich hassen, künftig ohne Weiteres zu einem Staate vereinigt werden sollen, denen ein Wahlfürst auf Lebenszeit vorsteht, ist eine Kleinigkeit, die den Organisatoren nur so nebenher aus der Feder läuft. Von der Wahl zum lebenslänglichen Fürsten des Landes werden nur die Phanarioten ausgeschlossen, also den in der weit überwiegenden Mehrzahl griechisch-katholischen Moldavo-Walachen nur die Wahl eines römisch-katholischen, muhamedanischen, protestantischen oder jüdischen Staatsoberhauptes gelassen. Daß die Donaufestungen wieder hergestellt, en attendant mieux, mit türkischen Garnisonen besetzt, und wie schon erwähnt, Kammern einberufen werden sollen, sind nur Appendixe, auf die es ja wohl weder dem Sultan, noch den jetzt in den beiden Fürstenthümern regierenden Familien, noch endlich den Moldavo-Walachen selbst ankommen wird! Dergleichen macht sich

von selbst. Man weiß wirklich nicht, was man über den Leichtsinn eines solchen Actenstückes sagen soll, und in einem Augenblicke, wo noch nichts entschieden ist, wo Alles der Entscheidung harrt, wo eine dritte Macht mit ihren Truppen die Länder noch besetzt hält, über die man so ungenirt verfügen will, und durch die Verhaftung eines Deserteurs in türkischer Uniform und mit englischen Vollmachten beweist, daß sie sich vor der Hand noch für den Herrn der Situation hält. Wie oft sind die Donaufürstenthümer nicht schon anders organisirt worden! Was hat man Alles versucht, um dort etwas einer staatlichen Ordnung Aehnliches herzustellen. Nachdem es hundert Jahre nur mit Rußland geschehen, soll es jetzt ohne Rußland versucht werden, und während man Silistria ein für allemal vor Rußland schützen will, wehen die Russischen Fahnen auf den Wällen von Kars, ja sie wehen sogar noch über dem Eingange zum Hafen von Sebastopol. Das Erfreulichste unter den verschiedenen Entwürfen zur Civilisirung des Landes werden unstreitig die Donau-Kammern sein, deren Verhandlungen hoffentlich stenographirt werden, wenn sich, nach dem Vorgange in anderen Staaten, auch kaum ein recht zahlreiches Abonnement auf deren Publication erwarten läßt.

In einer neuerdings von englischen Zeitungen veröffentlichten Correspondenz zwischen dem bekannten John Bright und einem Mr. Crawshay in Birmingham haben wir ein fesselndes Pröbchen von der Urbanität und den vollendet parlamentarischen Formen, mit denen sich englische Staatsmänner gegenseitig tractiren. Daß die freie Presse sich ein Vergnügen daraus macht, diese „aufrichtige" Ausdrucksweise zur Kenntniß möglichst Vieler zu bringen, dient nur so nebenher zur Charakterisirung dortiger Formen der Civilisation. Hr. Crawshay schreibt in einer Privat-Angelegenheit an Hrn. John Bright, und Hr. Bright antwortet ihm darauf, weil jener auch des Premier-Ministers Lord Palmerston erwähnt, Folgendes:

„Was den Premier-Minister betrifft, so kennt er die Unwissenheit und die Schwächen des englischen Volkes genau und weiß sich darin zu schicken. Daß er ein Betrüger (impostor) ist, ist erwiesen genug, aber ihn bloßzustellen, ist ganz unnütze Mühe. Er paßt vortrefflich zu den läppischen (frothy) Politikern, deren es eine so große Zahl unter unsern Landsleuten giebt. Er ist für die Mittelklasse gerade dasselbe, war Feargus O'Connor für die arbeitenden Klassen ist, und ich wünsche, daß sie ihre Freude an ihm erleben mögen." —

In einem zweiten Briefe sagt derselbe von demselben:

„Ich habe gesagt, daß es ganz unnütz ist, ihn bloßzustellen, so lange das Volk die Beute der Täuschungen bleibt, die er ihm vormacht. Er ist der rechte Regierer einer arroganten und berauschten Nation,*)

*) Arrogant and intoxicated nation.

und so lange sie in diesem Zustand verbleibt, verdient sie eine Regierung zu haben wie die jetzige. Lord Palmerston ist Minister, weil er sich auf die Seite einer fremden (französischen) Politik stellt. Es soll mir leid thun, wenn er ein falsches Spiel mit denen spielt, die an ihn glauben, denn es ist wirklich schwer, zu sagen, ob seine oder ihre Politik verderblicher für England ist. Ich habe die Ehre 2c."

Wir haben wohl kaum nöthig, Bemerkungen zu diesen interessanten Stylproben zu machen, und können das getrost unseren Leser nüberlassen.

Die Literatur der Enttäuschungen würde eine außerordentlich reiche sein, wenn alle Klagen über den Contrast zwischen Theorie und Praxis, Ideal und Wirklichkeit gedruckt würden. Eine eingestandene Enttäuschung erscheint aber nicht geistreich, deshalb werden sie seltener gedruckt als Täuschungen. Hin und wider kommt denn doch einmal eine zum Vorschein, und wenn sie von frühern Wortführern des jetzt überall und in allen seinen Schattirungen Banquerott machenden Liberalismus ausgehen, sind sie uns doppelt willkommen, weil sie die vollkommene Hohlheit und Leere dieser Herren beweisen, die nur zu lange Zeit das große Wort geführt. So schreibt Herr Wislicenus, bekanntlich einer der entschiedensten und aufgegangensten Volksbeglücker, über das, was er in Amerika gefunden, und zwar einem amerikanischen Blatte, was den Werth der Beichte noch erhöht:

„Ich bin an der Küste haften geblieben, habe auch nicht Lust, weiter in das Land zu gehen, sondern halte das Meer, das auch Europa bespült, möglichst fest; denn drüben bleibt doch unsere Heimath, hier die Fremde. Ich bin ohne Illusionen hergekommen (?) und habe es dennoch schlechter gefunden, als ich dachte. Zu einer humanen Menschengesellschaft sind ja hier kaum die Anfänge! Ich finde nichts, als ein republikanisches Rußland. Barbarei in jedem Betracht, — wirkliche Menschen nur als ein Häuflein Auserwählter mit dem Kreuze auf dem Nacken. Dabei habe ich noch keine Hoffnung fassen können, daß die Humanität doch allmählich durchdringen werde."

In demselben Augenblick, wo der Mann zugesteht, sich in seinem Urtheil über Nord-Amerika geirrt zu haben, schimpft er über Rußland, das er nicht kennt und wo er nie gewesen. Sie sind und bleiben unverbesserlich, diese durch den Liberalismus unmerklich zu Demokraten und Umsturzmännern gewordenen Schreier und Humanitäts-Makler! — Gott gebe ihnen Verstand und Erkenntniß!

Wie mit einem Entwurfe zu neuer Organisation der Donau-Fürstenthümer, wird die Pforte neuerdings auch mit dem Entwurfe zu einer neuen Organisation des Polizeiwesens in Konstantinopel überrascht. Ein Brief in der Triester Zeitung erzählt Allerlei von der Stimmung, welche unter den Türken über diese väterliche Sorgfalt ihrer Vormünder

herrscht, und in der That fangen die Retter an, es sich außerordentlich bequem in den für die Civilisation zu gewinnenden Provinzen zu machen. In dem Beschluß der französischen, englischen und piemontesischen Truppen-Commandanten zu Konstantinopel werden die Maßregeln bestimmt, durch die man mit Anwendung der alliirten Truppen bestens allen Unordnungen steuern kann, und sie sind in der That so angethan, daß sie ihren Zweck bestens erfüllen und jede türkische Autorität bestens beseitigen werden. Mufti, Ulema's, Effendi's und Tschausche sehen verwundert zu, wie Engländer, Franzosen und Piemontesen — von den Türken ist nämlich in dem ganzen Actenstück gar nicht die Rede — ihnen alle weitere Mühe abnehmen und jede Möglichkeit verhindern, daß die Polizei in Konstantinopel jemals von Russen besorgt werden könnte. Der Gewinn für die Türken ist ersichtlich und soll — nach der Triester Zeitung wenigstens — auch schon allgemein vollkommen gewürdigt werden. Als eine russische Armee dem bedrohten Sultan gegen seinen rebellischen Vasallen von Aegypten zu Hülfe kam, lagerte sie auf den Höhen von Ueskübar, und kein russischer Soldat betrat das gegenüber liegende, damals vertheidigungslose Konstantinopel. Der Vergleich für die Türken liegt wenigstens nahe, wenn es auch in West-Europa vergessen scheint, daß Rußland einst die Türkei wirklich gerettet hat, und seine Heere eben so ruhig wieder abmarschirt sind, wie sie kamen, ohne den geringsten Vortheil für sich in Anspruch zu nehmen.

Als der Bürgerkrieg in Spanien raste, sahen wir in Portsmouth zwei Schiffe friedlich nebeneinander liegen, von denen das eine Waffen, Munition, Uniformen u. s. w. für die Christinos, das andere Uniformen, Munition und Waffen für die Carlisten lud, um die Ladung auf die verschiedenen Kriegsschauplätze zu bringen. So hat die Politik in England noch nie das lucrative Geschäft gehindert. Auch jetzt beweisen die ansehnlichen Goldsendungen nach Amsterdam und Hamburg, für die neue russische Anleihe, daß englisches Geld sehr viel kosmopolitischer als die englische Politik ist. Das Comité der Londoner Börse hat zwar den feierlichen Beschluß gefaßt, nie — auch nach beendetem Kriege nicht — die Notirungen für jetzt feindliche Anleihen gestatten zu wollen. Dessen ungeachtet geht eine namhafte Menge Gold aus der englischen Bank über neutrale Handelsplätze nach Rußland, und was die Notirungen an der englischen Börse nach beendetem Kriege betrifft, so werden sich auch dafür Mittel und Wege finden lassen. Vielleicht haben wir noch einmal Gelegenheit, an diesen Beschluß der Londoner Börse zu erinnern!

Wappen-Sagen.

Stosch.

Die Schwerter blitzten, der Schlachtruf scholl,
Aus frischer Wunde der Blutstrom quoll,
Der Tod hielt reichliche Ernte.

Die Schwerter klangen auf Helm und Schild,
Wie auf dem Ambos der Hammer schrillt,
Und Keiner dachte zu weichen.

Der König ordnet die Reihen neu,
Stürmt feurig vorwärts im Schlachtgeschrei;
Umsonst sein muthiges Stürmen!

Der Feind steht trützig, wie Mauern steh'n,
Und läßt seine Fahne im Winde weh'n,
Als wehte sie hoch vom Thurme.

Da klirret es eisern vom blauen See,
Da rauscht es im Wasser, da taucht es zur Höh'
Und rasselnd springt es zu Lande.

Da blitzen die Schwert' im blutigen Spiel,
Ein Stosch dem Feind in den Rücken fiel
Und sprengte ihn auseinander,

Der brach die Mauer des Feindes mit Macht,
Der hat entschieden die schwankende Schlacht,
Der König begrüßte den Sieger.

Und wie der König dem Ritter genaht,
Da hingen zwei Blumen vom Seegestad
Fest rankend ihm von der Schulter.

Die nahm der König und sagte mild:
„Die Blumen sollst Du in Deinem Schild
„Zu ew'gem Gedächtniß führen!“

Noch heute führen in's Kreuz gestellt,
Zwei weiße Blumen im rothen Feld
Von Stosch, die würdigen Grafen.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Sechstes Capitel.

Cardinalshut und Schusterseele.

Die Vigna vor der Porta Portese gehörte zu dem alten Familienerbe der Orsini und das Haupt aller Orsini, der zweite Fürst des römischen Stuhles, der hochgewaltige und sehr erlauchte Herr Herzog von Gravina, hatte sie einem seiner zahllosen Vettern, dem Monsignore Domenico Penni auf dessen Bitte zum Wohnsitz überlassen. Der alte Herr hatte sich auf diese Vigna zurückgezogen, nachdem er lange ein thätiges Leben als Beisitzer des Gerichtshofes der Rota geführt und manchen frischen Kranz als Dichter in der Gesellschaft der Arcadier gewonnen. Domenico Penni war der Anführer gewesen jenes großen Heeres von römischen Abbaten und Literatoren weltlichen Standes, welches jahrelang in Schrift und Wort, in Versen und Prosa bewiesen, daß Messer Ludovico Ariosto ein weit größerer Dichter sei als der Signor Torquato Tasso. Zwar war es allen Reden und Gedichten nicht gelungen, das Heer der Freunde Tasso's von dieser sonnenklaren Wahrheit zu überzeugen, aber dafür hatte auch die Anhängerschaft Tasso's keinen Grund, sich zu rühmen, Proselyten unter den Verehrern Ariosto's gewonnen zu haben.

Als der ehemalige Richter der Rota in dem kleinen Hause der Vigna vor der Porta Portese saß, war der verfallene, etwas wüste, aber auch malerisch verwilderte Garten gar oft der Schauplatz poetischer Turniere für und wider Ariost geworden, seit der französischen Revolution aber war allgemach die literarische Debatte verstummt und hatte der politischen Platz gemacht, denn Monsignore Domenico Penni, ein Freund des Cardinals Bernis, sah viele der durch die Revolution vertriebenen französischen Prälaten und Edelleute bei sich, die ein Asyl in der Hauptstadt der katholischen Welt gesucht. Zwar lauerte die alte literarische Fehde noch in allen Ecken des kleinen, winkligen zweistöckigen Hauses, dessen Zimmer bis an die Decken voll Bücher gestopft waren;

aber wenn der alte Kampf nur schüchtern sich erhob, wenn auf ein gelegentliches Citat aus dem Orlando ein gleich sonores aus dem befreiten Jerusalem folgte und die literarische Fehdelust aufleuchtete in den Augen alter Gegner, dann warfen sich die französischen Gäste mit einer wahren Sturmcolonne von Complimenten dazwischen und versicherten so eifrig, die Italiäner dürften sich gar nicht streiten, wer größer sei, Ariost oder Tasso, sondern müßten Gott danken, daß die italiänische Literatur zwei so erhabene Dichter aufzuweisen habe, daß sich die alte Fehdelust zurückzog und dem geschmeichelten Nationalstolz das Feld überließ.

Die französischen Herren hatten meist weder den Ariost, noch den Tasso gelesen, oder doch im besten Falle nur in einer leichtsinnigen französischen Uebersetzung; sie hegten auch in ihrer angestammten Weise eine unendliche Gleichgültigkeit gegen die Heroen der fremden Literatur, aber sie hatten eine unsägliche Angst vor den endlosen literarischen Debatten über diesen Gegenstand und ließen's drum an Complimenten, mit denen sie überhaupt gern zahlen, nicht fehlen, um nur ihre italienischen Gastfreunde von dem Lanzenbrechen für ihre Lieblingsdichter abzuhalten.

An einem Sommerabend des Jahres 1804 waren, wie gewöhnlich um diese Zeit, einige französische Prälaten mit römischen Priestern und Edeln versammelt in dem kleinen Salon des Monsignore Penni, auf der Vigna an der Porta Portese. Der Tag war heiß gewesen, jetzt strömte erquicklich kühle Nachtluft in weichen Wellen durch weit geöffnete Thüren in den Salon. Es war vierundzwanzig Uhr vorüber, von den fünfhundert Kirchen der ewigen Stadt war das Abendgeläut erklungen, die Herren hatten still das herkömmliche kurze Abendgebet verrichtet und der Diener die antike dreiarmige Bronze-Leuchte mit einem: felicissima notte! auf den großen runden Tisch gesetzt. Von der Straße herauf, die an der Vigna vorüberführte, hörte man gedämpft das helle Lachen der Mädchen, die muntern Worte der jungen Burschen, untermischt mit Citherklängen und einzelnen Bruchstücken jener Ritornellen, in denen die Römer, sich an eine bekannte Melodie mehr oder minder streng anschließend, allerlei lustige Neckereien oder stachlichen Spott recitativisch improvisiren.

Die Herren im Salon genossen behaglich auf ihren bequemen Sesseln die Kühlung, ließen ihre Ohren kitzeln von dem fernen, harmonisch muntern Geräusch, aus dem die Entfernung jeden Mißton beseitigt hatte, und weideten ihre Augen an dem lieblich schönen Nachtbilde, das sich in dem klaren und reinen Lichtstrahle des römischen Mondenscheins vor ihnen entfaltet hatte. Da erhob sich die violette Stange des Judenbaumes neben der immergrünen Eiche mit den kleinen Blättern, da stellte sich die Pinie breit und stolz neben die schlanke Cypresse, da zitterten die weidenartigen Blätter des Oelbaums leise und glitzerten im Licht. Silberhell leuchteten die Spitzen des Baumwerkes, bläuliche, grünliche, gelbliche Schatten fuhren wechselnd hin und her, hinauf, hin-

unter, hinüber, herüber, bis sie, der Erde näher, röthlich, bräunlich in den dunkleren Tinten verschwammen.

Dazu duftete es bis zum Berauschenden gewaltig aus hundert verschiedenen Blumen- und Blüthenkelchen; es war, als wollte Alles, was blüht, der Nacht, der holden Freundin Italiens, freiwillig das Uebermaß der Düfte spenden, von dem der Tag mit des sengenden Strahls Gewalt nur ein kärglich Theil erpreßt.

Kein Volk liebt die Nacht so wie das römische, jede Sommernacht ist ein Fest für's römische Volk, und darum beginnt der Tag auf seiner wunderlichen Uhr mit der ersten Stunde der Nacht.

Vor der felicissima notte, dem italienischen Freudengruß, der nicht wie bei dem Nordländer das Signal zum Abschied und zum Schlafe, sondern ein Aufruf des Lebens und der Lust ist, hatte die Gesellschaft in der verwilderten Vigna ernster Gespräche zu Zweien einzeln gepflogen. Jetzt nach der kleinen Pause, die stets dem Nachtläuten und dem Gebet folgt, wurde die Unterredung allgemeiner und lauter.

Man unterhielt sich von dem Senateur von Frankreich, Herrn Lucian Bonaparte, der mit seiner ganzen Familie nach Rom gekommen war, und sich dort häuslich niederlassen zu wollen schien. Man gab seine Ansichten über den Grund dieses auffallenden Schrittes kund, denn obgleich man den alten Zwiespalt zwischen den beiden Brüdern Bonaparte kannte, so wußte man doch nicht, welchem Ereigniß man diesen offenbaren Bruch zuschreiben sollte.

„Ich denke mir," nahm ein junger Mann mit blauen Augen und röthlichem Haar, der seinen Manieren und seiner Kleidung nach nur ein Engländer sein konnte, und bis dahin noch keine Sylbe gesprochen, sondern nur träumerisch die Spitzen seiner Stiefeln betrachtet hatte, in einem wirklich furchtbaren Französisch das Wort, „ich denke mir, daß der empörende Mord, den Bonaparte an dem Herzog von Enghien verübt hat, ganz Frankreich gegen ihn revoltirt und selbst die festen Bande, die den Bruder mit dem Bruder einen, zerrissen hat. Ich war bis zu Thränen, verdammt, bis zu Thränen erschüttert, als ich in voriger Woche diese entsetzliche Geschichte in der Times las!"

Die alten römischen und französischen Herren sahen den jungen Engländer halb verwundert, halb mißtrauisch an. Monsignore Penni aber sagte lächelnd und von seinem Sessel aus leicht mit der Hand nach dem jungen Mann deutend, mit klingender Stimme: „Erlauchte Freunde und Herren, Lord Bathurst ist heute Morgen aus Asien, aus Indien hier eingetroffen, wie es scheint, hat er unterwegs nur ein Mal Gelegenheit gehabt, eine alte englische Zeitung zu lesen!"

Die Herren nickten lächelnd, einer aber erhob sich und dankte dem Lord für die Gastfreundschaft, mit welcher einer seiner Vettern, während er sich als Emigrant in London aufgehalten, von der Familie Bathurst aufgenommen worden sei.

Der Lord erwiederte altfranzösische Höflichkeit und die feinen Complimente des Abbé von Frontignac mit einem treuherzigen Händeschütteln, das der artige Franzose mit wahrhafter Ergebung duldete. Aber er duldete nicht nur, sondern er vergalt die Gastfreundschaft, die seinem Verwandten in England zu Theil geworden, mit den nöthigsten Mittheilungen aus der neuesten Geschichte; er sagte dem Lord, daß der französische Senat wenige Tage nach dem Morde des Herzogs von Enghien den ersten Consul gebeten habe, „den Kindern zu sichern, was er für die Väter gethan, durch Einführung der dazu nöthigen Institutionen," und daß in Folge dessen Napoleon Bonaparte am 18. Mai „lediglich zum Besten Frankreichs" zum erblichen Kaiser der Franzosen proclamirt worden sei.

Lord Bathurst fluchte auf eine ganz unerhörte Art; glücklicher Weise verstanden die geistlichen Herren nicht englisch genug, um sich über die haarsträubenden britischen Flüche entsetzen zu können.

Das Gespräch wurde jetzt allgemein. Die Geistlichen klagten über die traurige Lage des heiligen Vaters, der sich wohl werde entschließen müssen, nach Paris zu reisen, um den neuen Kaiser zu krönen.

„Selbst Kaiser Carl der Große ist nach Rom gekommen, und fast alle seine Nachfolger, um hier die Kaiserkrone zu empfangen!" klagte der stolze Fürst Savelli, dessen weltlicher Römerstolz eben so verletzt war, wie der geistliche der Prälaten.

Monsignore Penni meinte kopfschüttelnd, der Papst werde nicht nach Paris gehen, er werde Napoleon nicht krönen; denn derselbe wisse genau, daß er nichts erreichen werde durch solche Nachgiebigkeit, da Napoleon selbst den Vertrag von Tolentino nicht achte und durch zahlreiche Agenten im Stillen darauf hinarbeiten lasse, die päpstliche Regierung in Mißcredit zu setzen.

„Monsignore hat Recht," rief ein französischer Prälat eifrig, „ich weiß ganz genau, daß Bonaparte die weltliche Herrschaft des heiligen Vaters über das Erbtheil des heiligen Apostelfürsten Petrus für unvereinbar erklärt hat mit dessen geistlichem Amte."

„Welch ein arger Ketzer!" seufzte ein kleiner alter Priester und bekreuzte sich.

„Ja," nahm Fürst Savelli das Wort wieder, „und das geistliche Amt scheint er auch nicht besonders zu achten, denn er hat gegen meinen Neffen, Don Paolo Chigi, wörtlich erklärt, da der Papst das geistliche Haupt der ganzen Christenheit sei, so sei es unbillig, daß die Italiener einen so großen Einfluß bei der Papstwahl hätten; — er werde dreißig Cardinalshüte von dem heiligen Stuhl verlangen für nicht italienische Prälaten!

„Unerhört! entsetzlich!" riefen die Italiener.

„An dem Felsen, am heiligen Petrus, ist schon mancher Pocher zu Schanden geworden!" sagte Domenico Penni salbungsvoll.

„Wir werden nicht vergessen, daß wir die Söhne der alten Römer sind!“ bemerkte Fürst Savelli hochmüthig.

„Es wimmelt jetzt hier von bonapartischen Agenten und Spionen!“ sprach jetzt gewichtig der ehemalige Pfarrer der französischen Nationalkirche von Saint-Louis zu Rom, „ihre Thätigkeit ist rastlos; ich habe im Stillen meine Beobachtungen gemacht; glauben Sie mir, meine Herren, die Thätigkeit dieser Leute muß, wenn ihr nicht bald ein Ziel gesetzt wird, die Bevölkerung völlig revolutioniren, ihr jeden Rest von Achtung vor der päpstlichen Regierung nehmen. Ich zweifle schon lange nicht mehr daran, daß Bonaparte das römische Volk seinem legitimen Souverain abwendig machen und das Erbtheil des heiligen Petrus in ein französisches Departement verwandeln will.“

„Es ist doch seltsam,“ meinte Monsignore Penni, nachdenklich sein Haupt neigend, „daß dieser Napoleon Bonaparte, der in Frankreich die Revolution so mächtig niedergeschlagen, sie überall in Italien durch seine Agenten anfachen läßt.“

„Man reißt das römische Volk so leicht nicht von seinem legitimen Souverain,“ warf Fürst Savelli doch etwas kleinlaut ein, „wir haben es gesehen, als wir hier die neumodische Republik hatten, die war vor dem Zorn des römischen Volks nur hinter den Bayonneten der französischen Soldaten sicher!“

„Oh! das ist's eben, Excellenza,“ nahm ein Anderer eifrig das Wort, „daran eben erkenne ich, messe ich den Einfluß der bonapartischen Agenten. Der Haß gegen die französische Usurpation, der eins war mit der Liebe zum heiligen Stuhl, er wird immer geringer; man stellt die päpstliche Regierung als das Hinderniß der Volkswohlfahrt hin; die Massen fangen an zu glauben, daß die allgemeine Verarmung, die grenzenlose Noth, die doch nur die Folge der fortwährenden Erpressungen und Plünderungen von Seite der französischen Regierung ist, daß diese von dem heiligen Stuhle komme. Ach! die Herzen der Menschen sind wandelbar, und wie will man die armen Menschen tadeln, daß sie in ihrer Noth verzweifelnd den glänzenden Versprechungen der französischen Agenten gegenüber in ihrer Treue wanken, wenn so viele Männer, welche die Kirche für feste Säulen hielt, wanken und — brechen!“

Der Priester sagte das so tief bewegt und mit solchem Ausdruck des Schmerzes, daß ihn alle ansahen.

„Sie reden mit bestimmter Beziehung, mein Vater?“ fragte Fürst Savelli.

Der Priester nickte.

„Reden Sie deutlich, wen meinen Sie?“ fragte man.

„Ich fürchte, meinen Brüdern aus Frankreich, die so lange schon den Schmerz des Exil's würdig und ergeben tragen, Schmerz und Kummer zu bereiten, darum erlassen Sie mir die Antwort, Excellenza!“

Die französischen Priester senkten die Häupter; sie wußten sehr gut, von wem die Rede war. Es war ein eig'ner Anblick, die Schaam auf den alten, welken Gesichtern der Greise glühen zu sehen. Die französische Lebhaftigkeit aber brach bald hervor, und der ehemalige Pfarrer von Saint-Louis, ein altadliger Herr, der nach Abschluß des Concordates einem Priester seine Stelle hatte abtreten müssen, der der französischen Regierung angenehmer war, lieh ihr Worte, indem er ausrief: „Ich dankte Gott, daß ich Priester war, als ich mich meines Vaterlandes schämen mußte, aber der Fluch Gottes verfolgt uns bis in die Kirche, weil wir nicht vergessen können, daß wir als Franzosen geboren sind. Oh! der große Abfall, der uns bevorsteht, der wird Herzen zittern machen, die bis jetzt muthig in die Zukunft sahen."

„Von wem sprechen Sie?" fragte der stolze Fürst Savelli ungeduldig.

„Die Schande, die im Verborgnen groß geworden, sie wird bald die letzte Hülle abwerfen," entgegnete der Abbé von Vaudemont bitter, „wozu noch ein Geheimniß daraus machen. Ein Fürst der heiligen Kirche, unser Stolz so lange, der Cardinal Maury, unterhandelt mit dem Kaiser Napoleon!"

Die Römer, welche bisher nichts von dem Abfall des Cardinals Maury gewußt, schrieen laut auf; die Franzosen schwiegen bekümmert!

„Der gewaltige Redner", nahm der Pfarrer von Saint-Louis das Wort wieder, „der so muthvoll, mit Lebensgefahr oft, immer auf den Angriff gefaßt und geladene Pistolen in der Tasche, für Königthum und Kirche gestritten; der Mann, der sich laut rühmte, er werde immer der Prediger des Königs sein, er ist schon abgefallen, wenn sein Abfall auch noch nicht offenkundig ist."

„Der selige Papst, der sich die Märtyrerkrone in Frankreich errungen", sagte Fürst Savelli traurig, „nannte den Cardinal Maury stets nur seinen lieben Maury, ich war mit ihm in Deutschland bei der Krönung Kaiser Franz II., ich habe es mit angesehen, wie ihn der Kaiser und der König von Preußen liebten und ehrten wegen der Treue, die er gehalten, wegen des Muthes und der Geschicklichkeit, die er im Kampf für das Königthum bewiesen!"

„Pius VI., geheiligt sei sein Andenken," warf Monsignore Penni hin, „hat ihn zum Erzbischof und Cardinal seiner Treue wegen gemacht, und nun verläßt er den heiligen Stuhl in Untreue!"

„Und bis zum Concordat war er Gesandter König Ludwig's XVIII. beim heiligen Stuhl, und nun geht der Gesandte der exilirten Monarchie zum siegreichen Kaiser über!" bemerkte der Franzose bitter.

„Victrix causa Maury placuit, sed victa Guiso!" bemerkte Fürst Savelli dem ehemaligen Pfarrer von Saint-Louis, das „victrix causa diis placuit, sed victa Catoni" umändernd.

Der Pfarrer, der, als ein Baudemont, sich der Abkunft von den Guisen rühmte und eben so adelstolz wie der römische Fürst war, faßte dessen Hand und antwortete geschmeichelt: „Mein Fürst, unter dem Cardinalshut des Erzbischofs von Nizza kommt die Schusterseele Siffrein Maury's jetzt zum Vorschein!“

„Die Schusterseele?“ wiederholte ein alter Abbé betrübt, der die Worte des adelstolzen Herrn vernommen, „ach ja, er ist der Sohn eines Schusters; — aber, mein Bruder, wir haben keine Ursache, stolz zu sein, der ehemalige Bischof von Autun, der jetzt seine Haushälterin geheirathet hat, ist aus einem großen und edlen Hause Frankreichs.“

„Sind die Talleyrand wirklich ein altes, edles Haus?!“ fragte Fürst Savelli, die Stirn runzelnd.

Betrübt nickte der Abbé von Baudemont.

„So hat der Teufel ihn geblendet!“ erklärte der Savelli stolz, der um jeden Preis seine Ansicht vom Adel retten wollte.

Der englische Lord war dem Gespräch, so weit es seine geringe Kenntniß der italienischen und nicht eben übermäßige Kenntniß der französischen Sprache gestattete, mit steigender Aufmerksamkeit gefolgt. Er hatte kein Wort gesprochen, und wenn er auch manches nicht verstanden, so hatte er doch die Thatsachen ziemlich richtig aufgefaßt; jetzt sagte er: „Mein theurer Freund, der Abbé von Esclignac, ein Franzose, der mir in Syrien das Leben gerettet und mich sieben Wochen lang gepflegt hat, obwohl er oft darüber weinte, daß ich kein Papist sei, hat mir einen Brief für den Cardinal Maury mitgegeben. Ich werde nicht zu dem Cardinal gehen, oder Gott soll mich verdammen, da er ein Schurke geworden an seinem Könige, und morgen will ich meinem theuren Freunde, dem Abbé von Esclignac, der der beste Christ auf der Welt ist, obwohl er nicht zu unserer Hochkirche gehört, schreiben, daß der Teufel den Cardinal Maury zum Schurken gemacht hätte!“

Der Engländer sagte dies so derb und so offenherzig zugleich, daß die alten Herren ihn gutmüthig anlächelten. Der Abbé von Baudemont aber versetzte eifrig: „Mein Sohn, gehen Sie doch zum Cardinal Maury und bringen Sie ihm den Brief unseres geliebten Bruders von Esclignac, der als ein auserwähltes Rüstzeug der heiligen Kirche unter den Heiden wandelt; der theure Bruder von Esclignac hatte stets einen großen Einfluß auf den Cardinal, sie haben ihre Studien zusammen gemacht und sind zusammen gewesen, bis der Abbé von Esclignac als Priester der heiligen Propaganda nach Asien ging. Ich bitte Sie, mein Sohn, gehen Sie zum Cardinal Maury, bringen Sie ihm den Brief seines Jugendfreundes und erzählen Sie ihm recht viel von dem gottseligen Manne!“

Lord Bathurst nickte nachdenklich und sagte langsam: „Sie gefallen mir, Herr, Sie sind practisch, ich werde zu dem Cardinal gehen, vielleicht hilft's, schaden kann es nicht!“

Es kam Alles, was der junge Lord sagte, etwas ungefüge in schlechtem Französisch heraus, aber es machte einen guten Eindruck, denn Jeder fühlte, daß aus dem rauhen Wesen ein edles Herz sprach.

Der Lord war aufgestanden, er schüttelte dem ehemaligen Pfarrer von Saint-Louis kräftig die Hand und auch noch einigen andern Herren; dann ging er mit steifem Nacken hinaus.

Monsignore Penni schellte und befahl dem eintretenden Diener, den Signor Inglese nach seinem Gasthaus auf der Piazza di Spagna zu begleiten, denn der Lord war unbekümmert um den Weg, von dem er keine Ahnung hatte, hinausgegangen.

„Hoffen Sie etwas von dem Briefe des Abbé von Esclignac und den Berichten des Lords?" fragte man den Abbé von Vaudemont.

„Ich hoffe, wie der Arzt am Sterbebette die Hoffnung nicht aufgiebt, so lange der Athem ein- und ausgeht!" antwortete der Gefragte.

„Wer ist der Signor eigentlich?" fragte Fürst Savelli den Hausherrn.

„Wenn ich's recht verstehe, Excellenza," antwortete der, „so ist er mehr, als er sagt; ich halte ihn für einen Agenten des britischen Cabinets."

„Wie? er, der nicht italienisch versteht?"

„Der off'ne junge Mann?"

„Dieser gute Signor Ungeschickt?"

Die schlauen Priester lächelten.

„Signor Pitt, der britische Principalminister," antwortete Monsignore Penni ernst, „hat niemals seine Agenten ungeschickt gewählt. Der Lord ist kein Agent im gewöhnlichen Sinne. Zum Spioniren sucht sich Signor Pitt andere Leute, aber als harmlos Reisende durchziehen seine Agenten die Länder, und von ihnen empfängt er Berichte über die Stimmung, über die Haltung aller Klassen der Gesellschaft eines Landes, und mich bedünkt, daß er sich in dem jungen Herrn keinen ungeschickten Berichterstatter gewählt. Diesem jungen Manne gegenüber ist, mit seltenen Ausnahmen, gewiß Jeder so offen, wie wir es heute gewesen. Erlauchte Herren, edle Freunde, Sie können überzeugt sein, daß Lord Bathurst heute Abend eine wahrhafte Schilderung der Stimmung des achtungswerthen Theiles der römischen Priesterschaft und der hohen Patricier Roms, wie dieselbe durch Sie, und diese durch Excellenza repräsentirt, an seinen Minister schickt, und das ist für einen Mann, wie Signor Pitt, viel werth."

„Die Kirche trachtet nach dem Beistande der Ketzer!" seufzte tief bekümmert ein eisgrauer Abbate.

„Mein ehrwürdiger Bruder," nahm der Pfarrer von Saint-Louis ernst das Wort, „die Ketzer sind getaufte Christen, — sie sind Brüder, welche in der Irre gehen. Liebet auch die Brüder, welche irren, denn es wird, steht geschrieben, im Himmel mehr Freude sein über einen Be-

kehrten, denn über neun und neunzig Gerechte. Wenn die heilige Kirche nach dem Beistande der Ketzer trachtet, so öffnet sie den Brüdern, die in der Irre gehen, einen neuen Weg zur Rückkehr."

Der alte Abbate schüttelte sein weißes Haupt und entgegnete unmuthig: „Ihr seid viel gelehrter, als ich, ehrwürdiger Bruder, mein armer Kopf vermag's nimmer zu fassen, daß die Ketzer der heiligen Kirche helfen sollen!"

„Es steht geschrieben, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen sollen!" antwortete der Abbé von Baudemont ernsthaft, mit dem Tone vollster Ueberzeugung.

Darnach wurden die Wagen der Herrschaften gemeldet. In sehr ernster Stimmung verließ die Gesellschaft die Vigna an der Porta Pontese.

Am andern Tage gegen Mittag stand ein junger Herr in eleganter Kleidung, der Graf d'Anethan d'Entraguès, im Vorzimmer des Cardinals von Santa Trinita del Monte, das war der officielle Kirchentitel des Cardinal-Priesters Maury.

Der junge Franzose mußte lange warten. Er hatte Muße, die beiden wundervollen Gemälde zu betrachten, welche den kühlen, hohen, luftigen Salon schmückten, der dem Cardinal als Vorzimmer diente. Es waren zwei Madonnenbilder; das eine zeigte die heilige Jungfrau in einer so süßen Schaamhaftigkeit, daß die ganze Frömmigkeit des katholischen Glaubens den Pinsel des Malers beseelt haben mußte, um ein solches Bild zu schaffen. Das heilige Kind verlangt nach der Mutterbrust, und Maria zögert schaamhaft, den Busen zu entblößen. Der Conflict zwischen den Gefühlen der heiligen Jungfrau und der liebenden Mutter war in einer so ergreifenden Weise dargestellt, daß das Bild selbst den kältesten Beschauer ergreifen mußte. Das Gegenbild war eben so rührend: Maria, das heilige Kind tragend, hebt demselben das Aermchen auf und lehrt ihm, mit ausgestreckter Hand die Anbetenden segnen. Auch dieses Bild war so meisterhaft ausgeführt, daß jeder Beschauer, der davor trat, unwillkürlich glauben mußte, der Blick der Jungfrau voll Hoheit und Milde sei auf ihn, auf ihn allein gerichtet, und die kleine Segenshand des heiligen Kindes sei nach ihm allein ausgestreckt.

Unwillkürlich schaudernd wendete sich der Agent Fouché's und Talleyrand's ab von den Bildern; doch bald ermannte sich die nur augenblicklich verschüchterte Frechheit in ihm, er sah die reich vergoldeten Rahmen der Bilder mit der Lilienkrone und dem Lilienwappen von Frankreich geschmückt, er las die Inschriften und verzog seltsam spöttisch den Mund.

Die Bilder waren Geschenke der frommen Töchter Ludwig's XV., der jungfräulichen Tanten König Ludwig's XVI., an den treuen Abbé Maury.

In dem Abfall der Größeren fand die Verrätherei des Geringeren eine Art von Genugthuung.

Fast eine halbe Stunde hatte der Graf d'Entraguès gewartet, da öffnete sich die Thür, die in's Cabinet des Cardinals führte. Lord Bathurst trat heraus mit erhitzten Wangen und zusammengekniffenen Lippen. Die Unterredung, die er in dem Cabinet da drinnen gehabt, konnte keine erfreuliche gewesen sein.

Der Franzose grüßte den Engländer durch eine halbe Verbeugung, die dieser durch ein steifes Kopfnicken erwiederte; beide Männer aber prüften sich gegenseitig durch einen scharfen Blick; der des Briten war voll Mißtrauen, der des Franzosen voller Argwohn.

So sahen sich die beiden Männer zum ersten Male.

Während der vortretende Kämmerling dem Franzosen die Thür des Cabinets öffnete und mit lauter Stimme feierlich sprach: „Se. Eminenz wollen den Herrn Grafen d'Entraguès empfangen!" drehte sich der Engländer in der Thür des Vorzimmers um und sagte leise auf englisch, aber im Tone vollster Feindseligkeit: „Also Graf d'Entraguès heißt der Kerl!" Dann ging er hinaus.

Es giebt Menschen, die sich vom ersten Augenblick an hassen bis zum letzten.

Langsam betrat der Agent Fouché's und Talleyrand's das Cabinet des Cardinals; Maury kam ihm in mehr als gewöhnlicher Aufregung entgegen. Sein ausdrucksvolles, aber gemeines, Gesicht glühte; in seiner ungestümen Weise, mit der er einst, von einer edeln Sache beseelt, selbst Mirabeau in Schrecken und Verwirrung gesetzt, rief er: „Der Herr Graf haben mir gestern einen ganzen Haufen von Empfehlungsbriefen gesendet; ich habe die Unterschriften von allen gelesen, was kann ich mehr für Sie thun?"

„Ew. Eminenz werden aus den Unterschriften schon ersehen haben......" sagte der Graf, der Cardinal aber unterbrach ihn ungestüm und rief: „Daß Sie ein guter Royalist sind, ein Spiegel bourbonischer Ritterschaft, ein Paladin des Unglücks!"

Der Hohn, mit dem der Cardinal das Alles mehr hervorstieß, als sagte, klang abscheulich in dem Munde eines Mannes, dem die Treue so leicht gemacht war, wie vielleicht nie einem Royalisten vor ihm; aber es war das böse Gewissen in ihm, das sich hinter dem Hohn über die scheinbar verlorene Sache seines Königs versteckte.

Indessen war d'Anethan nicht der Mann, der sich so leicht abfertigen ließ.

„Eminenz," sagte er, „im Munde aller treuen Royalisten ist jener Brief, den der König an Sie geschrieben, jener Brief, den Sie abschriftlich nach Paris gelangen ließen, jener schöne Brief, in welchem es heißt: „Ohne Ihren unerschütterlichen Muth, ohne Ihre geistvollen Entgegnungen verlor ich einen Franzosen, welcher der Sache der Könige vollkom-

men ergeben ist, und die Kirche einen ihrer bedeutsamsten Diener. Möchten Sie nie vergessen, daß Wir Ihrer bedürfen, daß Sie Uns nothwendig sind, und daß es nicht immer nützlich ist, sich gewissen und unfehlbaren Gefahren auszusetzen. Wenden Sie jene Kenntnisse, jenen Muth, jene Talente, auf die Wir und Ihre Freunde stolz sind, mit Mäßigung an. Suchen Sie Zeit zu gewinnen, die Klugheit ist hier nothwendig. Ihr König beschwört Sie darum, und er wird zu glücklich sein, wenn er Ihnen eines Tags vergelten und Ihnen seine Achtung, seine Dankbarkeit und seine Freundschaft bezeigen kann.“ Eminenz, so wie der König an Sie, hat vielleicht nie ein König an seine Unterthanen geschrieben!“

Der Cardinal stierte den Grafen an und sagte mit der Dreistigkeit, die seine zweite Natur war: „Nun, Sie haben die Stelle aus dem Brief ganz vortrefflich memorirt. Was weiter?“

Der Graf zuckte leicht mit den Achseln und dachte: „Der ist unser, denn wenn ihn selbst diese Erinnerung nicht faßt, so wird ihn Niemand fassen.“

„Sind Sie vielleicht aus Paris hierhergekommen, mein Herr? lediglich und allein nur, um mir Stellen aus Briefen vorzudeclamiren!“ rief Maury ungeduldig, „oder wollen Sie eine Stellung in Rom? oder ein Jahrgehalt? wie?“

„Ich danke Ew. Eminenz,“ entgegnete Graf d'Anethan kalt, „für so viele Güte, ich bin nicht gekommen, zu fordern, sondern gekommen, um zu bieten!“

„Was soll das heißen, Herr, ich verstehe Sie nicht!“ rief der Cardinal heftig, und doch von diesem veränderten Ton der Sprache überrascht.

„Das soll heißen,“ antwortete der Graf gleichmüthig, „daß ich beauftragt bin, Ew. Eminenz zu fragen, ob Ihre Treue für die Monarchie so beschränkt ist, daß Sie die Monarchie mit dem Hause Bourbon für identisch halten, oder ob dem erleuchteten Vertheidiger der Monarchie klar geworden, daß Napoleon, der Kaiser, im gegenwärtigen Moment der einzig mögliche Repräsentant der französischen Monarchie ist, und daß ihm demgemäß auch die Treue eines so erleuchteten Staatsmannes, eines so beredten Vertheidigers der Monarchie gebühre.“

Der Cardinal warf heftig seine Kappe auf den Tisch. Diese ungeschminkte Sprache traf ihn hart im ersten Moment, der Graf aber half ihm und sagte: „Ew. Eminenz haben einen Brief an den Abbé Bourlier geschrieben, der mich eine bessere Aufnahme hoffen ließ.“

„Das ist nicht wahr!“ schrie Maury wüthend.

„Der Abbé Tristanpré hat ihn in Ew. Eminenz Namen geschrieben!“

„Blut Gottes!“ tobte der Cardinal, „und wer hat von dem Brief gesprochen, wer hat mich in die Mäuler der Leute gebracht?“

„Das haben wir gethan, Eminenz!“ entgegnete der Graf eisig kalt.

„Ihr, und Ihr wagt es!“ donnerte Maury.

„Ich sehe mit Vergnügen, daß die Kraft der Stimme,“ erwiederte der Graf, sich mit anmuthigem Lächeln verbeugend, „von der Mirabeau einst sagte, daß er vor ihr zittere, wenn sie das Recht vertheidige, noch nicht verloren gegangen ist!“

Maury bebte, die Erinnerungen sprachen mächtig in ihm und nur seine angeborne Dreistigkeit ließ ihn in diesem Moment, in dem er seine eigene Erbärmlichkeit vielleicht tiefer als je fühlte, fragen: „Warum habt Ihr meinen Brief unter die Leute kommen lassen?“

„Ew. Eminenz sind ein viel zu guter Staatsmann“, sagte der Graf, beinahe impertinent, „um diese Frage im Ernst zu thun. Wir wollten Sie ganz einfach den steifen bourbonischen Royalisten verdächtig machen; der Schritt, der öffentliche Schritt, zur besseren Erkenntniß thut sich weit leichter, wenn das Mißtrauen der Partei, der man entsagen will, rege ist. Ew. Eminenz sollten uns dankbar sein, daß wir Ihnen das Recht schafften, sich auf das Mißtrauen der eigenen Partei zu berufen. Der Schritt wird Ew. Eminenz schwer werden, jede Erleichterung muß Ihnen willkommen sein. Es giebt da so manche Rücksicht, die der Mensch zu nehmen hat, auf die der erleuchtete Staatsmann aber nicht achten darf, der seinem Vaterlande wirklich dienen will. Ew. Eminenz ist stets ein guter Franzose und ein treuer Monarchist gewesen, Sie haben prophetische Worte gesprochen in der National-Versammlung, Sie haben zu den Bourbons gehalten, so lange sie allein die Monarchie vertraten, aber es kann einem so einsichtigen Staatsmanne, wie Ew. Eminenz, nicht entgangen sein, daß das alte Königsgeschlecht seine historische Mission erfüllt und daß ein neues Herrschergeschlecht an dessen Stelle getreten ist. Auf Männer, wie den Cardinal Maury, wird die französische Monarchie immer zählen können, welchen Namen sie auch trage; der Kaiser Napoleon weiß sehr gut, daß die Treue Ew. Eminenz nicht die Treue eines Hundes ist, den der Instinct an eine Person fesselt, sondern die eines erleuchteten Staatsmannes, dessen Treue den monarchischen Institutionen, nicht der Persönlichkeit allein, gewidmet ist.“

Die Sprache des Grafen war so diabolisch geschickt für den Charakter des Cardinals bemessen, daß sie ihre Wirkung gar nicht verfehlte.

Maury kämpfte in seinem Innern den letzten Kampf der wahren Ehre gegen den eiteln Ehrgeiz, doch der Kampf war kurz und trocken fragte er: „Wo ist Ihre Vollmacht, mit mir zu unterhandeln?“

Die Schusterseele kam zum Vorschein unter dem rothen Hut des Cardinals, sie wollte handeln und feilschen, um den Preis, um den Judaslohn der Verrätherei am Könige.

Graf d'Anethan nahm ein kleines Portefeuille aus seiner Tasche und reichte dem Cardinal ein Papier, das er zuvor entfaltete. Maury durchflog die wenigen Zeilen, die es enthielt, mit einem Blick, dann warf

er es auf den Tisch und sagte verächtlich: „Fouché, Senateur des Reichs, sind Sie der Agent dieses Mannes? Das Blatt gilt mir für nichts!"

Der Graf zog ein zweites Blatt hervor, der Cardinal las es und sprach, das Papier ebenfalls hinwerfend: „Talleyrand, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, das ist nicht viel mehr, darauf kann ich mich nicht einlassen!"

Aber d'Anethan hatte ein drittes Blatt, das trug die Unterschrift „Napoleon" und lautete: „Der Cardinal Maury wird, wenn er anders seinen monarchischen Gesinnungen treu bleibt, von mir das Erzbisthum Paris empfangen und an meinem Hofe der höchsten Ehren theilhaftig werden."

„So ist es in Ordnung!" sagte der Cardinal. Es lief der Ausdruck einer Genugthuung über sein unedles Gesicht, der selbst dem Agenten Fouché's und Talleyrand's Widerwillen erregte.

„Ich behalte dies Blatt!" rief Maury.

„Nach Ew. Eminenz Gefallen!" antwortete der Graf, „vom heutigen Tage an werden die Einkünfte des Erzbisthums Paris an Ew. Eminenz gezahlt werden, doch versieht sich der Kaiser dafür auch der guten Dienste Ew. Eminenz und hofft, daß Sie dazu wirken werden, den Papst zu bewegen, in Person nach Paris zu kommen, um den Kaiser in Notre-Dame zu krönen!"

„Das versteht sich von selbst!"

„So ist meine Unterhandlung beendet," sagte der Graf, „und ich bitte um Ew. Eminenz Segen!"

Der Cardinal schien die Bitte um seinen Segen zu überhören; er fragte ungeduldig: „Von wo beziehe ich die Einkünfte des Erzbisthums Paris?"

„Direct durch Anweisung auf die kaiserliche Gesandtschaft!" entgegnete d'Anethan sich verbeugend.

Der Graf wollte sich empfehlen, der Cardinal aber fragte noch: „Und wie lange wird oder soll unser Vertrag ein Geheimniß bleiben?"

„Bis nach der Kaiserkrönung!" antwortete der Agent.

Die schmutzige Schusterseele war vollständig zum Vorschein gekommen unter dem rothen Hut des Cardinals der römischen Kirche.

Am selben Tage war ein großes Getümmel in Rom, der Ruf der Glocken hatte die Menge der Gläubigen aus der ganzen Umgegend zu einem großen Kirchenfeste versammelt.

Die Straßen wimmelten von einer bunten Menge. Da sah man die Minenten, die römischen Volksstutzer, in ihren hoch hinaufgehenden grünen Hosen, die eng um's Knie schließen und weit und locker auf den Fuß hinabfallen; um die Hüfte schlingt sich eine breite, rothe, goldbefranzte Schärpe, die kurze, theegrüne Sammetjacke hängt wie der Dolman der Husaren luftig auf der Schulter und läßt das grobe aber blendend weiße Hemde sehen, dazu sitzt der kleine, graue Filzhut gar keck auf dem

Kopf, und die schwarzen Augen funkeln in Lust und Freude, denn ein Fest ist das Höchste für das römische Volk, darum feiert es auch so viele. Neben den Minenten zeigt sich die Minente in ihrem bunten, leichten Rock und dem knappen, weißen Hemde, welches, trotz aller Falten, die Formen der Büste und des Rückens in ganzer Schönheit zeigt, mit dem Spicciatoro, dem großen Kamm von Silber oder gar Gold, der im Halbbogen den ganzen Hinterkopf umschließt und die leichten, schwarzen Haarflechten zusammenhält.

In langen Reihen, Hand in Hand, von ihren Burschen gefolgt, wandeln die Mädchen vom Albanergebirg oder den Sabinerbergen, mit dem weißen, schmalbefranzten Kopftuch, das, dachartig vorspringend, das Gesicht vor dem Sonnenstrahl schützt, dem scharlachrothen, gestreiften Brustlatz, Busto genannt, um den Busen gespannt, dem bunten Rock von schwerem Seidenstoff und die lange silberne Nadel, Spada, Schwert genannt, im Rabenhaar.

Stattliche Weiber, meist eine Katze neben sich, sitzen vor dem antik geformten Braciere, dem Kohlenbecken, und verkaufen Fritti, ein appetitliches Gebäck, nach dem die Römer seit alten Zeiten sehr lecker waren, eine Art Auflauf. Einzelne „Fremde“ sieht man zu Pferd die Menge kreuzen, ein Römer, und wäre er noch so vornehm, wird nie am Tage eines Kirchenfestes durch die belebten Straßen reiten; ein Unglück ist leicht geschehen, überhaupt ist das ungemein glatte römische Pflaster den Reitern gefährlich.

In den Trattorien und Osterien wogt die Menge ein und aus, unaufhörlich, die Flaschen, in denen der liebliche Orvieto-Wein verschenkt wird, sind statt des Stöpsels mit einer Rose besteckt, ein lautes Jauchzen scheint fortwährend die Luft zu durchzittern. Und doch sagen die alten Leute, seit die Franzosen da gewesen und die römische Republik gemacht, sei keine Freude mehr in Rom, in ihrer Jugend, unter dem heiligen Vater Benedict XIV., dem guten und gelehrten Lambertini, der seine Römer gern lustig sah, da wär' es ganz anders zugegangen.

Ach ja, in ihrer Jugend sind die alten Leute immer viel lustiger gewesen als im Alter.

Da kommt ein Haufen von Transteverinerinnen, die engen Spencer von schwarzem Sammet vorn weit geöffnet, kleine Spitzhüte von schwarzem Filz auf dem Haupt, mit Bändern und Blumen geschmückt, Hals und Ohren mit reichem Goldgeschmeide bedeckt, denn die Römerinnen tragen nie unächten Schmuck; Tücher schwenken sie und zeigen dabei die wundervollen Arme, die flammenden Augen blitzen rings im Kreise, die rothen, heißen Lippen zeigen halbgeöffnet die prächtigen Zähne.

Dort lagert auf einer Kirchentreppe eine Gruppe, sich vergnüglich durch Brot und Wein und gesalzene Oliven labend, hier klirrt der Tambourin und der Saltarello, das Liebesverlangen beider Geschlechter in der hinreißendsten Weise sinnbildlich darstellend, sammelt einen Kreis um

das Tänzerpaar, das durch seine Schönheit und die Anmuth seiner Bewegungen die Umstehenden entzückt.

Hier und da wird ein Gefährte sichtbar, mit zwei Maulthieren bespannt, es ist fast noch ganz der altrömische Tragsessel, heißt auch noch heute sedia, man hat nur Räder darunter gestellt und das hintere Maulthier neben das vordere gespannt. In der Sedia aber sieht man vornehme Römerinnen entweder in dem schwarzen faltigen Seidenkleide, das die Römerinnen immer trugen damals, oder, dem hohen Kirchenfest zu Ehren, in weißen Kleidern mit schwarzen Gürteln; auch geistliche Frauen sieht man dabei, meist von dem vornehmen Orden der himmlischen Annunciaden, in ihren blauen Soutanen, weißen Wimpeln und Hauben und brauner Kapuze. Weltgeistliche und Mönche sind überall, stattliche Dominicaner in weißen Unterkleidern und schwarzen Kutten, Carthäuser, in ähnlicher Weise gekleidet, Franciscaner in Grau, Capuciner in braunen Kutten und Sandalen, den Strick um den Leib. Die rothen Strümpfe der Mädchen von Aricia, der braune Mantel und die ledernen Gamaschen des Mannes aus den Marken. Das Alles zusammen giebt ein Bild, wie es Rom allein zu bieten vermag.

Allerlei anmuthige Spiele treiben beide Geschlechter mit einander, das „far il verde“ besonders wird rastlos betrieben, es übt in tausend Listen und bietet zu tausend Kleinigkeiten, welche die Jugend erfreuen, Anlaß; es besteht einfach darin, daß die beiden Personen, die es mit einander spielen, bei jeder Begegnung, bei jeder Anrede ein grünes Blatt, meist Geranium, aufweisen müssen; wer zuerst ohne ein solches Blatt gefunden wird, hat verloren. Oft sieht man junge Leute, die sich den ganzen Tag gesucht haben, vor einander fliehen, um der Anrede zu entgehen, das „far il verde“ fällt ihnen ein und sie haben kein grünes Blatt.

Und über das Geräusch der Kegelspieler, die keiner Bahn bedürfen, klingt dann auch wohl in sonoren Tönen ein beliebter Wechselgesang, die „eigensinnige Gärtnerin“ etwa, wo der tiefen Baßstimme des Mannes auf sein: „signora mia moglier“ dann ein glockenreiner Alt antwortet: „non voglio lavorar, uomo insolente.“

„Sie vergißt es ganz und gar, daß sie stets 'ne Bäurin war!“ zürnt der Gärtner.

Die eigensinnige Gärtnerin aber antwortet: „Arbeiten mag ich nicht, mir ist nicht bange!“

„Io non vuo lavorar — adirittura!“

Der Baß schließt endlich den Streit etwas hochmüthig singend: „la cosa finirà.“

Das Ding hat nun ein End',
Man greift zuletzt behend,
Zur Ruthe!
Noch bleib ich ganz gemach,
Denk ein wenig nach,
Die Ruthe!

Ein Beifallklatschen, so enthusiastisch, wie es im Theater nie vernommen wird, belohnt die Sängerpaare.

Es war am späten Nachmittag, als eine zarte, junge Dame, die sichtlich in großer Angst war, durch die dichten Gruppen eilte, welche um die Fontaine vor dem Pantheon lagerten. Die Dame schlüpfte hastig, der Taube ähnlich, die vom Habicht hart verfolgt ein Asyl sucht, in die Kirche Santa Maria ad Martyres, oder Maria Rotunda, wie man die Kirche des Rundbaues wegen gewöhnlich nennt. Denn eine christliche Kirche hat Papst Bonifaz IV. aus dem alten Heidentempel gemacht, den Agrippa einst im Augustischen Alter baute und allen Göttern weihte.

Kaum war die Dame in die Kirche geschlüpft, so stand auch ihr Verfolger auf den Marmorstufen, lehnte sich leicht an eine der Säulen und beobachtete scharf die Thüre, durch welche seine Beute entronnen; aber er folgte ihr nicht in die Kirche.

Der Verfolger der flüchtigen Schönheit war der englische Lord Bathurst, der hingerissen von den wunderbar schönen schwarzen Augen der blonden Frau, dieselbe so eilfertig und so auffallend ungestüm verfolgt hatte, daß er sie in tödlichen Schrecken versetzt — jetzt stand er vor der Kirchenthür und capitulirte mit seinem anglikanischen Gewissen, ob er wagen dürfe, eine papistische Kirche zu besuchen. Der junge Mann hatte Hinduhtempel in Indien und Moscheen aller Art im Orient besucht ohne Furcht, aber die anerzogene Scheu vor dem Papismus ließ sich in ihm nicht überwinden. Vielleicht hätte er sich weniger gescheut, wenn er gewußt hätte, daß die Maria Rotunda ursprünglich ein alter heidnischer Göttertempel gewesen.

Die verfolgte Dame kniete indessen erschöpft, zitternd, odemlos, vor einem Altar in der nächsten Capelle nieder. Ihr Eintritt, das Geräusch, das sie beim Niederknieen machte, erregte die Aufmerksamkeit der einzigen Beterin, die sich zur Zeit in der kleinen hellen Capelle befand; diese stand auf, drehte sich um und blickte die Niederknieende scharf an aus zwei muntern braunen Augen, dann flog ein heller Freudenstrahl über das runde, hübsche Gesicht und mit einem wahren Freuden-Sprung und einem halben Ausruf war sie an der Seite der Knieenden, warf sich neben ihr nieder, umfaßte sie mit beiden Armen und küßte und herzte und drückte sie, halb lachend, halb weinend, ganz unbekümmert um die Heiligkeit des Ortes.

Die Knieende war vor Ueberraschung fast einer Ohnmacht nahe, nur mit Mühe sammelte sie sich und flüsterte, den Nacken der Ungestümen umschlingend: „Ist es ein Traum? Bist Du es wirklich, meine liebe, liebe Riquette?"

„Ich bin es, bin es wirklich, meine süße, schöne Claire!" lachte Riquette unter Thränen.

Lange sprachen die Freundinnen, die sich wiedergefunden, nicht; halbe Worte wechselten mit Thränen, Küssen und Umarmungen.

Endlich sagte Riquette; „Komm, Du süße, Du liebe Claire, meine Wohnung ist ganz in der Nähe und ich muß Dir meine Kinder zeigen!“

„Deine Kinder?“ fragte Claire erstaunt.

„Nun ja,“ lachte Riquette mit einer kleinen Verlegenheit, die ihr gar wohl stand, „Monsieur und ich, wir haben es zusammen schon zu zwei Kindern gebracht; sehr groß sind sie freilich noch nicht, aber der Fehler wird alle Tage geringer.“

„Wer ist Monsieur?“ fragte Claire.

„Oh! sie weiß aber auch gar Nichts, diese liebe Claire!“ entgegnete Riquette heiter. „Monsieur, das ist Herr Bassard, den Du oft bei uns gesehen; er ist jetzt wieder als Haushofmeister in die Dienste des Herrn Lucian Bonaparte getreten; da es uns nicht mehr in Paris gefiel und der Herr Senateur Lucian hierher auswanderte, so sind wir mitgezogen. Mein Mann und ich haben übrigens eine eigene Wohnung, und er ist nur Vormittags und Nachmittags einige Stunden im Pallast des Senateurs.“

Unter dem harmlosen Geplauder der jungen, glücklichen Mutter hatte Claire ihren Verfolger ganz vergessen. Sie trat ohne Scheu hinaus unter den Porticus, sie bemerkte den Engländer gar nicht, der immer noch an der Säule stand, und hatte auch nicht Acht, daß derselbe ihr folgte.

„Aber, meine liebe Claire,“ fragte Riquette endlich, „wie kam es, daß Du auch nicht ein einziges Mal an mich geschrieben in der langen Zeit? Ach! ich habe so viel an Dich gedacht, mich so sehr nach Dir gesehnt und so viel um Dich geweint. An meinem Hochzeittage, die Hochzeit war bei meinem Bruder in Saint-Cloud, und Fräulein Hortense, nun ist sie eine Prinzessin, hat mir selbst den Orangeblüthenkranz aufgesetzt, ja, was wollte ich sagen, an meinem Hochzeittage habe ich mehr an Dich gedacht, als an diesen bon homme, den Bassard. Sage, Kind, warum schriebst Du nie?“

„Ist Er nie bei Dir gewesen?“ fragte Claire leise mit niedergeschlagenen Augen.

„Wer?“

„Der Graf d'Entraguès?“

„Wer ist das? Ich kenne ihn nicht.“

„Mein Gemahl hat seinen Familientitel wieder angenommen!“ sagte Claire seufzend.

„Oh! so bist Du jetzt eine kleine Gräfin; aber er ist nie bei mir gewesen!“

„Ich konnte es mir denken, daß er mich auch darin belügen würde!“ sprach die arme junge Frau vor sich hin, dann fuhr sie lauter fort: „Mein Gemahl hatte Gründe, mir jede Correspondenz nach Paris zu untersagen, er hatte mir aber, da er mehrere Male nach Paris reiste, versprochen, Dich aufzusuchen und mir Nachricht von Dir zu bringen;

er brachte mir auch bei jeder Rückkehr von dort Grüße von Dir und die erwünschte Nachricht, daß es Dir wohlgehe. Da er nicht bei Dir war, so hat er Dein Wohlergehen richtig errathen. Oh! er ist ein sehr kluger Mann, und die Grüße hat er aus eigenen Mitteln hinzugethan!"

Claire sagte das mit einer so unendlichen Bitterkeit und sah so tief traurig dabei aus, daß der guten Riquette unwillkürlich die Thränen in die Augen traten. Sie antwortete aber Nichts, sondern führte die Freundin in das Haus, vor dem sie eben standen.

Lord Bathurst sahe die beiden Frauen in das Haus treten. Er nickte voll Befriedigung und sprach vergnüglich: „Da also wohnt diese schöne Frau; ich möchte verdammt sein um ihretwillen!" Dann eilte er mit langen Schritten die Straße hinunter.

Land und Stadt als Quellen der Politik.

Seitdem ernste Erfahrungen zu der Ueberzeugung geführt haben, daß die aus wirthschaftlichen und naturrechtlichen Abstractionen hergeleitete Politik Unfreiheit und schließlich den Untergang der Gesellschaft zur Folge haben müsse; daß nur diejenigen Staats-Institutionen Aussicht auf Erfolg und auf Erfüllung ihrer Zwecke haben, die in Uebereinstimmung mit den ewigen Gesetzen der Gesellschaft, an das Bestehende anknüpfend und dasselbe berücksichtigend, das einheitliche organische Zusammenwirken der gesellschaftlichen Kräfte herbeizuführen im Stande sind — seit dieser Zeit ist das Studium der Gesellschaft, die Erforschung der innerhalb derselben waltenden und die Entwickelung derselben bedingenden Gesetze ein Gegenstand von hervorragender Wichtigkeit geworden. Aber dieses Studium hat nur Aussicht auf Erfolg, in so weit dasselbe nach einem dem Wesen und den großen Verhältnissen des gesellschaftlichen Massenlebens entsprechenden Plane unternommen und verfolgt wird; sofern daran festgehalten wird, daß die einzelnen Systeme desselben auf besonderen und abweichenden Gesetzen beruhen, die eben nur für diese Systeme Gültigkeit haben, die nur bei der staatlichen Behandlung dieser Systeme Anwendung finden dürfen, die aber bei ihrer Uebertragung auf andere, abweichenden Gesetzen unterliegende Systeme auf Irrbahnen führen müssen.

In Anwendung dieser, aus den Gesetzen des organischen Lebens hergeleiteten Regel auf die Politik, giebt sich zu erkennen: daß vor Allem der Gegensatz des ländlichen und des städtischen Lebens Berücksichtigung erheischt; daß die Gesetzgebung nicht ungestraft und ohne der Gesellschaft ernste Nachtheile zu bereiten, die aus dem städtischen Leben abgeleitete Politik auf das Land und umgekehrt übertragen darf. Um dies zu

übersehen, wird man sich die Gegensätze beider Fundamental-Richtungen gesellschaftlicher Thätigkeit zu veranschaulichen haben.

Die Aufgabe des Landmannes bestehet darin, die von Gott gebotenen Productions-Gesetze zu erforschen und unter steter Berücksichtigung derselben alljährlich ein möglichst großes Quantum von Nahrungsmitteln und von Gewerbs-Materialien zu erzeugen. Er hat daher vor Allem durch Ansammlung von Pflanzennahrung — wo möglich bis zum Sättigungspunkt — die Fruchtbarkeit der Erde zu steigern, dadurch den Einfluß ungünstiger klimatischer und Witterungsverhältnisse zu brechen und solcher Art eine Garantie für die Sicherheit und Reichhaltigkeit der Ernten zu gewinnen. Das Vegetations-Capital ist der große nationale Schatz, dessen Verwaltung, Erhaltung und Mehrung dem Landmanne, als ein von Gott ihm anvertrautes Fideicommiß, übertragen ist. Von der Redlichkeit, Einsicht und Ausdauer des Verwalters hängt die Existenz und das Gedeihen dieses Schatzes ab; dieser ist die Grundlage für die weitere Entwickelung des socialen, des Cultur- und des politischen Lebens der Nation.

Nächst der persönlichen Befähigung des Landmannes für Lösung dieser wichtigen Aufgabe, hängt dieselbe ferner davon ab: in welcher Weise die Vertheilung des Bodens stattgefunden; wie das Verhältniß des Landmannes zu dem Landbesitz geregelt worden; ob derselbe nach freier Ueberzeugung seine Functionen zu erfüllen im Stande ist, oder ob übermächtige Privat- oder Staatskräfte lähmend auf ihn einwirken, ihn in bestimmte Richtungen hineindrängen; endlich aber, ob derselbe in der Entwickelung des städtischen Lebens diejenige Unterstützung findet, welche die einzelnen Systeme jedes Organismus zu ihrem Gedeihen sich gegenseitig zu leisten haben.

Der eigenthümliche Wirkungskreis des Landmannes muß seinem Culturleben, wie der Charakterbildung desselben ein entsprechendes Gepräge verleihen. Sein Leben überwiegend in der freien Gottesschöpfung verbringend, in dem Kampf mit den Elementen, in der Leitung mächtiger Naturkräfte, unter steter Berücksichtigung der Naturgesetze, müssen Religiosität, Ernst, Verständigkeit und Redlichkeit seine vorherrschenden Eigenschaften werden. Nicht durch Täuschungen läßt die Natur sich zu reichen Spenden verleiten, sie will vor Allem mit Redlichkeit und Einsicht behandelt sein. Nur im Verlauf mehrerer Decennien sind durch emsiges und ausdauerndes Wirken die reicheren Bodenschätze anzusammeln, — durch Ueberstürzung sind nachhaltige Erfolge nicht zu erzielen. Besonnenheit und ausdauernde Geduld müssen daher in dem Landmann sich herausbilden. Auch dem Neide und der Mißgunst ist er nicht zugänglich, d. h. den Eigenschaften, die als faule Frucht der zügellosen Concurrenz sich herausbilden, da die Landleute und einem anregenden, sittlichen Wetteifer unterliegen. Denn der Verbrauch landwirthschaftlicher Erzeugnisse ist fast unbegrenzt; wo ein nachhaltiger Ueberschuß sich

bildet, da wird der Volkszuwachs bald das Gleichgewicht der Production und Consumtion herstellen; das Gedeihen der Nachbarwirthschaft bringt dem Landmanne daher keinen Nachtheil. Innig berührt endlich durch das Gedeihen der Städte wie des Staats und durch jeden Schaden, den diese erleiden, unmittelbar benachtheiligt, muß der Landmann sich bereit fühlen, dem Gemeinwohl, dem Vaterlande, wie seinem Fürsten Opfer zu bringen. Er ist seinem innersten Wesen nach conservativ, weil der Umgang mit der Natur ihn von allen Abstractionen zurückhält, die Erfahrung für ihn allein von Gewicht ist. Er neigt selbst zum Absolutismus hin, weil die Nothwendigkeit eines starken Hausregiments sich ihm täglich aufdrängt, und weil die Einreden in seine wirthschaftlichen Dispositionen, die mit jedem Witterungswechsel geändert werden müssen, ihm so störend erscheinen, daß er sie auch nicht für die staatlichen Dispositionen statuiren zu dürfen glaubt. Seine kernige Natur scheuet den Kampf auf dem Schlachtfelde nicht, aber er liebt den Frieden, weil die Gefahren und Lasten des Krieges vor Allem ihn und sein Eigenthum bedrohen.

Dies sind die Eigenschaften, die bei gesunder, d. h. den Gesetzen des Landbaues entsprechender Organisation der ländlichen Verhältnisse in der ländlichen Bevölkerung sich herausbilden. Eine derartige Organisation ist seit Durchführung der agrarischen Reformen nicht wieder erzielt worden, und man kann jene Eigenschaften nicht als allgemein vorhanden bezeichnen. Aber als Kern haben sie sich noch immer in der ländlichen Bevölkerung erhalten.

Bei Erörterung der städtischen Verhältnisse und der aus diesen naturgemäß sich hervorbildenden Eigenschaften der städtischen Bevölkerung müssen wir zunächst die kleinen Städte, als überwiegend dem Lande angehörend, ausscheiden, eben so die gelehrten Stände, die in den größeren Städten ihre natürliche Stätte finden. Hier haben wir es nur mit den Stadtwirthschaften und mit dem unmittelbar producirenden Theil der städtischen Bevölkerung zu thun, dessen Aufgabe es ist, die von der Natur freiwillig gespendeten oder derselben von den Landleuten abgerungenen Materialien zu veredeln, den Bedürfnissen des Culturlebens entsprechend umzuformen, herzurichten und überall hin das für den Bedarf Nothwendige zu bringen, d. h. mit dem Gewerbsleben, der Fabrication, dem Handel und der darauf basirten Bevölkerung.

Wie sehr diese Aufgabe in ihrer Gesammtheit auch die des Landwirths an Vielseitigkeit überragt, die städtische Bevölkerung in ihren verschiedenen Schichten und gewerblichen Abtheilungen wird doch unvermeidlich zur Einseitigkeit hingedrängt, weil die Rentabilität der Stadtwirthschaft durch die möglichst ausgedehnte Anwendung des Princips der Arbeitstheilung bedingt wird. Wie es Aufgabe des Landwirths ist, möglichst große Quantitäten an Vegetations-Capital anzusammeln und in den Boden niederzulegen, so ist der Stadtwirth bestrebt, möglichst große

Quantitäten an Geld-Capital anzusammeln, zu neuen Productionen zu verwenden oder verzinslich anzulegen. Jener ist Verwalter und Pfleger des unbeweglichen, dieser des beweglichen National-Vermögens. Wie jener in dem Erblühen der benachbarten Landwirthschaften eine sittliche Anregung findet, so sieht dieser in jeder neu erstehenden gleichartigen Wirthschaft einen Gegenstand der Besorgniß, des Bekämpfens, geeignet, ihm das Ziel seines Strebens zu verkümmern. Der Landwirth bedarf der ausdauerndsten mühevollsten Thätigkeit, erst nach vieljährigen Anstrengungen darf er hoffen, seinen Fleiß durch reichere Naturspenden belohnt zu sehen. Bei dem Städter hängen die Erfolge von der Größe des zu seiner Verfügung stehenden Geld-Capitals, von glücklicher Speculation ab, und in kürzester Frist kann derselbe in den Genuß erworbener Reichthümer treten — oder seinen Untergang gefunden haben. Jener hat es mit den unwandelbaren Kräften der Natur, dieser mit den veränderlichen Leidenschaften und Bedürfnissen der Menschen zu thun; jenen stärkt das Gefühl der Sicherheit bei mäßigem Erwerb, dieser wird in dem Gefühl der Unsicherheit durch ungemessene Hoffnungen und Phantasieen getragen. Die schwer beweglichen Producte des Landbaues ketten den Landmann an seine Nachbarschaft, an sein engeres Vaterland, das Gedeihen des letzteren entscheidet über sein Wohlergehen. Die Erzeugnisse der Stadtwirthschaft dagegen haben einen ausgedehnteren Markt, und der Städter wird in dem Gedeihen seines engeren Vaterlandes weniger lebhaft berührt, als der Landwirth.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß unter so abweichenden Verhältnissen auch das Culturleben und die Charakterbildung der städtischen Bevölkerung sich vielfach abweichend von der ländlichen entwickelt. In dem engen Raum der Werkstatt oder des Handels-Comtoirs sein Leben verbringend, ausgeschlossen von dem unmittelbaren Verkehr mit der freien Natur, muß der Städter mehr eine grübelnde, speculirende Richtung verfolgen, eine solche, die bei vorgeschrittener Arbeitstheilung sich auf ganz particuläre Momente beschränkt, oder universelle Speculationsgebiete umfaßt. Einseitigkeit und Kosmopolitismus, Vielseitigkeit und Partikularismus, dies sind die Gegensätze in dem Geistesleben der städtischen und der ländlichen Bevölkerung.

Mit der Einseitigkeit der Cultur, mit der Verweichlichung, die das Stadtleben im Gefolge hat, steigert sich entsprechend der Umfang und die Mannichfaltigkeit der Bedürfnisse. Ebenso muß die Unsicherheit der Existenz, der Zustand der Gefahr, in welcher der Städter lebt, durch einen reicheren Verzehr an materiellen und geistigen Gütern aufgewogen werden. Die Genügsamkeit in eingelebten Verhältnissen ist vorherrschend nur dem Landmanne eigen. Der Städter erfährt nicht selten, daß auch Täuschungen von reichen Erfolgen begleitet sind, während dies beim Landmann niemals der Fall ist. Die Sorge für Aufrechterhaltung des Credits und das Gesetz sind die alleinigen äußeren Motive, die den

Städter zur Wahrhaftigkeit anregen, während nicht selten der Verzweiflungskampf mit einer mächtigen Concurrenz jedes Rettungsmittel willkommen erscheinen läßt.

Hiernach wird aus dem stadtwirthschaftlichen Leben ein Gefühl der Existenzunsicherheit, eine fieberhafte Begierde nach Gelderwerb, wie nach Genuß, krankhafte Einseitigkeit in der Entwickelung der physischen, wie der geistigen Kräfte, schwach fundirte Redlichkeit, und eine geringere Anhänglichkeit an das engere Vaterland sich hervorbilden. Diese, den Zusammenhang der gesellschaftlichen Kräfte lösenden Eigenschaften werden um so bestimmter zur Erscheinung kommen, je mehr die Gesellschaft atomistirt worden, je zügelloser der Kampf Aller gegen Alle geführt wird. Sie treten in den Hintergrund und werden schließlich in die entgegengesetzten sittlichen Eigenschaften umschlagen, in dem Maße, wie es gelungen, den gewerblichen Kräften eine gesunde, lebensfrische Organisation zu verleihen, die edlen Blüthen eines genossenschaftlichen, corporativen Lebens zu zeitigen. Ganz besonders aber wird die gewerbliche Bevölkerung die Stätte eines edlen Culturlebens werden, sobald sie neben ihrer corporativen Organisation dem Einfluß der gelehrten Klassen unterliegt; sobald Kunst, Poesie und Wissenschaft innerhalb derselben ihre Heimath aufschlagen, befruchtend und veredelnd auf dieselben einwirken.

Während in dem einfachen Entwickelungsgange des gesellschaftlichen Lebens dem Landmann sich größere Garantien für eine gedeihliche Ausbildung seiner Culturverhältnisse darbieten, fehlt es dem reichen Gesellschaftsleben nicht an den Mitteln, dem Städter einen vollen Ersatz zu gewähren, denselben zu den höheren Stadien des Culturlebens emporzuleiten. Ueberall hängt der Erfolg davon ab, daß die in der Erfahrung begründeten, den Gesellschaftsgesetzen entsprechenden Bahnen der Politik betreten und verfolgt werden. —

Mit den Fortschritten der Gesellschaftswissenschaft wird der hier nur in wenigen Zügen angedeutete Gegensatz des städtischen und des ländlichen Lebens immer schärfer hervortreten. Hier handelte es sich lediglich darum, auf einen Gegensatz bestimmt hinzuweisen, der zur Zeit in der Staatswissenschaft, wie in der Staatspraxis, — zum großen Nachtheil beider, — vollkommen ignorirt wird. Diese bemerkenswerthe Erscheinung wird durch den eigenthümlichen Entwickelungsgang unseres öffentlichen Lebens erklärlich, dessen Darlegung uns zugleich den Schlüssel für mannigfache Erscheinungen der Gegenwart bietet.

Die für ihre Zeit bewundernswürdigen Institutionen des Mittelalters waren, getragen von dem Geiste des Christenthums, aus dem wirthschaftlichen wie aus dem politischen Bedürfniß ihrer Zeit hervorgegangen, ohne daß die Wissenschaft dabei mitgewirkt. In rein practischem Wege war das große Räthsel gelöset, wie der Landbau ohne Sclavenarbeit betrieben werden konnte, während die Staatskunst zu einer allgemeinen Anwendung der Geldwirthschaft noch nicht herangereift war.

Nur in den Städten war diese heimisch und diese erblüheten unter dem Beistande einer conservativen Organisation der gewerblichen Kräfte in Folge der Entdeckungen von Amerika, der Buchdruckerkunst, der Wiedererweckung der Wissenschaften wie der Kunst zu einem reichen geistigen Dasein. Auch die Staatswissenschaften wurden Gegenstand eifriger Pflege. Aber die Grundlagen derselben blieben auf die klassischen Autoren, sowie auf die Wahrnehmungen beschränkt, zu denen das städtische Leben Anlaß bietet. Es konnte auch gar nicht anders sein, so lange der Landbau der Feudalverfassung unterlag, daher von dem unmittelbaren Einfluß der Staatsgewalt wie der Wissenschaft ausgeschlossen blieb.

Erst in neuerer Zeit, als das Bedürfniß immer dringender hervorgetreten war, auch den Landbau zur Geldwirthschaft hinüber zu führen, dadurch die Anwendung der großen Entdeckungen der Agronomie — England war hierin ein leuchtendes Vorbild — auf denselben möglich zu machen, ihn zu den höheren Stadien der Productivität zu erheben, wurden die ländlichen Verhältnisse Gegenstand besonderer Staatsfürsorge. Aber die Wissenschaft hatte mit denselben sich nicht beschäftigt, und es ist leicht erklärlich, daß die aus dem städtischen Leben hergeleitete Staatskunst ohne Weiteres auf den Landbau Anwendung fand, da der Gegensatz des städtischen und des ländlichen Lebens auch heute noch nicht erkannt worden ist. Aber die städtische Politik, aus isolirten Wahrnehmungen, aus national-ökonomischen und naturrechtlichen Abstractionen hergeleitet, zu einer Zeit ausgebildet, als der Begriff der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Massenlebens sich noch nicht entwickelt hatte, eben weil das Land bisher außer Betracht geblieben war, beruhete ausschließlich auf den Doctrinen des Liberalismus.

Mit der Lösung der feudalen Fesseln drang der Strom des geistigen Lebens aus den Städten auf das Land ein; die ländliche Bevölkerung, so weit sie zur Aufnahme desselben befähigt war, ward von dem geistigen Ferment mächtig ergriffen; die Anwendung der Wissenschaft war möglich, sie war eine Nothwendigkeit geworden. Eine außerordentliche Rührigkeit gab sich in der ländlichen Bevölkerung zu erkennen, und man konnte sich eine Zeit lang der Hoffnung hingeben, daß die Stadtpolitik, unter dem Beistande des dem Lande zugeführten geistigen Lebens, den Landbau zu einer außerordentlichen Productivität erheben, auch in der ländlichen Bevölkerung edle Blüthen geistigen Lebens zeitigen werde.

Diese Hoffnungen sollten nur geringen Theils in Erfüllung gehen. Der Liberalismus, an und für sich unwahr und selbst das städtische Leben untergrabend, konnte in seiner Uebertragung auf das Land nur zerstörend wirken. Von einer Mehrung, Pflege und Bewahrung des Bodenreichthums konnte Seitens der von Schulden erdrückten, vom Wucher zerfressenen, in die Bahnen der Speculation hineingedrängten ländlichen Bevölkerung wenig die Rede sein. Mehr und mehr kamen innerhalb derselben die Erscheinungen zu Tage, die wir als Eigenschaf-

ten der entfesselten Städtwirthschaft wie der atomisirten städtischen Bevölkerung kennen gelernt haben.

Dagegen fand die der ländlichen Bevölkerung zugeführte geistige Saat hier einen empfänglichen, einen urkräftigen Boden. Durch seinen Beruf darauf hingewiesen, den äußeren Erscheinungen des Lebens eine stete Aufmerksamkeit zu schenken, den Ursachen und Wirkungen derselben nachzuforschen, auf Mittel zur Begegnung oder Abhülfe schädlicher Einflüsse zu sinnen, wird der Landmann dahin gedrängt, die ihm urplötzlich überkommenen liberalen Institutionen einer scharfen, einer eingehenden Kritik zu unterwerfen. Für sein Urtheil und für sein Handeln giebt es nur einen Maßstab — die Erfahrung. Er verwirft Alles, die herrlichsten Phantasie-Gemälde lassen ihn unberührt, sobald sie vor diesem Richterstuhl nicht bestehen. Seinem geistigen Auge mußte der Liberalismus bald als ein lustiges, irreleitendes Phantom erscheinen, während der Städter auch nach den bittersten Täuschungen und nach den härtesten Erfahrungen an seinen Freiheits-, Gleichheits- und Glückseligkeitsträumen festhält, nervenerregt und entzündlich bleibt. Und wo ihm einmal Zweifel aufstoßen, da unterliegt deren Lösung bei den complicirten Verhältnissen sehr großen Schwierigkeiten, so daß er selbst zweifelnd im Irrthum verharrt.

Der praktische Geist des Landmannes konnte es indessen bei der bloßen Kritik nicht bewenden lassen. Er mußte bald auf Mittel denken, wie dem steten Anwachsen des Proletariats, den Dismembrationen, dem Güterschacher, der Güterbelastung entgegenzuwirken, die Familie und die Wirthschaft wiederum enger an einander zu ketten, die mächtige Staatskraft sich productiv zu erweisen habe. Der Landmann, durch die Gefahren seiner Lage gedrängt und dem neu erweckten Geiste folgend, ward Politiker. Er studirte das Inland wie das Ausland, er verglich, er debattirte und wagte sich hin und wieder sogar an das Licht der Presse. Ueberall sah der von traditioneller Ueberlegenheit aufgeblähete Stadtgeist mitleidsvoll auf die oft unsicheren Schritte des in den Emancipationswehen begriffenen ländlichen Politikers herab. Um die Verwerfung der dringendsten Reformen zu motiviren, genügte der Nachweis, daß sie im Widerspruch ständen mit den weltbeglückenden Doctrinen des Liberalismus.

Diese aber hatten, was gar nicht ausbleiben konnte, endlich das Jahr 1848 gebracht. In der ersten Ueberraschung hatte selbst ein Theil des Landvolkes sich von der Bewegung mit fortreißen lassen. Die Tollheiten jener Zeit und deren Früchte: das Bürgerwehr-Gesetz, die Gemeinde-Ordnung, die Steuer-Erhöhungen rc. wirkten indessen mit eminenter Heilkraft. Mehr und mehr entsendete das Land Männer in die Kammern, welche von dem Geiste der innerhalb der ländlichen Bevölkerung sich entwickelnden Politik erfüllt waren. Die conservative Sache gewann endlich, was ihr bisher überall gefehlt, was deren Consolidirung

gehindert hatte: einen Vereinigungs-Punkt. Die Vertreter derselben, anfänglich auf die bloße Negation des Liberalismus beschränkt, gingen zu einer positiven, aufbauenden Politik über; sie gelangten dahin, sie immer fester zu begründen, sie in ein System zu bringen, sie wissenschaftlich auszubauen. Die Staatskunst wird bei uns von den Fesseln der Doctrin erlöset, die seit Rousseau und Voltaire wie ein ertödtender Alp auf den Völkern Europas lastet. Die conservative Politik ist endlich eine Macht geworden. Das Reich der Forschung, der wissenschaftlichen Empirie tritt an die Stelle der Abstraction.

So hat sich denn neben dem Throne des Liberalismus, der ersichtlich den Glauben an sich verloren hat und seiner Zuversicht beraubt ist, ein neuer ebenbürtiger Kämpe aufgestellt: die conservative oder die Socialpolitik. Oder auf den Ursprung zurückgehend: Neben der Stadtpolitik hat die Landpolitik ihr Banner aufgepflanzt.

Die Socialpolitik wird durch das Bewußtsein getragen, daß sie die Wahrheit sei, daß ihre Macht im Wege der freien Forschung, wie der Erfahrung, immer fester begründet werden muß, und daß die colossale und täglich wachsende Macht aller derjenigen ihr zur Seite steht und zufallen wird, die durch den Liberalismus der edlen Schätze dieses Lebens beraubt, die der socialen Krankheit Preis gegeben worden und mindestens für ihre Kinder Rettung aus unerträglichem Elende verhoffen.

Fern sei es von uns, dem Liberalismus jede Berechtigung und jedes Verdienst absprechen zu wollen. Seine Anerkennung des Individuums als eines freiheit- und culturberechtigten Wesens ist ein Verdienst um die Menschheit. Er wird auch ferner Gelegenheit haben, sein Schützer-Amt über das Individuum zu bethätigen, sofern die Socialpolitik Mißgriffe machen, dem Individuum gegenüber in der Verfechtung der Interessen der Gesellschaft zu weit gehen sollte, sobald sich die Gefahr zu erkennen giebt, daß das Culturleben durch eine kastenhafte Organisation der Gesellschaft gefährdet werden könnte.

Immer und überall muß die Veredelung und Vervollkommnung des Menschen der Zweck aller irdischen Bestrebungen sein. Das Christenthum weiset auf dieses erhabene Ziel hin, und die Socialpolitik nimmt keinen Anstand, die Bestrebungen des Liberalismus, soweit sie die Erreichung jenes Zieles fördern, vollkommen anzuerkennen.

Ueber die Wege aber, die Behufs Erreichung des vorgesteckten Zieles verfolgt werden sollen, ist keinerlei Verständigung zwischen der Socialpolitik und dem Liberalismus zulässig — es sei denn, der Liberalismus fasse den Entschluß, sich der conservativen Politik rückhaltlos anzuschließen. Und sollte dieser Entschluß so schwer, sollte er unmöglich sein? Aller Orten tritt der Bankerott der liberalen Staatskunst zu Tage, überall hat sie das Gegentheil dessen gebracht, was sie verheißen. Wo sie Freiheit durch Verfassungs-Artikel gewährleistet hat, da ist diese überall durch die entfesselten Privatkräfte zu Grunde gerichtet worden;

da sind Pauperismus, Proletariat, Verkümmerung der Lebensmittel hervorgetreten; da hat die Säbelherrschaft Rettung schaffen müssen, da steht die sociale Revolution in Aussicht. Wer in der Doctrin nicht dergestalt verfangen ist, daß er das Verständniß für die Macht der Thatsachen eingebüßt hat, der kann sich der Ueberzeugung nicht ferner verschließen: daß die Zeit gekommen ist, wo alle Einsichtigen fühlen, daß die Umkehr zu einer lebensfähigen, auf der Erfahrung beruhenden, einer zukunftreichen Politik nothwendig, daß das fernere Beharren auf der Bahn der Experimentalpolitik ein Verrath an der Menschheit ist.

Was die Landleute den Städtern danken, dafür bieten sie bei uns Ersatz, indem sie ihnen eine neugekräftigte, eine fruchtbringende, eine aus den Fesseln der Negation, der Scepsis befreite Wissenschaft zurückgeben; dadurch, daß sie eine auf der Erfahrung begründete, eine auf den ewigen Gesetzen der Gesellschaft, auf den Geboten Gottes beruhende, conservative Politik anbahnen und verfolgen.

Der Krieg im Orient.

Beinahe drei Jahre sind verflossen, seitdem die orientalische Frage unseren Erdtheil in immer peinlichere Spannung versetzte. Begebenheiten mannichfachster Art drängen sich in diesem Zeitabschnitt, so daß ein Rückblick auf den Verlauf des Kampfes willkommen sein wird, — selbstverständlich nur auf etliche Hauptpunkte, mit Uebergehung des weniger Bedeutenden. Desgleichen bleiben die Ereignisse auf dem asiatischen Kriegsschauplatze hier ausgeschlossen. Hätten die Westmächte von vorn herein ihre Streitkraft dahin geworfen, so mußte dies ein höchst bedeutendes Resultat liefern; wie aber die Dinge sich gestaltet, liegt die Entscheidung gewiß nicht in jenen Gegenden.

Ziemlich allgemein wird Kaiser Nikolaus beschuldigt, den Krieg *veranlaßt* zu haben, während er doch in Wahrheit nur den *Vorwand* dazu lieferte. Welche Aeußerungen der Monarch immerhin über den „kranken Mann" gemacht, im Sommer 1853 dachte er gewiß nicht daran, ihn zu begraben, wie unwidersprechlich aus den Thatsachen hervorgeht. Er sollte nur der Vernunft und Billigkeit zugänglich gemacht werden, weshalb Anfangs Juli ein nicht ganz vollständiges Armee-Corps — im Betrage von etwa vierzigtausend Mann — die Grenze der Donau-Fürstenthümer überschritt und erst nach einigen Monaten verstärkt ward. Ohne Weiteres darf man dem Kaiser, zumal nach den Erfahrungen von $18^{28}/_{29}$, so viel militärische Einsicht zutrauen, daß er nicht glaubte, mit jener Truppenzahl die europäische Türkei erobern zu können, daß also der Krieg gegen selbe nicht in seiner Absicht lag.

Anderer Seits haben gewiß auch die Westmächte nicht an einen Kampf in den dermaligen Dimensionen gedacht, sondern anfänglich nur die Sicherung der türkischen Hauptstadt in's Auge gefaßt. Nachdem zu Anfang des Jahres 1854 ihre Geschwader im Schwarzen Meere erschienen, landeten am 31. März zuerst französische Truppen bei Gallipoli, vierzehn Tage später zu Konstantinopel. Damit war unter allen Umständen der ursprüngliche Zweck erreicht, etwas Weiteres jedoch kaum denkbar, weil der Versuch, mit beinahe sechszigtausend Mann in Rußland einzudringen, an das Abenteuerliche streift. Dies konnte den Verbündeten nicht unbekannt sein, und wenn sie dennoch bis Varna vorgingen, so liegt darin vermuthlich nur das Eingeständniß eines Irrthums. Man hatte zuerst die feindliche Heeresmacht an der Donau überschätzt und allzu wenig von den Türken erwartet; jetzt verleitete der lahme Gang des Feldzugs zu dem entgegengesetzten Extrem. Dazu kamen die Bemühungen des Viscount Stratford de Redcliffe, der in seiner Animosität gegen Kaiser Nikolaus *) als einer der hauptsächlichsten Anstifter des Krieges gelten kann.

Unsre Aufgabe, den Verlauf desselben übersichtlich darzulegen, zerfällt naturgemäß in vier Abschnitte: I. Selbstständiger Widerstand der Türkei, II. Feldzug der Verbündeten im Jahre 1854, III. desgleichen von 1855, IV. Unternehmungen und Erfolge ihrer Flotten.

I.

Während des Sommers hatte sich allmählich ein türkisches Heer in Bulgarien versammelt, von welchem im October und November mehrere Abtheilungen auf das linke Ufer der Donau übergingen und sich bei Czetate, Kalafat, Oltenitza verschanzten. Bekanntlich ist die Vertheidigung selbst mangelhafter Werke eine der starken Seiten des türkischen Kriegsmannes, und die Zweckmäßigkeit von Sturmangriffen konnte um so zweifelhafter erscheinen, da ihr vollständiges Gelingen keinen wesentlichen Vortheil gewährt hätte. Dennoch fanden solche Unternehmungen obenein in wenig geeigneter Form statt; am Schlusse des Jahres hatten die Russen nichts ausgerichtet, wohl aber viele Menschen eingebüßt, und die Gegner an Selbstvertrauen gewonnen.

Eben so verflossen die ersten Monate von 1854, bis endlich am 23. März ein Theil der inzwischen beträchtlich verstärkten Armee die untere Donau überschritt. Hirsowa, Matschin, Isaktscha, Tultscha wurden im Laufe der nächsten Tage genommen, und bald hatte die Hauptmasse den Trajanswall erreicht, so daß man glauben konnte, von einem Hauptschlage bei Schumla zu hören. Gelang derselbe, so war wenigstens der moralische Eindruck bedeutend, die materiellen Vortheile wären

*). Dieser hatte früher die Anstellung des Lords als britischen Gesandten in Petersburg sich verbeten.

schwerlich hoch anzuschlagen gewesen, denn das Vordringen gegen Adrianopel blieb durchaus unrathsam.

Statt dessen erfolgte der Angriff auf Silistria, einen elend zu nennenden Platz, welcher dennoch und ungeachtet sehr bedeutenden Menschen-Verlustes nicht überwältigt ward. Am 26. Juni zogen die Belagerer wieder ab, zumal inzwischen auch links der Donau einige den Muselmännern günstige Gefechte stattgefunden und den Feind genöthigt hatten, die kleine Walachei gänzlich zu räumen.

Unter den gegebenen Verhältnissen kann es beinahe als Glücksfall gelten, daß Oesterreich am 14. Juni mit der Pforte den bekannten Vertrag wegen Besetzung der Donau-Fürstenthümer geschlossen hatte. Er lieferte dem russischen Heerführer einen passenden Vorwand, dieselben zu verlassen, lediglich aus Rücksichten für das Wiener Cabinet und „strategischen Gründen". Allmählich rückten österreichische Truppen ein, während die Russen, langsam hinter den Pruth zurückgehend, das genommene Unterpfand scheinbar freiwillig aufgaben.

So hatte ein Theil des türkischen Heeres — denn die Hauptmasse blieb fortwährend unbeweglich bei Schumla — den mächtigen Gegner aufgehalten, sogar öfter hart bedrängt, und überhaupt bei weitem mehr geleistet, als wahrscheinlich die eignen Verbündeten erwartet. Gänzliche Zurücksetzung durch letztere war der Lohn dafür! Fortan mußten die Truppen des Sultans sich in eine höchst untergeordnete Stellung fügen, sogar in eine entwürdigende, als sie etwas später von den Engländern zu den niedrigsten Diensten und gleichsam als Lastthiere verwendet wurden.

II

Endlich waren die Verbündeten von ihrer Besorgniß wegen Konstantinopels zurückgekommen und nach Varna geschifft, unverkennbar um Omer Pascha zu unterstützen, wenn der Feind ernstlich gegen Schumla drang. Als letzterer über die Donau zurückging und Anstalten traf, die Fürstenthümer ganz zu räumen, erhob sich die bedenkliche Frage: was nun? Thatlos bei Varna zu bleiben, war unmöglich, schon der Waffenehre halber, und weil die Armee in jenem Lager durch Seuchen zu Grunde gerichtet worden wäre. Zunächst lag aber kein anderes Operations-Feld als das an der unteren Donau zwischen Reni und der Mündung, gegen welches zu sagen war, daß man die ganze russische Armee finden, und sich überhaupt in möglichst ungünstiger Lage schlagen werde; überdies waren die verwendbaren Streitkräfte dazu bei weitem nicht ausreichend.

Dessen ungeachtet scheint von dieser Bewegung ernstlich die Rede gewesen zu sein, wie das Unternehmen der sogenannten Recognoscirung in der Dobrudscha glauben läßt; ihr trübseliger Ausgang zeigte jedoch, daß dort keine Lorbeeren wüchsen und die erwähnte Frage trat von Neuem ein. Mag die Krim-Expedition von Paris aus angeordnet

worden, oder das Ergebniß von Berathungen der Ober-Anführer gewesen sein, — sie war mißlich, aber das Einzige, was übrig blieb, da eine Versetzung der Armee auf den Kriegsschauplatz in Klein-Asien jetzt große Schwierigkeiten gehabt hätte. Am 14. September erfolgte die Landung derselben bei Eupatoria.

Russischer Seits mag man ziemlich spät entdeckt haben, daß es der taurischen Halbinsel gelte, denn nur wenig über 30,000 Mann befanden sich dort. Fürst Mentschikoff raffte zusammen, was möglich war, lieferte das Treffen an der Alma, und mußte weichen, da erfolgreicher Widerstand gegen doppelte Ueberzahl, die besser bewaffnet ist, zu den größten Seltenheiten gehört. Sein Rückzug auf Sebastopol ist ohne hinlänglichen Grund getadelt worden, da die Gegner hinsichtlich der Verpflegung und Munition auf Eupatoria angewiesen, einen Marsch nach Baktschi-Sarai oder Sympheropol nicht wagen durften. Dagegen war es ein gefährlicher Mißgriff, daß er beim Abzuge nach Baktschi-Sarai außer den Matrosen nur sechs oder acht Reserve-Bataillone in Sebastopol zurückließ, — ein Mißgriff, der indeß schon drei Tage später wieder gut gemacht ward.

Wollten die Westmächte Sebastopol erobern und dabei nicht Hungers sterben, so mußten sie die Südküste der Halbinsel gewinnen, und ihr vielbelobter Marsch dahin war einfach ein Werk zwingender Nothwendigkeit. Wahrscheinlich von der geringen Festigkeit des Platzes auf der Landseite unterrichtet, hofften sie denselben schnell zu überwältigen, was mittelst eines kühnen tour de force allenfalls möglich gewesen wäre. Aber die früher erwähnten drei Tage verstrichen ungenutzt, und sobald Fürst Mentschikoff hinlängliche Streitkräfte hineingeworfen und in der Nähe Stellung genommen hatte, war das Gelingen des gewaltsamen Angriffs höchst zweifelhaft. Man beschloß die regelmäßige Belagerung eines Platzes, welcher nur zur Hälfte eingeschlossen und in ungestörter Verbindung mit der feindlichen Armee war! Nothwendig hätte vor Allem die letztere vertrieben werden müssen, dazu fehlte es jedoch an hinlänglichen Streitmitteln, oder an Entschlossenheit, oder vielleicht an beiden.

Mittlerweile hatte Fürst Mentschikoff Verstärkungen erhalten, und säumte nicht, den Feind anzugreifen, welcher am 5. November überrascht, sich nur mit höchster Anstrengung und großem Verlust behauptete. Die Schlacht von Inkerman wurde von den Russen nicht gewonnen, weil die Leitung des Ganzen wie im Einzelnen Vieles zu wünschen übrig ließ, die viel bessere Bewaffnung der Gegner sehr fühlbar ward, und der taktische Schematismus der Russen sich noch nachtheiliger erwies als an der Alma. Jedoch hatte auch der Feind, namentlich das englische Corps, einen so heftigen Stoß erlitten, daß seine Thätigkeit etwas erlahmte; überdies gestattete auch die Strenge des Winters keine erheblichen Fortschritte der Belagerungs-Arbeiten.

Ueber die Drangsale der Verbündeten während dieses Winters ist nichts Anderes zu sagen, als daß sie denen des Rückzugs von Moskau ziemlich gleich kommen. Vorzugsweise litten die Engländer, theils wegen der Unbehülflichkeit des britischen Soldaten, theils in Folge der entsetzlich confusen Heeres-Verwaltung; die Bataillone schmolzen auf schwache Cadres zusammen, was bei den französischen Truppen nicht in gleichem Maße der Fall, doch immerhin empfindlich genug war. Ueberdies konnten jene die Lücken kaum nothdürftig und großentheils nur durch Rekruten ausfüllen, während Napoleon III. den Ersatz durch alte Soldaten der in Frankreich stehenden Regimenter bewirken ließ, und außerdem bedeutende Abtheilungen nach der Krim schickte. Hiernach war beim Eintritt der besseren Jahreszeit die französische Armee gewiß doppelt so stark als im Beginne des Feldzugs.

Allein erreicht hatte man in demselben nichts als etwas gloire militaire, und die Lage der Gegner erscheint, ungeachtet der von ihnen verlornen zwei Schlachten, günstiger als vorher.

III.

Seit dem Beginn der Belagerung von Sebastopol waren die russischen Ingenieure eifrig beschäftigt, die nur von einer Ringmauer gebildete Umfassung auf der Landseite durch Anlegung von Landwerken zu verstärken, und der Ausdruck ist gestattet, daß sie unter dem feindlichen Feuer eine zweite Festung erbaut. Dieser kaum jemals vorgekommenen Thatsache ist der Name des jetzigen General Todleben für alle Zeit beigesellt.

Aber auch die Verbündeten hatten die Hände nicht in den Schooß gelegt und namentlich ein Material zusammengebracht, wie früher unerhört gewesen. Als am 9. April 1855 das Feuer wiederum begann, standen etwas mehr als fünfhundert Geschütze in Batterie, deren geringstes Kaliber 32-Pfünder waren, sie schossen vierzehn Tage lang mit größter Lebhaftigkeit, und verbrauchten — ohne die bei Nacht geworfenen Bomben — ungefähr 280,000 Projectile. Dennoch waren die Belagerten in vollständig guter Verfassung, als das Schwinden der Munition nothwendig machte, vom 23. April ab das Feuer bedeutend zu mäßigen.

Früher schon hatte Fürst Mentschikoff das Commando niedergelegt und den General Gortschakoff zum Nachfolger erhalten, ohne daß dadurch eine merkbare Veränderung in den Maßregeln herbeigeführt worden wäre. Einflußreicher erscheint jedenfalls der Wechsel in der oberen Leitung des französischen Heeres. General Canrobert, ein tüchtiger Soldat, dabei aber gewissenhaft und etwas methodisch, trat am 16. Mai wieder an die Spitze seiner früheren Division, wogegen der Oberbefehl an Pelissier überging, dessen rücksichtslose Energie von Schonung des Menschenblutes wenig wußte. Hierzu kamen noch bedeutende Verstär-

kungen, indem gerade damals vier französische Divisionen (wovon eine aus Reiterei bestehend) und funfzehntausend Sardinier in der Krim anlangten.

Warum der neue Ober-General, von dem bisherigen Gange abweichend, die Schiffervorstadt (Karabelnaja) zum Angriffspunkt wählte, ist unbekannt, und die von Anderen dafür angeführten Gründe erscheinen nicht durchschlagend. — Am 6. Juni eröffnete die Artillerie ihr Feuer gegen den genannten Stadttheil, und schon folgenden Tages erstürmten etwa vierzigtausend Mann die vor demselben gelegenen Werke: Redouten Volhynien, Selenginsk, Kamschatka und einen befestigten Steinbruch, nach heroischem Widerstande der Besatzung. Hierauf wieder lebhaftes Feuer gegen den Hauptwall, so lange die Munitions-Vorräthe es gestatteten.

Napoleon III., von den Erfolgen des 7. mehr als billig aufgeregt, hatte das Begehren gestellt, daß Franzosen und Engländer vereinigt am Jahrestage von Waterloo die Erinnerung an dieses Ereigniß durch einen entscheidenden Schlag, d. i. den Sturm der Karabelnaja, vertilgen möchten. Ungeachtet die Dinge noch nicht dahin gediehen waren, um den Versuch mit einiger Aussicht auf das Gelingen zu machen, ging General Pelissier ohne Weiteres darauf ein, und Lord Raglan mochte Weisungen erhalten haben, die ihn verhinderten seine Mitwirkung bei dem leichtsinnigen Schritte abzulehnen. Ueberdies verleitete der partielle Erfolg des am Morgen des 17. begonnenen Geschützfeuers den französischen Aufführer, seinen ursprünglichen Plan zu ändern: die zweistündige Kanonade am 18. Juni früh sollte wegfallen und der unmittelbare Angriff bereits um 3 Uhr stattfinden.

Bekanntlich mißlang er vollkommen, und von mehr als vierzigtausend Mann, welche ihn unternommen, waren binnen kurzer Zeit siebentausend todt oder verwundet, mehrere hundert gefangen. Er scheiterte, nicht weil eine französische Division schon um 2¾ und die Engländer erst um 3½ Uhr zum Werk schritten, sondern weil die Werke wenig beschädigt und ihre Vertheidiger, durch die Bewegung bei dem Belagernden aufmerksam gemacht, in Kampfbereitschaft waren, auch mit ausgezeichneter Tapferkeit fochten. Nächstdem empfehlen sich die Einzelnheiten der getroffenen Anstalten durchaus nicht, zumal bei den Engländern, wo ein wahrhaftes Ungeschick hervortritt.

Während der nächsten acht Wochen geschah nichts Anderes, als daß die Arbeiten der Belagerer näher rückten und von der Besatzung die Werke ausgebessert und verstärkt wurden. Allmählich trafen bei der russischen Armee sehr bedeutende Verstärkungen ein, und Fürst Gortschakoff sahe sich befähigt (vielleicht auch von Oben her veranlaßt), seine bisherige Passivität aufzugeben; ein Treffen mit glücklichem Ausgang konnte möglicher Weise den Entsatz des Platzes herbeiführen. Allein die Aufgabe war jetzt unendlich schwieriger, als im November des ver-

flossenen Jahres. Man hatte dem Gegner die Tschernaja überlassen, und mußte vor Allem den Uebergang erzwingen, dann folgte der Angriff auf die dortigen Höhen, und schließlich das Erstürmen der weiter rückwärts gelegenen Werke, welche ein verschanztes Lager von großer Widerstandskraft bildeten.

Ein so weitgreifender Plan lag freilich dem russischen Heerführer fern, dessen ganzes Verhalten zu der Annahme berechtigt, er habe ohne festen Entschluß und klar erkanntes Ziel gehandelt, nur damit etwas geschehe. Höchst wahrscheinlich enthielt seine Armee damals 160,000 Streitbare, von denen bloß einige und vierzigtausend Mann am frühen Morgen des 16. August gegen die Tschernaja vorrückten; die beiden Corpsführer hatten eine Disposition zum Angriff, gleichzeitig jedoch die Weisung erhalten, ihn erst auf speciellen Befehl des Fürsten zu beginnen. General Read wartete denselben nicht ab, überschritt den Fluß und erlangte Anfangs einige Vortheile, obgleich der Feind in Bereitschaft stand. Angeblich hat diese „Uebereilung" das Unglück des Tages verschuldet; eher darf man indeß sagen: sie hat veranlaßt, daß überhaupt gefochten und nicht bloß kanonirt wurde. Anstatt mit der ganzen Linie anzugreifen, verstärkte Gortschakoff nunmehr den allmählich in's Gedränge kommenden rechten Flügel, wodurch ein äußerst ungünstiges Gefecht auf dem linken Ufer der Tschernaja entstand; wiewohl der Rückzug bald genug angetreten ward, erlitten die Russen doch höchst empfindliche Verluste.

Dieser Schlag mag ihren Anführer bestimmt haben, auf jeden weiteren Ersatzversuch definitiv zu verzichten, womit allerdings das Schicksal von Sebastopol im Voraus entschieden war, denn der bestvertheidigte Platz muß endlich fallen, wenn dem Belagerer immer neue Kampfmittel zukommen. Schon am 17. August begann derselbe ein unerhört heftiges Geschützfeuer, an dessen Stelle während der Nächte das lebhafteste Bombardement trat, hauptsächlich bestimmt, die Herstellung der hart mitgenommenen Werke zu erschweren. Ungeachtet des ruhmwürdigen Benehmens der russischen Arbeiter (Soldaten und Matrosen) gelangen die Reparaturen immer weniger, zugleich litt die Reserve, welche man in der Schiffer-Vorstadt stets bereit halten mußte, durch das Wurffeuer wahrhaft entsetzlich.

Nachdem vom 5. September ab der Belagerer sein Feuer noch verstärkt hatte, schritten am Mittag des 8. mehr als sechzigtausend Mann auf mehreren Punkten zum unmittelbaren Angriff. Gegen den Malakoff (Bastion Korniloff) allein drangen über dreißigtausend Franzosen und bemächtigten sich dieses Werks nach dem hartnäckigsten Widerstande; die übrigen Sturmcolonnen wurden mit empfindlichem Verlust abgewiesen, und die englische machte so zu sagen Fiasco.

Ob der Verlust des Bastions Korniloff die Räumung des südlichen Theils von Sebastopol nothwendig machte, oder eine weitere Vertheidigung möglich war, darüber sind sehr abweichende Urtheile denkbar. Wir

würden für letztere stimmen, wenn die Unkenntniß der örtlichen Verhältnisse und persönlichen Bezüge nicht bescheidene Zurückhaltung im Urtheil zur Pflicht machte. Ausgeführt ward der nächtliche Abzug in musterhafter Art, was einerseits den zweckmäßigen Anordnungen und der guten Disciplin, andererseits dem erschöpften Zustande des Feindes beizumessen ist, welcher überdies nicht unbegründete Besorgniß vor dem Spiele der Minen hegte.

Wie Angriff und Vertheidigung der Pontus-Veste ihres Gleichen in der Geschichte aller Zeiten nicht haben, so mußte die Nachricht, daß sie gefallen, von allgemein erschütternder Wirkung sein. Unter solchen Umständen geht der richtige Maßstab für die Bedeutung eines Ereignisses leicht verloren, wie auch im vorliegenden Falle geschehen ist, weshalb wir unsere unvorgreifliche Ansicht beifügen, ohne sie als unfehlbar zu betrachten. Rußland hat in Sebastopol einen unermeßlichen materiellen Verlust erlitten, welcher nur durch lange Anstrengungen zu ersetzen ist; dagegen erscheint der moralische Nachtheil verhältnißmäßig gering, weil der Kriegsmuth beim Heer und Volke ungebrochen. Die Verbündeten erfreuen sich als Frucht zweier höchst kostspieliger und mörderischer Feldzüge des Umstandes, daß die europäische Türkei für ein Menschenalter gegen Angriffe von Norden her sichergestellt ist. Aber der Friede, das vernunftgemäße Ziel jedes Kampfes, dürfte eher zurückgeschoben, als näher gerückt sein, denn während das Cabinet von St. Petersburg für die Rettung Sebastopols allenfalls Opfer bringen mochte, ist es nunmehr dieser Rücksicht enthoben. Wollen oder müssen die Westmächte den Krieg fortsetzen, so bleibt ihnen nichts übrig, als ihre bisherigen Anstrengungen wenigstens zu verdoppeln, weil der Local-Krieg aufgehört hat und der große erst beginnt.

IV.

Ungeachtet des Widerspruchs einsichtiger Artillerie-Offiziere der Land-Armeen war die Ansicht: daß keine Küstenfestung sich gegen die Breitseiten einer tüchtigen Flotte erhalten könne, gleichsam stereotyp geworden. Als daher im Frühling des Jahres englische und französische Geschwader in kaum jemals gesehener Stärke sich versammelten, obenein mit Geschützen eines Calibers ausgerüstet, von welchem die Constabler des vorigen Jahrhunderts nichts ahneten, erwartete ziemlich Jedermann die unerhörtesten Ereignisse. Niemals entsprachen aber die Wirkungen weniger den verwendeten Mitteln, und die verbündeten Flotten haben in Wahrheit eine etwas klägliche Rolle gespielt; wir betrachten kürzlich, was sie geleistet, und zwar zuerst im schwarzen Meer.

Am 21. April 1854 erschienen achtundzwanzig Kriegsschiffe vor der eigentlich offenen Stadt Odessa, welche durch etliche Batterien nur schwach befestigt war. Folgenden Tages ward sie zehn Stunden lang bombardirt, natürlich auch beschädigt, das russische Geschütz jedoch nicht

zum Schweigen gebracht, wodurch die Admirale Dundas und Hamelin sich bewogen fanden, unverrichteter Sache wieder abzuziehen. — Als den 17. October das Feuer der Landbatterien gegen Sebastopol begann, sollte auch die Flotte mitwirken und ging theilweis gegen die westlichen Befestigungen vor, wurde sehr übel empfangen und stand alsbald von weiteren Versuchen ab. — Bei Wieder-Aufnahme der Beschießung (9. April 1855) machte sich das Geschwader kampfbereit, ohne seinen Ankerplatz außerhalb des Kanonen-Schusses zu verlassen, und während des Sturmangriffs vom 8. September konnten, angeblich wegen zu starken Nordostwindes, nur zehn Mörserschiffe in Thätigkeit treten. Ungefähr zwölfhundert Hohlgeschosse, womit sie aus weiter Entfernung die Küstenforts begrüßten, hatten auf das Schicksal des Tages nicht den mindesten Einfluß.

Ueber die Expedition in das Asowsche Meer ist wenig zu sagen. Wo befestigte Punkte allein durch Schiffs-Artillerie angegriffen wurden, richtete sie nichts aus, wo dagegen ein Erfolg stattfand, wie bei Kertsch, verdankte man ihn den Landtruppen. Desto tapferer und mit größerem Glück trat die Flotten-Abtheilung gegen wehrlose Handelsstädte auf, welche bombardirt, und wo beträchtliche Massen Getreide vernichtet wurden. — Bei der Expedition nach dem Liman des Dniepr konnten die Verbündeten das schwache Kinburn leicht zusammenschießen, eine förmliche Capitulation war nur möglich, weil an's Land gesetzte Truppen der Besatzung den Rückzug abgeschnitten hatten.

Eben so ruhmlos blieben die Unternehmungen in den nördlichen Gewässern, — doppelt empfindlich, weil die britischen Minister inter pocula große Redensarten losgelassen hatten, und das „fechtende Karlchen" seine Ostsee-Campagne mit einem bausbäckigen Tagesbefehl eröffnete. Zumeist bestand sie aus einem ignoblen aber einbringlichen Kriege gegen Talg-, Hanf-, Heringsschiffe und wehrlose Küstenstädte; im Monat August setzte endlich die Eroberung von Bomarsund das Publicum der Bierhäuser in Entzücken. Weislich unterließen die Verbündeten den Angriff auf die Granitfront und wendeten sich gegen die Rückseite, wo ein verschanztes Lager beabsichtigt, aber erst ein einziger Thurm erbaut war, dessen Eroberung man lediglich den Landtruppen verdankte. Demnächst ward Kronstadt und Sweaborg von Weitem angesehen, sogar beobachtet, aber in keiner Weise beunruhigt.

Während des Monats August war ein britisch-französisches Geschwader an der Küste von Kamtschatka erschienen, bewarf am 31. Petropawlowsk erfolglos, und mußte mit nicht unerheblichem Verlust umkehren.

Im Jahre 1855 geschah etwas, doch wenig mehr. Außer unerheblichen Expeditionen gegen kleine Küstenpunkte, deren Besatzungen in der Regel abzogen, ehe die Uebermacht sie erdrückte, erfolgte nur ein Angriff auf Sweaborg, wenn man nämlich das Bewerfen des Platzes auf bedeutenden Abstand so nennen will. Von der zahlreichen Flotte traten

am 9. und 10. August hauptsächlich dreiundvierzig Kanonen- und Mörser-Boote in Thätigkeit, denen es gelang, viele Gebäude in Flammen zu setzen; doch that dabei eine französische, auf der Abrahams-Insel errichtete Mörser-Batterie das Beste, weil sie sicherer warf als die Fahrzeuge.

Da die Flotte der Verbündeten nur sehr wenig Landtruppen besaß, durften sie gegen eine Festung wie Sweaborg wohl keinen größeren Erfolg als den gewonnenen erwarten. Nur wäre es angemessen gewesen, sich nicht durch die Phrase lächerlich zu machen: „Sweaborg existirt nicht mehr!"

Zehn Monate Demokratie!

Vom 24. Januar bis zum 10. December 1848.

Zwanzigstes Capitel.

Kaum circulirte der Name Napoleon unter den Massen, so erneuerte die Versammlung das Verbannungs-Decret gegen ihn. Seine Cousins waren bereits als Volks-Repräsentanten zugelassen.

Ludwig Napoleon protestirte hiergegen in einem Briefe aus London, vom 25. Mai datirt. Er sagt darin:

„Ich erfahre durch die Zeitungen vom 22., daß in den Bureaux der National-Versammlung vorgeschlagen worden ist, das Verbannungs-Gesetz, das meine Familie seit 1816 trifft, gegen mich allein aufrecht zu erhalten. Ich frage die Repräsentanten des Volks, wodurch ich eine solche Strafe verdient habe?"

Der Brief schließt:

„Einem Könige gegenüber, der durch zweihundert Deputirte gewählt war, konnte ich mich rühmen, der Erbe des Kaiserreiches zu sein, das vier Millionen Franzosen beistimmend gegründet hatten. Der souverainen Nation gegenüber kann und will ich nur meine Rechte als französischer Bürger in Anspruch nehmen. Aber diese werde ich unaufhörlich mit der Energie reclamiren, welche einem ehrenhaften Herzen das Gefühl giebt, sich niemals des Vaterlandes unwürdig benommen zu haben. Napoleon Louis Bonaparte."

Vergebens. Die National-Versammlung stimmte für seine Verbannung. Das Volk aber respectirte die National-Versammlung nicht. Gerade weil diese Furcht vor Napoleon hatte, stimmte das Volk sogar in Paris für ihn. Ludwig Napoleon ward vier Mal gewählt. — Zu gleicher Zeit wurde Thiers, der Mann der Versammlung, fünf Mal, und auch Changarnier gewählt. Von diesem Tage an tritt die Revolution in eine neue, aber logische Phase.

Einundzwanzigstes Capitel.

Die Wahl Napoleon's war ein Räthsel für die Orleanistischen Bürger, für die Presse und für das Parlament. Sie war ein Donnerschlag für Lamartine, der sich schon sicher glaubte, als Haupt der Republik gewählt zu werden.

Die Versammlung hatte sich in ihrem Feuilleton mit der zukünftigen Constitution als Nebensache beschäftigt. Girardin sprach sich in der „Presse" gegen alle und jede Constitution aus. Aber Lamartine stimmte in einem Briefe an Georges Sand für eine Präsidenz; aus demselben Grunde Thiers, den seine fünffache Wahl nicht an dem Präsidenten zweifeln ließ. Der General Cavaignac war aus gleichen Gründen ebenfalls für eine Präsidenz, und so gruben sie sich selbst ihr Grab.

Lamartine spottete in seinem Journal „Le bien public" über die Wahl Bonaparte's. Dort las man folgenden merkwürdigen Artikel:

„Louis Bonaparte ist der Mann der Ueberraschungen. Er kommt, man weiß nicht, wann und woher. Eines Tages erfuhr man, daß er in die Citadelle von Straßburg gedrungen. Er kam, eine Krone zu fordern: er erhielt einen Paß. — Einige Jahre später landet er in Boulogne und bleibt in Doullens. Von dort geht er, wie er gekommen ist, — durch die Lüfte. Die Republik wird proclamirt, aber ebenso schnell wie diese ist auch er da. Die provisorische Regierung sieht sich genöthigt, ihn an die Grenze bringen zu lassen. Die Volks-Versammlung wird berufen, Louis Napoleon verschwindet. Die Volks-Versammlung wird nochmals berufen, und Louis Napoleon wird zur allgemeinen Verwunderung drei Mal gewählt."

Man sieht, daß Lamartine die Zukunft ahnte. Leicht hätte man ihm antworten können: „Frankreich ist bereits der Republik satt. Es glaubte zuerst, seinen Mann in Lamartine gefunden zu haben, es hatte ihm alle seine Inconsequenzen der provisorischen Regierung verziehen, denn es glaubte, er sei den Drohungen der Clubisten gewichen. Seit dem 16. April aber hatte die Nationalgarde zwei Mal gesiegt, und immer, statt auf sie zu zählen, stellte er sich als Beschützer der Besiegten und ihres Princips auf. Glaubt Herr von Lamartine, der Bürger hätte weiter nichts zu thun, als alle Monat eine neue Schlacht zu schlagen, bloß seiner schönen Reden halber?"

In der That hatte damals Frankreich die Republik überaus satt, obschon es später vielleicht seine Meinung änderte.

Uebrigens gab sich Lamartine den Schein, als fürchte er durchaus Bonaparte nicht. Er fügte hinzu:

„Wir beunruhigen uns durchaus nicht. Wir wissen zu gut, daß ein neuer Brumaire eben so weit entfernt ist, als Louis Napoleon von Napoleon Bonaparte."

Schlechtes Mittel, seine Feinde zu verkleinern, und noch schlechtere Prophezeiung!

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Vom 15. Mai an bis zu den Junitagen war Paris in einer beständigen Unruhe. Die Ateliers Nationaux waren zum Theil in der Bewegung des 15. Mai compromittirt. Bei den Wahlen am 25. April stimmten sie für die gemäßigten Republikaner, seit dieser Zeit aber theilten sie sich in zwei Parteien. Die eine stimmte für Bonaparte, die andere für die Socialisten. Daher die Ernennung Proudhon's und Pierre Leroux's, nach denen auch Thore und Raspail die meisten Stimmen erhielten. Die Zahl der socialistischen Blätter mehrte sich täglich, und jede Niederlage ihrer Partei steigerte nur ihre Kühnheit.

Es war die Rede von einem ungeheuern Socialistenfest. Dreimalhunderttausend Arbeiter sollten sich unter den Mauern Vincennes' versammeln, um dort an einem Banquet, à 25 Centimes pro Person, Theil zu nehmen. Unstreitig war ihr Zweck, die Gefangenen von Vincennes zu befreien und von dort triumphirend nach Paris zu ziehen.

Fast jeden Tag waren starke Volksversammlungen an der Porte St. Denis und St. Martin. Die Zulassung Ludwig Napoleon's in die Kammer gab jeden Tag zu Zusammenrottungen auf dem Concordeplatz Veranlassung. Das Volk wollte den Gewählten sehen und begrüßen, — aber neben diesen Enthusiasten waren sehr viele Aufrührer, und zwar in verschiedenen Absichten.

Als die dreifache Wahl Bonaparte's bekannt wurde, gab die Commission exécutive ihren Präfecten den Befehl, denselben überall, wo er den Boden Frankreichs betreten werde, festzunehmen. Eine Beschreibung seiner Person begleitete diesen Befehl. Als trotz dem die Nationalversammlung die Wahl legitimirte, gab die Commission ihre Demission. Aber diese Demission war nur ein Scheinmittel. Man beschloß, die Ankunft des Prinzen zu benützen, um eine Emeute zu veranlassen und ihn dann nach Vincennes zu schicken, unter dem Vorwande, daß seine Gegenwart die öffentliche Ruhe störe.

Der Prinz hatte in seiner Adresse an seine Wähler geschrieben: „Euer Vertrauen legt mir Pflichten auf, die ich zu erfüllen wissen werde.“ Diese Phrase vergrößerte noch den Argwohn der Commission.

Während die Versammlung am 13. Juni über die Demission der fünf deliberirte, sammelte sich eine große Volksmenge auf dem Concordeplatz. Man schlug Appell. Die erste Legion stellte sich auf diesem Platze auf. Der neugebackene General Clément Thomas caracolirte auf einem prächtigen Schimmel. Plötzlich schrie eine Stimme: „à bas Clément Thomas!“ Es fiel ein Schuß. Es hieß, der General sei verwundet. Ich war bei diesem Crawall zugegen. Der Pistolenschuß verletzte bloß einen Nationalgardisten. Der Crawall dauerte keine halbe Stunde, und bald verließ auch die Nationalgarde den Platz. Keiner wußte eigentlich, was vorgefallen war. — An jenem Tage sollte der Prinz in die Kammer treten. Die Emeute war bereit, auszubrechen.

Statt des Prinzen traf aber seine Demission als Volksrepräsentant ein. Auf der Stelle kehrte Alles zur Ruhe zurück und von dem Pistolenschuß auf den General war keine Rede mehr.

Das Schreiben des Prinzen lautete:

„Herr Präsident!

„Ich war stolz, zum Volksrepräsentanten in Paris und in drei anderen Departements gewählt zu sein. Das war in meinen Augen eine volle Entschädigung für dreißig Jahre der Verbannung und sechs Jahre Gefangenschaft. Aber der beleidigende Verdacht, den meine Wahl hervorgerufen hat, die Unruhen, denen sie zum Vorwand dient, die Feindseligkeit der Executivgewalt legen mir die Pflicht auf, auf eine Ehre zu verzichten, von der man glaubt, daß ich sie durch Intriguen erhalten habe. Ich wünsche die Ordnung und die Einsetzung einer weisen, großen, intelligenten Republik, und da ich, wenngleich gegen meinen Willen, die Unordnung begünstige, lege ich, nicht ohne tiefes Bedauern, meine Entlassung in Ihre Hände. Louis Napoleon Bonaparte."

Diese Demission verklärte die Gesichter der fünfe. Die Unruhen hörten sogleich auf. Lamartine sprach in seinem „Bien Public" aus, daß es seine Pflicht sei, das Vaterland vor allen königlichen Gefahren zu retten. Wäre es nicht größer und würdiger für Lamartine gewesen, er wäre damals vor Bonaparte zurückgetreten, als acht Tage später auf dem blutigen Pflaster machtlos auszugleiten!?

Am 19. Juni wurde die Constitution in ihrer neuen Form der Versammlung vorgelegt. Sie sollte rasch votirt werden. Das wollten die Socialisten verhindern. Die Junitage waren bereits im Entstehen.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

In jener Zeit tauchte zum ersten Mal die Idee einer Fusion zwischen den Legitimisten und den Orleanisten auf. Die Candidatur Joinville's war mißlungen; das Volk hatte sie nicht einmal bemerkt.

Die Orleanisten, Thiers an der Spitze, weit entfernt, muthlos zu werden, erfanden die Fusion. Durch dieses politische Stratagem bediente sich Thiers der Legitimisten gegen den Socialismus und den Bonapartismus, und des Socialismus und des Bonapartismus gegen die Legitimität. Die fünffache Wahl Thiers' ermuthigte ihn in diesem Unternehmen. Durch das Uebergewicht der orleanistischen Rednertalente beherrschte er die legitimistische Aristokratie und bekämpfte die legitimistische Volkspartei, von Genoude und der „Gazette" repräsentirt. So an der Spitze verschiedener Bataillone, aber nie im Kampfe, gedachte die orleanistische Partei zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Noch eine andere Intrigue zettelte sich vor den Junitagen an und diese war weit praktischer.

Ich habe mehrmals schon von dem politischen Wieseltact Marrast's gesprochen. Er fühlte die Schwäche der Fünfe und bei Gelegenheit der Wahl Bonaparte's stieß er sie sanft gegen den Tarpejischen Felsen. Er ahnte eine große socialistische Schlacht und ließ daher Cavaignac zum Kriegs-Minister ernennen, nach dem Lateinischen: „res eodem modo conservantur quo generantur"; ohne Schwert, das heißt ohne Kraft, ist keine Gesellschaft möglich.

Der Unterschied zwischen der Revolution und der Legitimität, sei es unter welcher Form es wolle, ist dieser: Jene ist Kraft ohne Vernunft, diese hingegen zur Kraft gewordene Vernunft. In andern Worten: Gerechtigkeit, denn Gerechtigkeit ist nichts anders als Vernunft, die sich in Kraft verwandelt.

Er sparte sich einen Degen. Er, Jules Favre, Laudrin, Pascal, Duprat und noch Einige hatten beschlossen, sich der Fünfe um jeden Preis zu entledigen. Sie gingen langsam vorwärts. Cavaignac spielte den Stillen. Sie sahen nicht ungern den Socialismus herannahen. Sie wußten, daß er mit einem Schlage die Commission zermalmen würde und sie hofften fest, mit Hülfe der Reaction und der Thiers'schen Partei, seiner Meister zu werden. Statt daher den Fünfen aufzuhelfen, waren ihre eigenen Minister gegen sie, in der sichern Hoffnung, ihre Aemter zu erben.

Und so geschah es auch. Auf wie lange aber?

Die Männer, die in Revolutionszeiten die Macht erklimmen, kommen mir vor, wie die Maibaumkletterer an Volksfesten. Der Eine speit sich in die Hände und klimmt an, ein Anderer folgt ihm, ein Dritter setzt an und holt sie ein. Plötzlich rollt der oberste auf den zweiten, der zweite auf den dritten und — da liegen sie alle drei zu Boden. Das Volk aber schaut immer auf die Spitze des Mastes, wo eine goldene Kette, der Preis des Siegers, glänzt. Da mit einem Ruck klettert ein Vierter den Baum hinauf, ruht sich zuweilen aus, und kommt endlich oben an, setzt sich dort, schlingt die Kette um sich und läßt sich bewundern. Das dauert zehn Minuten, dann gleitet er in einer Sekunde den Baum herab zur Erde und verrenkt sich den Fuß. Es ist dies der Sieger. Die revolutionären Sieger befinden sich alle in ihrer Lage etwa so unbequem, wie jener siegesgekrönte Maibaum-Erkletterer. Sobald er gesiegt, hat er nur einen Wunsch, er möchte wieder hinab. Es bleibt ihnen nur der Ruhm, sagen zu können: „Ich war dort oben, und es schwindelte mir nicht."

Wir haben schon mehrere dieser Sieger persönlich vor den Augen gehabt. Die Andern folgen ihnen eben. Etwas länger, etwas kürzer. Es bleibt ihnen immer nur der Trost, oben gewesen zu sein.

Marrast und Cavaignac glaubten, sich dort oben festsetzen zu können. — Kurz war der Wahn.

Doch nun sind wir in den Junitagen.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Der 23. Juni war ein Freitag. Gegen 1 Uhr sagte man mir in dem Bureau der „Presse", daß man an der Porte St. Denis Barrikaden errichte. Ich traf auf den Boulevards einen Capitain der zweiten Legion, einen Kaffeehausgenossen, dem ich das Gerücht wiederholte. Er lief zu seiner Legion, denn seit acht Tagen war die Nationalgarde fast jeden Morgen in ihren Quartieren consignirt. Einige Minuten später rückte ein Bataillon dieser Legion starken Schrittes gegen die Porte St. Denis und nahm unter einem Kreuzfeuer die Barrikade, wobei es acht Mann auf dem Platze ließ. Ein Gardist, Namens Leclerc, sah seinen Sohn fallen. Er trug ihn nach Hause und holte seinen zweiten Sohn, um gegen die Meuterer zu kämpfen. Wahr oder erfunden, diese Episode, die Freitag Abends in allen Blättern stand, war eine der Hauptursachen der socialen Niederlage in den Junitagen. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den diese That auf Paris machte. Die Nationalgarde, die man zuweilen wegen ihrer zweifelhaften Courage neckte, ging entschlossenen Muthes dem Feinde entgegen. Die erste Legion begab sich Freitag Abends nach dem Marais und verlor ebenfalls acht Mann. Der Commandant des vierten Bataillons wurde schwer verwundet.

Ich habe die Junitage in ihrem Entstehen gesehen und verfolgt. Sie wurden vierzehn Tage früher schon vorbereitet. Der Streit der ateliers nationaux, die Ersetzung Emil Thoma's durch Lalanne, die Promenaden in der Faubourg St. Germain, Alles dies war nur Vorspiel, um den Hauptschlag zu verbergen. Die Junitage lagen in der Luft. Jeder Mann wußte, daß so viele unblutige Versuche, so viele socialistische Scharmützel zu einer Hauptschlacht führen mußten, und beide Parteien, Bürger wie Proletarier, stürzten sich mit einer wahren Wuth in den Kampf; beide schrieen: „Man muß endlich der Sache auf die eine oder die andere Art ein Ende machen."

Die Volksversammlung, die Executiv-Gewalt zitterte und zagte. Die Nationalgarde allein stürzte blindlings auf die Barrikaden, aber ohne die Heldenthat Leclerc's, wer weiß, wo der Sieg geblieben wäre.

Diese That machte die Regierung erröthen. Wie ein Lauffeuer entzündete sie alle Herzen und gewann im ersten Augenblick die ganze Mobilgarde.

Samstag Morgens waren die Insurgenten Meister von drei Viertheilen der Stadt Paris, aber jeder Bürger erhob sich mit dem festen Willen, zu sterben oder zu siegen, und dieser Wille weckte endlich den General Cavaignac aus seinem Schlaf.

Dasselbe Phänomen wiederholte sich in der Nationalversammlung. Freitag war Alles düster und traurig. Keiner wagte es, einen Vorschlag zu machen. Da erschien der Bericht von dem Barrikadenkampfe an der Porte St. Denis. Von diesem Augenblick an schöpfte sie Muth. Marrast ließ seine parlamentarische Batterie los. Einer der Seinen verlangte

die Dictatur für den General Cavaignac und den Kriegszustand für Paris. Die Nationalversammlung bewilligte am andern Morgen Alles. Von den Fünf war keine Rede mehr, als hätten sie nie existirt. Lamartine ritt bis zu den Boulevards an der Rue de la Paix. Weiter kam er nicht.

Der Kampf begann ernstlich erst am Samstag. Bald kamen Truppen von allen Seiten. Die Provinzial-Gardisten hatten schon im Mai versprochen, bei der ersten Emeute nach Paris zu marschiren. Sie hielten Wort. — Man weiß das Uebrige.

Die Junitage haben die Monarchieen Europas befestigt. Bis zu diesen Tagen hielten Viele die Barrikaden für unbesiegbar. Durch sie erlangte man die Ueberzeugung, daß sogar 40,000 Mann Insurgenten, hinter tausend Barrikaden, besiegbar sind. Gleich darauf nahm Radetzky seine Revanche. Die Revolution unterlag in Wien und in Berlin. Nur in Paris haben die Junitage keine logischen Consequenzen hervorgebracht, weil den andern Morgen das demokratische Princip aufs Neue proclamirt wurde, ein Princip, das die Anhänger der orleanistischen Monarchie anerkannten und gegen das die Legitimisten nicht einen einzigen ernsten Versuch machten.

Was nützte es, den Communismus auf der Straße zu bekämpfen, wenn acht Tage später Proudhon, trotz der langen Rede von Thiers, ihn in der Kammer logisch entwickelte.

Was nützt es, wenn man die Aeste eines Baumes abschneidet und den Stamm stehen läßt, der bald neue Aeste treibt!

Ein Princip kann nur durch ein anderes Princip logisch bekämpft werden.

Entweder man ersetzt den Stamm durch einen andern, oder man duldet seine natürlichen Aeste. Sobald die Republik durch Gewalt proclamirt war, und zwar durch Straßenkampf, so hatten die Socialisten das Recht, ihrerseits siegen zu wollen. Eine jede Niederlage war nur eine neue Frist. „Was ist eine verlorene Schlacht?“ sagt de Maistre. „Eine Schlacht, welche man verloren zu haben glaubt.“ Die Socialisten hielten ihre Schlacht nie für verloren.

Literatur.

Das gute Recht der reformirten Kirche in Kurhessen. Frankfurt am Main bei Benjamin Auffarth. 1855. (72 Seiten.)

Der Hessen hat sich jetzt eine wunderliche Schwärmerei bemächtigt. Sie glauben, die Opposition gegen die orthodox-evangelische Richtung, welche letztere auf Seiten ihrer Regierung befolgt wird, am gefahrlosesten dadurch auszudrücken, daß sie ein Uebermaß von liebevoller Anhänglichkeit

an Philipp den Großmüthigen zur Schau tragen. Das „Frankfurter Journal“ bringt unter der Rubrik „Literarische Weihnachts-Gaben“ die Anzeige von einem neuen Epos „Philipp der Großmüthige“, was einen reformirten Prediger zum Verfasser hat, und ruft dabei aus: „Nur allzu sehr thut es noth, daß jener große Fürst im eigenen Vaterlande laut gepriesen werde, grade weil sein Name von Vielen jenseit und leider auch diesseit der protestantischen Gränze ungern gehört wird. Auch abgesehen von dem besonders zeitgemäßen Auftreten, begrüßen wir dies Epos mit Freude, weil es uns zum ersten Mal mit einem Dichter bekannt macht, der in den schönsten und vollsten Tönen ein Lied voll deutschen Sinnes und Kraftgefühls in die an solchen Liedern arme Gegenwart erklingen läßt.“ Nun muß man sich daran erinnern, wer denn dieser Philipp eigentlich gewesen. Er wurde Protestant, aber ein solcher, der sich einbildete, der Bigamie fröhnen zu dürfen unter dem Deckmantel des protestantischen Lehrbegriffs. Der Versuch dazu ward von ihm praktisch durchgeführt, nur theoretisch konnte er nicht seine Handlungsweise rechtfertigen, vielmehr scheiterte ein auf seinen Antrieb verfaßtes, die Bigamie als Gottes Gebot preisendes Buch an dem körnigen Gutachten Luther's: „Wer solcher Schrift und solchen Buben folgt, dem segne der Teufel das Bad in der Hölle!“ Darauf verdarb Philipp im schmalkaldischen Krieg die Sache der Bundesgenossen, d. h. Deutschlands im Gegensatz zum welschen Ultramontanismus, durch die Unentschlossenheit, mit der er vor der Offensive zurückschrak. Auf Schärtlin's Vorhaltungen wandte er ein: Er fürchte, Land und Leute zu verlieren. Nachdem er diese nun wirklich dadurch, daß er nicht in's Feuer zu bringen war, eingebüßt hatte, unterwarf er sich dem Kaiser mit der Bedingung, daß dieser ihm sein Leben schenke, und auch noch nachdem er dessen gewiß war, trieb er, ein deutscher Reichsfürst, die Erniedrigung so weit, daß er sich zu kniefälliger Abbitte hergab. Und dieser Mann, dessen Geschichte höchstens mit Scham und Trauer von einem Hessen erwähnt werden sollte, wird nun zum Träger deutschen Sinnes und Kraftgefühls erhoben! Es ist nicht viel anders, als ob man Alexander den Sechsten für den Vertreter römisch-päpstlicher Ascetik hielte! Und offenbar steht diese Bestrebung des „zum ersten Male bekannt gewordenen“ Dichters aus dem Kattenlande nicht vereinzelt. Kurz vorher ist die in Ueberschrift genannte Broschüre erschienen, welche in Philipp gleichfalls die Grundsäule des hessischen Protestantismus sieht. Die Polemik darin ist gegen den vormaligen kurhessischen Consistorial-Director Vilmar, gegenwärtig Professor der Theologie in Marburg, gerichtet und gegen dessen angebliche Bestrebung, „das Land in aller Stille aus den Armen des Calvinismus in den Schooß des strengsten Lutherthums hinüberzuleiten.“ Der Kern, um den sich hier die Sache dreht, ist also die Thätigkeit Vilmar's und seiner Freunde, und der Zweck, zu welchem die Broschüre herausgekommen sein will, ist: den Beweis zu liefern, daß das reformirte Bekenntniß in Hessen

durch Vilmar verfolgt, verleumdet und bedrückt werde. Ein Beweis für diese Behauptungen ist jedoch nicht vorgebracht worden, vielmehr hat sich der Verfasser in gelehrte theologische Abhandlungen verloren, die, streng genommen, außer allem Bezuge zu seinem Thema stehen. Sein Thema ist: zu beweisen, daß Vilmar das reformirte Bekenntniß in Hessen bedrückt. Seine Ausführung hierfür lautet: Das reformirte und das lutherische Bekenntniß sind verschieden, und diese Verschiedenheit erhellt hieraus und daraus, und daß dem so ist, sieht man aus folgenden Citaten der Reformatoren Luther, Zwingli ꝛc. Bedenkt man hierbei, daß kein Verfasser sich genannt hat und daß die „zeitgemäße" Verehrung Philipp des Großmüthigen dabei immer die Hauptsache bleibt, auch eine Briefstelle dieses Fürsten an Zwingli vom Jahr 1530 der Schrift als Motto voransteht, so ergiebt sich das Machwerk als bloße Bücherspeculation, die unter ansprechendem Titel einen diesem Titel gar nicht entsprechenden Inhalt ins Publicum schmuggelt.

Deutsche Wochen- und Monatsschriften.

Grenzboten. — Die evangelische Kirche in Pommern. — Kirchenvisitationen, ihre Mängel und ihre Bedenken. — Der pommersche Pastor. — Schleswig-Holstein. — Das Ende Napoleon's III. — Justinus Kerner. — Riehl's Hausmusik. — Die Blätter für literarische Unterhaltung. — Die Leipziger „Illustrirte Zeitung".

Die „Grenzboten" zeigen, daß ein gewandter und reger Geist sie redigirt. Man mag sich von ihm abgestoßen fühlen, weil er oft so gar hohl, weil er so innerlich destructiv ist, aber es ist in ihnen ein Anstand über den Liberalismus und eine Form zu der Inhaltlosigkeit gekommen, welche wiederum anzieht, und in der wir nicht umhin können, einen Fortschritt zu sehen. Positiver ist ohne Frage der ganze Liberalismus geworden; ein Liberaler, der die Juden nicht leiden kann, der hier und da eine Ahnung von Ständen zeigt, und der selbst für die Aristokratie ein Verständniß zu erhalten beginnt, war 1831 ein Nonsens; heut steht er in Gustav Freitag und anderen Herren dieser Richtung vor uns. Damit Hand in Hand steigt der Respect des Liberalismus vor der Geschichte. Die jüngsten Hefte der „Grenzboten", deren wir uns übrigens schon aus dem Grunde fast Lust haben, anzunehmen, weil sie bei ihren Parteigenossen ihrer Handschuhe und ihrer freien Laune wegen immer mehr Anfechtung zu bestehen haben, behandelte zwei interessante Themata. Sie brachten eine Skizze aus Pommern, welche die evangelische Kirche und ihre Geistlichen, wie sie bis jetzt lebte und lebten, und die Aenderungen, die jetzt über dieses Reich kommen, schildern, und eine Reihe von Schleswig-Holsteinischen Briefen, deren wegen die „Grenzboten" in Dänemark verboten wurden. Der erste Artikel, der Pommern zum Hintergrunde hat, ver-

dient aufmerksam gelesen und in einzelnen Punkten beherzigt zu werden. Er ist sichtlich Angesichts der neuerdings angeordneten Kirchenvisitationen und der Anordnungen des an Bischof D. Ritschl's Stelle getretenen General-Superintendenten Jaspis aus dem Wupperthale geschrieben. Die pommersche evangelische Kirche hatte von jeher ihr bestimmtes, sehr eigenthümliches Gepräge, die Kirche ist dort mehr in das Leben des Tages untergetaucht, als in anderen Gegenden, der Geistliche ist im guten Sinne des Wortes mehr Weltmann als er es anderswo, ohne Anstoß zu erregen, sein könnte, aber wir wissen, daß der alte Pastor, der wohl einmal selbst auf dem Acker Hand ans Werk legt und für seine Kuh ernstlich bekümmert ist, auch erfolgreich Seelen zu versorgen weiß, und daß er meist viel mehr Eingang beim Bauersmann und Tagelöhner findet, als der junge, bleiche Prediger, der mit gebeugtem Haupte und weichen Händen durch das Dorf geht und sich rechtschaffen bezwingt, wenn er in der Stube, durch welche die Hühner laufen, Platz nimmt, um einen Kranken zu trösten. Was will solch eines Geistlichen Erntepredigt neben dem Erntedank, den ein alter Herr, der seinen Acker im Schweiße seines Antlitzes bestellen half, nach eingebrachten Garben wenn auch in schlichten, aber sicherlich ergreifender Weise von der Kanzel herunter und hinausbetet! Wir wissen, daß auch in dieser Vermengung des geistlichen Amtes mit dem gewöhnlichen Leben zu viel geschehen und der Würde und dem Segen des Amtes selbst Abbruch gethan werden kann, und wir schätzen daher die rechte Kirchenzucht gegen die Geistlichen hoch; aber wir wünschen dringend, daß man nicht übertreibe, sondern die Eigenthümlichkeiten, wo sie sich so historisch, wie in Pommern errichtet haben, schone. Der Geistliche in Pommern hat eine ganz feste Rangordnung auf der socialen Leiter erhalten, er steht zum Grundbesitzer und Edelmann auf der einen und zum Lehrer und Bauer auf der andern Seite in so bestimmtem Verhältniß, daß ein Versuch, den Pastor plötzlich gleichsam aus der Gemeinde herauszuschälen und ihm eine ganz dem Verkehre entrückte Stellung zu geben, nicht gut ausschlagen kann. Wir kennen auch die Stellung der Geistlichen in der Presbyterialkirche von Rheinland und Westphalen. In ihr ist dem Pastor allerdings ein besonderer Boden zugewiesen, auf dem er in großer Selbstbeschränkung lebt und seine Gemeinde nur unter ganz bestimmten Gesichtspunkten kennen lernt. An dem öffentlichen Leben nimmt er, besonders im Wupperthal, dessen Eindrücke für den General-Superintendenten Jaspis wohl normativ sein werden, keinen Antheil, während freilich die Seelsorge, die er übt, als ausgezeichnet zu betrachten ist. Wenn aber schon in Westphalen diese erhöhte und abgesonderte Stellung des evangelischen Geistlichen zurückgewiesen wird, so ist für Pommern, wo eine strengere sociale Stufenordnung existirt, das Wupperthaler Exempel noch weniger passend. Dort ist der Geistliche in seinem Zusammenwirken mit dem Edelmann der politische, juristische, oft auch ökonomische Hort des Dorfes.

In solch einer Stellung hat er segensreich schon durch Jahrhunderte gewirkt, und so sehr wir sonst für die strengere Zucht sind, welche ein ernstes Christenthum mit sich bringt, so sehr müssen wir doch davor warnen, die Art einer rheinisch-presbyterialen und ständig gar nicht gegliederten Gegend zu einer Doctrin zu erheben, um mit ihr ein gesundes, aber freilich ganz besonders gestaltetes Leben in eine neue Form hineinzuzwängen. Die letzte Kirchenvisitation, die in Pommern abgehalten ist, weckte diese Wünsche in uns. Wenn auch die Idee, durch Geistliche anderer Provinzen eine Durchforschung der Kirche vorzunehmen, in mancher Beziehung zweckmäßig ist, so muß doch unseres Bedünkens nicht geradezu darnach gesucht werden, den Gegensatz, das Fremdartige hervorzudrängen und ohne Weiteres dem oft naiv vor sich hinlebenden und darum zur Selbstvertheidigung häufig ungeschickten Einheimischen dasselbe aufzudrängen.

Die „schleswig-holsteinischen Briefe" in den „Grenzboten" lassen uns wünschen, daß das Alles nicht wahr sei, was hier geschrieben wird. Aber die Lüge ist hitzig, wild, unüberlegt und selbstverrätherisch, — mit knirschenden Zähnen und mit der Ruhe der hellen Verzweiflung lügt man wohl nicht. Daß einer dieser dänischen Pastoren im deutschen Lande Rum statt Wein am Tische des Herrn verabreicht, daß grobe Unsittlichkeit in Pfarrhäusern vorkommt, daß die Justiz sich offenen Betruges schuldig macht, daß man wie im Hohne Gesetze verdreht, das wird hier mit Nennung der Namen erzählt. Die dänische Regierung hat auf diese Briefe — fünf sehr ausführliche und lange sind bis jetzt erschienen — nichts geantwortet und nur das Organ, das sie veröffentlicht, verboten.

Einen Artikel desselben Blattes über „Napoleon und sein Schicksal" haben wir mit Spannung gelesen. Der Verfasser desselben hat lange in Paris gelebt, lebt vielleicht noch dort und hat sich in den verschiedenen Ständen des Volkes umgesehen. Ueber die „Aussicht auf's Ende" schreibt er: „Zweimal hat der französische Soldat in der schwelgerischen Stadt ein Massacre gemacht, es würde ihm wohlbehagen, noch ein drittes Mal in der Stadt zu füsiliren und dies Mal die Reichen, welche ihm verdanken, daß sie Champagner trinken und ihre Mädchen bezahlen. Das wilde Gefühl der römischen Legionen, daß sie den Staat bilden und Kaiser machen, lebt in seiner Brust, und die Aussicht, einst als Krüppel mit zehn Sous Verpflegungsgeld durch die Straßen von Paris zu schleichen, erfüllt ihn jeden Tag mit Zorn. Der Socialismus, welchen der Kaiser vom Straßenpflaster weggefegt hat, ist jetzt unter den Soldaten und Offizieren höheren Grades mächtig geworden.... Solch ein Heer kann keinen Frieden vertragen, und wenn der Tag kommt, wo die Schlachten vor Sebastopol und an der Alma ausgeschlagen sind, dann wird der Kaiser in der Lage sein, neue Schlachtfelder für seine Soldaten suchen zu müssen; die Ma-

rime, zu welcher sein Oheim getrieben wurde, das Kaiserreich ist der Krieg, wird auch für ihn gelten." Diese Sprache ist im Munde eines Journals, das vor einem Jahre auch noch auf Seiten der Westmächtlichen stand, bemerkenswerth.

Im „Morgenblatte" läßt sich wiederum einmal der alte prächtige Justinus Kerner vernehmen. Es ist die sanfte Klage des Greisen, welche aus seinen Versen ertönt. Ein Schlußvers lautet dort folgendermaßen:

Gott weiß warum!
Wenn plötzlich in Dein Lebenslicht
Die finsterste der Nächte bricht,
Du nicht begreifst, woher sie kommt,
Du nicht begreifst, zu was sie frommt,
Dich tiefer Gram macht sprachlos stumm,
Tröst' Dich der Spruch: „Gott weiß, warum!"

Das „Morgenblatt" bringt ferner eine Besprechung des neuesten Buches von Riehl, seiner „Hausmusik". Gewiß mit Recht macht das „Morgenblatt" auf den Muth aufmerksam, der für einen bis dahin nur als Kritiker bekannten Mann dazu gehört, nun auch in dem Fache selbst, in welchem er bisher kritisch aufgetreten war, Productives zu leisten. „Von Winkelmann, hätte er nebenbei in Marmor gearbeitet, würde man sicher verlangt haben, er dürfe nicht hinter Phidias zurückbleiben." Riehl's Musik bezeichnet das „Morgenblatt" als bewußt reactionär, sie richtet sich gegen die kühnen Musiker der Zukunft, für welche die Musik erst mit der letzten Periode Beethoven's beginnt. Die vorliegende Besprechung sagt: „Mehr Muth aber noch, als diesen principiellen Feinden entgegenzutreten, erforderte es, diese schlichten Lieder denjenigen Kreisen des Publicums darzubieten, in denen der Autor sich als Schriftsteller Beliebtheit erworben hat. — Wird man ihm nicht gar zu verstehen geben, sein Eifer auf der Kanzel sei recht amüsant, speciellere Seelsorge aber verbitte man sich?" Riehl's Bestreben ist, den Ton demüthig und eng an das Lied zu schließen und alle Tonphrasen zu vermeiden; er will jene „tonsetzenden Stutzer", die in unseren Tagen häufig geworden sind, verdrängen. Viele der Riehl'schen Melodieen werden sehr gelobt. Daß die Lieder ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit geschrieben sind, kann man ihnen ansehen.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung", die hier und da ganz gute Anflüge haben, fallen in ihrer neuesten Nummer in eine entsetzliche Roheit des Rationalismus zurück. Diese Blätter sind ein ganz eigenthümliches Institut; sie haben ihre Rechte, ihr Centrum, ihre Linke, sie haben ein Dutzend Standpunkte. Neben ernsten Männern frivole Bursche, neben Autoritäten Revolutionen. In der neuesten Nummer schreibt ein mir ganz unbekannter Heinrich Birnbaum eine „Revue" über mehrere neuere naturwissenschaftliche Bücher und Flugblätter, und entblödet sich nicht, eine Schmähschrift gegen die Heiligenthümer des Christenthums,

betitelt: „Kirchenglaube und Erfahrung“ — die seitdem verboten worden — mit der ganzen Hochachtung einer flachen und feigen Seele zu tractiren. „Er deckt mit einem Schlage aller Kirchen Verkehrtheit auf und zieht sie ohne Barmherzigkeit an das klare Licht der Erfahrung,“ und: „Es ist recht gut, daß ab und zu ein kampflustiger Haudegen das Nest der Finsterlinge aufrührt,“ triumphirt der Heinrich Birnbaum.

Die „Leipziger Illustrirte Zeitung“ beschäftigt sich lebhaft, aber wenig geistreich mit „dem Entwurf zum Programm der Rechten“. Sie schreibt: „Das Programm der neupreußischen Partei ist doch selbst für Viele, welche derselben angehören, zu stark gewesen. Herr v. Gerlach hat bittere Vorwürfe hören müssen, daß er die letzten Zwecke der Partei voreilig ausplauderte.“ Und fünf Zeilen weiter: „Bezeichnend und maßgebend ist, daß dies Programm nicht das Elaborat der eigentlichen Ultras im Hause der Abgeordneten, sondern aus dem Schooße der Fraction Tietz hervorgegangen sein soll, die sich einer Mittelstellung rühmt...“

So geht das noch eine Weile weiter. In diesem Falle ist übrigens der Zahn der „Illustrirten Zeitung“ harmlos; aber sie hat ihre Giftzähne, die sie schon oft genug gegen Preußen gebraucht. Systematisch verfolgt sie gerade in dieser Zeit wieder die preußische Politik, während sie Oesterreich in den Himmel erhebt. Das ist ein schlechter Dank für die große Menge von Abonnenten, die sie in Preußen hat.

Tages-Ereignisse.

Nach kurzer aber desto heftigerer Dauer hat das Fieber der Friedensgerüchte nachgelassen. Man sieht, daß Rußland fest entschlossen ist, von den vier Wiener Punkten in der Hauptsache nicht abzuweichen, und man wundert sich jetzt schon, überhaupt an eine Schlichtung des Streites durch Unterhandlungen geglaubt zu haben. In der That sind auch die sogenannten Russischen Vorschläge nicht dazu angethan, um das „intoxicated England“, wie Mr. John Bright sein Vaterland nennt, zufrieden zu stellen. Um das zu erreichen, was in diesen Vorschlägen, die doch immer nichts anders als Gegenvorschläge sind, — hätte man wirklich nicht nöthig gehabt, einen so blutigen und aufreibenden Krieg zu führen, und wenn England so viel Geld ausgegeben hat, wenn es sich sogar nicht scheut, in jeder Beziehung die Superiorität Frankreichs anzuerkennen, so will es auch greifbarere Vortheile als ein mare clausum haben. Daß man in der Krim nicht bleiben will und auch nicht besonders zuversichtlich auf die Eroberung des Nordforts von Sebastopol hofft, beweist klarer, als die sofort publicirten Beschlüsse des großen Pariser Kriegsraths sagen könnten, daß man die Docks mit bedeutenden

Kosten und vieler Arbeit in die Luft sprengt. Dergleichen pflegt man wohl vor dem Abzuge zu thun, und jedenfalls hätte ein solches Bekenntniß für die Unhaltbarkeit des Platzes noch einige Zeit gehabt. Nach dieser Sprengung zu urtheilen, stellen die Westmächte Sebastopol auf eine Höhe mit Bomarsund, und wenn man vergleicht, daß die Einnahme beider Punkte eigentlich gar keinen Einfluß auf die Förderung der Kriegszwecke gehabt, so springt die Aehnlichkeit noch mehr in die Augen. Dazu erklärt Admiral Dundas, daß Kronstadt eben so uneinnehmbar sei, als Sweaborg, und da er das letztere nicht einzunehmen vermocht, so scheint er wenigstens der competenteste Richter. Gleichzeitig fürchtet man in Konstantinopel für Erzerum, thut aber nichts, um den Fall auch dieser Festung abzuwenden; sonderbar klingende Nachrichten über die Verhaftung der Familie Pascha's Omer, — von verrätherischen Correspondenzen und Absichten, — von den Gesandten Englands und Frankreichs verlangte Mittheilung der Correspondenz zwischen dem Serdar und dem Seraskier, werden nach und nach in den Zeitungen laut, und mitten hinein in diese allgemeine Verwirrung der Verhältnisse schlägt die Erklärung Dänemarks, sich trotz der brennenden Sundzollfrage unter allen Umständen neutral halten zu wollen, und die Circular-Note an alle Schwedische Gesandte, welche dem Rennthier- und Herings-Tractate jede Spitze gegen Rußland abbricht. Wir bedauern Dänemark und Schweden aufrichtig, denn nun werden beide Staaten nach kurzer Lobes- und Liebesfreude in den englischen Zeitungen eben so heftig geschimpft werden als Preußen und abwechselnd — Oesterreich. Daß all' dieser Geifer nicht besudelt, und daß sich auch bei unaufhörlichem Geschimpftwerden ganz behaglich weiter leben läßt, möge jeder Staat, dem diese Ehre im weiteren Verlaufe der Dinge noch angedeihen sollte, an Preußen lernen. Selbst über die angedrohte Aufstellung einiger hunderttausend Mann am Rhein und die schon in Büsching's Geographie, also keineswegs erst neuerdings nachgewiesene Wahrheit, daß Berlin näher sei, als Moskau, denkt man hier sehr ruhig. Allerdings durchschaut man in unterrichteten Kreisen den Plan Englands, Frankreich wo möglich in endlose Schwierigkeiten zu verwickeln, denn England hat seit dem Beginn so unersetzlich viel an seinem Einflusse, dem Schimmer seiner Macht, seinem Kriegsruhm und seiner militärischen Fähigkeit verloren, daß ihm sehr ernstlich daran gelegen sein muß, auch den in jeder Beziehung glücklichern Nebenbuhler jenseits des Canals zu irgend einem Schritte zu vermögen, der ihn so vollauf beschäftigt und compromittirt, daß er dann jeden Gedanken an ein selbstständiges Stehenbleiben auf der schon genug abschüssigen Bahn aufgeben muß. Ein paar mal hunderttausend Mann jenseits des Rheins würden zunächst doch wohl keine andere Folge haben, als die Aufstellung von 500,000 Mann diesseits, oder der deutsche Bund hört auf zu existiren, und wenn er gegen solche Drohung nicht zusammenhalten wollte, dann würde er auch nicht verdienen, weiter zu existiren.

Wenn die gesunde, vernünftige, auf Frieden und Wohlsein der Völker gerichtete Politik deutscher Staaten im Stande ist, solche Drohungen von Seiten Frankreichs hervorzurufen, so müßte in der That das ganze deutsche Volk und seine Fürsten jedes nationalen Stolzes baar und ledig sein, wenn sie sich nicht auf das Kräftigste gegen eine solche Anmaßung erheben wollten. Krim, Ostsee und Deutschland; das dürfte denn doch auch den Westmächten zu viel werden, und die Geschichte ist denn doch in ihren Hauptzügen wenigstens nicht ganz umsonst geschrieben. Man braucht deswegen noch nicht mit Rußland zu gehen, wenn man sich zu seiner Vertheidigung mit Rußland verbündet, und die heilige Allianz, an der Revolution, Cabinetsfeinheiten, augenblickliche Sympathieen und Antipathieen so rastlos herumgerüttelt, würde durch eine solche „pression stratégique“ verwunderlich rasch wieder Boden und Kraft gewinnen. Das läugnet man natürlich in den Pariser Kaffeehäusern und in der London Exchange, das verhöhnt man in der englischen Presse; aber dessenungeachtet würde es so kommen. Wenn sich auch rother Rock und rothe Hose zusammenthun, ja wenn sie selbst das rothe Panier vor sich hertrügen, an der wiedererstandenen heiligen Allianz würden sie doch noch ernsteren Widerstand finden, als in der Krim! —

Es giebt noch immer Leute, welche in der Zeitung zuerst nach dem Stand der Course sehen und daraus ihre Ansicht von politischen Dingen und Vorgängen feststellen wollen. Als ob nicht gerade die Börsen seit 1848 ihre vollste Unzuverlässigkeit in politischen Dingen bewiesen hätten. Selbst das Fallen der westmächtlichen Papiere nach den ersten Nachrichten von der Einnahme Sebastopols scheint den Leuten die Augen noch nicht geöffnet zu haben, und immer aufs Neue fluctuirt Sinn und Widersinn in seinem Einflusse auf die Börse. Es gab allerdings eine Zeit, wo selbst der Staatsmann sich über die Ansicht der Börse unterrichten mußte, war es auch nur, um ein Element mehr für die Beurtheilung der augenblicklichen Lage zu gewinnen. Wer möchte jetzt noch in den Coursen einen politischen Barometer erkennen. Seit der Ueberfluthung des Geldmarktes mit Staatspapieren, Crédits mobiliers, gewagten Speculationen und offenbaren Schwindelgeschäften, hat die Börse aufgehört, irgend etwas für die politische Combination zu gelten. Es wurde einmal für sehr geistreich und nebenbei voll tiefer Wahrheit gehalten, als man sich erzählte, die Mutter der Rothschild's habe 1830 geäußert: „Krieg? — Es giebt keinen Krieg! denn mein Sohn giebt ihnen kein Geld dazu!“ Was ist aus diesem Dictum geworden? — Der Krieg hat ohne Geld angefangen und wird ohne Geld fortgeführt. Dagegen ist es nicht unmöglich, daß der Krieg einmal aufhört, weil kein Geld mehr da ist. Mit großer Gewissenhaftigkeit registriren die großen politischen Zeitungen täglich die neuesten Course, wo möglich aller Börsen, und was geht aus diesem Register hervor? Die voll-

kommene Unzurechnungsfähigkeit der Geldmärkte in politischen Dingen. Es bedarf nur einer Woche aufmerksamen Verfolgens der Course, um zu sehen, daß die Geldwelt nichts weiß und nichts bedeutet, was irgendwie Einfluß auf die politische Gestaltung der Lage auszuüben vermöchte. Sie hinkt dem Ereigniß nach, aber sie sagt es weder vorher, noch wägt sie es richtig ab.

Auch bis jetzt haben die russischen Feldherren in der Krim nichts Ernstliches gegen die in jeder Beziehung schwächer gewordenen Alliirten unternommen. Die kleinen Zusammenstöße zwischen Vorposten und Patrouillen, das Wegschleppen einiger Gefangenen — überdies mit gleichem Glücke auf beiden Seiten — können doch nicht als Kriegshandlungen angesehen werden. Möglich, daß die Russen darauf rechnen, ihre Feinde von selbst abziehen zu sehen, und das schon erwähnte Sprengen der Docks scheint einer solchen Annahme wenigstens nicht ungünstig, aber in einer günstigeren Lage als gerade gegenwärtig werden sich die Russen voraussichtlich auf lange hinaus nicht gegen ihre Angreifer befinden. Jetzt, und zwar jetzt zum ersten Male seit dem Beginn des Krieges, steht eine numerisch überlegene russische Truppenmacht den Alliirten in der Krim gegenüber. Die Druschinen sind zur Complettirung der Linien-Bataillone verwendet worden. Die Cavallerie ist zahlreich und nach übereinstimmenden Berichten in gutem Zustande. Die Artillerie, selbst nach Aussage der Alliirten, vortrefflich, und an Ruhe hat es den Truppen in den letzten Monaten nicht gefehlt. Doch verhalten sie sich unthätig und scheinen den Erfolg von der Zeit erwarten zu wollen. Stärker als jetzt können die russischen Heere in der Krim nicht mehr werden, wenn sie auch noch verstärkt werden sollten; denn was nun noch kommt, sind Druschinen und Rekruten. Die Truppen aus Polen und aus den Ostsee-Provinzen dürfen nicht nach dem Süden dirigirt werden, so lange England und Frankreich über so immense Transportflotten disponiren. Der Winter und das Klima waren doch sonst für russische Heerführer keine unbesieglichen Hindernisse, stets aber ihre besten Bundesgenossen. Was also ist der Grund dieser Millionen verschlingenden Unthätigkeit? Von hier aus fehlt jeder Maßstab der Beurtheilung dafür. Daß der russische Soldat den Kampf nicht scheut, dafür liegen in den bisherigen Kriegsbegebenheiten zu schlagende Beispiele vor, als daß hierin eine Erklärung zu suchen wäre. Alles Lob über gutgeordnete Verpflegung, alle Anerkennung des vortrefflichen Zustandes, in dem sich die Truppen befinden sollen, alle Combinationen für den nächsten Feldzug helfen über die Unthätigkeit solcher Massen während des Winters nicht hinweg. Das Schwarze Meer kommt den Russen mit seinen Stürmen zu Hülfe. Eis umgiebt Kinburn und macht Eupatoria zugänglich. Das Ablassen der Alliirten von Odessa, Otschakoff und Nikolajeff läßt die dort versammelten Truppen disponibel. Aber freilich wir urtheilen aus behaglichem

Cabinet am wohlthätig wärmenden Kaminfeuer. Gern bekennen wir uns unfähig, das Nothwendige und Mögliche für dort zu erkennen. Aber auch der künftige Geschichtsschreiber dieses Krieges wird im behaglichen Cabinet schreiben und dann vielleicht eben so ungerecht sein als wir.

„Westminster Review", unter allen englischen Zeitschriften diejenige, welche seit dem Beginn des gegenwärtigen Krieges die besten und kenntnißreichsten militairischen Artikel gebracht, enthält auch neuerdings einen ungemein verständigen, aber in England dermalen ganz nutzlosen Artikel über militairische Erziehung und Ausbildung. Was dort vorgeschlagen und empfohlen wird, besitzen wir in Preußen längst; wir hätten also kaum eine Veranlassung gehabt, hier dieses Artikels zu erwähnen, wenn wir darin nicht einen Ausspruch gefunden, der in einem englischen Buche auffallen muß. Der Verfasser sagt nämlich, indem er von den Gefechten in der Krim spricht, an denen englische Truppen Theil genommen:

„Die Schlacht an der Alma war ein Widerspruch gegen die ersten militairischen Regeln, Balaklawa ein Fehler, Inkerman eine Ueberraschung und der Redan eine Niederlage."

Natürlich kommt ein solcher Ausspruch und von solcher Autorität den kriegswüthigen Tagesblättern sehr ungelegen, und einige derselben fahren mit ganz besonderer Vehemenz darüber her. Das heftigste unter ihnen „the Globe" stellt sich die Aufgabe, jede einzelne dieser so kurz und schlagend hingestellten Behauptungen zu bekämpfen, wird aber dabei so weitschweifig und geht so tief in die Sache selbst ein, daß er sie selbst eigentlich vollständig zugiebt und endlich nur in der Ausdrucksweise das Verbrechen findet. Daß ein englischer Publicist noch während der Dauer des Krieges die Leistungen der englischen Truppen so herabsetzt, wie es in den kategorischen, wenn auch wahren und unwiderleglichen Worten des „Westminster Review" geschieht, ist ein Unrecht und ein Verrath am Vaterlande. So weit haben „Globe" und Genossen ein vollkommnes Recht, dagegen aufzutreten. Dagegen hätten sie sich nicht in Deductionen einlassen sollen, denn da sind sie schwach. „Westminster Review" hat den Einwand der Wahrheit für sein Vergehen. Für uns, die wir aus neutralem Standpunkte das Für und Wider beurtheilen können, ist es immerhin eine merkwürdige Erscheinung, selbst englische Blätter, und zwar die besten unter ihnen, zu denselben Anschauungen gelangen zu sehen, die wir schon längst bei denselben Anlässen ausgesprochen.

In Turin wundert man sich über die Wandelbarkeit der Volksgunst. General La Marmora, der das revolutionäre Genua so gründlich gezüchtigt und dafür von den Genuesen maßlos gehaßt wurde, ist in demselben Genua und von denselben Genuesen mit maßlosem Jubel und enthusiastischen Demonstrationen begrüßt worden, als er neuerdings aus der Krim zurückkehrte, um nach Paris zu dem großen Kriegsrathe

zu eilen, der, wie es jetzt wieder heißt — durchaus keinen Feldzugsplan für das nächste Frühjahr festgesetzt, sondern nur das vollständige Material zur Beurtheilung der gegenwärtigen Lage gesammelt hat. General La Marmora soll selbst ganz verwundert über den hohen Grad von Popularität gewesen sein, in dem er für jetzt bei den freisinnigen Genuesen steht, und sogar diese Verwunderung gegen den Stadtrath unumwunden ausgesprochen haben. Das ist freilich keine Lehre, sondern nur ein Beispiel; denn was auf Volksgunst und Volksjubel zu geben ist, darüber hätten seit 1848 wohl die Lehren abgeschlossen, das heißt für die Generation, welche es selbst erlebt, nicht für die heranwachsende und kommende. Was ist seit dem Juli 1830 in Europa nicht Alles bejubelt worden, wem wurden die Pferde ausgespannt, wer zum Ehrenbürger ernannt, wem Fackelzüge, wem Katzen-Musiken gebracht? — Und wo sind die von der Volksgunst Geehrten jetzt, wo jetzt die einst Gehaßten? — Es giebt eigentlich kein sichereres Mittel, populär zu werden, als einmal recht unpopulär gewesen zu sein. Eben weil es jedem Denkenden eine Lehre geworden ist, bedarf es keiner Beispiele. Sie möchten überdem unerquicklich in die Gegenwart hineinklingen. Wie die Verhältnisse in Sardinien stehen, wäre es nicht unmöglich, daß General La Marmora auch noch einmal wieder unpopulär würde. Sogar die Popularität des Krieges gegen Rußland als Miethstruppe der Westmächte hat neuerdings einen Stoß bekommen, seitdem von einer neuen Anleihe — diesmal die runde Summe von 100 Millionen — in Turin die Rede ist. Gut, daß General La Marmora früher, als diese Nachricht, nach Genua gekommen ist! —

Spanische Zeitungen melden mit anerkennenswerthem Stolze, daß die constituirenden Cortes bereits 127 Gesetze berathen haben. Schade, daß die öffentlichen Zustände dadurch nicht um ein Haar besser geworden sind, und daß alle unparteiischen Berichterstatter in der Klage übereinstimmen, Spanien gehe an dieser so eminent liberalen Revolution vollständig zu Grunde. Die Zauberbesen sind auch dort wieder an ihrem unheimlichen Geschäft, und weder O'Donnell, der untreue General, der sie wach gerufen, noch Espartero, der sie benutzt, finden das Wort, sie wieder in die Ecke zu bringen. Dagegen lesen wir die gewiß erfreuliche Kunde, daß das Bündniß zwischen den Demokraten und den reinen Progressisten, so wie andererseits das Bündniß der Conservativen mit den gemäßigten Progressisten in den Provinzen rascher als in der Hauptstadt vor sich geht. So lange die Conservativen dort nicht den Muth haben, sich ehrlich Reactionäre zu nennen und ehrlich wie offen, dann freilich aber auch muthig und wagend Reaction zu machen, so lange wird doch keine Hoffnung auf Besserung der Zustände möglich sein. Reine Progressisten, gemäßigte Progressisten, Demokraten! Nichts als Schattiruugen des großen liberalen Widersinns. Was bedeutet dagegen

ein Conservativer anders als das Anklammern an den Besitz, den Geldsack, das gewohnte Vorrecht? — Und gerade gegen diese ist der Liberalismus mit seiner Phrase stark. Gegen eine wirkliche, kräftige, ernstgewollte Reaction verkriecht er sich hinter die Falten der Kriegs-Toga, freilich um nach erfochtenem Siege desto schamloser lügend hervorzukommen und wo möglich die einmal verbrannte Suppe sofort wieder einzurühren. Wie gesagt, nicht eher ist eine Besserung spanischer Zustände zu erwarten, bis irgend Jemand dort den Muth hat, sich einen Reactionär zu nennen.

Wappen-Sagen.

Werder.

Die von dem Werder führen
Im rothen Wappenschild
Drei Lilien auf blauem Balken
Und sieben Sterne mild.

Die Lilien auf blauem Balken —
Ein heidnisch Wappen fein,
Die gold'nen Sterne kamen
Erst nach der Taufe hinein.

Zu jenen trutz'gen Sippen
Im alten Sachsenland,
Mit denen Karl der Große
So manchen Strauß bestand,

Gehörten die vom Werder
Dort an der Saale Strand,
Vom Merseburg'schen Werder
„De insula“ genannt.

Die haben sich geschlagen
An manchem heißen Tag,
Bis auch in ihre Seelen
Das Licht des Glaubens brach.

Sie folgten in die Taufe,
Wie immer treu gesinnt,
Dem großen Sachsenfürsten,
Dem König Wittekind.

Als nun auch der vom Werder
Getauft vor aller Welt,
Da grüßt ihn Karl der Große,
Der kaiserliche Held:

„Die Lilien, Ihr vom Werder,
„Sind nur ein irdisch Bild,
„Auch an den Himmel mahne
„Des Christenritters Schild.

„Die Lilien, Lanzenspitzen,*)
„Die führt mit Manneskraft,
„Doch wählet auch ein Zeichen
„Der geist'gen Ritterschaft,

„Denkt Gottes, der den Sternen
„Giebt ihren ew'gen Lauf,
„Und nehmet sieben Sterne
„In Euer Wappen auf;

„Der Tugenden des Christen
„Sind sieben cardinal,
„Und daran mag Euch mahnen
„Der Sterne Siebenzahl."

Seit Karl's des Großen Zeiten
Bis auf den heut'gen Tag,
Da schlugen die vom Werder
Manch einen kräft'gen Schlag.

Die Lilien, Lanzenspitzen,
Die führten sie voll Kraft,
Und glänzten oft gleich Sternen
In geist'ger Ritterschaft.

*) Man erklärt die heraldische Lilie bekanntlich für eine (lilienförmige) Lanzenspitze.

und Hamburger Cigarren und eigener Fabrikate. — Von Rauchtabacken mache ich ganz besonders auf meine echt türkischen Tabacke aufmerksam, welche ich durch das Engagement eines zuverlässigen Agenten in Konstantinopel stets in feinster Waare und zu verhältnißmäßig billigen Preisen zu liefern im Stande bin; ich empfehle feinsten Bochga à Pfd. 2 Thlr., Kienuvir à Pfd. 1½ Thlr., Samsun à Pfd. 1 Thlr. — Hierzu empfehle auch feine französische Cigarretten-Bücher und Maschinen mit Papiertuben zum Selbstverfertigen von Cigarretten, so wie französische Thonpfeifen in geschmackvollen Mustern, welche sich Meerschaumartig anrauchen. —

Von Schnupftabacken empfehle ich die Fabrikate von Gebr. Bernard, Gebr. Lotzbeck, Franz Foveaux, Gebr. Bolongaro Crevenna, C. G. Baum in Rawicz u. s. w., so wie importirte englische und Bahia-Schnupftabacke.

Auswärtige Bestellungen bitte ich an mein Comptoir, Friedrichsstraße 225, zu adressiren. — Bestellungen von 1000 Stück an sende ich franco und ohne Berechnung von Emballage und bitte ausdrücklich, sollte wider Erwarten eine von mir bezogene Waare nicht ganz ansprechen, mir dieselbe unfrankirt zurückzusenden, wogegen ich mich verpflichte, franco andere Waaren zu senden. — Proben berechne ich zum Tausendpreis. — **Adolph Streckfuß.**

Anzeige für das Herren-Publicum.

(Aufträge auf brieflichem Wege werden nur frankirt entgegen genommen.)

Die **LOUIS LANDSBERGER**'sche Herren-Garderobe-Handlung (Markgrafenstrasse 46, dem Schauspielhause gegenüber) wird den noch vorhandenen Bestand ihres Winter-Lagers — von jetzt ab — theils zu, theils unter dem Kostenpreise verkaufen.

Es ist dies keine der gewöhnlichen Phrasen, wie sie von gewissen Geschäften, lediglich um das Publicum zu täuschen, so oft in die Oeffentlichkeit geschleudert werden; sondern die Consequenz ihres Princips: **mit den Gegenständen Einer Saison vor dem Beginn einer andern durchaus zu räumen.**

Zu Preisen von aussergewöhnlicher Wohlfeilheit offerirt daher die **LOUIS LANDSBERGER**'sche Handlung:

Paletots, Ueberzieher und **Mäntel** — im neuesten Geschmack —;

Schlaf- und **Hausröcke** — in den mannigfaltigsten Formen —;

Beinkleider und **Westen** — in sehr verschiedenen, aber durchweg schweren Stoffen —.

Das Publicum wird ersucht, diese Artikel in der **LOUIS LANDSBERGER**'schen Herren-Garderobe-Handlung zu besichtigen, um so bestätigt zu finden: dass Gegenstände von wahrhaft ausgezeichneter Qualität zu Preisen geboten werden, die in der Sphäre des Détail-Geschäfts nur äusserst selten vorkommen.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Dessauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Siebentes Capitel.

Die Abtei zum Walde.

Zu den begünstigten Häusern Frankreichs, die dem Sturm der Zeiten ebenso siegreich Widerstand geleistet haben, wie den Schlägen der Revolutionen, gehört die Abtei zum Walde.. Diese Königliche Abtei hatte schon lange den Schutz jener rauhen Wald-Einsamkeit verloren, in der sie der heilige Bernhard einst gründete als eine Tochterkirche der hochberühmten Mutter von Clairvaux; unter der Art waren längst schon die hohen, stolzen Bäume gefallen, die sie umgaben, die Abtei zum Walde lag längst schon in der Sevrestraße zu Paris, umgeben von einem Knäuel schmutziger Gassen und dem Getöse einer immer bewegten und lauten Bevölkerung; die Wald-Einsamkeit, welche der Königlichen Abtei so lange Schutz gewährt, sie hatte sich, erschreckt von dem lauten Treiben des Pariser Lebens, in die Mauern der Abtei geflüchtet, die nun die ehemalige Schützerin schirmte, treulich Gunst mit Gunst vergeltend.

An einem nebelfeuchten December-Nachmittage des Jahres 1804 hielt ein schlichter Stadtwagen vor dem von einem Kreuze überragten Gitter der Abtei zum Walde; zwei Herren stiegen aus, der eine nur mittelgroß und mager, aber prächtig leuchtende Augen unter der schönen, von wirrem, leichtgelocktem Haar umwallten Stirn; der andere größer und stattlicher, in den regelmäßig gebildeten Zügen den Ausdruck edler Simplicität, in den Augen einen schwermüthigen Stolz. Beide Herren schritten schweigend neben einander über den großen Hof. Sie brauchten nicht zu klingeln an der kleinen Pforte, in die sie traten; die Pförtnerin mußte sie erwartet haben. Munter und gut sah das Gesicht der klösterlichen Dienerin aus, und sie verneigte sich, sichtlich geschmeichelt, als ihr der kleinere Herr ernsthaft seinen Gruß zunickte, während der größere sagte: „Guten Tag, Schwester Maria!"

Die beiden Herren gingen durch die Flurhalle und traten in einen zweiten Hof, der von offenen Kreuzgängen rings umschlossen war, der Tummelplatz der kleinen Mädchen, die hier erzogen wurden. Als die Herren im Seitenflügel eine Treppe erstiegen hatten, kam ihnen von der anderen Seite her eine Dame entgegen.

Diese Dame war groß und mußte einst eine bedeutende Schönheit gewesen sein; auf den ersten Anblick erschien sie hart und stolz, betrachtete man sie aber aufmerksam, so fand man, daß ihr Gesicht rein den Stempel jener sieghaften Resignation trug, die nur unter großem Unglück und schweren Leiden errungen wird. Die lange Robe von schwarzem Wollenstoff trug sie mit derselben Anmuth, wie Hortense von Beauharnais ihre Blouse à la Lavallière, die Madame Josephine, die nunmehr Kaiserin, eigens erfunden für ihr blühendes, reizendes Kind. Eine Schönheit hatte sich Frau von Navarre, die damals Vorsteherin der Abtei zum Walde war, ganz zu erhalten gewußt; das waren die wunderschönen Hände, die zuweilen auftauchten, wie Schwäne, aus den weiten Aermeln des ernsten klösterlichen Gewandes und unbewußt mit dem großen silbernen Herzen spielten, das an einem rothen moirirten Bande auf der Brust der Dame hing.

Beide Herren eilten der Dame entgegen und begrüßten sie mit eben so viel Achtung als Herzlichkeit.

„Das ist eine doppelte Freude,“ sagte die Dame lächelnd, aber selbst ihr Lächeln war traurig; „als ich heute Mittag unserer geliebten Julie eine schöne Blume schickte, freute ich mich, Sie heute Abend zu sehen, Herr von Chateaubriand; aber Sie, Herr Herzog, das ist gar gut, zwei liebe Männer zugleich; ich glaubte Sie schon abgereist.“

Der Herzog Matthieu von Montmorency reichte der geistlichen Dame den Arm, Herr von Chateaubriand eilte vor ihnen die Treppe hinauf. Ganz athemlos von dem Ersteigen der Treppen trat er in den schmalen Vorsaal, der die beiden kleinen Zellen trennte, welche Julie Recamier in der Abtei zum Walde bewohnte. Mit dem Entzücken eines Dichters blickte er durch das Fenster in den Abteigarten. Spitze Kirchthürme strebten in scharfen Umrissen zum Himmel empor, am Horizont zeigte sich der sanfte Höhenzug von Sevres. Die untergehende Sonne vergoldete das Gemälde. Eine Akazie streckte ihre entlaubten Aeste klagend gleichsam hinauf zu dem Fenster Julien's. Da füllte sich der kleine Vorsaal mit einem Meer von Wohllaut, im Auge des Dichters glänzten feuchte Thränen, Julie sang und begleitete sich selbst auf dem Clavier, die Glocken läuteten das „Angelus“ — Alles eine Harmonie.

Chateaubriand trat in die Zelle Julien's, sie hatte das Clavier verlassen und saß, weiß gekleidet wie immer, auf einem blauen Divan. Mit einem grüßenden Blicke, der sich in seiner hinreißenden Freundlichkeit nicht beschreiben läßt, streckte sie dem Dichter ihre beiden Hände entgegen. Chateaubriand küßte sie mit inbrünstigem Feuer. Erst als er,

ihre rechte Hand leicht in seiner linken haltend, neben ihr saß und ihr in das unbeschreiblich edle und schöne Antlitz sah, sagte sie mit ihrer holdseligen Stimme: „Guten Abend, Herr Vicomte! Guten Abend, Francis!“

Frau von Staël pflegte Herrn von Chateaubriand „Francis“ zu nennen, Julie that es ebenfalls zuweilen.

Chateaubriand hatte schon damals in der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit der vergötterten Frau die Gewohnheit, Julie einige Minuten zu sehen, bevor sie in den Kreis ihrer Freunde und Bewunderer trat; denn das war Jeder, der sie sah.

Julie Recamier hat nur einen Feind gehabt — den Kaiser Napoleon.

Noch aber pflegte Chateaubriand sich mit Julie zu unterhalten, wenn er sie sah, bevor sie in die andere Zelle, welche ihren Salon bildete, trat. Als vierzig Jahre später diese beiden gleichgestimmten edlen Seelen die letzten Jahre ihres Greisenalters sich täglich sahen, sprachen sie in der Stunde, die sie allein zubrachten, nicht mehr, aber sie sagten sich doch unendlich viel und unterredeten sich heimlich mit den abgeschiedenen Lieben, deren Bilder die Wände zierten.

Welche Erinnerungen!

Der Dichter war Zeitungsschreiber, Minister gewesen, Gesandter, Großbotschafter, seine politische Laufbahn hatte er, der nie ein Höfling war und Hofgunst nie genossen, als Höfling des königlichen Unglücks beschlossen; die herrliche Frau, als Greisin noch schön, dachte freundlich zurück an die vielen ausgezeichneten Männer, die sie umworben hatten, die ihre Anbeter und Freunde geblieben waren, ob sie ihnen auch ihre Hand versagt. Welche Reihe von Männern, alt edle Herzöge, deren Väter mit dem Lilienbanner vor Accon gefochten, und Marschälle, deren Schwertadel noch eben so frisch, wie ihre Lorbeeren, Minister und Fürsten der Wissenschaft, ein Bonaparte, Lucian, und ein Neffe des großen Friedrich von Preußen, sie alle hatten ihr Herz und Hand angetragen, sie alle waren vor ihr heimgegangen, der früher, der später, nur der Dichter war ihr geblieben, Franz René von Chateaubriand, der Höfling des Unglücks.

„Herr von Montmorency ist mit mir gekommen!“ sagte Chateaubriand aufstehend und der Dame, die sich ebenfalls leicht erhob, seinen Arm bietend.

Julie legte ihre Hand auf Chateaubriands Arm, sie schwebte wirklich, schlank und schön neben ihm, eine durchaus lichte Gestalt.

In der anderen Zelle, deren einzigen Schmuck die bunten und grünen Blumen und Blätter im Fenster bildeten, befanden sich schon einige Herren und Damen, darunter Marschall Bernadotte mit seiner Gemahlin, nachmals Carl Johann König von Schweden, der sich mit einem feinen italienischen Monsignore unterhielt, der im Gefolge des Papstes nach Paris gekommen. Bernadotte hatte damals etwas Ritter-

liches in seinem Gesicht und viel Declamation in seiner Rede. Zwischen einer Herzogin von Chabrillant und der alten Marquise von Coislin, die nie vergaß, daß Coislin der älteste Marquis von Frankreich war, saß die Gemahlin Junot's, des kecken Reitergenerals. Diese stolzesten Damen der alten Aristokratie — in der Zelle Julien's ertrugen sie solche Gesellschaft. Vielleicht war das der größeste Beweis der unermeßlichen Gewalt, die Frau von Recamier über Alle übte, die sich ihr naheten! Aber man mußte sie auch sehen und hören, sie hatte für Jeden, für Jede, ein Lächeln, ein Wort, einen Reiz, sie entzückte Alle zusammen und Jeden einzeln noch ein Mal. Und doch entging ihr keine Schwäche, keine auch noch so kleine Lächerlichkeit; ihre himmlischen Augen waren wunderbar scharf, und die Pfeile ihres geistvollen Scherzes flogen nach allen Seiten, leuchtend und klingend; aber es wohnte ihnen eine Kraft bei, welche Diejenigen, die sie verwundeten, beglückte. Benjamin Constant beging geflissentlich mancherlei kleine Fehler, es war gar zu schön, von ihr verspottet zu werden; aber Julie bemerkte stets die Geflissentlichkeit und sagte ihm ein Mal lächelnd: „Sie sind nicht geschickt genug, Freund Ben, um den Ungeschickten spielen zu können, begnügen Sie sich mit dem, was Ihnen die gütige Mutter Natur in diesem Fache beschieden!"

Der stolze Herzog von Montmorency, der erste Baron der Christenheit, der Nachkomme von hundert Connetables, Marschällen und Admiralen, unterhielt Madame Bernadotte, die Kaufmannstochter von Marseille, mit einer chevaleresken Ehrfurcht, als wenn er die Tochter Herzog Humbert's mit den weißen Händen vor sich habe, jene schöne Wittwe Ludwig's des Dicken, die Einer seiner Ahnen achthundert Jahre vordem zur Ehefrau gewann, wie die Chronisten erzählen.

Besondere Aufmerksamkeit widmete Julie einem gebrechlichen, alten Herrn, mit kurzen, kleinen Armen, der in einem Fauteuil lag und eigentlich immer in Verwunderung war, daß nicht alle Welt staunend vor ihm anbetete. Das war Herr von Laharpe, der bekehrte Gotteslängner, sonst im Leben so schneidend, so stachelig, so unerträglich, auch nach seiner Bekehrung, hier in Julien's Gegenwart liebenswürdig.

Julie liebte den Umgang mit Männern von Geist und Talent; aber nie hat eine Frau es verstanden, wie sie mit solchen Männern umzugehen.

„Ich danke Ihnen, Herr von Chateaubriand," rief Laharpe, „Sie haben mich gegen Delfosse so schön vertheidigt; aber ich muß Ihnen sagen, Herr, Sie haben nur Recht in dem, was Sie von meiner aufrichtigen Bekehrung zu Gott und seiner heiligen Kirche sagen, Sie stellen mich viel zu hoch, wenn Sie glauben, die Philosophie habe mich zum Gotteslängner gemacht. Nein, Vicomte, ich bin Gotteslängner nur aus verdammter Eitelkeit gewesen; man machte damals Aufsehen damit, und ich war erbärmlich genug, Aufsehen machen zu wollen. Ah! Herr Her-

zog von Montmorency, verzeihen Sie mir, ich habe Sie oft gekränkt, und bin zu alt, wieder gut zu machen; Sie glauben nicht, wie ich, der ich mich so bedürftig der Barmherzigkeit Gottes fühle, wie ich mich nach der Verzeihung der Menschen sehne; ich habe so viele beleidigt —"

„Herr von Laharpe," erwiederte Montmorency fein, „ich kann Ihnen nur mit den Versen des Dichters Laharpe antworten:

Mais s'ils ont tout osé, vous avez tout permis:
Plus oppresseur est vil, plus esclave est infame!

„Das ist stark gesagt, Herr von Laharpe, aber es ist wahr und schön, oh! hätten wir nicht Alles gelitten, Sie würden nicht Alles gewagt haben!"

Der alte Laharpe war gerührt, Julie warf dem Herzoge einen prächtigen Blick zu.

Aber auch einige jüngere Männer noch waren in der Zelle, die noch keinen Namen hatten; Frau von Recamier sprach mit ihnen, aber in einer Weise, daß sie sich fähig hielten, das Größeste zu vollbringen.

Ihre Gewalt über die Geister war ganz außerordentlich.

Man sprach über die Kaiserkrönung, die einige Tage zuvor in der Kathedrale Notredame verübt worden war.

Bernadotte, seit längerer Zeit schon mit Bonaparte zerfallen, bemerkte spöttisch, daß die Marschälle und Generale nicht ihr Knie gebeugt hätten beim Segen des Papstes.

Laharpe seufzte hörbar.

Der Herzog von Montmorency sagte: „Ich hätte gewünscht, die Herren wären weggeblieben, oder hätten ihr Knie gebeugt, wenigstens gebeugt, um dem christlichen Volke kein Aergerniß zu geben!"

„Oh!" rief der italische Monsignore, „das christliche Volk, Excellenza? das ist kein christliches Volk hier, das habe ich am Tage der Krönung gesehen. Als Majordomus Seiner Heiligkeit führte ich den Zug der Hausgeistlichkeit der päpstlichen Kammer; als wir nun, wahrhaftig stattlich, daherzogen auf den reichgeschirrten Maulthieren, da rief die Menge, unserer lachend und spottend: „Seht, da kommt die päpstliche Cavallerie!"

Der Prälat war erzürnt. Ein leises Lächeln zeigte sich auf fast allen Gesichtern, nur Julie sagte mit himmlischer Milde: „Verzeihen Sie der Unart, Monsignore, dieses arme Volk hat nie einen Papst, ja lange Zeit nicht ein Mal einen Priester gesehen und hört jetzt von nichts als von Infanterie und Cavallerie."

„Und diese Kaiserkrönung," flüsterte die Marquise von Coislin schmerzlich bewegt, „so wenige Monde nach dem Tode des Herzogs von Enghien!"

„Oh!" sagte die Herzogin von Chabrillant lauter, „schweigen Sie, man darf jetzt den edlen jungen Condé nicht ein Mal beklagen und beweinen!"

„Und warum wollten Sie ihn beklagen und beweinen, Frau Herzogin?" fragte Chateaubriand plötzlich, der bisher nur Julie Recamier gesehen, aber Alles gehört und geschwiegen hatte.

„Oh, Herr Vicomte!" rief die Herzogin verwundert, „hat er denn nicht Alles verloren?"

„Frau Herzogin, der edle Condé hat nur das Leben verloren, gerettet hat er sich seinen Gott, seinen König, seine Dame und seine Ehre! Ich preise ihn glücklich!"

Die alten Damen begriffen den Dichter; aber auch Bernadotte's Antlitz glühte auf, er war chevalereskter Regungen fähig: „Ich bin ein Republikaner, Herr Vicomte," sagte er, „Sie haben eine wahrhaft republikanische Unabhängigkeit bewiesen, als Sie Ihren Abschied nach der Hinrichtung des Prinzen, die ich stets verdammen werde, einreichten!"

„Die Unabhängigkeit, Herr Marschall," antwortete Chateaubriand traurig lächelnd, „ist keine ausschließlich republikanische Tugend, ich will Sie nicht an meine vaterländischen Parlamente in Bretagne erinnern; dem Landsmann unseres großen und guten Königs Heinrich IV. aus Pau und Bearne ist das ferne Armorica wohl fremd, aber da steht ja ein Montmorency und Sie wissen: Les Montmorency ne courbent leur têtes que devant le bourreau!"

„Bravo!" rief Laharpe lebhaft, „aber, Herr Vicomte, wie kam es, daß Sie überhaupt von Bonaparte eine Stelle annahmen?"

„Ich nahm keine Stelle von Bonaparte an," antwortete der Dichter ernst, „sondern von dem Unterdrücker der Revolution, der noch nichts usurpirt hatte; ich ging nach Rom in der Hoffnung, den Einfluß der Kirche, den Einfluß der christlichen Ideen auf Frankreich zu fördern, und Sie wissen, daß mit den christlichen Ideen die monarchischen kommen!"

Laharpe nickte freundlich lächelnd und sprach leise: „Ich fühle eine eiserne Klaue in meiner Seite, es geht mit mir zu Ende, ich hätte gern noch viel für die heilige Kirche gethan, aber es ist Abend um mich; indessen wird das Werk nicht unvollendet bleiben, Herr von Chateaubriand, ihr Buch vom Geist des Christenthums stellt die Kirchen wieder her, richtet die alten Altäre wieder auf und wird auch den Thron der Lilien wieder erheben."

„Es hilft mit dazu!" entgegnete Chateaubriand bescheiden und stolz bewußt zugleich.

Julie Recamier hatte kaum bemerkt, daß Bernadotte bei dieser Wendung des Gesprächs unruhig wurde, als sie auch sofort ihre Gesellschaft bat, ein Gedicht anzuhören, welches ihr junger Freund, der Graf Desmarets, gedichtet.

Arme Julie, Du solltest schwer bestraft werden für Deine Güte.

Schüchtern setzte sich der junge Mann, auf Julia's unwiderstehlichen Wink, an den Tisch vor dem Divan, öffnete sein Papier und begann zu lesen.

Chateaubriand hörte nur zwei Minuten zu, dann versank er in Gedanken, die Andern hielten etwas länger aus; aber es war eine langweilige Geschichte in holperigen Alexandrinern.

Der Alexandriner ist der rechte Vers für den Meister des Witzes, denn in seiner Trockenheit bildet er stets eine natürliche Folie, aber auch bei der größesten Fülle von Witz muß er elegant behandelt werden; ein Gedicht in Alexandrinern, das nicht durch die Fülle des Witzes in grellem Contrast steht mit der Trockenheit dieses Versmaaßes, ist an sich verloren.

Julie Recamier hörte mit engelhafter Geduld zu. Sie sah aber die Gesichter der Hörer länger werden, und augenblicklich hatte sie ein Mittel gefunden, die Vorlesung zu unterbrechen. Der junge Dichter las: „Da ging die verzweifelnde Geliebte an den Strom und fing einen Lachs —"

„Ach!" rief Julie, „Herr Graf, könnten Sie die junge Dame nicht vielleicht einen andern Fisch fangen lassen? Ich liebe Lachs gar nicht!"

Die ganze Gesellschaft lachte, Julie aber sagte wirklich keine Unwahrheit, sie mochte nie Lachs essen, und sie sagte das mit so lieblicher Art, daß der Dichter, der bereits gemerkt, wie wenig Anklang sein Gedicht gefunden, ganz entzückt sein Manuscript einsteckte, froh der willkommenen Unterbrechung, die ihn einer kleinen Demüthigung, die doch dem Dichter wehe thut, enthob. Er stand auf, verneigte sich vor der Dame und sagte leise: „Verzeihen Sie, ich habe erst hier gemerkt, daß ich ein schlechtes Gedicht gemacht habe, sonst würde ich Ihnen nicht mit demselben lästig geworden sein; ich danke Ihnen, daß Sie mich der Beschämung überhoben haben!"

Julie Recamier legte ihre süße, kleine Hand auf den Mund des Grafen und flüsterte: „Still, mein Kind, wer so schnell seine Sünden bereut, der bessert sich, und Sie werden uns noch sehr schöne Gedichte vorlesen!"

Graf Desmarets schwieg und war so selig und so stolz, als wenn er die sehr schönen Gedichte schon gemacht hätte. Er hat sie nie gemacht, aber in seiner Todesstunde hat er sich noch dankbar Julien's erinnert; in seinem langen, trüben Leben leuchtete ein Stern, die Erinnerung an Julie.

Es war eine kleine Pause entstanden; Julie wußte sofort, sie auszufüllen. Sie setzte sich auf einen Sessel und rief mit klingender Stimme: „Wer bringt mir die Harfe?"

Alle Herren eilten, nur Chateaubriand rührte sich nicht, er liebte das Harfenspiel nicht; als sich aber Julie über die Harfe neigte, als ihre dunkelblonden Haare niederfielen über die elfenbeinglatten Schultern, da zitterte auch er, vom Schauer unendlicher Wonne wollüstig ergriffen.

Und Julie Recamier, die weißen Finger in den güldenen Saiten, neigte sich und sang:

„Wer klopft an meiner Thüre?
  Wer klopft an meinem Thor?“
„„Ich, Herr der Meeresschiffe,
  Dein Diener. bin davor““ —
„Nennst Du Dich meinen Diener,
  So öffn' ich Dir geschwind!“ —
Im Hemdchen, husch, entriegelt
  Die Thür das schöne Kind.
„„Sagt mir, mein schönes Weibchen,
  Wo weilt jetzt Euer Mann?““
„Ich weiß, daß der aus Frankreich
  Nie wiederkehren kann.“ —
„„Sagt mir, mein schönes Weibchen,
  Stört er Euch nicht etwann?““
Das Frauchen blickt in Schrecken —
  Da kennt sie ihren Mann.
Auf ihren Knieen weinend
  Sie ihn um Gnade fleht.
„Ich gebe keine Gnade
  Für die, die mich verräth.“ —
Da griff er zu dem Schwerte
  Und hieb den Kopf ihr ab.
Der Kopf der fiel zu Boden
  Und rollt das Haus hinab.
Inmitten ihrer Kammer
  Da keimt ein Blümelein,
Die Margarethen-Blume,
  Sie starb in Liebespein.
Nun läutet alle Glocken,
  Denn todt ist Margareth'.
Sie ruht nach Liebesschmerzen,
  Wo jene Blume steht.*)

Julie Recamier trug das alte romanzenartige italienische Gedicht mit einer hohen Einfachheit und zugleich mit einer innigen Theilnahme vor; ihr wundervolles Spiel füllte so überaus glücklich die Lücken der Dichtung, daß sich die Hörer mächtig ergriffen neigten. Sie sahen die Margarethen-Blume keimen und sprossen, sie umwehte aus der Art des Vortrags heraus der Zauber jener Romantik, die uns freilich völlig fremd geworden ist. Er war jener Zeit schon so fremd, daß der alte Laharpe sagte: „Julie, Zauberin, Sie werden uns Lafontaine's Fabeln vom Ochs und vom Esel oder ähnliche noch so vorsingen, daß wir in Thränen darüber ausbrechen.“

Chateaubriand bildete den Kern der Opposition, die nicht ohne Glück das alte Volkslied vertheidigte gegen die heftigen Angriffe Laharpe's, der das Lied ohne Werth fand und nur den Vortrag gelten lassen wollte.

---

*) Diese treffliche Uebersetzung der alten Romanze von „Schön Margareth“ ist von dem Professor Dr. Karl Witte in Halle.

Der Herzog von Montmorency bekannte schüchtern, daß ihm nur das Lied, nicht aber der Stoff fremd sei, denn von einer seiner Ahnfrauen gehe dieselbe Sage.

„Wo giebt's eine Sage," rief Chateaubriand mit aufrichtiger Verehrung, „die im großen Hause der Montmorency nicht ihren Wiederhall fände?"

Ein Schatten flog über Bernadotte's Gesicht; es sollte aussehen wie Spott über die Verehrung großer Geschlechter und historischer Namen, zu der sich Chateaubriand offen bekannte, aber es war eigentlich verletzte Eitelkeit. Den kriegerischen, ehrgeizigen Emporkömmling ohne Geschichte und Ahnen verstimmte die mehrfache Erwähnung der alten Familien. Julie bemerkte es sofort, und im nächsten Moment strahlte Bernadotte's Antlitz wieder, denn sie war zu ihm getreten und hatte halb laut gesagt: „Es ist nicht leicht, einen großen und berühmten Namen zu tragen, aber noch schwerer ist's doch, einen solchen zu schaffen, Herr Marschall!"

Während Bernadotte seine Begeisterung für Julie aus dem Stegreif declamirte, schrieb sie Laharpe auf eine Visitenkarte mit Bleistift, und zwar in Versen. Montmorency redete in Sentenzen, Chateaubriand mit Blicken, aber Alles, was geschah, geschah mit Beziehung auf die Königin dieses Kreises.

Die Stunden verflogen rasch, und als der Herzog von Montmorency, der pünktlich war, wie ein vornehmer Mann, das heißt pünktlich ohne Aengstlichkeit, als der sich seufzend erhob und Julien's Hand zum Abschied mit seinen Lippen berührte, da war der Kreis, wie fast jedes Mal, geneigt, an dem richtigen Gange der Uhren zu zweifeln.

Als sich Julien's Gäste Alle entfernt hatten, saß nur der Vicomte noch in seinem Fenster, er folgte mit den Augen jeder Bewegung der herrlichen Frau, die ihm zuweilen zulächelte, dabei den schlanken Hals anmuthig vornehm, wie ein Schwan, neigend.

Julie war sehr ordentlich, um sie her mußte Alles Symmetrie und Harmonie sein, sie ging in dem Gemach auf und ab, schob die Stühle leise an die rechte Stelle, rückte die verschobenen Bücher grade, ordnete die Notenblätter; sie war damit fertig, sie war etwas ermüdet, sie hätte gern nun Abschied genommen, aber sie sah das glänzende Auge und das verklärte Gesicht, mit dem der Vicomte auf sie blickte, und unmöglich wäre es ihr gewesen, ihn jetzt zu verabschieden. Deshalb setzte sie sich nieder, gerade da, wo der volle Schein des Lichts auf ihr Antlitz fiel, und wo sie Chateaubriand am bequemsten betrachten konnte; da setzte sie sich nieder und dachte an ihre Mutter, eine Mutter, die sie vergötterte. Bei dem Gedanken an ihre Mutter nahm ihr Antlitz einen Ausdruck von Kindlichkeit an, den Chateaubriand so sehr liebte.

Das war Julie Recamier's Coquetterie; sie dachte an bestimmte Dinge und Personen, um ihrem Antlitz den Ausdruck zu geben, der

ihren Freunden der liebste, dann aber hörte diese edelste und feinste Coquetterie, die man sich zu denken vermag, auf, und sie dachte sich so tief in ihre Gedanken hinein, daß sie Alles um sich her vergaß.

Nach einer Viertelstunde etwa stand Chateaubriand auf, Julie drückte ihm die Hand und reichte ihm ihre Wange zum Kuß.

„Gute Nacht, edle, schöne, meine Seele!" sagte der Dichter.

„Gute Nacht, Herr Vicomte!" antwortete die Dame, aber der Ton, in welchem sie das sagte, klang eben so innig, wie das Wort des Dichters.

Chateaubriand ging träumend hinunter; er sah das fünfzehnjährige Picarden-Kind gar nicht, das ihm sorgsam voranleuchtete, und Schwester Marie, die Pförtnerin, kam um den Gruß des Dichters, was sie in üble Laune versetzte.

„Er hat nicht ein Wort mit mir gesprochen!" sagte das kleine Mädchen aus der Picardie traurig.

„Und mich hat er nicht mal gegrüßt!" meinte die Pförtnerin wehmüthig.

Chateaubriands Popularität war damals ganz außerordentlich, sein Buch vom Geist des Christenthums war in allen Händen, die Priester und Prediger citirten in ihren Predigten Stellen daraus, und namentlich waren die beiden Episoden darin, „René" und „Atala", nicht nur Modebücher, sondern wirkliche Volksschriften geworden. Die Wände der Fuhrmanns-Gasthöfe sogar wurden mit grün, roth und blau bemalten Bildern geschmückt, welche Chactas, den Pater Aubry und Simaghan's Tochter darstellten. Auf den Pariser Quais zeigte man in hölzernen Kästen die Personen der Chateaubriand'schen Dichtungen in Wachs. Auf allen Boulevards-Theatern wimmelte es von Atala's, den Kopf mit Hahnenfedern besteckt, die mit Wilden ihrer Gattung über die „Seele der Einsamkeit" sprachen, daß Chateaubriand umgekommen wäre, wenn er es hätte mit anhören müssen. Um den Dichter aber ganz populär zu machen, so fehlte auch die Opposition nicht. Zuerst die Akademie, die sich nicht entscheiden konnte, ob sie Atala für eine Schönheit oder für eine Mißgeburt erklären sollte; es wimmelte bald von Caricaturen, Parodieen und Spöttereien. Im Theater des Variétés wurde ein Stück gegeben, worin ein junger Mensch und ein Mädchen aus einer Pariser Pensions-Anstalt in ihr Vaterstädtchen zurückkommen, dort hielt man sie aber für verrückt, denn sie sprachen von nichts als von Pater Aubry, von Chactas, von Krokodillen, Wäldern und Störchen. Um die Stelle zu verhöhnen, wo Chactas während des Sturmes die Füße Atala's in seinen Händen hält, nahm Abbé Morellet seine Dienstmagd auf den Schooß, und konnte natürlich die Füße dieser Jungfrau nicht in seinen Händen halten. Chateaubriand ließ ihm sagen, der Chactas der Anjoustraße möge sich in dieser Gruppe zeichnen und in Kupfer stechen lassen, er stehe für den reißenden Absatz ein.

Mit den jungen Damen, welche beim Lesen seiner Dichtungen Thränen vergossen, drängte sich aber auch die Masse der Christinnen und anderer edlen Enthusiastinnen um Chateaubriand, besonders seit seinem Bruch mit Bonaparte. Haufen von Billets sammelten sich in wenigen Tagen oft auf seinem Schreibtisch, aber nur selten ließ sich der edle Vicomte von neugieriger Schwäche verleiten, den unbekannten Damen, die ihm ihre Namen mit ihren Schmeicheleien zuschickten, in ihren Wohnungen persönlich zu danken. Zuweilen that er es aus wirklicher Höflichkeit.

Der Vicomte von Chateaubriand benutzte keine von all diesen Eroberungen, die der Dichter Chateaubriand gemacht.

Als er die Abtei zum Walde verlassen, stand der Dichter auf dem schmutzigen Pflaster der Sevres-Straße. Ohne ein bestimmtes Ziel zu haben, ging er vorwärts und vertiefte sich bald in das einsame Labyrinth des Faubourgs von Saint-Germain.

Der Dichter, hohen Bildern nachdenkend und über Entwürfen sinnend, zu denen er sich stets angeregt fühlte, wenn er aus Julien's Gesellschaft kam, hatte weder der dunkeln Straßen acht, noch der einsamen Karossen, die von Zeit zu Zeit an ihm vorüber klirrten und in die dunkeln Thorhallen oder die Vorgitter der alten Adelssitze einbogen. Das dumpfe Poltern unter den gewölbten Thoren, das Knirschen der Räder auf dem Kiessande der Vorhöfe, das Schnauben der Rosse, Alles das gehörte mit zu den kleinen Nothwendigkeiten, deren Chateaubriand in solcher Stimmung bedurfte.

Vor einem stattlichen Hotel der Straße du Bac stand der Dichter still. Ein blendendes Licht strahlte aus den Fenstern sowohl wie aus der geöffneten Vorhalle auf die Straße. Einzelne Neugierige drängten sich am Portal. Eine mit vier Pferden bespannte Kutsche hielt schon eine Weile.

Chateaubriand lauschte den einzelnen Musik-Passagen, die aus dem hell erleuchteten Ballsaal herniederklangen; er sah an den Fenstern droben Gestalten hin und her schweben, er sah an den mehr oder minder scharfen Umrissen der Schatten, ob die Personen näher kamen, oder sich von den Fenstern weiter entfernten. Der Dichter fand eine eigenthümliche Lust an dieser Art von Schattenspiel; er kannte das Haus wohl, er war da oben gewesen in dem Saale so manches Mal noch vor der Revolution. Er suchte aus den Figuren die Tänze zu erkennen, die man tanzte, er mühete sich, aus den Schatten die Personen zu errathen, die sie tanzten. Er sah den alten, würdigen Wilhelm von Lamoignon, seines Bruders, des Grafen von Chateaubriand, Schwiegervater, er sah Rosambo und die schöne Amélie, dessen Schwester, er sah sie lächeln; plötzlich fiel ihm ein, daß die Personen, die er sah, alle schon vor zehn Jahren guillotinirt; er schauderte zusammen, die Musik der neuesten Gavotte, die oben getanzt wurde, klang ihm wie das ça ira!

„Guten Abend, Chateaubriand, lieber Freund!“ sagte plötzlich eine Stimme, und eine schwere Hand legte sich auf die Schulter des Dichters.

Verwirrt schaute Chateaubriand auf und starrte den mächtigen, breitschulterigen Mann an, der ihn so freundschaftlich begrüßte. Er mußte sich zusammennehmen.

„Wen haben Sie da, Fontanes?“ fragte eine Dame, die eben, in Brillanten und Schönheit strahlend, in Seide knisternd und die ganze Atmosphäre rings um sich mit dem Duft ihres Parfüms erfüllend, auf den Perron trat.

„Es ist Herr von Chateaubriand!“ entgegnete Fontanes.

„Wir nehmen ihn mit in unsern Wagen,“ sagte Elise Bonaparte, halb befehlend, aber sehr freundlich, „wir werden Sie bis vor Ihre Wohnung fahren, Herr von Chateaubriand!“

Der Dichter verneigte sich zerstreut und flüsterte einige unverständliche Worte. Die Schwester des Kaisers stieg in den Wagen, und der Staatsrath und Senator Fontanes hob den Gegner seines Herrn an die Seite der Dame.

„Sie sehen mich etwas zerstreut, Madame,“ nahm Chateaubriand das Wort, als er neben der Schwester Napoleon's saß — „ich ging an diesem Hause vorüber, der Lichtschimmer lockte mich. In diesem Hause lebte mein Bruder, aus diesem Hause hat man ihn mit seiner ganzen Familie zur Guillotine geführt!“

„Oh!“ rief Elise Bonaparte lebhaft, „wer denkt an die Vergangenheit; denken Sie an die Zukunft! Wir denken immer an die Zukunft; habe ich Recht, Fontanes?“

Die Antwort des Staatsraths verlor sich im Geräusch des davonrollenden Wagens.

In dem Ballsaale, den die Schwester des Kaisers so eben verlassen, hörte der Tanz allgemach auf. Die kleine Gesellschaft entfernte sich bald nach Elise Bonaparte, und etwa eine halbe Stunde später finden wir nur Hortense, die schöne Hortense, nunmehr eine kaiserliche Prinzessin, den General Caulaincourt, Frau von Remusat und einige unbedeutende junge Damen und Offiziere in dem Salon der Herzogin von Chevreuse, einer alten vornehmen Dame, die sich den Bonaparten frühe schon angeschlossen, die aber immer zwischen ihren alten royalistischen Erinnerungen und ihren neuen imperialistischen Neigungen schwankte.

Die Offiziere draußen im Saal, machten den jungen Damen, die zur Begleitung Hortense's gehörten, in der derben militairischen Weise jener sporenklirrenden Zeit den Hof, im Cabinet neben dem Saal führt Hortense ein lebhaftes Gespräch mit der Herzogin von Chevreuse, bei dem General Caulaincourt ein stummer Hörer blieb, wenn sich auch seine Theilnahme an dem Gespräch in seinen leuchtenden Augen und seinen Bewegungen lebendig genug verrieth.

„Sehen Sie denn nicht," rief Hortense, sich aus den Kissen halb aufrichtend, „daß Napoleon berufen ist, eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen? begreifen Sie nicht, daß die Geschichte eine neue Zeitrechnung mit Napoleon beginnen wird?"

Die alte gelbliche, vertrocknete Herzogin in Halbtrauer, der blühendschönen, frischen, jugendlichen Hortense in Weiß und Rosa gegenüber schien dem General Caulaincourt in diesem Augenblicke eine Personificirung des alten verblaßten und verblühten, vertrockneten Königthums, das neue Kaiserthum war für ihn jung, schön, holdselig geschmückt, wie Hortense. Aber der kluge Mann hatte Unrecht, Hortense war nur die Stieftochter des Kaisers, sie war auch nicht die rechte Vertreterin des neuen Kaiserthums, sie vertrat nur eine Seite dieser Schöpfung, ebenso wie Frau von Chevreuse auch nur eine Seite des Königthums vertrat.

Die alte Dame hatte Gewissensbisse, daß sie sich, nicht nur um ihre Güter zu retten, sondern auch mit aus wirklicher Verehrung für Napoleon, der die Revolution niedergeschmettert, der neuen Ordnung der Dinge angeschlossen; der Name Chevreuse wurde ihr schwer zu tragen, wenn sie an die vertriebenen Prinzen dachte, und deshalb nahm sie, die Napoleonistin, bei jeder Gelegenheit eifrig die Vertheidigung des Königthums auf sich. Dazu gehörte seit dem Tode des Herzogs von Enghien, der den Royalisten die Augen öffnen mußte über Bonaparte, kein geringer Muth. Von der Familie des Kaisers war es namentlich Hortense, welche, enthusiastisch eingenommen für den Ruhm des Kaisers, mit hochfliegender Phantasie schon heute von einer napoleonischen Aera, von einem napoleonischen Weltreich sprach. Gewiß hat die phantasiereiche, schöne Stieftochter das Ihrige dazu gethan, Napoleon auf dem Wege zu erhalten, der ihn ihrer Meinung nach zum Weltregiment führen sollte, den er freilich auch ohne sie gegangen wäre, weil er ihn eben gehen mußte. Ein unbestreitbares Verdienst aber erwarb sich Hortense um ihren Stiefvater dadurch, daß sie nicht sowohl Gegner und Gleichgültige durch ihre Schönheit und ihren Geist für das Kaiserthum gewann, sondern, daß sie Alle, die sich ihr näherten, mit ihrem Enthusiasmus erfüllte, sie fanatisirte für das Kaiserthum.

Nur bei der Herzogin von Chevreuse war ihr das noch nicht gelungen, und vergeblich benutzte sie auch heute die Pause zwischen dem Schluß des Tanzes und der Rückkehr in die Tuilerien zu einem Angriff auf die arme Herzogin, die seit dem Tode des Herzogs von Enghien und der Aufrichtung des Kaiserthums die letzten Illusionen über die Pläne Bonaparte's eingebüßt, mit denen sie ihr royalistisches Gewissen bis dahin eingeschläfert.

Der glänzenden Declamation Hortense's setzte die alte Dame immer nur den Satz entgegen: „Wer's erlebt, der wird sehen, daß Frankreich doch seine alten Könige wieder haben wird!"

„So wenig als Rom seine alten Könige wieder bekam, als Tarquinius starb," rief Hortense eifrig, „so wenig hat in Frankreich das Geschlecht der alten Könige Aussicht, jemals wieder den Thron zu besteigen."

„Es wird ihn wieder besteigen!" wiederholte die Herzogin noch bestimmter als vorher.

„Also glauben Sie nicht, daß das Kaiserthum Bestand haben wird?" versetzte Hortense unmuthig, „Sie trauen dem Kaiser wenig zu!"

„Ihm, dem Kaiser?" rief die Herzogin, „ihm, dem großen Manne, dem Gewaltigen, ihm traue ich Alles zu. Er kann Alles, was er will, aber er ist doch nur ein Mensch, der morgen sterben kann, oder übermorgen, der aber jedenfalls an irgend einem Tage sterben muß, und er hat keinen Sohn, keinen Erben! was wird dann mit dem Kaiserthum?"

„Nun, ist mein Bruder nicht da? was? oder halten Sie ihn für unfähig zu regieren?"

Hortense blickte scharf spähend in das Gesicht der alten Dame, diese aber fuhr, wohl wissend, daß sie da eine wunde Stelle berührte, kühn und vorsichtig zugleich fort:

„Ihr Herr Bruder ist ein ausgezeichneter Mensch, ich kenne ihn, aber er hat viel zu viel vom alten Edelmann, er wird das Kaiserthum nimmer fortsetzen in der Weise, in der es Napoleon begonnen hat. Jetzt, wo er jung ist, mag ihm das möglich scheinen, lassen Sie ihn älter werden, und er selbst wird es für unmöglich halten. Mit uns Frauen ist das etwas anderes, wir vermögen es, wenn auch nicht ungestraft," die Dame seufzte, „uns loszureißen von Erinnerungen und Traditionen; den Männern wird das weit schwerer, wenn es Männer von Ehre sind, in gewissen Fällen ist es unmöglich."

Hortense war verlegen, unmuthig blickte sie um sich, aber Caulaincourt kam ihr nicht zu Hülfe, sondern blickte geflissentlich in den Saal. Auch ihn hatten die Worte der alten Dame mehr getroffen, als er sich selbst eingestehen wollte.

„Kaiserliche Hoheit," fuhr die Herzogin fort, „Napoleon hat die Revolution besiegt und sich zum Kaiser gemacht; er konnte das, er hatte gewiß ein Recht dazu, wenn man sich auf seinen Standpunkt stellt; auf demselben hat er auch vielleicht das Recht, sein Kaiserthum auf seinen Sohn zu vererben, denn dieser ist dann doch der Sohn des Mannes, der die Revolution besiegt, Frankreich vom Untergang errettet und die Welt mit seinem Ruhm erfüllt hat. Wollte er aber die Kaiserkrone auf den Marquis Eugen von Beauharnais vererben, so würden die Nationen erstannt fragen: was kann der Grund sein? Denn daß die Kaiserin der Franzosen in erster Ehe den Marquis von Beauharnais geheirathet, das hat mit dem Kaiserthum nichts zu thun, gar nichts!"

„Aber wenn nun," rief Hortense, „wenn nun der Kaiser doch Eugen die Krone hinterläßt, meinen Sie, daß er sie nicht tragen könnte?"

Die Herzogin sah die Erregung, in der sich Hortense befand; sie blickte vorsichtig um sich und sprach: „Erlauben Sie mir als Antwort eine Gegenfrage, kaiserliche Hoheit; warum hat sich der erste Consul nicht zum König, sondern zum Kaiser gemacht?"

„Nun, um gewissen Erinnerungen zu entgehen und gewisse Vergleichungen zu vermeiden!" versetzte Hortense.

„Ich glaube, es waren noch mehrere Gründe da," meinte die Herzogin leise lächelnd, „indessen es ist genug. Meinen Sie, daß gewisse Erinnerungen abzuweisen sind, wenn der Kaiser der Franzosen nicht mehr Napoleon Bonaparte heißt, sondern Eugen von Beauharnois?"

Hortense verstummte, unmuthig und verlegen zerriß sie ihre Manchette.

Die Herzogin beugte sich zu ihr und sagte leise: „Der Kaiser muß einen directen Erben haben, kaiserliche Hoheit, er weiß das so gut wie Andere, deshalb fürchte ich zuweilen für die Kaiserin und Sie; indessen Madame Josephine, wollte sagen die Kaiserin, ist eine kluge Frau."

Es zog ein Lächeln über Hortensen's reizendes Gesicht, dann neigte sie sich an das Ohr der Herzogin und flüsterte: „Das Kaiserthum wird doch Bestand haben, Herzogin, ich werde es erhalten, ich, das Kaiserthum das bin ich."

„Wie? mein Gott! kaiserliche Hoheit!" staunte die Herzogin verwundert.

„Nun," entgegnete Hortense stolz und ernst. „Der Kaiser hat Brüder, ich werde Einem davon meine Hand reichen, der Erbe der Kaiserkrone wird dann ein Bonaparte sein und heißen!"

Die Herzogin sah die Prinzeß staunend an und mißtrauisch zugleich; endlich sprach sie langsam: „Die Brüder des Kaisers sind verheirathet bis auf —"

„Louis Bonaparte," ergänzte Hortense.

„Und er ist's, dem Sie Ihre Hand reichen wollen?"

„Ich werde es!"

„Es ist zwar kein directer Erbe," fuhr die Herzogin sinnend fort, „aber es ist fast eben so gut."

„Ja, fast eben so gut!" wiederholte Hortense und nickte mit dem Kopf; ihr Gesicht sah zehn Jahre älter aus in diesem Augenblick. „Was sagen Sie nun, Frau Herzogin?"

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll," meinte die alte Dame, den Kopf schüttelnd, „Sie sind schon die Tochter einer Kaiserin, Sie wollen die Mutter eines Kaisers werden, ich weiß nichts weiter, als daß Frankreich doch seine alten Könige wieder haben wird."

„Sie sind unverbesserlich, gute Herzogin," lachte Hortense, ihre Heiterkeit wiedergewinnend; „aber Alles bleibt unter uns!"

Sie drückte der Frau von Chevreuse freundlich die Hand und lehnte sich dann leicht auf den Arm des Herrn von Caulaincourt, der hinzugetreten war, um die Tochter seines Herrn zum Wagen zu führen.

Die Damen und Offiziere folgten der Prinzessin.

Am andern Morgen kam der Kaiser in Josephinen's Gemächer, gerade als die Kaiserin mit Hortense frühstückte. Napoleon hatte sich auffallend verändert, seit er die Krone aufgesetzt. Er trug seitdem das Haar kurz verschnitten, was sein Gesicht voller, runder erscheinen ließ, und statt des blauen goldgestickten Uniform-Frackes der Republik trug er für gewöhnlich die grüne Uniform der Chasseurs der kaiserlichen Garde. Aber alles das würde nicht ausreichen, die Veränderung zu erklären, die man in seinem Aussehen und Wesen bemerkte. Es hatte eine innere Umwandlung bei ihm stattgefunden, aus dieser ging die äußerlich zum Vorschein gekommene hervor.

Der Blick des Consuls und Generals war sinnend, schweifend, und hatte bei aller Schärfe etwas Scheues, der des Kaisers war scharf blitzend, stechend oft; die Züge des Generals und Consuls waren fast immer nachdenklich, oft trübe und sorgenvoll, um den Mund des Kaisers spielte fast immer ein hochmüthiges Lächeln, das sich leicht in eine gewinnende Freundlichkeit verwandeln konnte; die Stimme Bonaparte's war früher oft polternd, fast immer hart und rauh, jetzt war sie ruhig, wenn auch scharf und bestimmt, nur im höchsten Zorn polternd. Auch die sonst so hastigen Bewegungen hüllten sich in den Schleier ruhiger Würde.

Als er in Josephinen's Gemach trat, sahen ihm beide Damen an, daß er sich geärgert habe. In frühern Zeiten hätte der Sturm des Zornes gebrauset, jetzt sagte er, der Kaiser, nachdem er die herkömmlichen Grüße empfangen und erwiedert, sich neben seiner Gemahlin niederlassend: „Ich komme hauptsächlich, Sie zu ersuchen, Madame, mit Eugen zu sprechen. Es schickt sich nicht für ihn, den Staatsrath der alten Royalisten und der malcontenten Republikaner zu besuchen, der bei Madame Recamier abgehalten wird. Ein Prinz meines Hauses" — kein Hohenzoller oder Welfe, kein Habsburg oder Bourbon hätte das mit mehr Stolz gesagt — „gehört nicht dahin. Sie wissen, wie sehr ich Eugen liebe, wie sehr ich seine Talente schätze, ich habe große Pläne mit ihm, aber er kann seine Abstammung von dem Adel Frankreichs nicht verläugnen, immer und immer wieder kommt unter dem kaiserlichen Prinzen der royalistische Edelmann zum Vorschein!"

Hortense schaute verwundert auf, sie gedachte unwillkürlich dessen, was die Herzogin von Chevreuse ihr in der verflossenen Nacht gesagt. Die Kaiserin, die ihren Sohn entschuldigen wollte, sagte: „Ist das so schlimm? Ich höre, daß Marschall Bernadotte die Frau von Recamier auch besucht!"

Napoleon fuhr nicht auf, obwohl der Zorn in seinen Augen flammte. „Bernadotte", rief er, „ich bitte Sie, lassen Sie diesen Bernadotte; er war nie mein Freund, er ist kein Prinz meines Hauses — mag er zu der Frau gehn, die all diesen Männern die Köpfe verrückt zu haben scheint, General Moreau ging auch dorthin, ich fürchte, daß die Grundsätze, die er dort angenommen, ihn in die Verbannung geführt haben. Sie hätten ihn aufs Schaffot geführt, wenn ich ihm nicht das Leben geschenkt hätte, wie Sie wissen."

Josephine wollte noch etwas sagen, Bonaparte aber schnitt jede weitere Erörterung mit den Worten ab: „Liebe Hortense, bitte, sagen Sie Eugen, daß ich nicht wünsche, wieder zu hören, daß er den Staatsrath in der Abtei zum Walde besucht hat. Der zärtlichen Mutter wird das schwer, aber Sie, liebes Kind, haben eine gar hübsche Art, so etwas zu sagen. Wollen Sie?"

„Ich werde mich des Auftrags Ew. Kaiserlichen Majestät so gut als möglich zu entledigen suchen!" antwortete Hortense ceremoniöse.

Napoleon nickte ihr freundlich zu, er fand Gefallen am Ceremoniell, selbst in seiner nächsten Umgebung. Er hatte begriffen, daß das „Bürgerliche", was am Hofe Ludwig's XVI. so beliebt gewesen, auch mit der Revolution als Waffe gedient; er hatte überhaupt mehr Neigung, Ludwig XIV. als Ludwig XVI. fortzusetzen.

In dem Augenblicke, als sich der Kaiser entfernen wollte, kam Eugen von Beauharnais. In seinem Aeußern schon war der Gentilhomme von gutem Hause unverkennbar. Mit Wohlgefallen ruhte der Blick Napoleon's einen Moment auf dem schönen, jungen Manne, dann sagte er, freundlich grüßend: „Auf Wiedersehen! Ich bitte Sie, lieber Eugen, hören Sie auf das, was Ihnen diese liebe Hortense sagen wird."

Der Kaiser ging hinaus.

„Hier her, französischer Edelmann!" rief Hortense halb scherzend.

Eugen küßte zärtlich die Hand seiner Mutter.

„Was hast Du mir von Ihm zu sagen, liebe Hortense?" fragte er dann die Schwester.

„Von Ihm? Sie meinen Seine Majestät den Kaiser, Kaiserliche Hoheit?" fragte Hortense mit angenommener Ernsthaftigkeit.

„Ich verstehe Dich nicht!" rief Eugen ungeduldig.

„Der Marquis von Beauharnais, der französische Edelmann soll nicht vergessen, daß er jetzt Kaiserlicher Prinz ist, befiehlt der Kaiser!"

„Ich hoffe nicht," entgegnete Eugen, die Stirn runzelnd, „daß man von dem Kaiserlichen Prinzen Dinge erwartet, die der französische Edelmann nicht thun darf!"

„Und wenn das wäre!"

„So würde ich," antwortete Eugen stolz, „mich erinnern, daß ich ein französischer Edelmann war, lange bevor ich die Ehre hatte, General Bonaparte kennen zu lernen!"

„Mein Sohn, lieber Eugen, ich bitte!“ rief Josephine ängstlich.

„Liebe Mutter,“ beruhigte Eugen, „ich werde bei Allem, was ich thue, zuerst an Sie denken, fürchten Sie nichts!“

Eugen trat zu seiner Schwester.

„Eugen,“ flüsterte Hortense ihrem Bruder zu, „der Kaiser ist böse, daß Du die Cirkel der Frau von Recamier besuchst; gehe nicht hin, reize ihn nicht; Du bist der Erbe seiner Krone, darum gieb ihm nicht Anlaß, zu sagen, der royalistische Edelmann komme bei Dir hinter dem kaiserlichen Prinzen immer wieder zum Vorschein!“

„So, sagte er das?“ entgegnete Eugen fast bitter, „ja, er ist ein Menschenkenner, dieser große Kaiser; aber diese Kaiserkrone wird nicht mein Erbe sein. Früher, als ich noch jünger war, dachte ich wohl auch wie Du, jetzt, besonders seit er wirklich Kaiser ist, weiß ich, daß ich nicht sein Nachfolger sein werde!“

„Und warum denn nicht?“ fragte Hortense hastig.

„Weil es unmöglich ist!“ erwiederte Eugen bestimmt.

Die Grundsteuerfrage.

Wir haben erkannt, wie der Liberalismus in der Doctrin, in dem städtischen Leben; die Socialpolitik in der Empirie, in dem ländlichen Leben, ihren Ursprung finden; wie aus den Gegensätzen des Ursprunges sich die der Auffassung naturgemäß ergeben.

Der schroffe Gegensatz der Stadt- und der Landpolitik tritt bei der dermaligen Lage der Grundsteuer-Angelegenheit schlagend hervor. Der Gegenstand ist an und für sich complicirt, und dem Stadtgeiste fällt es äußerst schwer, zu einer klaren Anschauung der ländlichen Verhältnisse zu gelangen. Durch die schwankende Stellung der Gesetzgebung zu demselben, so wie durch die Macht der Leidenschaften ist derselbe immer dunkler und verworrener geworden. Die Socialpolitik wird einen großen Beweis ihrer erleuchtenden Kraft liefern, sofern es ihr gelingt, das Dunkel dieses Chaos zu erhellen. Um dahin zu gelangen, werden wir uns zunächst die Stellung zu vergegenwärtigen haben, die der Liberalismus naturgemäß zur Grundsteuerfrage einnehmen muß.

Von Urzuständen ausgehend und jedes Verhältniß isolirt, aus dem gesellschaftlichen Zusammenhange gelöset betrachtend, kann die liberale Doctrin den Entwickelungsgang des gesellschaftlichen Lebens nicht verfolgen, den daraus sich hervorbildenden Neugestaltungen keine Beachtung schenken. Sie läßt es unberücksichtigt, ob sie es mit rohen oder mit cultivirten, mit gesunden oder mit degenerirten Organismen zu thun hat. Ihr ist die Gleichheit vor dem Gesetz das oberste Gebot. Der Anspruch,

daß dem Kranken eine andere Behandlung zu Theil werde, als dem Gesunden, erscheint derselben eine ungerechtfertigte Prätension.

An und für sich ist nichts natürlicher, als der Anspruch, daß bei Aufbringung der Lasten und Leistungen zur Unterhaltung öffentlicher gemeinsamer Institute die Grundstücke von gleichem Ertrage auch Gleiches beisteuern, daß der Reinertrag der Grundstücke der Maaßstab für Aufbringung der Staats-, Gemeinde-, Kirchen- 2c. Steuern sei. In der Anerkennung dieser Forderung stimmt die Socialpolitik dem Liberalismus vollständig bei. Bleibt dieselbe unberücksichtigt, werden einzelne Grundstücke begünstigt oder gar steuerfrei gelassen, während demzufolge andere um so mehr aufzubringen haben, so ist die Mißstimmung der solcher Art zur Ungebühr herangezogenen Besitzer und das Streben derselben nach Beseitigung dieser Ungerechtigkeit durchaus gerechtfertigt. Ebenso daß die Vertreter des beweglichen Capitals sich diesem Streben anschließen, sei es weil die Quote der begünstigten Güter zum Theil auf deren Schultern gewälzt worden, oder aus Gerechtigkeitsgefühl, oder aus beiden Ursachen zugleich.

Wenn hiernach im Princip alle Theile einig sind, so tritt der Gegensatz des Liberalismus und der Socialpolitik in der practischen Durchführung desselben doch um so schärfer hervor. Ersterer fordert dieselbe ohne Rücksicht auf die im Laufe der Zeit etwa eingetretene Ausgleichung, ohne Rücksicht darauf, ob Steuerfreiheit oder Steuerbegünstigung durch Capital oder in anderer Weise bezahlt oder abgelöset worden; ob in Folge der inzwischen eingetretenen Privatbelastung der Besitzer einen größeren oder geringeren Theil des Reinertrages eingebüßt hat; ob er aus seinem Grundstück vielleicht nur noch einen Verwalter- oder Arbeiterlohn bezieht; ohne Rücksicht darauf, ob die gleichmäßige Feststellung des Reinertrages sämmtlicher Grundstücke eines ausgedehnten Staats überhaupt möglich ist, oder der Nutzen einer solchen Feststellung doch durch die Kosten überwogen wird; ohne Rücksicht endlich, ob das wirthschaftliche Leben der Nation, insbesondere die Bodenkraft, durch einen so rücksichtslosen Eingriff in alle bestehende Verhältnisse beschädigt, die Lebensmittelfrage dadurch bedrohlicher gestaltet werden müsse. Alle diese Rücksichten stehen dem Liberalismus fern; er fordert die strenge, schonungslose Durchführung seines Princips. Fiat justitia et pereat mundus!

Die conservative Politik dagegen vermag sich zu dieser Höhe der Anschauung nicht zu erheben. Sie verstehet die Gerechtigkeit anders, als der Liberalismus. Sie fordert dieselbe nicht minder für die Gesellschaft, als für das Individuum. Ihr ist die Conservation der Gesellschaft, die Entwickelung derselben zu einer Stätte höheren Culturlebens das oberste Gebot, weil durch Beachtung desselben auch die dauernden Interessen des Individuums am sichersten gewahrt bleiben. Sie ignorirt nicht die historische Entwickelung der Rechtsverhältnisse. Ihr ist es bewußt, daß in Folge des organischen Zusammenhanges aller gesellschaft-

lichen Bestandtheile jede ernstliche Beschädigung des einen Theils auf alle anderen Theile, auf den gesellschaftlichen Gesammt-Organismus beschädigend zurückwirken müsse; daß, wo diese Beschädigung etwa in Folge der Durchführung naturrechtlicher Doctrinen eintritt, mittelbar auch diejenigen verletzt werden müssen, denen man ihr abstractes Recht hat angedeihen lassen. Hier liegt der Schlüssel zu dem Erfahrungssatz, daß der Liberalismus überall das Gegentheil dessen erreicht, was er bezweckt; daß, wo er Freiheit säet, er die Knechtung der Bevölkerungsmassen, die Säbelherrschaft erntet ꝛc.

So stehen die bei Beurtheilung der Grundsteuerfrage in Betracht kommenden Principien sich schroff gegenüber. Die Verhältnisse sind um so verwickelter geworden und die Leidenschaften sind um so mehr angestachelt, als seit fast einem halben Jahrhundert die Staatsregierung die Forderungen des Liberalismus wiederholt als berechtigt anerkannt, dieserhalb die bestimmtesten Verheißungen ertheilt hat; andererseits sie auch der Macht der Thatsachen, dem conservativen Geiste sich nicht verschließen und deshalb mit der Realisation jener Verheißungen nicht vorgehen konnte. Ja, was noch viel schlimmer, die Regierung hat theilweis realisirt, sie hat das in Rheinland und Westphalen unter französischer Herrschaft begonnene Katasterwerk zum Ende geführt, danach in jenen Provinzen die Grundsteuer geregelt, während im übrigen Lande Alles beim Alten geblieben ist, so daß hier die Grundsteuer-Exemtionen und Bevorzugungen auch heut noch fortbestehen.

Es heißt die menschliche Natur verkennen, wollte man voraussetzen, daß unter solchen Umständen und bei solchem Verfahren die Westprovinzen sich befriedigt fühlen können. In der dadurch hervorgerufenen Leidenschaftlichkeit ist man eben so natürlich über das geordnete Maß hinausgegangen, und es ist endlich in Rheinland Volksaxiom geworden: daß die Westprovinzen an Steuern aller Art im höchsten Grade überbürdet seien, daß die anderen Provinzen von denselben wesentlichen Theils übertragen werden müssen. Herr David Hansemann geht in seiner Schrift vom Jahre 1838, „Preußen und Frankreich", so weit, eine Ueberbürdung der Rheinprovinz daraus herzuleiten, daß dieselbe an Lotterie-, Chaussee- und Poststeuern verhältnißmäßig mehr aufzubringen habe, als die übrigen Provinzen ꝛc.

Von der andern Seite hat man dagegen eine Ueberbürdung des Westens entschieden in Abrede gestellt, um so mehr, als eine Erhöhung des von Rheinland und Westphalen an die Staatskasse abzuführenden Grundsteuer-Contingents in Folge der Einführung des Katasters bisher nicht eingetreten ist. Die Wissenschaft sei noch nicht dahin gediehen, einen wenn auch nur annähernd brauchbaren Maßstab der Steuerkraft festzustellen, und der Finanzmann glaube seine Aufgabe zur Zufriedenheit gelöst zu haben, sobald die Steuern allgemein mit gleicher Leichtigkeit erhoben werden, nir-

gends ein verstärkter Zwang eintreten darf. Bei der Unmöglichkeit einer vollkommen gerechten Veranlagung irgend einer Steuer tröstet er sich mit dem Gedanken, daß die Mannichfaltigkeit der Steuern und die Zeit eine Ausgleichung bewirken, daß sie eine annähernd richtige Vertheilung derselben herbeiführen werde. Denn erfahrungsmäßig wird jede Steuer um so gerechter, um so weniger drückend, je länger sie besteht. Die Gesellschaft lebt sich im Laufe der Zeit in die Steuer hinein, die wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse ordnen sich unter Berücksichtigung derselben.

Wolle man sich indessen — so fahren die Social-Politiker fort — einen Maßstab für die Beurtheilung der Steuerfähigkeit verschiedener Landestheile bilden, so müsse dieser aus den verschiedenen Kriterien des Volkswohlstandes combinirt werden; vereinzelt seien dieselben durchaus unbrauchbar. Dahin sei zu rechnen: die größere oder geringere Betheiligung an der Lotterie, der Umfang des Post- und Eisenbahnverkehrs, der Capitalreichthum, die Höhe des Zinsfußes; ferner: ob der Landbau isolirt dasteht, oder ob derselbe durch einen regen Gewerbs- und Handelsverkehr getragen und gestützt wird; das Verhältniß des Viehstandes und daher der Düngerproduction zur urbaren Fläche, der Kauf- und Pachtpreis der ländlichen Grundstücke; das Klima, inwiefern dasselbe eine vielseitige Pflanzen-Production gestattet, derselben überhaupt mehr oder weniger günstig ist, eine längere Arbeitszeit, einen geringeren Bedarf an Kleidungsstoffen, Feuermaterial rc. bedingt. Endlich sei die Höhe der Steuern niemals drückend, so lange dieselben mittel- oder unmittelbar zur Steigerung der Productivkraft des Staats, zur Unterstützung des wirthschaftlichen Lebens in den verschiedenen Landestheilen, zu Chaussee- und Eisenbahnbauten rc. verwendet wird. Wo in dieser Beziehung Verletzungen eintreten, da müssen auch mäßige Steuern einen erheblichen Druck ausüben. Nach allen diesen Richtungen hin sei aber der Westen dem Osten unendlich überlegen, und um auf das Hansemann'sche Argument zurückzukommen, sei die überwiegende Betheiligung der Rheinprovinz an der Lotterie, dem Chaussee- und Postverkehr ein entscheidender Beweis, daß sie wohlhabender und daher steuerfähiger sind, als die östlichen Provinzen. Wolle man unter Anwendung eines aus diesen Kriterien combinirten Maßstabes eine Steuerausgleichung unter den einzelnen Provinzen eintreten lassen, so sei es endlich vollkommen unzulässig, die Ausgleichung auf eine Steuergattung, etwa die Grundsteuer, zu beschränken, vielmehr sei es geboten, den Gesammt-Steuer-Contingent der einzelnen Provinzen in Betracht zu ziehen. Der Osten werde dann berechtigt sein, den Betrag des Schutzzolles in Rechnung zu stellen, den derselbe zu Gunsten der westlichen Industrie aufzubringen genöthigt ist. Er wird insbesondere die Aufhebung des seinen Landbau hart belastenden Eisenzolles mit Freuden begrüßen rc.

Man sieht — die Durchführung einer allgemeinen Steuer-Aus-

gleichung unterliegt eigenthümlichen Schwierigkeiten, und der Staatsmann soll noch geboren werden, der im Stande ist, einen brauchbaren Maßstab für diese Operation aufzufinden; der mit voller Ueberzeugung und mit gutem Gewissen es unternehmen könnte, auf Grund eines national-ökonomischen Calculs, dem einen Landestheil so und so viel Hunderttausende oder Millionen an Steuern abzunehmen und sie dem anderen aufzuerlegen.

Sicher würde der Osten, es würden die Befreieten und Bevorzugten keinen Anstand nehmen, sich der Grundsteuer-Ausgleichung zu fügen, falls diese Maßregel durch die Interessen des Vaterlandes geboten wäre, wenn nur deren Durchführung ausführbar erschiene.

Der Beweis der Unausführbarkeit einer allgemeinen Grundsteuer-Ausgleichung ist an und für sich leicht zu führen; er ist indessen denen schwer verständlich, die mit den Verhältnissen des Landbaues und der Hypothekenverfassung der alten Provinzen nicht vertraut sind. Wenn wir ihn dennoch antreten, so werden wir von der Hoffnung geleitet, daß unsere Mitbürger aus dem Westen und aus den größeren Städten es endlich an der Zeit finden werden, sich mit den ihnen ferner liegenden Verhältnissen ihres Vaterlandes bekannt zu machen. Das Verständniß wird zugleich dadurch erleichtert, daß die Wissenschaft sich dem hochwichtigen Gegenstande zugewendet und wesentlich dazu beigetragen hat, denselben aufzuhellen. Bereits Bd. III. S. 149 der „Berliner Revue" haben wir auf die treffliche Schrift des Dr. Kries, ehemaligen Mitgliedes der Finanz-Commission der Zweiten Kammer: Vorschläge zur Regulirung der Grundsteuer in Preußen. Berlin bei Hertz 1855. aufmerksam gemacht, der wir die gewichtigsten Aufklärungen verdanken und auf die wir hier nochmals verweisen.

Bei allen Landleuten ist es ein feststehendes Axiom, daß im Wege der Abschätzung, der Berechnung der Reinertrag eines Landguts sich nicht ermitteln läßt. „Taxen sind Faxen," dieser alte Spruch lebt auch heut noch im Munde der Landleute. Es liegt dies in der unendlichen Mannichfaltigkeit der auf die Wirthschaftserträge einwirkenden und dieselben bedingenden Factoren; darin, daß der Einfluß der einzelnen Factoren durch das übereinstimmende Zusammenwirken der übrigen bestimmt wird, daß derselbe im Wege des Calculs sich nicht ausdrücken läßt. Dahin sind zu rechnen: Wirthschafts-Ausdehnung, Wiesenverhältniß, Bodenmischung, Bodenkraft, Klima, Witterung, Capital, Intelligenz, Zahl, Geschicklichkeit und Sittlichkeit der Arbeiter, Zinsfuß, Fruchtpreise, Handelsconjuncturen, Communicationsmittel, Polizei- und Gerichtsverfassung &c. Alle diese Momente üben einen entscheidenden Einfluß auf den Reinertrag der Landgüter aus. Da die Tragweite dieser Einflüsse sich nicht bestimmen und in Zahlen ausdrücken läßt, so ist der Landmann, welcher ein Pacht- oder Kaufgeschäft unternehmen, eine Erbtheilung &c. bewirken will, genöthigt, sich an seine oder seiner Freunde Erfahrung zu halten.

Diese lehrt ihn, welchen Reinertrag er unter bestimmten Voraussetzungen von einer bestimmten Bodenfläche zu erzielen im Stande ist, und er arbitrirt danach, unter Berücksichtigung der abweichenden Verhältnisse, auf welchen Reinertrag er sich Rechnung machen dürfe. Daß hierbei, selbst bei reicher Erfahrung und bei gründlicher Untersuchung, das Reich der Täuschungen ein sehr ausgedehntes sein müsse, liegt auf der Hand — um so mehr, als überall nur von Wahrscheinlichkeiten die Rede sein kann, wo es sich um Schlußfolgen aus der Vergangenheit auf die Zukunft handelt. Das Reich der Täuschungen dehnt sich um so weiter aus, je entfernter die in Vergleich gebrachten Flächen von einander belegen, je abweichender die Verhältnisse sind; es wird fast unbegrenzt, sobald etwa Tausende von Quadratmeilen durch zahlreiche, in ihren Mitgliedern oft wechselnde Commissionen geschätzt werden sollen.

Aber auch für den unwahrscheinlichen Fall, daß es durch eine besonders glückliche Fügung gelungen wäre, ein einigermaßen brauchbares Resultat zu erlangen, kann die Freude immer nur eine sehr kurze sein, denn dasselbe wird sofort alterirt und die schreiendsten Ungleichheiten treten hervor, sobald demnächst etwa wichtige Eisenbahn-, Chaussee- oder Wasserverbindungen hergestellt worden, sobald durch das Aufblühen der Industrie und des Handels einzelne Gegenden wirthschaftlich befruchtet, oder andere durch das Vernichten der Schutzwaldungen klimatisch verschlechtert worden, sobald durch Capitalzuflüsse oder durch Errichtung von Credit-Anstalten das so wichtige Betriebs-Capital gemehrt, der Zins herabgedrückt worden oder umgekehrt rc. Ist es nun denkbar, daß die Katasterbehörde diesen Bewegungen des wirthschaftlichen Lebens zu folgen, daß sie überall rechtzeitig nachzuhelfen im Stande sein werde, um zu allen Zeiten die Rein-Ertrags-Sätze sämmtlicher Grundstücke des Staats in Uebereinstimmung zu erhalten?

Aber man hört oft einwenden: es ist Thatsache, daß in Frankreich, in unsern West-Provinzen die große Maßregel der Kataster-Aufnahme, der Grundsteuer-Ausgleichung, durchgeführt worden, die Schwierigkeiten müssen daher zu überwinden sein. Kries weist in Beziehung auf die Entwickelung der Grundsteuer-Verhältnisse in Frankreich seit 1790, insbesondere auf Grund der Schrift von d'Audiffret (président à la cour des comptes): Système financier de la France. 2e. édition. Paris, 1854; sowie der von Poussielgo (Inspecteur général des Finances): Des Finances de la France en 1817; des répartitions de la contribution foncière et du cadastre. Paris, 1817, überzeugend nach, wie die Katastral-Ermittelungen so ungenügend ausgefallen, daß schon 1817 Fälle vorgekommen sind, wo einige Grundstücke bis zur Hälfte ihres Rein-Ertrages besteuert waren, während andere in ihrer Nähe befindliche nur 1/60 ihres reinen Ertrages und selbst noch weniger an Steuer entrichteten. Auch wird die von jedem Grund-Eigenthümer zu entrichtende Steuer nicht nach einem für den Umfang des ganzen

Reiches geltenden gleichmäßigen Procentsatze des katastrirten Rein-Ertrages jährlich bestimmt, vielmehr sind schon in den beiden ersten Decennien dieses Jahrhunderts die von jedem Departement aufzubringenden Contingente festgestellt. Da das Kataster mit einem Kosten-Aufwande von mehr als 200 Millionen Franken erst gegen das Jahr 1841—42 beendet worden, so konnte dasselbe der Vertheilung der Contingente auf die Departements, an der seit 1821 bis auf die Zuschläge wenig geändert worden, nicht zum Grunde gelegt werden, vielmehr bediente man sich, in Ermangelung jedes anderen Anhalts, für's Erste des historischen, d. h. des Maßstabes der bisher entrichteten, so eben aufgehobenen Steuern. Für das Steuer-Verhältniß der Departements zu einander stellte man also den alten Zustand im Wesentlichen wieder her. Um aber den allgemeinen und heftigen Beschwerden wegen unerfüllter Realisirung der verheißenen Grundsteuer-Ausgleichung einigermaßen zu begegnen, suchte man sich dadurch zu helfen, daß man bald einzelnen Departements, bald den einzelnen Steuerpflichtigen Ermäßigungen ihrer Contingente bewilligte. Bis zum Jahre 1805 beliefen sich dieselben bereits auf 68 Mill. Franken, so daß die Principalsumme der Staats-Grundsteuer dadurch von 240 Millionen auf 172 Mill. Franken reducirt wurde. Damit war den andauernden Beschwerden über Steuer-Ungleichheit keineswegs abgeholfen, und bis zum Jahre 1821 wurden weitere Steuer-Erlasse im Betrage von 18 Mill. Franken bewilligt, hiernächst aber die Ausgleichung der Contingente unter den Departements geschlossen. Das Gesetz vom 31. Juli 1821 ordnete sogar an, daß auch die Vertheilung der Contingente auf die verschiedenen Arrondissements, Kantons und Gemeinden (innerhalb der Departements), nach den in historischer und summarischer Weise gesammelten Merkmalen der Steuerfähigkeit erfolgen solle, so daß der zu vollendende Parcellar-Kataster nur zur Vertheilung dieser Hauptsummen auf die einzelnen Grundstücke innerhalb der Gemeinden zu benutzen sei. Und dabei ist es denn bis heute geblieben. Von einer gleichmäßigen Vertheilung der Grundsteuer auf die einzelnen Departements ist gar nicht die Rede. Schon im Jahre 1817 stellte es sich heraus, daß, während die Grundsteuer-Last, einschließlich der Zuschläge, im mittleren Durchschnitt für ganz Frankreich auf 16 pCt. des Rein-Ertrages geschätzt wurde, der den verschiedenen Departements zugewiesene Antheil zwischen 9 und 27 pCt. schwankte. Und diese Ungleichheit ist inzwischen wesentlich gesteigert worden, weil durch jene Ermäßigungen damals nur die schreiendsten Härten ausgeglichen werden konnten, inzwischen aber das wirthschaftliche Leben in den einzelnen Theilen des ausgedehnten Reichs die mannichfachsten Bahnen verfolgt und dadurch in den Erträgen der Grundstücke die schroffsten Gegensätze hervorgerufen hat.

Man sieht — die Grundsteuer-Ausgleichung ist in Frankreich vollständig gescheitert. Die Resultate der Katastral-Ermittelungen erschienen

so durchaus ungenügend, selbst für deren beschränkten Gebrauch innerhalb der Departements, daß die Behörden ausdrücklich angewiesen werden mußten, sie nach Maßgabe allgemeiner Wahrnehmungen, wie der Kaufpreise und der Pacht-Erträge, zu berichtigen. Waren diese Anhaltspunkte indessen zuverlässiger als die Tax-Resultate, so bedurfte es der aufregenden Kataster-Verhandlungen nicht, und die darauf verwendeten 200 Millionen konnten in der That nutzbarer verwendet werden. Wie ganz anders stände es um den französischen Landbau, hätte man dieses Capital etwa zur Dotirung von Schuldentilgungs-Kassen verwendet. Und wie gemüthlich muß das nachbarliche Verhältniß gewesen sein, nachdem man jedem Grund-Eigenthümer verstattet hatte, den Nachweis zu liefern, daß er im Verhältniß zu seinem Nachbar zu viel Steuern zahle.

Ungeachtet der großen Sorgfalt, mit welcher man bei Ausführung der Kataster-Arbeiten in Rheinland und Westphalen zu Werke gegangen, ist doch, wie Kries nachweiset, ein besseres Resultat nicht zu erzielen gewesen. Auch hier hat sich ergeben, daß der durch Tax-Berechnungen ermittelte Rein-Ertrag nach Maßgabe der aus localer Erfahrung gewonnenen Anschauung berichtigt werden mußte, um überhaupt nur brauchbare Ziffern zu erlangen, und daß diese Brauchbarkeit immer und überall auf engere Kreise beschränkt geblieben ist. Da hiernach ein auch nur einigermaßen zuverlässiger Repartitionsmaßstab nicht zu ermitteln gewesen, so ist es natürlich, daß die historisch hergebrachten Grundsteuer-Contingente der Provinzen Rheinland und Westphalen im Wesentlichen unverändert bleiben mußten. Ungeachtet der Kataster-Aufnahme hat eine Grundsteuer-Ausgleichung unter jenen Nachbar-Provinzen nicht stattgefunden. Denn die Ermäßigung des Contingents von Westphalen um 2, die Erhöhung dessen von Rheinland um 1,2 Procent dürfte anderen Ursachen zuzuschreiben, in keinem Falle dadurch eine Grundsteuergleichheit angestrebt oder erzielt worden sein. Dagegen haben sehr bedeutende Erhöhungen resp. Ermäßigungen der Steuerlast für die einzelnen Katasterverbände innerhalb der Regierungsbezirke stattgefunden. Auch hier hat demnach die Erfahrung gelehrt, daß die Bedeutung und der Erfolg des Katasters in der Ausgleichung der Grundsteuer innerhalb engerer Bezirke gesucht werden muß, nicht in der gleichmäßigen Feststellung der Contingente großer und von einander entfernter Länderstriche.

Wir constatiren demnach die Thatsache, daß das Kataster unseren Westprovinzen keine Erhöhung gebracht hat, wohl aber manche schätzenswerthe administrative Bequemlichkeit. Glauben dieselben dessenungeachtet in ihren Beschwerden fortfahren und gegen den Osten den Anspruch erheben zu müssen, daß derselbe ihnen einen Theil der Belastung ab- und auf eigene Schultern übernehme, so steht so viel unumstößlich fest, daß durch ein Kataster der Nachweis der Ueberbürdung nicht zu führen, der Maaßstab für die Ausgleichung nicht zu erlangen ist. Man wird sich nach anderen Beweismitteln umzusehen haben. Uns erscheint die

von der Doctrin wie vom Westen so leidenschaftlich angestrebte Grundsteuer-Ausgleichung als ein Utopien, welches vor der Macht der Erfahrung verschwinden muß, gleich den anderen im Schooße des Liberalismus gebornen Nebelbildern.

Aber wir dürfen nicht vergessen, daß unsere Gegner ein hartnäckiges, schwer zu überzeugendes Geschlecht sind, denen gegenüber es einer ganzen Fülle von Beweismitteln bedarf. Hoffentlich werden sie mindestens in das Stadium des Zweifelns versetzt werden, sobald ihnen nachgewiesen worden, daß die Grundsteuer-Ausgleichung nicht allein practisch, sondern auch rechtlich und national-ökonomisch unmöglich ist.

Die rechtliche Unmöglichkeit einer derartigen Maßregel ergiebt sich ohne Weiteres aus dem Gegensatz der französischen und der derselben nachgebildeten rheinischen Hypotheken-Verfassung zur altpreußischen. Jene beruht auf der Voraussetzung, oder, wenn man lieber will, auf der Fiction, daß die in ihren Beträgen wandelbare Grundsteuer überall den gleichen Procentsatz des Rein-Ertrages der Grundstücke treffe; während diese von der Thatsache ausgeht, daß die in ihren Beträgen zum Theil seit Jahrhunderten bestehende Grundsteuer unveränderlich ist, und daß sie den allerverschiedenartigsten Procentsatz des Rein-Ertrages der Grundstücke absorbirt. Dies hat die practische Folge, daß in Rheinland und Westphalen bei der Werthsbestimmung von Grundstücken, bei Kauf-, Pacht-, Erb- und Hypothekengeschäften nach der Höhe der Grundsteuer gar keine Nachfrage geschieht, weil sie auf die speciellen Geschäfte keinen Einfluß übt. Im Osten dagegen kann sie ihrer Verschiedenartigkeit wegen nicht unberücksichtigt bleiben, sie wird bei jedem Geschäft besonders in Rechnung gestellt, sie findet sich zur Vermeidung von Verdunkelungen und Streitigkeiten vielfach sub rubrica II. des Hypothekenbuchs eingetragen, und der Rein-Ertrag, die Erb-, Kauf- und Pachtpreise werden überall um so höher normirt, je geringer das Gut mit Grundsteuer belastet ist, und umgekehrt. Wer sein Capital auf Hypothek geben will, der beurtheilt die Sicherheit des ihm angebotenen locus zugleich danach, ob die Grundsteuer einen größeren oder geringeren Theil des Reinertrages absorbirt, und eine Beleihung, die unter anderen Umständen unzulässig sein würde, erscheint unbedenklich, sobald das Gut zu der in der Steuer bevorzugten oder davon ganz befreieten Klasse gehört. Unter solchen Umständen liegt es in der Natur der Dinge, und kein mit den Verkehrsverhältnissen in den alten Provinzen vertrauter Practiker hegt darüber den mindesten Zweifel, daß, sobald ein Gut in der Grundsteuer etwa um 100 Thlr. erhöhet wird, — unter übrigens gleichen Umständen — der Reinertrag, der Pachtzins genau um eben so viel, und folglich der Tax- und Kaufpreis um das entsprechende Capital sinken werde; daß der locus der Hypotheken um genau so viel schlechter, das Vermögen des Besitzers um so viel geringer werden müsse.

Während die westliche Grundsteuer das Einkommen trifft, absorbirt die östliche das Capital-Vermögen, und zwar begnügt die letztere sich nicht nothwendig mit einem Theil desselben; es ist vielmehr sehr denkbar, und diese Fälle würden nicht selten eintreten, daß die Einführung des Kataster die Confiscation des Gesammtvermögens zahlreicher Besitzer zur Folge habe. Die Rechnung ist sehr einfach. Man kann als Regel annehmen, daß im Osten mehr als die Hälfte des Reinertrages der Grundstücke durch den Hypothekenzins beansprucht werde, in vielen Fällen steigert sich die Quote der Gläubiger bis zu drei Viertel und darüber. Sobald es sich um Besteuerung dieses Reinertrages handelt, würde die Logik fordern, daß der wirkliche Besitzer desselben zur Entrichtung der Steuer herangezogen werde; daß, wo eine Theilung dieses Ertrages und dadurch eine wenn auch nur symbolische Theilung des Grundvermögens stattgefunden, jeder Theilhaber pro rata seines Antheils zur Steuerzahlung beizutragen habe, daß daher die Hypothekengläubiger zur Grundsteuer heranzuziehen seien. Eine solche Maßregel ist aber bekanntlich unausführbar, die Grundsteuer-Doctrin läßt sich auf die Erwägung derartiger Rechtsforderungen überhaupt gar nicht ein, sie beschränkt sich auf den einfacheren Weg, den titulirten Besitzer auch für den Theil des Reinertrages zur Steuer mit heranzuziehen, der ihm gar nicht gehört. Einfach ist dieser Weg, ob aber gerecht, ob staatsklug, oder möglich, das ist freilich eine andere Frage. Selbst der mäßig, d. h. etwa bis zur Hälfte verschuldete Besitzer stehet in Gefahr, einer Confiscation seines Gesammtvermögens zu unterliegen. Denn auch bei redlichem Willen wird der Taxator sich z. B. in der Beschaffenheit des Untergrundes täuschen und dadurch den Reinertrag um das Doppelte überschätzen können. Die Folge ist, daß, wo das Gesetz die Veranlagung der Grundsteuer zu 20 pCt. des Reinertrages vorschreibt, der Besitzer irrthümlich mit 40 pCt. veranlagt wird, und wir haben gesehen, daß in diesem Wege in Frankreich selbst 50 pCt. erreicht worden sind. Auch der mäßig verschuldete Besitz ist dann ruinirt, und sobald ein solches Schicksal das hochverschuldete Grundstück trifft, dann fällt zugleich ein Theil der Hypotheken in der Subhastation aus. Wie kann es auch anders sein, sobald die Doctrin sich erlaubt, in die bestehenden Rechtsverhältnisse schroff einzugreifen, dem Gläubiger die ihm rechtlich gebührende Stelle im Hypothekenbuch zu entziehen. So lange das gegenwärtige Hypothekenwesen bestehet, ist im Osten unseres Vaterlandes jede Erhöhung der Grundsteuer ohne Entschädigung rechtlich unmöglich — es sei denn, man wolle in größerem Maßstabe die Logik des Jagdgesetzes von 1848 zur Anwendung bringen.

Es bleibt hiernächst noch die national-ökonomische Seite der Grundsteuerfrage in Betracht zu ziehen. Die Doctrin, welche von dem organischen Zusammenhang der gesellschaftlichen Kräfte nichts weiß, davon, daß jede Modification der einen dieser Kräfte, eine entsprechende, be-

stimmten Gesetzen unterliegende Rückwirkung auf alle anderen, auf den gesellschaftlichen Gesammt-Organismus üben muß, hat es natürlich überflüssig erachtet, diese Seite der vorliegenden Frage zu untersuchen. Sie befindet sich zu allen Zeiten in dem glücklichen Zustande der Zweifellosigkeit und läßt sich deshalb auf Untersuchungen überhaupt nicht ein.

Und doch fällt der Einfluß der Grundsteuerfrage auf das wirthschaftliche Leben der Nation vor Allem ins Gewicht. Um dies zu übersehen, müssen wir auf unsere Darlegung des Verhältnisses der Doctrin zum Landbau im 1. Bande der „Berliner Revue" verweisen. Wenn die Aufhebung der Feudalverfassung und die Ueberführung des Landbaues zur Geldwirthschaft als unbedingt nothwendig erkannt worden, so hat die weitere Behandlung desselben nach den aus den Verhältnissen des städtischen Lebens hergeleiteten Doctrinen doch um so verderblicher gewirkt. Die steigende Belastung des ländlichen Grundvermögens mit Capitalien, die nicht zu wirthschaftlichen Zwecken verwendet worden, oder deren productive Wirksamkeit qufgehört hat, mußte den Landmann zwingen, die Bahnen des Städters zu verfolgen, einseitig den Gelderwerb im Auge zu behalten, und zwar den in kürzester Frist zu erlangenden; er war gezwungen, seinen eigentlichen Beruf, die Mehrung der Bodenkraft, hintenanzusetzen. Oder mit anderen Worten: er mußte einseitig den Körnerbau forciren, die spät rentirende Viehzucht vernachlässigen. Auch sind die Folgen nicht ausgeblieben. Der Viehstand hat sich — auf Großvieh reducirt — im preußischen Staate seit 1803 nicht unerheblich gemindert, während die urbare Fläche in Folge der Rohdungen, Gemeinheitstheilungen rc. um 57 pCt. angewachsen ist. In der ersten Periode konnte eine Fläche von drei Morgen mit dem Dünger von einem Stück Großvieh befruchtet werden, während schon im Jahre 1849 der Dünger von einem Stück Großvieh für eine Fläche von 5,35 Morgen ausreichen mußte. Durch bessere Pflege rc. wird das Stück Vieh um 78 pCt. mehr Dünger produciren müssen, wenn der gleichen Fläche so viel Pflanzennahrung zugeführt werden soll, als vor funfzig Jahren. Wir müssen es, bei dem Mangel an ausreichendem statistischen Material, dem Urtheil unserer Leser anheimgeben, ob so weit gehende Verbesserungen als allgemein eingetreten angenommen, ob diese insbesondere bei dem zahlreichen Bauernstande der Ostprovinzen vorausgesetzt werden dürfen. Dabei würde zu berücksichtigen sein, daß selbst aus dieser günstigen Voraussetzung eine Mehrung des Bodenreichthums nicht gefolgert werden darf, daß Preußen in dieser wichtigsten Beziehung im Beharrungszustande verblieben wäre, während die Bedürfnisse, die Privatbelastung des ländlichen Grundvermögens, die Anforderungen, die an dasselbe gemacht werden müssen, so unendlich gestiegen sind. Uns aber drängt sich die Ueberzeugung auf, daß die andauernden Mißernten, der steigende Druck der Lebensmittelfrage hier ihre Erklärung finden, daß diese schwere Heimsuchung als natürliche Folge der Anwendung der

Stadtpolitik auf die staatliche Behandlung des Landbaues zu betrachten ist.

Wir werden in dieser Ueberzeugung um so mehr bestärkt, als in Frankreich sich dieselben Erscheinungen zu erkennen geben, während in England, wo die liberalen Doctrinen den Landbau noch nicht berührt haben, der Bodenreichthum in stetem Anwachsen ist, und das Bedürfniß der Getreide-Einfuhr mit der steigenden Mehrung der städtischen Bevölkerung bei Weitem nicht gleichen Schritt hält. Aber hier wird auch die Hectare Landes mit dem Dünger von 19 Schafen — Großvieh auf Schafe reducirt — befruchtet, während in Frankreich für die gleiche Fläche kaum der Dünger von $2\frac{1}{4}$ Schafen verwendet werden kann. In dem Lande des Liberalismus berechnet sich die Fleischproduction auf 20 Kilogramme per Kopf, während der an mittelalterlichen Traditionen festhältende Engländer 68 Kilogramme Fleisch, und zwar sehr viel besserer Qualität, verzehrt. Es darf nicht überraschen, daß unter solchen Umständen in den 25 Jahren von 1815—1840 Frankreich 17 ungenügende Ernten zählte, welche Getreide-Einfuhr nöthig machten; daß seit dieser Zeit regelmäßig die Getreide-Einfuhr die Ausfuhr überstiegen hat. Und gleichwohl sind in Frankreich zwei Drittel der Bevölkerung mit dem Landbau beschäftigt, während dies in England nur mit einem Drittel der Fall ist. Je weniger der Boden leistet, um so mehr muß der Mensch arbeiten, um das gleiche Product zu erzielen. Die Doctrin läßt auch den Umstand außer Betracht, daß in Frankreich die riesige Hypothekenschuld um jährlich 600 Millionen Franken anwächst, d. h. ungefähr um den Betrag der Zinsen, welche für das Hypothekencapital aufgebracht werden müssen; sie ahnt nicht den Zusammenhang dieses entscheidenden Moments mit der Lebensmittelfrage.

Und nach allen diesen Thatsachen und nach den uns vorliegenden reichen Erfahrungen glaubt man weitere Schritte auf der bisher verfolgten verhängnißvollen Bahn thun, glaubt man ungestraft das Land auch fernerhin der Stadtpolitik unterwerfen zu dürfen. Der Liberalismus geht überall von Urzuständen aus, und diese vorausgesetzt, erachten auch wir eine wandelbare, nach Procentsätzen des Reinertrages bemessene Grundsteuer gerechtfertigt, insofern die Feststellung des Reinertrages sämmtlicher Grundstücke eines ausgedehnten Landes gelingen sollte. Aber nachdem durch den Einfluß der anderen gesellschaftlichen Factoren die Verhältnisse des Landbaues auf das Mannichfachste umgestaltet, und dieselben durch fehlerhafte Behandlung in krankhafte Bahnen hineingeleitet worden, dann noch Urzustände voraussetzen und danach verfahren zu wollen — dies ist eine Sünde gegen den Geist der Gesellschaftsgesetze, eine Sünde, die durch Hunger und Seuchen, die durch den Verfall des staatlichen und Culturlebens sich strafen muß. So lange die ungerechtfertigte Hypothekenbelastung des ländlichen Grundvermögens fortdauert,

so lange diese überhaupt noch aus anderen Quellen als aus dem Bedürfniß nach wirthschaftlichem Meliorationscapital hervorgehen kann, ist die Grundsteuerausgleichung und die Anwendung eines Grundsteuer-Kataster auch nationalöconomisch unmöglich.

Doch dies trifft nur in so weit zu, als es sich um eine Lösung der Grundsteuerfrage im Sinne der liberalen Doctrin, d. h. mit Ausschluß eines Entschädigungs- und Ablösungsverfahrens handelt. Vorausgesetzt, man habe ein brauchbares Kataster geschaffen, so lassen sich wirthschaftliche und rechtliche Störungen vermeiden, sobald die Grundsteuer allgemein nach einem bestimmten Procentsatz des Reinertrages festgestellt wird, zugleich aber die Grundbesitzer, welche hiernach eine Steuererhöhung erfahren, in Capital entschädigt, diejenigen, deren Steuerquote ermäßigt wird, zur Ablösung des abgesetzten Steuerbetrages veranlaßt werden. Freilich entgeht dadurch der Staatskasse der Gewinn, aber sie erleidet, mit Ausnahme der Kosten für Aufnahme des Kataster, mindestens keine Einbuße. Frankreich hat diesen Weg nicht eingeschlagen und da in ruhigen Zeiten selbst der Revolutionär Anstand nimmt, zahlreiche Bevölkerungsklassen direct zu beschädigen, oder gar in ihrer Existenz zu bedrohen, schon weil dies für die Gewalthaber bedenkliche Folgen haben könnte, so sind die Gleichheitsbestrebungen nur ausnahmsweise durch Steuererhöhungen, in der Regel durch Ermäßigungen realisirt worden. Die französische Staatskasse hat, wie oben angeführt, in diesem Wege einen Steuerbetrag von 86 Millionen Franken, d. h. 36 pCt. der gesammten Grundsteuer eingebüßt, und sich hiernächst durch das System der Zusatzcentimen zu helfen gesucht. Ohne jeden vernünftigen Grund wurde hiernach den Grundbesitzern ein sehr ansehnliches Geschenk gemacht.

Da die Doctrinäre sich bekanntlich gegen jede Erfahrung systematisch und mit großem Erfolg verschließen, so werden unsere Stadtpolitiker nicht aufhören, sich mit der Hoffnung zu tragen, daß es möglich sei, ein für die gesammte Monarchie brauchbares Kataster herzustellen. Es ist gegenwärtig nicht zeitgemäß, revolutionäre Tendenzen zu verfolgen, und sie werden daher möglicher Weise zu einem Grundsteuer-Ablösungs- und Entschädigungsverfahren die Hand bieten, um ohne Eingriff in die bestehenden Rechtsverhältnisse und ohne Beschädigung des wirthschaftlichen Lebens das große Ziel der Steuergleichheit zu erreichen. Dieses Ziel wird insbesondere deshalb als hervorragend wichtig bezeichnet, weil erst nach Erreichung desselben die Möglichkeit gegeben sei, die Grundbesitzer in angemessener Weise zu den Staatslasten heranzuziehen. Noch in dem am 7. Januar c. erstatteten Bericht der Budget-Commission des Hauses der Abgeordneten weiset der als finanzielle Autorität in den Reihen der Opposition glänzende Herr v. Patow darauf hin, daß, während seit 1851 die indirecten Steuern um 5, die persönlichen Steuern (Einkommensteuer, Klassensteuer, Mahl- und Schlachtsteuer) um 65, die

Gewerbesteuer um 12 pCt. zugenommen, die Grundsteuer in den letzten 30 und mehr Jahren keine wesentlichen Veränderungen erlitten habe; nur die Grundbesitzer als solche seien mit der stärkeren Heranziehung zu den Staatslasten verschont geblieben. Es liege darin eine ernste Mahnung, mit der Erledigung der Grundsteuerfrage endlich vorzugehen, weil erst, nachdem dies geschehen, die Erhebung eines Grundsteuer-Zuschlages für die allgemeinen Staatszwecke zulässig sei, was insbesondere bei eintretenden Kriegs-Calamitäten unvermeidlich erscheine.

Wir wollen darauf kein großes Gewicht legen, daß im Auslande diese Argumentation so verstanden werden muß, als zahlen die Grundbesitzer in Preußen lediglich Grundsteuer, die ganze übrige Steuerlast ruhe auf den Schultern der andern Volksklassen, was der Herr Berichterstatter gewiß nicht gemeint hat, da es demselben bekannt sein muß, daß die Grundbesitzer neben der Grundsteuer zugleich das ganz überwiegende Contingent der directen wie der indirecten, der Klassen-, Einkommen- und Consumtions-Steuern; der Justiz-, Communal-, Kirchen-, Schullasten 2c. zu tragen haben. Aber darüber werden wir uns schließlich zu verständigen haben, ob nach erfolgter Ausgleichung innerhalb der historisch bestehenden Grundsteuer-Bezirke, oder selbst durch das Kataster, ein irgend brauchbarer Maßstab für die Repartition öffentlicher Lasten gewonnen sei. Oder vielmehr es wird dieserhalb einer weiteren Ausführung nicht bedürfen, nachdem sich die Unmöglichkeit ergeben hat, den Reinertrag der Grundstücke für ausgedehnte Landestheile auch nur annähernd gleichmäßig festzustellen und den unausgesetzt eintretenden Ertragsveränderungen durch fortgesetzte Revisionen und Berichtigungen zu folgen. Dabei muß zugleich in Betracht gezogen werden, daß auch bei gleichem Reinertrage die Steuerfähigkeit — und diese muß doch wohl entscheidend sein — der Grundbesitzer eine unendlich verschiedene ist, je nachdem der Besitzer oder ein Fremder sich in dem Genuß dieses Reinertrages befindet, oder je nachdem Beide sich darin getheilt haben. Der Anspruch dürfte doch wohl gerechtfertigt sein, und man sollte meinen, selbst der Doctrinär müsse dies einsehen können, daß der schuldenfreie Grundbesitzer zu den öffentlichen Lasten stärker heranzuziehen sei als der, welcher von dem gleichen Reinertrage etwa drei Viertel und darüber an seine Gläubiger abzugeben hat. Auch lehrt die Erfahrung, daß, wo Grundbesitzer eine gemeinsame Last auf sich zu repartiren haben, sie es sehr allgemein vorziehen, dabei den Maßstab der Klassen- und Einkommensteuer, oder einer ähnlichen, zur Anwendung zu bringen. Sollte es sich um Kriegesleistungen handeln, die von den Grundbesitzern des Staats allein zu tragen sind, so wird man sich in ähnlicher Weise zu helfen suchen müssen. Immer wird dieser Maßstab, dessen Modification nach einzelnen Richtungen hin nicht ausgeschlossen bleibt, der Steuerkraft mehr entsprechend sein als das abstracte und dabei unrichtig normirte Reinertrags-Verhältniß.

Nachdem solcher Art die absolute Unmöglichkeit dargelegt, die Bestrebungen des Liberalismus in Betreff der Grundsteuer-Frage jemals in die Praxis hinüberzuführen, drängt sich schließlich die Frage auf: Kann ohne ernste Gefahren für das Land der gegenwärtige Zustand der Verwirrung, können einerseits die gesetzlichen Verheißungen fortbestehen, während sie andererseits unerfüllt bleiben müssen, und was soll geschehen, um aus diesem Dilemma herauszukommen? Und hier kann es nicht zweifelhaft sein, daß alle Interessen nach Herstellung klarer Verhältnisse hindrängen. Ist es nicht möglich, die wandelbare westliche Grundsteuer auf den Osten zu übertragen, so möge die Gleichheit im umgekehrten Wege dadurch hergestellt werden, daß die westliche Grundsteuer fixirt, daß sie durch das Gesetz eisern, unveränderlich erklärt wird, wie dies auch in Frankreich der allgemeine Wunsch ist. So weit das rheinische Grundsteuer-Contingent durch die Regierung Preußens eine Erhöhung erfahren, möge der Betrag derselben jener Provinz für ihre Zwecke überwiesen, im Uebrigen aber das Ausgleichungswesen den Provinzen zur eigenen Regelung überlassen, die Verheißung einer Grundsteuer-Ausgleichung unter den Provinzen aber als unausführbar durch das Gesetz wiederum aufgehoben werden. Ist solcher Art die berechtigte Veranlassung zur Unzufriedenheit beseitigt, so muß dem Vorschreiten der Erkenntniß, der Macht der Wahrheit, der steigenden Ausbreitung der conservativen Politik vertrauet — in diesem Wege die allgemeine Beruhigung, die Lösung der Grundsteuer-Frage im Geiste verhofft werden, da sie in der Praxis uns versagt worden. Wir behalten uns vor, hierauf zurückzukommen.

Wie sehr auch bei Behandlung der Grundsteuer-Angelegenheit in unserem Vaterlande, insbesondere den westlichen Provinzen gegenüber, gesündigt worden — den Personen wird daraus kein Vorwurf gemacht werden können. Das bisher herrschend gewesene System, die doctrinär-liberale Politik trägt allein die Schuld. Diese erfüllte nach den Freiheits-Kriegen alle Köpfe, sie übte eine despotische Gewalt aus, und es würde damals als ein Verstoß gegen die großen Ideen des Fortschritts erachtet worden sein, hätte man das für den ganzen Staat verheißene und in der Rheinprovinz durch Napoleon begonnene Katasterwerk unvollendet gelassen. Die aus Frankreich herübertönenden Warnungen konnten in jener Zeit nicht Gehör finden. Unsere Brüder im Westen machen wir schließlich darauf aufmerksam, daß der Osten seinen reichen Antheil an den Heimsuchungen des Liberalismus genossen hat; sie mögen sich mit uns verbinden, um durch die Segnungen einer conservativen Politik allen Theilen Ersatz zu schaffen.

Nachdem der Satz dieses Artikels bereits beendet war, gehet uns die Nachricht zu, daß das Haus der Abgeordneten sich für den vorangedeuteten Antrag der Budget-Commission ausgesprochen hat. Aus den

mündlichen Mittheilungen derjenigen Mitglieder der Rechten, welche zu diesem Resultate mitgewirkt haben, ist uns bekannt, daß diese Abstimmung lediglich aus dem Anerkenntniß des Bedürfnisses einer gleichen legislatorischen Behandlung der Grundsteuerfrage in den östlichen und westlichen Provinzen hervorgegangen ist. Dieses Bedürfniß erkennen auch wir in vollem Umfange an. In welcher Weise dessen Befriedigung zu erzielen, wird Gegenstand unserer ferneren Untersuchungen sein.

Deutsche Caricatur-Blätter.

Die „Revue" hat eine Geschichte der Caricatur-Blätter Englands gebracht und darin nachgewiesen, wie in der englischen Caricatur sich das nationale Bewußtsein der verschiedenen Zeiten in komischer Beleuchtung dargestellt. Betrachtet man die Caricaturen-Literatur Deutschlands, so läßt sich nur von Einem Blatte behaupten, daß es mit den Wandelungen unseres nationalen Lebens Schritt zu halten, sie zu verstehen und in seinem Sinne zu würdigen wisse. Dieses Eine tüchtige deutsche Witzblatt ist „Kladderadatsch". So oft es auch vorkommen mag, daß man eine seiner Nummern unbefriedigt weglegt — z. B. die zwei letzten Nummern des abgelaufenen Jahres waren durchaus allen Witzes baar — so kommen doch fast in jedem Quartal einzelne Genieblitze aus dem „Kladderadatsch", die seine paar Abonnementsgroschen reichlich aufwiegen. Das Lied im horazischen Odenrhythmus auf den Zusammentritt der Kammern im November 1855 war ein vortreffliches Witzgedicht; es war nach Form und Inhalt sehr gut, ein wahres Kunstwerk, insofern die Caricatur zur Kunst gehört, was Hegel freilich läugnete. Sehen wir uns nun aber ferner um im Kreise dessen, was sich Witzblatt nennt, so finden wir nur miserable Leistungen. Beispielsweise Nr. 540 der „Fliegenden Blätter". Dieselbe beginnt mit einer Novelle: „Der Assessor im Wandschrank". Ihr Verfasser muß wohl einmal mit einem Kammergerichts-Assessor übel angelaufen sein, denn seine Tendenz ist offenbar, diesen Stand zu blamiren, was ihm jedoch nur mit sich selber gelingt. Als der, einer Tischlertochter nachstellende, Assessor mit deren Vater ein Gespräch anzuknüpfen sucht, fährt der Alte ihn an: „Ja freilich! Auf dem Sopha sitzen und drei Viertelstunden an einer Tasse Kaffee trinken, kostet keinen Schweiß, giebt aber dem Menschen auch keinen Saft und keine Kraft. Sehen Sie hierher!" „Und dabei streifte er den Hemdärmel in die Höhe" — fährt der Novellist fort — „und zeigte einen so muskulösen Arm und eine so knorrige derbe Faust, die er dem Assessor fast drohend unter die Nase hielt, daß er (soll heißen dieser, denn der Assessor ist gemeint) zum Gelächter des Meisters und

seiner Gesellen unwillkürlich drei große hastige Schritte zurücktrat." — Als der Tischler den Assessor im Thorweg im tête-à-tête mit seiner Tochter im Dunkeln ertappt, hält er ihn für seinen Lehrburschen und ruft: „Hab' ich Dich endlich einmal erwischt, Du infamer Lausejunge!" Das soll nun Witz sein!

Alsdann wird unter der Aufschrift: „Wahre Freundschaft" erzählt, daß A. zu B. sagt: Borgen Sie mir funfzig Thaler. B. will nicht. A. sagt, dann müsse er ins Wasser springen. Da solches aber zugefroren ist, bietet ihm B. zwanzig Silbergroschen an, damit er sich ein Loch hineinhauen lasse. Damit ist die Geschichte aus, und der Verfasser sieht den Leser groß an, sich wundernd, daß dieser sich nicht vor Lachen um und um kehrt.

Hierauf folgen illustrirte Skizzen aus den Papieren des Rathhauser Fischclubs. Im ersten Bilde reißt der Angelhaken ab, im zweiten platzt das Netz, im dritten verliert der Fischer die Angel aus der Hand und im vierten bleibt ihm der Fisch am Telegraphendraht hängen. Und wenn wir darüber immer noch nicht lachen, so wirft uns der Verfasser, der dies nicht begreift, zu den Todten.

Auf der nächsten Seite stürzt ein Mann aus dem zweiten Stockwerk aus Liebesgram und fällt auf eine Dame, die sich aus gleichem Grunde aus dem ersten stürzt. Motivirt ist dieses wahrscheinliche Zusammenstürzen weiter nicht, wozu stünde es auch sonst in den fliegenden Blättern? Es versteht sich von selbst, daß die zwei Gefallenen sich in der Luft verloben und am Boden verheirathen.

Folgen „electrische Funken", wie die Ueberschrift versichert. Sie bestehen aus den seichtesten Trivialitäten, z. B. „Welche Aehnlichkeit haben Schriftsteller und Krebse mit einander? Daß die Krebse oft rückwärts kriechen und die Autoren die Wissenschaft rückwärts bringen."

Die letzte Seite enthält zuerst ein Bild, auf welchem eine Mutter ihr Kind auffordert, zu beten, was ihm sein Herz eingebe. Das Kind klagt darauf, daß das Herz ihm Nichts sage! Endlich frißt im Nymphenburger Hirschpark (die fliegenden Blätter kommen aus München) ein Hirsch den Gästen das Brod vom Teller, und Einer findet das — unverschämt. Der geistreiche Verfasser hält sich die Seiten vor Lachen über seine electrischen Funken, und der Leser dürfte von den „Fliegenden Blättern" nun genug wissen, um sich vor den folgenden Nummern zu hüten.

Französische Revuen.

Französische Frauen: Marie von Hautefort; Anabel Louise von Lafayette; die Frauen des Hotel Rambouillet und Jeanne d'Arc.

Was wir in unserem letzten Artikel andeuteten, hat sich bestätigt, es war ein vollendetes Meisterstück, das uns Victor Cousin in seinem Portrait der Herzogin von Chevreuse gegeben, aber das der Herzogin von Schomberg, das die neueste Nummer der „Revue des deux Mondes" bringt, steht durchaus nicht auf gleicher Höhe. Frau von Chevreuse nannten wir im eminenten Sinne eine französische Frau, der geistreiche Cousin war ganz in seinem Element, als er sie schilderte; Marie von Hautefort ist von ganz anderem Schlage, und es ist nicht unwichtig für die Beurtheilung dieser ausgezeichneten Dame, daß sie unter allen ihren Bewerbern gerade einem Deutschen, dem Herzoge von Schomberg, den Vorzug gab. Victor Cousin hat wohl ein Gefühl für die Bedeutung Mariens von Hautefort, aber er versteht diesen Charakter nur halb und geräth nicht in jene glänzende Begeisterung, welche ihm das Portrait der Herzogin von Chevreuse dictirt hat. Immerhin ist seine neueste Arbeit eine fleißige und vorzüglich geschriebene Studie. Wir entnehmen ihr folgende Details über das Leben Mariens von Hautefort und Louise Anabels von Lafayette:

Maria von Hautefort war in dem alten Feudalschloß dieses Namens, im Perigord, am 5. Februar 1616 geboren — auch in Deutschland ist Hautefort durch Uhlands Ballade: Bertran de Born, allgemein bekannt; Autafort, die Burg des ritterlichen Sängers, ist Hautefort, das im XV. Jahrhundert an die Gontaut's kam und jetzt noch, wohl erhalten, der Wohnsitz des Barons von Damas ist, der unter dem legitimen Königthum eine Zeit lang Minister der auswärtigen Angelegenheiten war. Maria verlor jung Vater und Mutter und wurde von ihrer mütterlichen Großmutter, Madame de la Flotte-Hauterive, sehr sorgfältig erzogen. Als Maria dreizehn Jahre alt war, zeigte sie eine so glühende Frömmigkeit, zugleich aber eine so bezaubernde Schönheit, daß sie die Prinzessin von Conti, Louise Marguerite von Guise, die Tochter des „Benarbten" so entzückte, daß sie ihr auf der Stelle einen Platz unter den Ehrenfräulein der Königin Marie von Medicis auswirkte. Das 14jährige Ehrenfräulein wurde ebenso geliebt als verehrt, „eine seltne Mischung von Güte und Festigkeit, eine glühende Frömmigkeit mit Geistreichthum vereinigt, stolzes Wesen gemäßigt durch strenge Bescheidenheit, das war's, was die frühzeitige Schönheit so sehr hervorhob", so schildert Cousin. Bei Hofe nannte man sie Aurora nach der spielenden Sitte der Zeit; selten mag einer der Schäfernamen so passend gewesen sein, wie dieser. In Lyon scheint

Maria den ersten Eindruck auf das finstere Gemüth und die keusche Seele Ludwig's XIII. gemacht zu haben. Er ernannte sie an der Stelle der Frau von Fargis zur Staatsdame der Königin Anna von Oesterreich, seiner Gemahlin. In kurzer Zeit wurde Maria von Hautefort, oder wie das vierzehnjährige Fräulein jetzt vermöge ihrer Stellung hieß, Madame von Hautefort, die intimste Freundin der unglücklichen Königin. Ein Hauptcharakterzug Maria's war ein großmüthiger Stolz, halb christlich, halb romantisch, der sie stets auf die Seite der Unterdrückten, der Unglücklichen, der Leidenden treten ließ. Der König Ludwig XIII. machte nun in seiner Weise Marien den Hof, das heißt, er unterhielt sich mit ihr von seinen Hunden, Pferden, Jagden, beklagte sich bei ihr über die Königin, die Maria stets vertheidigte, und quälte sie mit einer ganz sonderbaren Eifersucht. Der königliche Liebhaber hat die Dame nie geküßt, ja, was noch mehr, nie berührt. Eines Tages, als er in den Salon der Königin trat, bemerkte er, daß Maria ein Billet in ihren Busen verbarg, sie wollte es ihn nicht sehen lassen, weil es einige Anspielungen auf die Gunst enthielt, die ihr der König zuwende. Anna von Oesterreich nahm scherzend die Hände Marien's und hielt sie fest, sie forderte den König auf, das Billet nun zu nehmen; aber Ludwig wagte nicht, seine Geliebte zu berühren, er nahm eine silberne Feuerzange, mit welcher es ihm aber auch nicht gelang, das Blatt zu bekommen. Die Königin lachte noch lange über die Furcht ihrer jungen Freundin sowohl, wie über die des Königs, aber sie wußte nicht, wer von beiden furchtsamer gewesen, der König oder das junge Mädchen. Dabei war Ludwig XIII. so eifersüchtig, daß er eines Tages erklärte: er würde vor Schmerz sterben, wenn sein Vater, der große Heinrich noch lebte, denn dieser würde sich gewiß in Maria verliebt haben. Ihren Einfluß auf den König benutzte die junge Staatsdame hauptsächlich, um die Königin gegen die fortwährenden Angriffe des Cardinals Richelieu sicher zu stellen. Dadurch verfeindete sie sich natürlich von Grund aus mit dem mächtigen Manne, der, als er bemerkte, daß ihn Maria nicht schonte, auch seinerseits Alles daran setzte, die Staatsdame aus der Gunst des Königs zu verdrängen. Und wirklich gelang es ihm 1635, den König zu einem Bruch zu bewegen. Er sprach nicht mehr mit ihr, aber seine traurigen und doch leidenschaftlichen Blicke hingen immer an dem reizenden Gesicht, an den blonden Locken, an den blauen Augen Marien's, wenn er Abends im Salon der Königin verweilte; nur wenn er bemerkte, daß man seinen Blicken folge, dann sah er rasch wo anders hin. Der Cardinal wußte endlich die Blicke des Königs von Marien ab auf ein junges Ehrenfräulein der Königin zu wenden.

Louise Anabel de Lafayette, die Nichte des Bischofs von Limoges, hatte nicht die blendende blonde Schönheit Maria's; sie war eine sanfte, zarte Brünette, war milde und bescheiden, und wenn sie auch nicht die Lebhaftigkeit, die Grazie und die großen Manieren der Hautefort hatte,

so hatte sie doch gesundes Urtheil und Festigkeit, ein ungemein zärtliches Herz, aber auch eine aufrichtige Frömmigkeit. Louis XIII. begann mit ihr zu reden, um Maria zu ärgern, bald aber liebte er sie ernsthaft, und Anabel erwiederte seine Liebe. Der König genoß zum ersten Mal das Glück einer gegenseitigen Liebe, sie öffnete ihm sein trauriges Herz; sie liebte ihn ohne jedes persönliche Interesse, die Lafayette und die Lavallière haben viel Aehnlichkeit bis auf einen Punkt. Zwei Jahre dauerte diese schuldlose Liebe, da wurde das junge Mädchen erschreckt durch die Veränderung in dem Benehmen des Königs; auch in diesem kalten Herzen begann die Leidenschaft zu glühen. Louise Anabel von Lafayette ging in's Kloster. Und sie blieb darin, trotz aller Bitten ihres königlichen Liebhabers. Auch in den Unterredungen am Sprachgitter bekämpfte Anabel den Einfluß Richelieu's und vertheidigte die Königin. Man weiß, daß der König eines Abends, aus dem Kloster der Geliebten zurückkehrend, des schlechten Wetters wegen in Paris zurückblieb. Durch Anabel's Worte für die Königin günstiger als je gestimmt, übernachtete er im Louvre. Neun Monate darauf wurde Anna von Oesterreich die Mutter Ludwig's des Großen. Als Ludwig XIII. endlich einsah, daß er auf Anabel von Lafayette verzichten müsse, kehrte er trotz Richelieu's Bemühungen im Jahre 1638 mit verdoppelter Zärtlichkeit zu Maria von Hautefort zurück. Der Cardinal-Minister, lebhaft beunruhigt über diese Rückkehr, gewann Fräulein von Chemerault, ein Ehrenmädchen der Königin, und ließ durch diese Spionin, die sich in die Freundschaft Maria's eingeschmeichelt hatte, die Königin und ihre standhafte Freundin genau beaufsichtigen. Zwei Jahre kämpfte der mächtige Minister gegen die Leidenschaft des Königs für Maria; endlich gelang es ihm, mit Hülfe des Marschalls von Effiat und dessen Sohnes, des nachmals so unglücklichen Cinq-Mars, vom Könige den Befehl an Madame de Hautefort zu erpressen, sie sollte sich auf einige Zeit zurückziehen. Bei früheren Streitigkeiten hatte der König Maria gesagt, sie solle solchen Befehlen nur gehorchen, wenn er selbst ihr sie ertheile, und deshalb ging die edle Dame, als sie diesen Befehl erhielt, ruhig nach den Zimmern des Königs. Die Garden hatten vom Cardinal speciellen Befehl, sie nicht einzulassen; aber sie war so gut und so geliebt von Allen, daß sich die Partisanen vor ihr senkten. Hoch und stolz trat sie ein. Der König stotterte verlegen, daß die Trennung nur 14 Tage dauern werde. „Wohl," entgegnete Maria, „unsere Trennung mag 14 Tage dauern, aber diese 14 Tage dauern so lange ich lebe!" Damit ging sie. Die Königin war außer sich über die Trennung von dieser theuren, treuen Freundin, die sich nach Mans zurückzog. Der König hat sie nie wieder gesehen. Erst nach seinem Tode kehrte sie nach Paris zurück, mit offenen Armen von der Königin empfangen. Es war im Jahre 1643, Maria damals 27 Jahre alt und schöner als je.

Die Tage ihres Glückes und ihres Glanzes schienen nun erst ge-

kommen — aber es war nur eine herbe Täuschung, die ihrer wartete; ihre Königin, ihre Freundin, die ihr so viel verdankte, war Königin-Regentin geworden, und mit Richelieu's Nachfolger, Mazarin, hatte sie auch die Richelieu'sche Politik angenommen. Dieselbe Politik, gegen die sie im Verein mit Marie von Hautefort ihr ganzes Leben lang gekämpft. Anna von Oesterreich dachte königlich genug, ihre persönlichen Neigungen und Abneigungen dem Vortheile des Landes zu opfern, dessen Regentin sie geworden war. Dadurch gerieth sie immer mehr in Conflict mit der Freundin, denn Marie von Hautefort stand noch immer ritterlich auf Seite der Besiegten und Bedrängten, während ihre königliche Freundin nicht mehr zu den Bedrängten gehörte, sondern an der Spitze der Macht stand. Maria's stolzer Geist konnte die Undankbarkeit der Königin gegen ihre früheren Freunde nicht begreifen, sie hatte keinen Sinn für diese Politik, und ihr Verhältniß zur Königin wurde täglich unangenehmer.

Außerordentlich war die Liebe, die Ludwig XIV., damals ein fünfjähriger Knabe, für Madame von Hautefort hegte. Er nannte sie stets „ma femme", verlangte fortwährend zu ihr und brachte bei ihr ganze Tage zu; der arme Ludwig XIII., der auf seinen Vater eifersüchtig geworden, obgleich er todt war, würde gewiß auch auf seinen Sohn eifersüchtig gewesen sein.

Jetzt erst begannen die zahllosen Werbungen um die Hand Marien's. Wir nennen nur einige der vornehmsten Bewerber. Carl IV., Herzog von Lothringen, der gefangene Edelleute nur unter der Bedingung ohne Lösegeld freigab, daß sie nach Paris gingen und die Säume des Kleides der Dame von Hautefort küßten. Carl von Latrimouille, der glänzende Marquis von Noirmoutiers; der greise Chavigny, Staats-Secretair und Vertrauter Richelieu's; der edle Herzog von Liancourt; Potier von Trèmes, der ritterliche Marquis von Gèvres; der alte steinreiche Gouverneur von Provence, Herzog Carl von Angoulême, der Sohn König Carl's IX. und der schönen Maria Touchet; der Herzog von Ventadour, Chef des großen Hauses der Levis. Ferner der Marschall Gassion, der berühmte Schüler Gustav's II. Adolph's, des Schweden-Königs. Dieser letzte hätte die besten Aussichten gehabt, wenn er nicht Protestant gewesen wäre.

Den völligen Bruch zwischen der Königin und Madame von Hautefort führte Mazarin dadurch herbei, daß er den Herzog von Beaufort, einen Enkel Heinrich's IV., verhaften und in Vincennes festsetzen ließ. Der Herzog von Beaufort hatte, gemeinschaftlich mit Maria, Jahre lang die Königin gegen die ministerielle Gewalt Richelieu's vertheidigt. Frau von Hautefort war empört; daß die Königin seine Gefangenschaft dulde. Sie sprach, wie immer, lebhaft für den Beaufort; das benutzte Mazarin, und der Bruch war entschieden. Maria von Hautefort zog sich in das Kloster Filles-Sainte-Marie in der Straße Saint-Antoine zurück. Dort lebte auch Louise Anabel von Lafayette noch. Doch hatte sie wohl nie

die Absicht, geistlich zu werden; trotz ihrer aufrichtigen Frömmigkeit fühlte sie keinen Beruf dazu. Am 6. September vermählte sie sich, damals dreißig Jahre alt, mit dem Sieger von Leucate, dem deutschen Herrn Herzog Carl von Schomberg, Marschall von Frankreich, einem schönen, edlen und geistvollen Manne, der damals zweiundvierzig Jahre alt und Wittwer von der Herzogin von Hallouin war. Von da ab führte Maria von Hautefort ein Leben, das eben so friedlich war wie ihr bisheriges stürmisch bewegt. Sie war eine zärtliche Gattin, und eine fast heilige Wittwe, die Gönnerin und Freundin Bossuet's, von König Ludwig XIV. mit großer Liebe und Achtung stets geehrt, eine rechte Schülerin des heiligen Vincenz de Paula. Noch bei ihren Lebzeiten nannte man sie die „Mutter der armen Kinder", und sie starb im Geruch der Heiligkeit.

Ein Moment im Leben der edeln Dame haben wir bis jetzt noch nicht berührt und uns bis zum Schluß verspart, weil es uns ganz von selbst auf eine andere französische Frau leitet. Maria von Hautefort gehörte nämlich auch zu den Damen des Hotel Rambouillet, die sich trotz allen Widerspruchs ihren Platz in der französischen Literatur erworben und bis auf den heutigen Tag nicht ohne Ruhm behauptet haben. Der wohlfeile Scherz über die „Precieusen" wird den Briefen der Frau von Sevigné ihre Classicität eben so wenig nehmen, wie der jetzt noch wohlfeilere Spott über die „Blaustrümpfe" der Frau von Staël, der Gräfin Hahn, der Gräfin Blessington, der Aurora Dudevant Abbruch thun wird an ihrer geistigen Bedeutung. Maria von Hautefort wurde nach Saumaise le grand dictionaire des précieuses, 1661, t. I. p. 218, unter dem Namen „Hermione" Mitglied jener Gesellschaft literarisch strebsamer Damen, die sich bei der Marquise von Rambouillet in deren Hotel zu Paris zu versammeln pflegte. Man muß nicht vergessen, daß der Name der „Precieusen" sich nur auf ihr Streben bezog, in Behandlung der Sprache, die damals noch ziemlich roh war, so sauber und gewählt wie möglich zu sein. Maria von Hautefort wurde die Freundin Juliens, der nachmaligen Herzogin von Montausier und der Frau von Sablé; in dieser Gesellschaft des Hotels Rambouillet, aus der auch u. A. Fräulein von Scudery hervorging, die zu ihrer Zeit für die ganze gebildete Welt von Europa mit Anstand das war, was jetzt A. Dumas und Eugen Sue zusammen für Frankreich allein ohne Anstand sind. In dieser Gesellschaft regte sich, von Hermione, d. i. Madame von Hautefort, angefacht, der erste Funke der echt französischen Reaction gegen die von den Engländern ausgegangene Verunglimpfung des Namens und des Andenkens der Jungfrau von Orleans, Jeanne d'Arc, der Retterin Frankreichs. Wie thätig Maria von Hautefort in dieser Beziehung war, sehen wir aus einem sehr inhaltreichen Aufsatze der letzten „Revue des deux Mondes". Verfasser desselben ist Herr Louis von Carné, einer der thätigsten unter den neueren französischen

Geschichtsforschern. Wir entnehmen dem Aufsatze, der sich auf die Acten des Verurtheilungs- wie des Rehabilitations-Prozesses, welche Jules Quicherat im vorigen Jahre in 6 Bänden erscheinen ließ und auf die Arbeiten unseres Landsmannes Guido Görres gründet, folgende Details.

Zwischen die lothringischen Hausgüter eingekeilt, rings umgeben von burgundischen Vesten und Besatzungen, lag der Geburtsort der Jeanne d'Arc Dom-Remy, hundert Meilen entfernt von den Landstrichen, die dem Könige treu geblieben waren. Dom-Remy war gut königlich, mit Fanatismus lieferten die Kinder von Dom-Remy schon den Kindern der burgundisch gesinnten Nachbardörfer Schlachten. Das ist wichtig für die Beurtheilung der Jungfrau. Ferner, und das darf nicht übersehen werden, ging seit fast einem Menschenalter die Sage, eine Frau werde aufstehen, Frankreich vom Joch der Engländer befreien und nicht eher ruhen, als bis der letzte Engländer vertrieben sei.

Jacob d'Arc und Isabelle Rommée hießen die Aeltern der Jungfrau, die keineswegs ein Mannweib war, wie sie nach Monstrelet's Vorgange fast alle Schriftsteller geschildert, sondern ein zartes, schüchternes Kind, fortwährend ruhig und heiter, eine geschickte Nähterin und der Mutter Stütze in der Hauswirthschaft. Eine Hirtin ist Jeanne d'Arc nie gewesen, sie hat weder Schafe, noch sonstiges Vieh geweidet, aber sie war als Kind schon vor Vielen durch ihre große Frömmigkeit ausgezeichnet. Zwar konnte sie nicht lesen, aber sie sagte das „Vater unser" und das „Ave Maria" mit ganz besonderer Inbrunst her, und wo Jemand krank wurde im Ort, da erschien gewiß auch Jeanne d'Arc, um ihn zu pflegen und mit ihm zu beten. Als Johanna 13 Jahre alt war, lernte sie das Grausen des Krieges in der Nähe kennen; sie mußte mehrmals mit ihren Aeltern flüchten. Seitdem ging eine Veränderung mit ihr vor, sie zeigte sich entrüstet gegen die Feinde des Königs und des Vaterlandes. Seitdem hatte sie Visionen, die Heiligen des Paradieses traten an ihr Bette und riefen ihr zu, sie solle den König nach Rheims zur Krönung führen. Lange kämpfte das junge Kind gegen diese Gedanken, gegen diese Visionen, endlich theilte sie sich einer verwandten Familie Laxart mit; diese, königstreue Leute, glaubten zuerst an die göttliche Mission Johanna's. Sie war bei dieser Familie, welche in Vaucouleurs wohnte, zum Besuch; diesen Platz hielt der tapfere Capitain Robert von Baudricourt für den König. Der wackere Ritter wurde sehr bedenklich, als er die Jungfrau gesehen, sie machte Eindruck auf ihn, aber er sträubte sich, zu glauben; er schrieb die ganze Geschichte an den König. Nach und nach stieg der Ruf von der Sendung, die Jeanne d'Arc zu erfüllen habe. Viele glaubten, aber die Meisten glaubten nicht. Herzog Carl ließ sie nach Nancy kommen, sie imponirte ihm und befahl ihm, seine Frau besser zu behandeln. Als sie von Nancy zurückkehrte, erklärte sie ihren Freunden: „Ich muß vor Mittfasten aufbrechen, ich allein kann dem Dauphin sein Königreich geben, obgleich ich

lieber bei meiner Mutter spinnend säße; das wollte ich mir gönnen, aber Gott will es, und ich muß gehorchen."

Da erklärten zwei Edelleute, Johann von Metz, Herr zu Novelompont und Bertrand Herr von Poulengy, sich bereit, die Jungfrau nach dem Hoflager des Dauphins zu geleiten. Von dem Tage an legte das zarte Mädchen Männerkleidung an, sie trug dieselbe bis zu ihrem Tode. Die Prozeßacten ergeben eine lange Reihe von Zeugnissen für die Unschuld, die Jungfräulichkeit, die Schamhaftigkeit Johanna's, die in ihrer naiven Ausführlichkeit gar keinen Zweifel aufkommen lassen. Die beiden jungen Edelleute zogen 100 Meilen durch feindliches Land mit der Jungfrau, schliefen eilf Nächte mit ihr allein im Walde und hegten, ihrer eidlichen Versicherung nach, nie einen bösen Gedanken. So kam Jeanne d'Arc an das königliche Hoflager zu Chinon. Ihr Empfang dort war nicht sonderlich, der Günstling des Königs, Georg von Latrimouille, hielt sie für eine abenteuerliche Dirne, der Erzbischof von Rheims, Kanzler des Reichs, dachte nicht anders. Die Scene ist bekannt, wie sie den Dauphin, den sie nie gesehen, sofort erkannte. Das Geheimniß, das sie ihm sagte, und an welchem er ihre göttliche Sendung zu erkennen glaubte, war folgendes: Isabeau von Baiern, die Mutter Karl's VII., hatte, von Haß gegen ihren Sohn erfüllt, sich selbst für eine Ehebrecherin und den Dauphin für einen Bastard erklärt. Eines Tages nun hatte Karl VII., in seiner Betkammer zu Loches, Gott in glühendem Gebet angefleht, ihm die Gewißheit zu geben, daß er vom Blut der Könige und der rechte Erbe der Krone sei. Jetzt trat nun das fremde Mädchen aus Dom-Remy vor ihn hin und flüsterte ihm zu: „Ich komme im Namen Gottes und soll Euch sagen, daß Ihr der rechte Erbe Frankreichs, der Sohn des Königs seid. Gott schickt mich, Euch nach Rheims zu führen, damit Ihr dort die Salbung empfanget." Seitdem glaubte der König. Nun folgte die Befreiung von Orléans. Es sind Talbot's Briefe an die Herzöge von Bedford und Burgund, durch welche die Kriegsthaten der Jungfrau festgestellt werden. Ihr gelingt der strategisch fast unausführbare Marsch auf Rheims, Karl VII. wird gesalbt, die Begeisterung für Jeanne d'Arc ist auf dem höchsten Gipfel. Die Jungfrau hält ihre Sendung damit nicht für beendet, im Gegentheil, der letzte Engländer muß verjagt sein. Aber die Minister und Großen tragen immer unwilliger die Herrschaft dieses Mädchens, das da verspricht, den König nach Paris zu führen, dem die Soldaten blind folgen, dem die Völkerschaften zujauchzen. Vor Paris wird Jeanne d'Arc blessirt, und bei einem Ausfall vor Compiegne von einem burgundischen Ritter gefangen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie durch Verrath in feindliche Hände fiel. Bekanntlich wurde die Jungfrau zu Rouen durch Feuer als Hexe hingerichtet; aber ihre Mission hatte sie doch erfüllt, denn als sechs Jahre nach ihrem Tode Karl VII. in Paris einzog und Frankreich wirklich befreit war, da verdankte er diese Erfolge

lediglich dem nationalen Aufschwunge, den das Beispiel und die Thaten der Jeanne d'Arc hervorgerufen. Karl VII. ließ ihr Andenken mit Recht durch einen Prozeß rehabilitiren, die eigentliche Rehabilitation der Jungfrau aber erfolgte erst später; damals hatte die burgundische Partei noch zu viel Bedeutung, ein Theil Frankreichs, der Burgundisch gesinnte, sah in der Jungfrau nur die Heldin der Armagnac's. Auch Madame von Hautefort und die „Précieusen" vermochten noch nicht, Jeanne d'Arc zum gebührenden Ansehn zu bringen. Das that erst Voltaire durch seine eben so schmutzige als witzige Pucelle d'Orléans. Gegen dieses diabolische, gemeine Zerrbild erst erhob sich die gesunde Reaction und man weiß jetzt erst wirklich die edle Gestalt des wunderbaren Mädchens zu bewundern, welche die schönste patriotische Ekstase, die Frankreich je gehabt, und eins der größten Wunder geistigen Einflusses, welches die Geschichte kennt, repräsentirt.

Außer diesen werthvollen französischen Geschichtsbildern enthalten die neuesten Revuen nichts von Belang, Edgar Quinet schreibt über die Romänen, ohne eigentlich Neues beizubringen, Amadéus Achard beschenkt uns mit einer Erinnerung an Deutschland, Therese, von höchst zweifelhaftem Geschmack. Ein junger Pariser, der eine Erbschaft in Deutschland erheben soll, lernt ein junges wahnsinniges Mädchen kennen, das ihn für ihren verstorbenen Bräutigam hält; nach einiger Weigerung liebt, heilt und heirathet er sie. Der Schluß lautet echt französisch. „Einige Zeit darnach hielt ein junger Mann, den man oft auf den Boulevards sah, einen seiner Freunde beim Herausgehn aus der Oper am Arm fest und fragte:

Eh! weißt Du schon das Neueste?

Was giebt es denn?

Gérard, weißt Du, der arme Gérard, der immer so lustig war und immer so viel im Landsknecht verlor!

Was, ist der todt?

Leider ja, er ist verheirathet!

Aber mein Gott, das ist ja schrecklich, mit wem denn?

Mit einer kleinen Deutschen, der er, ich weiß nicht wo, da am Rhein begegnet ist.

Das kommt vom Reisen?

Ja wohl! Ja wohl! seufzte der junge Mann."

Das sind die Kerls, die nach Herrn Achard, bei „wahnsinnigen" deutschen Mädchen Glück machen, bei den andern dürfte es ihnen auch schwerlich gelingen!

Tages-Ereignisse.

Nach dem ersten Eindrucke, den die unerwartete Erklärung Rußlands gemacht, sämmtliche von Oesterreich gestellte Vorschläge annehmen, sie aber in besonderen Conferenzen besprechen zu wollen — und wahrlich der Eindruck war ein nach jeder Seite hin fast überwältigender, da dies Nachgeben eben so schwer für die Zukunft Rußlands, als Europa's wiegt, — gewinnt die politische Lage eine so durchaus andere Gestalt, daß man sich auf dem neuen Felde erst zurechtfinden, die gegenseitigen Stellungen erst mit neuen Maßstäben messen muß, um unbefangen urtheilen zu können. Daß Rußland durch äußerste Noth oder eine entscheidende Niederlage zur unbedingten Annahme der Oesterreichischen Friedens-Vorschläge gezwungen war und keine Chance bei einer Fortsetzung des Kampfes gehabt, wird Niemand behaupten wollen, der beides nicht eben wünscht und gern gesehen hätte. Seine Verluste sind allerdings höchst bedeutend. Aus sicherer Quelle glauben wir zu wissen, daß die Truppen des III., IV. und V. Infanterie-Corps in den bisherigen Kämpfen und damit verbundenen Strapazen bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen sind, und daß der Ersatz nur durch Rekruten und Druschinen möglich war. Eben so bestimmt können wir übersehen, daß die Nothstände in Handel, Gewerbe und Verkehr sich sehr fühlbar gemacht haben müssen, und daß Viele des Krieges müde waren, weil die durch denselben hervorgerufenen Zustände drückend wurden. Alles das war aber nicht so dringend oder lähmend, daß ein Staat ersten Ranges dadurch zu einem Friedensschlusse hätte bewogen werden können, von dem seine Feinde wenigstens zu sagen nicht ermangeln werden, daß sie ihn erzwungen.

Es ist in den Vorgängen selbst noch so Vieles unaufgeklärt, daß eigentlich ein Urtheil und eine bestimmte Ansicht über die Beweggründe zu den rasch auf einander folgenden Schritten bei diesen Einleitungen zur Wiederherstellung des Friedens noch keinen Halt gewinnen kann. Die allerwichtigsten Vorfragen sind sogar noch nicht erklärt. Hat Oesterreich diese Propositionen selbstständig, oder im Auftrage der Westmächte, oder aber im Auftrage nur einer derselben gemacht? — Vermuthungen und Combinationen giebt es genug dafür. Eine diplomatisch verläßliche Beweisstelle läßt sich aber nicht beibringen. Seit Zurückberufung der französischen Garden aus der Krim, gewannen die anfangs unbestimmten Gerüchte von der Geneigtheit Frankreichs zur Beendigung des Kampfes immer mehr Gestalt, — an positiven Maßnahmen und Beweisen dafür fehlte es aber. Im Gegentheil schien der Kriegsrath in Paris wenigstens keine Bestätigung dafür. Von der „pression stratégique“ Oesterreichs, welche Rußland veranlaßte, seine Truppen

hinter den Pruth zurückzuziehen, wußte man ganz genau, daß sie in vollkommenstem Einverständniß und jedenfalls mit bedeutenden Kosten für Oesterreich selbst angewendet worden war. Von der „pression diplomatique“, — wie man doch die Drohung des Abbrechens aller diplomatischen Verbindungen wohl nennen kann, — weiß man noch nicht, ob sie im Auftrage, im Einverständniß oder auf eigene Hand ausgeübt worden ist, und wenn im Einverständniß, so bleibt die Frage: mit welchem der vier Alliirten? Mit Sardinien wohl schwerlich. Mit England zuverlässig nicht. Es bliebe also das vor der Hand befriedigte Frankreich und die sehr müde Türkei. Möge es aber Auftrag, oder Selbsthandeln gewesen sein, so wird der Geschichtsschreiber nicht läugnen können, daß Oesterreich in dieser ganzen Streitfrage die entschiedensten und unzweifelhaftesten Erfolge gehabt. Mit der Mission des Grafen Leiningen in Konstantinopel begannen diese Erfolge; in der Beilegung des Aufstandes in Montenegro setzten sie sich fort, in dem Rückzuge der Russen aus den Donaufürstenthümern schienen sie bereits ihre größte Bedeutung erreicht zu haben; durch das eigene Besetzen dieser Länder und endlich durch die neueste Erklärung des Kaisers Alexander wurde aber alles Bisherige übertroffen, ja noch mehr, das Bisherige consolidirt. Hier ist also ein Erfolg unstreitig und daher unumwunden anzuerkennen.

Rußland hat durch die unbedingte Annahme der österreichischen Propositionen so vollkommen seine Neigung zum Frieden bewiesen, daß wenigstens in dieser Beziehung die Vorwürfe aufhören müssen. Der Kriegsrath in Paris am Ende des zweiten Feldzuges beweist deutlich, daß selbst die Westmächte zugaben, militairisch noch nicht mit ihrem Gegner zu Ende gekommen zu sein. Es wird sich gefallen lassen müssen, daß ihm gesagt wird, sein Entschluß sei kein freiwilliger, sondern erzwungener gewesen, und die russische Regierung muß wissen, ob die Vortheile, die es aus der Wiederherstellung des Friedens zu ziehen hofft, diese Ansicht aufwiegt, welche sich unausbleiblich in mannichfachster Form einen Ausdruck suchen wird.

Viel wichtiger, als ein nutzloser Blick auf das unerklärt Geschehene, ist die Frage, ob die nun beginnenden Verständigungen auch zu dem allseitig gewünschten Ziele führen werden? Leicht könnte die Allianz, die während des Kampfes ausgehalten, am Frieden scheitern. Die Gebietsabtretung oder der Gebietstausch dürfte die alliirten Cabinete nicht so einig finden, als die gemeinsam gewollte Vernichtung Sebastopol's. In wessen Händen Kars bleibt, kann Frankreich sehr viel gleichgültiger sein, als England, und am verwundertsten dürfte die Türkei den Beschlüssen zuhören, die nur zu ihrer Heilung gefaßt werden. Wie gesagt, noch ist die Lage zu neu, als daß sich mit Ruhe die möglichen Folgen erörtern ließen. Am Webstuhl der Zeit ist wieder einmal einer jener Schläge geschehen, der

„Tausend neue Verbindungen schlägt,
Die Fäden ungesehen fließen,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Und ein Tritt tausend Fäden regt.“

Abermals soll ein Versuch zur Wiedereinführung der während des Rebellionsfiebers abgeschafften körperlichen Züchtigung für Landstreicher, gewerbsmäßige Bettelei, Arbeitsscheu rc. gemacht werden. Der Abgeordnete von Rosenberg-Lipinsky hat einen dahin lautenden Antrag, von 27 anderen Abgeordneten unterstützt, eingebracht und zur weiteren Unterstützung desselben sind auch bereits Petitionen von Ständen und Corporationen eingegangen. Die Spenersche Zeitung begleitet die Nachricht von diesem Antrage mit der Bemerkung: Und ein solches Strafsystem will man der Preußischen Gesetzgebung ansinnen? — Es würde freilich nicht geschehen, wenn der Liberalismus in seiner falschen Humanität der bürgerlichen Gesellschaft nicht eine nach gerade unerträglich werdende Zahl von unbestrafbaren Umzüglern, Landstreichern rc. angesonnen hätte, die das Zuchthaus und Gefängniß wie einen geheizten, gut verpflegten und somit ziemlich behaglichen Winteraufenthalt anzusehen gelernt haben. Die Zunahme der in diesen Richtungen gemeinschädlichen Individuen ist so enorm und die Züchtigungsgewalt gegen sie so beschränkt, daß es so nicht länger fortgeht, ohne die Gesellschaft in ihren Grundfesten zu erschüttern. Wie in Allem, was er zu schaffen oder nach seinen Idealen zu verbessern gesucht, hat der Liberalismus auch in seiner Doctrin von der unbedingten Verwerflichkeit der körperlichen Züchtigung bankerott gemacht. Leben, Erfahrung und Nothwendigkeit haben auch hierin die liberale Chablone Lügen gestraft. Es bedarf nur eines Blickes in unsere überfüllten Gefangenen-Anstalten der verschiedensten Kategorieen, nur weniger Fragen an die Gefängniß-Vorsteher und Aufseher, um sich zu überzeugen, daß auf diesem Felde wahre Humanität nur in richtig abgewogener, aber dann auch unnachsichtlich angewandter Strenge besteht. Es ist möglich, daß der Antrag auch dieses Mal noch nicht durchgeht, aber es ist ganz gewiß, daß er künftig einmal durchgehen wird, denn die Uebelstände müssen sich in natürlicher, unaufhaltsamer Fortentwickelung dermaßen häufen, daß Zahlen dann das beste Argument für die Wiedereinführung der körperlichen Züchtigung, wohlverstanden da sein werden, wo sie hingehört und jeder Mißbrauch derselben unmöglich gemacht wird.

Der bis jetzt noch unerklärte und in seiner Veranlassung jedenfalls noch nicht erkannte Artikel des „Moniteur“ über den Senat des französischen Kaiserreiches ist wohl eines der seltsamsten Actenstücke in unserer, sonst an dergleichen eben nicht armen Zeit. Die Frage desselben: Hat der Senat seine hohe Stellung begriffen? — ist in den Spalten eines jetzt einstweilen imperialistischen Blattes entweder eine unglaub-

liche Naivetät, oder eine Ungeschicklichkeit, die vor der Hand jedes vernünftigen Grundes entbehrt. Wirklich zerbrechen sich auch englische, französische und deutsche Zeitungen vergeblich den Kopf darüber, ohne bis jetzt eine nur irgend genügende Lösung gefunden zu haben. Eine größere Nachgiebigkeit gegen den kaiserlichen Willen und ein vollständigeres Eingehen in die „Idées napoléoniennes“ kann nicht wohl gewünscht werden, da dies nach bisheriger Erfahrung nicht möglich ist. Ein parlamentarischer Widerstand, etwa nach dem Principe, man könne sich nur auf das stützen, was auch widerstehen kann, dürfte eben so wenig in den Wünschen der gegenwärtigen französischen Regierung liegen; und doch gilt der „Moniteur“ als das Organ derselben. Was also kann diese Incartade veranlaßt haben? Sie läßt eben Alles und Nichts annehmen. Unter dem „Alles“ ist freilich auch der Wunsch, die neue Anleihe und die dadurch unvermeidlich werdenden neuen Steuern für den Bedarf an „gloire et victoire“ oder das „salische Gesetz“ nicht von der Regierung, sondern von dem Senate vorgeschlagen und verlangt zu sehen. Man hätte dann nur dem dringenden Wunsche der „Volksvertretung“ nachgegeben, denn nach dem Artikel des „Moniteur“ hat die Kaiser-Regierung:

„dem Senate das erste Vorgehen und die Beachtung aller Grundsätze und aller Interessen, deren Inbegriff und Bürgschaft der Kaiser ist, anvertraut.“

Dieses „erste Vorgehen“ bleibt das Einzige, was sich aus den gewundenen Phrasen des „Moniteur“ Positives herauslesen läßt, und wenn der Senat demnächst noch einige hundert Millionen für den „Inbegriff und die Bürgschaft aller Grundsätze und aller Interessen“ verlangt, oder für die Möglichkeit einer weiblichen Thronfolge sorgt, — so läßt sich hoffen, daß der „Moniteur“ erklärt: Ja, der Senat hat seine hohe Stellung begriffen.

Gewiß, eine große Genugthuung für die Senatoren!

Wenn auch ein guter Theil der Anwerbungs-Unlust, welche seit Besetzung der Südseite Sebastopols sich in der gesammten britischen Nation zeigt, auf Rechnung des Winters geschoben werden muß, weil ein schon in der Heimath Frierender sich das Frieren in der Fremde leicht sehr viel unbehaglicher vorstellen kann, als es wirklich ist, — so ist doch die Zahl der Rekruten in den beiden letzten Monaten dort so über alles gewöhnliche Maaß gering, daß die von den Zeitungen wenigstens als allgemein geschilderte Kriegslust sonderbar gegen dieses unleugbare Factum absticht. Die Regierung muß daher zu außergewöhnlichen Mitteln greifen und hat sämmtlichen Offizieren der Miliz per Circular ankündigen lassen, daß die Armee in diesem Jahre mit wenigstens 25 Procent Abgaben von den Mannschaften der Miliz-Regimenter verstärkt werden müsse. Da dies nun nach dem Milizgesetze nicht befohlen und

gefordert werden kann, so sieht sich die Regierung abermals zu Concessionen gezwungen, die in offenem Widerspruch mit den bisher gültigen und so überaus hartnäckig festgehaltenen Grundsätzen des englischen Heerwesens stehen. Der Miliz-Soldat nämlich, welcher in die Linie übertreten will, soll den Vortheil haben, daß ihm für die spätere Pensionirung die in der Miliz bereits zugebrachten Dienstjahre zur Hälfte als active Dienstzeit im Heere angerechnet werden; aber auch die Offiziere gehen nicht leer bei dieser tiefeingreifenden Neuerung aus, denn jeder Miliz-Offizier, welcher 75 Mann seines Regimentes oder überhaupt Rekruten für die Armee stellt, soll dadurch ein Offiziers-Patent in der Armee erhalten. Die Neuerung klingt für den deutschen Offizier freilich sehr unverfänglich und ruft höchstens ein Kopfschütteln bei dem Gedanken hervor, daß durch eine solche, von keiner weiteren Prüfung der militairischen Befähigung abhängige Offizier-Creirung, leicht nichts weniger als taugliche Candidaten in das Offizier-Corps gelangen könnten. Die Sache hat aber auch noch eine andere Bedeutung, und zwar, wie alles Englische, eine pecuniäre; denn jedes Offizier-Patent ist ein Capital, das durch Verkauf wieder baar verwerthet werden kann. In diesem Falle geschieht aber der Einkauf ohne Geldleistung von Seiten des Candidaten, nur durch das freiwillig übernommene Geschäft eines Werbe-Offiziers und die dazu nothwendigen geschickt formulirten Ueberredungen. Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf das im zweiten Bande Seite 133 dieses Blattes über die englische Armee Gesagte, weil in diesen neuesten Vorgängen eine Bestätigung unserer dort ausgesprochenen Ansicht liegt, daß dieser Krieg in seinem weiteren Verlaufe nothwendig zu einer Umgestaltung der englischen Armee-Organisation führen muß.

In einer Correspondenz aus Petersburg wurde neulich geklagt, daß ein altes Polizeigesetz der freien Bewegung und dem Verkehr der Ausländer in Rußland ungemein hinderlich sei. Jeder Fremde nämlich, der aus Petersburg abreisen will, muß dreimal innerhalb drei Wochen in den Zeitungen seinen Abgang öffentlich ankündigen. Sind Forderungen von Petersburger Einwohnern an den Fremden vorhanden, so geschieht die Anmeldung derselben bei der Polizei, und der Paß wird nicht eher ausgefertigt, bis diese Forderungen erledigt sind. Dadurch werden allerlei Kleinhändler und Geschäftsleute allerdings vor Schaden gesichert, die Ausländer aber beengt und gehindert. Das kann bei einem „barbarischen" Staate nicht auffallen, in „civilisirten" Staaten erklärt aber die herrschende Doctrin Mittel der Art für durchaus verwerflich.

In dem „französischen Kriegshafen Kamysch", der indessen einstweilen noch auf russischem Gebiete in der Krim liegt, haben sich nach und nach so viele Speculanten, Kaufleute ohne Capital und Waaren, Schwindler und Geschäftsleute ohne Namen eingefunden, daß Banque-

route, heimliche Entweichungen, kurz Unsicherheit und Betrug aller Art an der Tages-Ordnung sind. Da hat denn die Militair-Behörde den Befehl erlassen, Niemand dürfe den gegenwärtig alliirten Theil der Krim verlassen, dessen Name nicht 8 Tage vorher mittelst öffentlichen Anschlages bekannt gemacht worden sei. Man sieht also, daß auch die Civilisation zu Mitteln greifen kann, die sie an nicht civilisirten Staaten tadelt.

Drei Broschüren fesselten neuerdings die Aufmerksamkeit des politischen, oder vielmehr des politisirenden Publicums, wie es im vorigen Jahre die beiden Broschüren des polnischen Abenteurers Mieroslawski gethan; freilich nur so lange, als man glaubte, daß Kaiser Napoleon III. oder der Prinz Pierre Napoleon denselben nicht ganz fremd sei. Alle drei zeichnen sich dadurch aus, daß sie entschieden zum Frieden drängen. Scheinbar haben sie ihre Bedeutung durch die friedliche Wendung der politischen Verhältnisse verloren. Wir glauben aber, daß sie gerade der Friedens-Aussichten wegen verstärkte Beachtung verdienen. Die Vorschläge zur Herstellung des Friedens, welche diese Broschüren enthalten, sind freilich sehr verschiedener Natur. „La nécessité d'un Congrès" (Duveyrier) glaubt das Arcanum in einer Berathung und Entscheidung, vielleicht durch majora vota und feierliche Abkugelung aller europäischen Regenten zu finden, wie Elihu Burrit längst einen politischen Appellations-Gerichtshof vorgeschlagen hat. Dabei ist nur der eine Gedanke dem Deutschen ungenießbar, daß der Vorsitz in einem solchen Congresse, wie die Sachen eben jetzt stehen, naturgemäß Frankreich und dem Träger seiner gegenwärtig beliebten Regierungsform zufallen müßte. Der Vorschlag ist eben so schön und eben so unausführbar, als das europäische Schiedsgericht der Friedens-Apostel. „What next?" (Cobden) macht sich zu einem eifrigeren Lobredner Rußlands, als wir irgend ein deutsches Beispiel ihm an die Seite setzen können. Cobden hat eine rasche Reise und unter besonders günstigen Umständen durch Rußland gemacht. Er hat viel gesehen und es ist ihm offenbar noch mehr gezeigt worden, was den Fremden wohl frappiren muß, namentlich wenn er mit einer vorgefaßten Meinung gegen Rußland und Russen in das Land kommt. Obgleich wir manches eigene Urtheil aus Cobden's Munde bestätigt hörten, konnten wir doch während des Lesens den fast peinlichen Eindruck nicht überwinden, einen Engländer so von den Feinden seines Landes zu seinen Landsleuten sprechen zu hören, während russische Kugeln noch auf englische Soldaten geschossen werden. Was er verlangt, schien zur Zeit, als er es verlangte, nahezu irrsinnig. England soll jetzt den Krieg um jeden Preis enden. Er sagt: „Wenn ich unsere Politik zu leiten hätte, so würde ich augenblicklich auch den letzten englischen Soldaten aus russischem Gebiete zurückziehen. Die Invasion in Rußland ist nicht allein ein Fehler, sondern auch eine Tollkühnheit, sowohl politisch als militärisch. Heute können wir unsere Armee noch ohne Verlust und

ohne Entehrung zurückziehen. Vielleicht werden wir das nicht immer können. Rußland ist bis jetzt noch für Alle, die in das Land eingedrungen sind, ein Grab oder ein Gefängniß geworden. Armeen, Dynastieen, Reiche sind darin zu Grunde gegangen." — Sollen wir darauf erwiedern, was jeder Leser ihm erwiedern wird, wenn er dies Auskunftsmittel von einem Engländer, einem Parlaments-Mitgliede, vorschlagen hört? Ganz anders, als diese englische und französische Broschüre, faßt die dritte: „La ligue des neutres" die Sachlage auf. Der Verfasser nennt sich nicht, datirt seine Arbeit kurioser Weise aus Berlin und läßt sie in Brüssel drucken. Er täuscht sich nicht und will sich nicht darüber täuschen, daß ein Kampf entbrannt ist, bei dem es sich um ganz andere Dinge handelt, als um den Schutz der Türkei, oder eine von den anfänglich so lohnend ausgebeuteten Phrasen. Um den Uebergriffen von der einen wie von der andern Seite entgegenzutreten, fordert er ein festes Bündniß der sämmtlichen bis jetzt neutral gebliebenen Staaten, hoffentlich auch mit Einschluß der etwas zweifelhaft Neutralen. Ein solcher Bund würde den Kriegführenden das eigentlich gefährliche und entflammende Schlachtfeld in Mittel-Europa verschließen, würde die Gegner auf dem Terrain auseinander halten, wo sie nicht allein sich, sondern auch Andern Schaden thun, und würde eine sehr compacte Macht sein, auf deren Urtheil und Vorschlag auch die Kampfwüthigsten mit der Zeit schon hören sollten. Ueberblickt man die Reihe der Staaten, welche sich trotz vielfach versuchter Annäherung der Westmächte noch nicht haben entschließen können, einen thätigen Antheil an dem Kampfe zu nehmen, so zeigt sich ein ganz annehmliches Machtverhältniß zu jeder der streitenden Parteien einzeln und zu ihnen allen insgesammt. Griechenland, Neapel, Portugal, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden und der deutsche Bund mit seinen beiden Hauptfactoren, von denen der eine freilich eben so wie Spanien einstweilen noch unter die zweifelhaft neutralen gerechnet werden muß. — Schlösse sich einem solchen Bunde auch noch der nordamerikanische Freistaat an, erklärten sie sämmtlich übereinstimmend, wirklich und unter allen Umständen neutral bleiben zu wollen, bis auf den einen Fall, wo einer der Verbündeten seiner Neutralität wegen angegriffen würde, so müßte der Kampf, fortgeführt, bald in sich selbst ersticken, und vielleicht wird dann das Endigen des Kriegs, auch wenn die jetzt in Aussicht stehenden Friedensverhandlungen zerschellen sollten, möglich werden. Es ist zwar unwahrscheinlich, daß der Verfasser diese Broschüre in Berlin geschrieben, wenn es aber geschehen wäre, so würde das Datum der Idee keine Schande machen.

Wappen-Sagen.

Schulenburg

„Ex ungue leonem!“

An den rothen Greifenklauen,
So im Silberschild zu schauen,
Kennst Du alle Schulenburg.

Kennst sie an den graden Wegen,
Kennst sie an den scharfen Schlägen,
Wie die Löwen an den Klau'n.

Sage nicht und nicht Gedichte
Kränzen sie, doch die Geschichte
Krönet sie mit stolzem Kranz,

Denn in ihrem Heldensaale
Stehen zwanzig Generale
Aus dem Hause Schulenburg;

Vier gewalt'ge Feldmarschälle
Strahlen durch die Zeiten helle,
Ruhm dem Hause Schulenburg!

Will Euch eine Mähre melden
Jetzt von einem stolzen Helden
Aus dem Hause Schulenburg,

Der nach manchen heißen Schlachten,
Die ihm Ruhm und Ehre brachten,
Eine weite Reise that.

Ohne Schmuck und Prachtgewänder
Streift Er durch Europen's Länder,
Zog in das gelobte Land,

Zog als Pilger ohne Wehre,
Obwohl längst der neuen Lehre
Und Bekenntniß zugethan.

Wollt' die heil'ge Stadt betreten
Und an Jesu Grabe beten,
Wie schon mancher Schulenburg.

Und so zog er von der Küste
Ganz alleine durch die Wüste,
Graden Weg geht Schulenburg.

Plötzlich Räuber ihn umringen,
Denken ihn mit Macht zu zwingen,
Doch sie täuschten sich im Mann.

Ohne Waffen, mit den Fäusten
Wußte Widerstand zu leisten
Alexander Schulenburg.

Brauchte seine mächt'gen Glieder,
Schlug der Räuber ein'ge nieder,
Schlug sich endlich siegreich durch.

Was und wie sie's mögen führen,
Schulenburg sind stets zu spüren,
Wie der Löwe an den Klau'n.

Kennst sie an den graden Wegen,
Kennst sie an den scharfen Schlägen,
Wie die Löwen an den Klau'n.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Dessauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Achtes Capitel.

Die Wittwe des Gemordeten und ihr Kind.

Bitterlich kalt war's oben auf der „Plätte" — ein eisiger Nordwester sauste über's Thal herüber, schüttelte das alte Bergschloß, daß alle Fenster klirrten und Alles, was nicht niet- und nagelfest darin, und dessen war genug, rasselnd und prasselnd zusammenschlug; dazu stöhnten die alten, hohen Edeltannen hinter dem Cavalierhause auf der Nordseite des Schlosses gewaltig vor dem Druck der Windsbraut, die gleichwohl nicht vermochte, ihre Zweige von dem leichten Eispanzer zu befreien, der sie dicht und fest umschloß und auf der Wetterseite obendrein mit einer dicken Schneelage befroren war.

Sanct Anna auf dem Berge hieß eigentlich das alte Jagdschloß und hatte seinen Namen von einer der heiligen Anna geweihten Capelle, die früher schon dort stand und jetzt einen Theil der Schloßkirche bildet, die der heiligen Anna und dem heiligen Hubertus gewidmet ist. Im Munde des Volkes erst, dann aber allgemein, hieß das umfangreiche Schloß die „Plätte", weil es auf einem platten, hervorspringenden Theile des Berges, unter dessen Schutze die kleine Residenz ihre reinlichen, schmucken Häuser aufgestellt hatte, belegen war. Ein solcher Berges-Abhang heißt dort zu Lande eine „Plätte", oder hieß doch so noch bis vor einiger Zeit, denn jetzt sind die Leute auch dort gar zu klug geworden und sagen fein hochdeutsch „plateau".

Die „Plätte" war ein stattliches Gebäude, gleich nach dem dreißigjährigen Kriege neu erbaut von einem wohlwollenden Landesherrn, der die Vortheile einer reichen Heirath seinen Unterthanen zum Segen machte, indem er allen Bauhandwerkern seines Ländchens vollauf Beschäftigung bei diesen und andern Bauten gewährte. Darum heißt in der Chronik Fürst Christian II. Ludwig auch der Erbauliche, und sein hohes Gemahl Catharine Sybille, so den Reichthum in's Land gebracht,

die Fruchtreiche, obwohl ihre fast dreißigjährige Ehe mit dem Erbaulichen nicht mit Kindern gesegnet war und das Regiment darum an eine Seitenlinie des fürstlichen Hauses überging nach dem Tode des Erbaulichen.

In dem großen Haupt-Gebäude der Plätte befindet sich die kleine, aber einfach schöne Kirche, in der aber nur Gottesdienst gehalten wird, wenn die rothweiße Fahne vom Thurme weht, das heißt, wenn sich die gnädigste Herrschaft oben aufhält,' und in dem Saal vor der Kirche, aus welchem man auf eine Gallerie in die Kirche tritt, von welcher aus die fürstliche Familie dem Gottesdienste ungesehen beiwohnen kann, hängen die Bilder Christian II. Ludwig's, des Erbaulichen, und Catharina Sybilla's, der Fruchtreichen. Haben Beide gar ernsthafte, lange Gesichter, sind nicht schön gewesen, wie man's jetzt so nennt, waren aber gewiß Beide recht tüchtige, recht bedeutende Menschen, die mit ihren großen, durchdringenden Augen sicher sahen, wo's noth that im Ländchen, die manch' gutes Wort sprachen mit den vollen, gesunden Lippen, und nicht umsonst auch im Conterfey mit „offenen Händen" zu schauen sind. Unter dem Stahlpanzer des Erbaulichen hat sicher ein mildes Herz geklopft, unter dem Schleier-Krönlein der Fruchtreichen ein heller Geist gelebt. Ein breiter, reich mit Schnitzwerk verzierter Eichenholz-Rahmen umgiebt beide Bilder. Die Inschrift aber besagt, daß Serenissimus der regierende Herr, der Vetter und Nachfolger des Erbaulichen, es also verordnet, „dieweilen und sintemalen des Herrn Vetters und der Frau Muhme Liebden selig sich doch ohnfehlbar wieder zusammengethan in jenem Leben!" Ist eine hübsche, einfache Inschrift, die dem fürstlichen Erben Ehre macht; auch hat er die Portraits sowohl, als auch die saubere Schnitzarbeit des Rahmens, im Lande verfertigen lassen, das macht ihm und dem Lande zugleich Ehre.

Im Hubertus-Saale, so hieß dieser Saal an der Kirche, sah man noch mancherlei Erinnerungen an das fürstliche Ehepaar, dessen Gedächtniß noch immer im Segen im Ländchen, obwohl es längst einer großen Monarchie zugetheilt ist und keine eigenen Souveraine mehr hat. Von Catharina Sybilla sind so viele kunstreiche und kostbare Stickereien noch vorhanden, daß man gewaltigen Respect bekommt vor dem Fleiß dieser hohen Dame.

An den Hubertus-Saal, der im zweiten Stock belegen, während die Kirche sich durch alle drei Stockwerke erhebt und oben in eine kleine Kuppel ausläuft, schließt sich ein schmales Gemach mit einem Erker; das war einst das Closet des Erbaulichen, der seine letzten Lebenstage als Wittwer auf der Plätte verlebte. Aus dem Erker übersah er seine Hauptstadt und einen bedeutenden Theil seines Landes: aus dem Erker hatte er nicht weit nach der Kirche, wo seine Catharina Sybilla schlief unter dem Altar der heiligen Anna, und wo er selbst einst ruhen wollte neben ihr.

Die drei nächsten Nachfolger des Erbaulichen hatten noch den größten Theil des Jahres auf der „Plätte" residirt, hatten das Schloß gar hoch gehalten und es geschmückt und geziert nach Kräften. Seit sechszig Jahren aber hatten die Landesherren ihre Residenz unten im Stadtschloß genommen, fein und klein bürgerlich gelebt und gewirthschaftet, und nur selten, bei Besuchen hochfürstlicher Verwandtschaft etwa, die Plätte besucht und dort einige Tage, der Jagd wegen, zugebracht.

Der Erbauliche hatte große Capitalien verbaut, mit hochfürstlichem Aufwande gelebt, bedeutende Summen zu der Unterthanen Flor verwendet, die Lasten überall vermindert und doch dem Nachfolger am Fürstenthum einen nicht unbeträchtlichen Schatz hinterlassen. Unter den nächsten Nachfolgern der andern Linie war's so geblieben, sie hatten zwar nicht so viel gebaut und nicht so viel gethan für das Land wie Christian Ludwig, das war aber auch nicht so nothwendig gewesen wie gleich nach dem dreißigjährigen Kriege, aber sie hatten keine Steuern erhöht, keine Schulden gemacht, die fürstliche Würde überall mit höchstem Anstande repräsentirt und doch noch baare Mittel hinterlassen. Das aber änderte sich in sehr trauriger Weise und sehr plötzlich, als Fürst Clemens Wilhelm zur Regierung kam, ein sehr kluger Herr, der vor dem kinderlosen Absterben des Erbprinzen, seines Bruders, keine Aussicht auf die Nachfolge hatte und darum an des Kaisers Hof und im Reich Dienste genommen. Als Fürst Clemens Wilhelm das Regiment antrat, war er sofort darauf bedacht, seine Lande auf gleichen Fuß zu setzen mit denen seiner Mitstände, der andern Reichsfürsten. Der Erbauliche und seine Nachfolger hatten mit einem Schösser und einigen Voigten und Amtmännern kurz und gut gewirthschaftet, das „Ländle" regierte sich von selbst viel mehr nach alten Bräuchen und gutem Herkommen, denn nach geschriebenen Gesetzen; sonst galt, was im Reich überhaupt galt, und ging's hier und da ein wenig schwerfällig, so kam nicht allzuviel darauf an, man hatte im Allgemeinen keine Eile und der „Fortschritt" schwang seinen Treiberstock noch nicht über die Leute. Fürst Clemens Wilhelm aber mochte nicht hinter der Zeit zurückbleiben, er holte so rasch wie möglich ein, was seine beschränkten Vorfahren versäumt, und alsbald hatte das „Ländle" eine hochfürstliche Rentkammer, eine Landesregierung, eine Justizcanzlei und ein stehendes Heer von zweihundert Mann. Der Erbauliche und seine nächsten Nachfolger hatten fürstlichen Hof gehalten, aber ein Hofmeister und ein Jagdmeister waren die einzigen besoldeten Hofchargen gewesen, und an Hofjunkern, Jagdjunkern und Kammerjunkern hatte man keinen Mangel verspürt, denn fremde und heimische Edelleute schickten ihre jungen Söhne gern an den Hof, dort Sitte und Anstand zu lernen. Ebenso hatten auch die Fürstinnen ihre Hofmeisterinnen gehabt, meist mitgebracht aus der Heimath, vom väterlichen Hofe, und die Hoffräuleins waren Töch-

ter des Landadels, der es als eine Vergünstigung ansah, wenn die gnädige Herrschaft für die weitere Erziehung der Fräulein dadurch sorgte, daß sie dieselben in ihre nähere Umgebung aufnahm. Das änderte sich nun bald, und als Fürst Clemens Wilhelm versammelt ward zu seinen Vätern, da hatte er seinen Hof und sein Land auf ganz gleichen Fuß gesetzt mit den Höfen und Ländern der andern Reichsfürsten, überall wimmelte es von Hof- und Civilbeamten, aber die Auflagen waren vermehrt und das fürstliche Hausgut war mit einer sehr beträchtlichen Schuldenlast beladen. Die Nachfolger Clemens Wilhelm's, ebenfalls wohlwollende und auch begabte Herren, die sogar den Commerz des Landes beträchtlich zu heben verstanden, fuhren im selben Sinne fort und obwohl sie keine Verschwender waren, ja zuweilen eine kleinbürgerliche Knauserei an die Stelle des Aufwandes setzten, der Fürsten geziemt, so wurden doch die Abgaben immer größer und drückender und die Schuldenlast wuchs von Tage zu Tage. Die Beamtenschaft hatte sich ins Ungeheuerliche vermehrt, das Land seufzte unter Abgaben, das fürstliche Hausvermögen schwand zusammen, die Fürsten selbst rangen in finanziellen Bedrängnissen, nur um die Beamtenschaft zu ernähren, die mit ertödtendem Alpdruck auf ihnen lag und bei kärglicher, oft unregelmäßig gezahlter Besoldung selbst darbend, das Vermögen des Landes und den Schweiß des Volkes, so wie die eigene Kraft, im eigentlichen Sinne des Wortes in Papier, Federn, Dinte und Streusand verzettelte, verschmierte, vergoß und verstreute. Fürst Clemens Wenzel, ein edler, wackrer Herr, fand, als er im Jahre 1790 die Regierung antrat, eine traurige Erbschaft vor; alle seine Versuche zur Rettung scheiterten an den eingewurzelten Verhältnissen; er bestrebte sich, die Uebelstände, die er nicht zu hindern vermochte, nach Möglichkeit zu lindern; er brachte dem Wohle seines Landes seine Lieblingswünsche zum Opfer, er blieb unvermählt, um die Kosten eines Hofhalts in die Landeskasse fließen zu lassen, er lebte geringer noch wie mancher Edelmann, und dennoch mehrten sich die Landesschulden von Tage zu Tage.

Das war ein trauriges, freudenloses Fürstenleben, und Clemens Wenzel konnte sich nicht einmal mit einem Blick in die Zukunft trösten, denn das Land und Erbe seiner Väter, an dem er mit voller Liebe hing, das fiel im Fall seines unbeerbten Absterbens an ein etwas größeres Nachbarland, in welchem sich alle die Uebelstände, über die er klagte, in etwas größerem Maßstabe vorfanden.

Der arme, rathlose Fürst ging traurig auf und nieder in dem vorhin beschriebenen Closet Christian Ludwig des Erbaulichen neben dem Hubertussaale; bei der grimmigen Kälte und dem Wintersturm draußen war es ungemüthlich kalt in dem Raume, obwohl die brennenden Reisbündel und Scheithölzer in dem großen Kamin rasselten und prasselten in lichter Flamme, denn er, der Fürst, war erst vor einer Stunde angekommen auf der „Plätte", unangemeldet, unerwartet,

zum Schrecken des Kastellans, der bei des Fürsten Vater Kammerdiener gewesen.

Der gute Herr hatte seine Residenz so eilig verlassen, um nicht den Offizieren eines durchmarschirenden kaiserlichen Regimentes Honneurs machen zu müssen, die für ihn sehr kostspielig, aber nicht zu umgehen waren, wenn er in der Stadt blieb.

War er nicht zugegen, so ließ sich Alles weit billiger ordnen, deshalb war auch bei seiner Ankunft auf der Plätte sein erster Befehl an den Kastellan, die Fahne nicht auszustecken auf dem hochragenden Schloßthurm, durch welche die Anwesenheit der Herrschaft sonst der Umgegend angezeigt wurde.

In trübe Gedanken versunken ging Fürst Clemens Wenzel auf und ab in dem Closet des Erbaulichen, zuweilen nur blieb er an dem Kamin stehen und streckte seine Hände aus gegen die Gluth, um sich zu wärmen. Er war ein schlanker Herr in einem schlichten dunkelgrauen Rock, der mit Pelz besetzt; er machte keine üble Figur selbst in den schweren Pelzstiefeln, die bis über's Knie heraufgezogen waren; aber sein Gesicht war vergrämt, sein großes blaues Auge verblaßt und unruhig, sein dunkelbraunes leichtgelocktes Haar umgab nur dünn noch seine kahle Stirn.

Seine Gedanken beschäftigten sich mit den sich täglich mehrenden Symptomen der Unzufriedenheit und der Widersetzlichkeit im Lande.

„Scharfe Edicte, harte Maßregeln!“ rief er endlich voll schmerzlichster Bewegung, „damit sind der Herr Kanzler und die hochwohlweisen Herren Räthe gleich bei der Hand; aber ich selbst, ich auch gehöre zu den Unzufriedenen, ich bin der Lasten und der Quälerei eben so müde, wie meine Unterthanen. Die Klagen der armen Leute sind begründet, Gott erbarme sich deiner, du armes Land, und meiner dazu, ich kann dir nicht helfen! Das Beamtenheer ist's, das uns beiden, dem Lande und mir, das Blut aussaugt, und doch leiden Fürst, Bauer und Bürger geduldig, und es sind wieder nur die Beamten, die der Unzufriedenheit Worte geben, die Widersetzlichkeit hervorrufen und groß ziehen, Keiner von allen diesen Schreibern ist zufrieden. Jeder will mehr werden, mehr haben, und Jeder geberdet sich, als wäre er schon, als hätte er schon Alles, was er sich einbildet und wünscht. Ablohnen, verabschieden, fortschicken, ja, das ist leicht gesagt, aber das hängt aneinander wie Kletten, und selbst wenn das nicht wäre, habe ich ein Recht, ein paar hundert Familien brodlos zu machen, die auf meine oder meiner Vorgänger fürstliche Unterschrift angestellt sind? Ich komme nicht heraus aus dem Zirkel! Unvermerkt, nach und nach die Beamtenzahl vermindern, schrieb mir neulich ein gelehrter Herr, den ich um Rath bat; wie gut sich das schreiben läßt! aber was mache ich mit den zahllosen Anwartschaften? und was hilft's, die Stuben zu scheuern, wenn das Haus bereits brennt!“

Es trat eine Thräne in das Auge des Fürsten, die er vergeblich zurückzuhalten suchte, er stand in dem Erker, aus dem der Erbauliche so oft herabgesehen auf ein glückliches Land; der Letzte von dem Hause des Erbaulichen weinte über einem Lande, dem er nicht zu helfen vermochte.

Er blickte durch die Scheiben, die im Wintersturm klirrten, hinab auf seine Stadt und über die Stadt auf sein Land.

Gott erbarme sich!

Der Fürst hatte den Kastellan nicht bemerkt, der mit dem leisen, geräuschlosen Wesen eines alten, wohlgeschulten Kammerdieners eingetreten war und respectvoll an der Thür stand.

Erst als Clemens Wenzel sich umdrehte und die zwei Stufen aus dem Erker herabtrat, ersah er den Getreuen, der sich verbeugte und auf den fragenden Blick seines Herrn antwortete: „Der Herr Herzog bittet Eurer Durchlaucht aufwarten zu dürfen!"

„Gehen Sie hinauf, Orthmann," entgegnete der Fürst, „melden Sie mich an, ich folge Ihnen auf dem Fuße, denn ich kann den alten Herrn nicht hier empfangen!"

Der Kastellan entfernte sich, der Fürst aber setzte seinen Hut mit der kleinen rothweißen Feder auf und folgte seinem Diener. Es war ihm ein wohlthuendes Gefühl, daß er doch noch im Stande sei, gegen einen Fremden Gastfreundschaft zu üben. Denn seit einigen Jahren schon bewohnte ein emigrirter Franzose, der Herzog von Rohan-Rochefort, weitläuftig verwandt mit dem fürstlichen Hause, einen Theil des Schlosses auf der „Plätte". In Gesellschaft seines Almoseniers, einiger Edelleute und weniger Diener lebte der greise Herzog still und zurückgezogen. Er trug mit Würde das Exil.

Er gehörte nicht zu den leider nur zu zahlreichen Emigranten, welche die Würde des Unglücks durch Laster und Leichtsinn, Bosheit und hochmüthigen Undank geschändet und dadurch dem Emigrantenadel einen Flecken angehängt haben, welcher der Sache des Königthums selbst unendlich geschadet hat und ihr schadet bis auf den heutigen Tag.

Ergebenen Dienern des Hauses Rohan war es gelungen, einen bedeutenden Theil des großen Vermögens zu retten, und seit der Herzog von der Emigrantenliste gestrichen war, befand er sich im Besitz bedeutender Einkünfte. Sein Verkehr mit dem Fürsten, dem er nie lästig geworden, weder durch Klagen, noch durch Anforderungen, war sehr spärlich, aber immer sehr freundlich gewesen.

Der Rohan war ein wilder, abenteuerlicher Herr gewesen in früheren Jahren; das furchtbare Schicksal, was über sein Vaterland gekommen, die Revolution, die ihm so viele Verwandte und Freunde genommen, das Exil, hatten ihn ernst gemacht, ohne ihn zu verbittern, und er fühlte eine innige Zuneigung für den Fürsten, dessen traurige Lage er bald durchschaut hatte.

Als der Fürst in das mit Geschmack und Luxus ausgestattete Gemach des Herzogs trat, das behaglich erwärmt war, dachte er unwillkürlich an das eisigkalte Closet seines Ahnherrn, aus dem er so eben kam, und Bitterkeit wollte ihn anwandeln, aber der alte Herr kam ihm mit so freundlichem Gesicht entgegen und sagte so herzlich: „Sie glauben nicht, mein Cousin, wie sehr ich mich freue, Sie zu sehen, seit dem Herbst vorigen Jahres hatte ich das Glück nicht!“

„Sie sind sehr gütig, mein Oheim!“ antwortete der Fürst gerührt von dem wirklichen Wohlwollen, das aus den Worten des greisen Edelmanns ihm so klar entgegentrat.

„Land und Leute!“ begann der Herzog wieder, den Fürsten zum Sitzen nöthigend und sich neben ihm niederlassend, „erfordern die ganze Kraft eines Mannes in diesen schweren Zeiten!“

„Sie erfordern mehr, mein Oheim!“ erwiederte der Fürst und sah ernst in das feine, weiße Gesicht des alten Edelmanns, der in einer altmodischen, aber reichen Gallakleidung mit weißgepudertem Kopf, glatt und sauber der ganze Mann, neben ihm saß.

„Sie haben recht, mein Vetter,“ sagte der Herzog lebhaft, und seine dunkeln Augen blitzten, „aber mit dem Bewußtsein redlich erfüllter Pflicht kann man dem Unvermeidlichen immer getrost entgegen gehen; das Chaos beginnt bereits sich zu lichten, Sie werden noch heitre, schöne Tage sehen, mein theurer Cousin!“

Der Herzog sagte das mit dem ruhigen Tone einer so festen Ueberzeugung, daß es auf den gequälten Reichsfürsten einen tiefen Eindruck machte.

„Ich war eben im Begriff, Ew. Durchlaucht mit einem Briefe zu behelligen,“ fuhr der Herzog, dem Gespräch eine andere Wendung gebend, fort, als ich von der angenehmen Botschaft Ihrer Ankunft im Schloß aufs freudigste überrascht wurde; ich darf nun wohl mündlich meine Bitte anbringen und Sie ersuchen, Ihre Großmuth auch auf die Tochter meines armen Bruders, Ihre Cousine Charlotte, auszudehnen, ich meine, der Prinzessin zu gestatten, hier meine Wohnung zu theilen?“

„Es bedarf das wohl keiner Frage, mein Oheim,“ antwortete der Fürst freundlich, „Sie wissen selbst, wie wenig es ist, was ich zu bieten vermag, es ist sehr wenig, aber ich biete es mit aufrichtigem Herzen!“

„Im Vertrauen darauf ist die Prinzessin hierhergekommen, sie traf in letzter Nacht im Schlosse ein. Ich habe die arme Frau sehr verändert gefunden,“ sagte der Herzog leiser und trauriger als er bisher gesprochen, „freilich ist das nicht zu verwundern, wenn man das furchtbare Schicksal erwägt, was diese liebe Charlotte betroffen.“

Fürst Clemens Wenzel sah den französischen Herrn fragend an, dieser nahm sich alsbald zusammen.

„Sie wissen wahrscheinlich nicht, mein Vetter, über welches Schicksal ich die Prinzeß Charlotte beklage. Die Familie — und wir vom Hause

Rohan legen den höchsten Werth darauf, daß wir die Ehre haben, Ew. Durchlaucht dazu rechnen zu dürfen, — die Familie sollte es wissen, daß die Prinzeß Charlotte, meines Bruders Tochter, in zwar heimlicher aber legitimer Ehe verbunden war mit ihrem Vetter Heinrich von Bourbon-Condé, dem im vorigen Jahre von Bonaparte schmachvoll ermordeten Herzoge von Enghien.

„Oh, die arme Frau!“ rief Fürst Clemens Wenzel mit herzlicher Theilnahme.

„Und Sie kennen erst einen Theil des Unglücks, welches die arme Charlotte betroffen,“ setzte der Rohan, sein weißes Haupt traurig wiegend, hinzu. „Die Gemahlin des Herzogs von Enghien war die Mutter eines reizenden, geliebten Kindes, das sie in ihrer Nähe, obwohl nur geheim und verstohlen, erziehen ließ. Sie hat nicht nur den Gemahl, sondern auch das Kind verloren.“

Der Herzog sagte das mit so empörtem Ausdruck, daß der Fürst erschrocken ausrief: „Wie! verstehe ich recht? Man wird doch nicht das Kind wie den Vater gemordet haben?“

„Ach nein, Durchlaucht,“ antwortete der Rohan, „wenigstens fürchte ich das nicht, aber man hat der Wittwe des gemordeten Herzogs ihr Kind gestohlen — am Morgen nach der Verhaftung des Herzogs in Ettenheim war dessen Tochter, ein Mädchen von etwa eilf Jahren, das man seiner Schönheit wegen nur das schöne Kind von Ettenheim nannte, von dort verschwunden. Die Wittwe des Gemordeten sucht ihr Kind seit Jahresfrist schon, sie vermag es nicht zu finden, ja, sie hat auch noch nicht einmal eine Spur zu entdecken vermocht.“

„Arme, arme Mutter!“ seufzte der Fürst.

Da öffnete sich die Thür, und die arme Mutter trat ein, die Wittwe des gemordeten Condé, die Prinzeß Charlotte von Rohan und Rochefort.

Wir haben die Dame gesehen auf dem Jagdschlößlein Monchoir im Schwarzwalde an dem Tage, da sie den Herzog von Enghien, ihren ritterlichen, theuern Herrn, zum letzten Male an ihr Herz gedrückt; sie scheint unverändert zu sein, trotz des herben Weh's, das seitdem ihr Herz getroffen. Sie ist noch ganz die weiße, strahlenäugige Frau, die dem letzten Condé den letzten Gruß zuwinkte aus dem Fenster von Monchoir. Die Trauergewande, das schwarze Häubchen und der lange Schleier der Wittwe kleiden die majestätische, hohe Frau besser als jede andere Tracht.

Mit niedergeschlagenen Augen nähert sich Charlotte von Rohan dem Fürsten; erst als sie vor ihm steht, schlägt sie die Augen auf und läßt ihren Blick voll und ganz ruhen eine Weile auf den vergrämten Zügen des gequälten Landesherrn. Dem wird, wie der Blume wird im Sonnenstrahl, er giebt sich keine Rechenschaft darüber, er denkt nicht nach, er fühlt nur, daß ihm warm im Herzen wird bei diesem Blick,

und daß seine Seele durchzuckt wird von einem Etwas, das der Hoffnung, der Zuversicht verwandt und ähnlich.

„Sie sind willkommen mir unter dem Dache meiner Väter, Frau Herzogin!“ sagte der Fürst feierlich und herzlich zugleich.

Die Prinzeß warf bei der Anrede Herzogin den fragenden Blick auf ihren Oheim, der aber sagte, während die Dame die Hand des Fürsten ergriff und ihm nach französischer Hofsitte die Wange zum Kuß bot: „Sie wissen, mein Kind, daß wir die Ehre haben, Se. Durchlaucht zu unsern Verwandten zu rechnen; ich habe das Geheimniß mitgetheilt!“

„Umarmen Sie mich, mein Vetter,“ rief Charlotte lebhaft. „Verzeihen Sie, daß eine Frau, die nun schon so lange im Elend irrt, nicht gleich daran dachte, daß ihr Haus mit deutschen Reichsfürsten verwandt. Ich muß Ihnen danken für so Vieles, was Sie schon für uns gethan, und muß Sie bitten, Ihr Wohlwollen, das Sie für unser ganzes Haus hegen, auch auf meine Person auszudehnen, ich bin vielleicht die, welche desselben am bedürftigsten ist.“

Der alte Herzog ließ den Fürsten die Prinzessin zum Sessel führen, ja, er entfernte sich, indem er an der Thür einem Diener einige Aufträge ertheilte; geflissentlich, jedoch ohne die Aufmerksamkeit des Fürsten oder der Prinzessin zu erregen, ließ er die Beiden so lange allein als möglich. Der kluge alte Herr hatte den Eindruck wohl bemerkt, den die Schönheit seiner Nichte auf den Reichsfürsten machte, er mochte denselben durch nichts stören, denn seit er den Tod des Herzogs von Enghien erfahren, war es sein geheimer Plan, den verwandten Reichsfürsten, den er liebte und schätzte, mit der Wittwe des letzten Condé zu vermählen, dem Fürsten und seinem Ländchen durch das große Vermögen, über das seine Nichte sowohl selbstständig, als auch er zu ihrem Gunsten verfügen konnte, aufzuhelfen, sich selbst aber und den andern Gliedern des Hauses Rohan eine neue Heimath in Deutschland zu gründen.

Der Rohan beurtheilte den Fürsten Clemens Wenzel ganz richtig, wenn er es zum Gelingen seines Planes für nothwendig hielt, denselben nach Möglichkeit zu verbergen, denn allerdings würde der deutsche Reichsfürst sich sofort verletzt gefühlt und sich stolz und scheu zurückgezogen haben, wenn er auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte, daß sein französischer Oheim daran denke, ihm in seinen Geldnöthen durch die reiche Mitgift der Prinzeß Charlotte zu Hülfe zu kommen.

Als die Diener des Herzogs den gedeckten Tisch in's Zimmer rollten, da war Fürst Clemens Wenzel dem Zauber der fürstlichen Wittwe schon so weit erlegen, daß er ohne Weiteres auf die erste Bitte des Herzogs von Rohan die Prinzeß zur Tafel führte und sein eifriges Gespräch mit ihr fortsetzte, in demselben nie unterbrochen, nie gestört, nie belästigt durch die Zwischenreden des alten Grandseigneurs, sondern stets aufgemuntert, gefördert, ermuthigt durch dieselben. Der Reichsfürst, der

so lange ein einsames, freudenloses, trauriges Leben geführt, gab sich seit langen Jahren zum ersten Male wieder jener ernsten, gemessenen, aber innigen Fröhlichkeit hin, die so recht in seinem wackern, wohlwollenden Wesen begründet war, und Charlotte von Rohan fand so manche Aehnlichkeit zwischen dem verlorenen Gemahl und dem fürstlichen Vetter, daß sie halb gerührt sich immer mehr angezogen fühlte von ihm.

Während der Fürst also im Seitenflügel mit seinen französischen Verwandten speiste, hatte der alte Kastellan Orthmann im Closet des Erbaulichen so viel irgend möglich war für Wärme und Behaglichkeit gesorgt, er hatte zur gewohnten Stunde den kleinen Tisch gerüstet, an welchem Fürst Clemens Wenzel sein einfaches Mahl einsam einzunehmen pflegte und dann mit der unverwüstlichen Geduld eines geborenen Herrendieners der Rückkehr des Durchlauchtigsten und seines Befehls zum Auftragen der Platten geharrt. Daß dieses Alles geschehen sei und daß der Kastellan harren werde, das fiel nicht dem Fürsten, wohl aber dem Herzoge von Rohan ein, und sofort sandte er seinen Kammerdiener hinüber, um dem Kastellan anzeigen zu lassen, daß Se. Durchlaucht nicht bei sich speisen werde.

Der französische-Kammerdiener fand Herrn Orthmann auf dem kleinen Sessel neben dem Ofen im Vorzimmer, das war der Platz, den er kaum zu verlassen pflegte, wenn der Herr auf der Plätte anwesend. Mit großer Würde empfing der Kastellan die Meldung des Franzosen, die mit wirklicher Hochachtung ausgerichtet wurde, denn Monsieur Orthmann hatte es verstanden, sich in einen solchen Respect bei den französischen Gästen seines Herrn zu setzen, daß nicht leicht Jemand, selbst von den Edelleuten Keiner, es wagte, die Achtung aus den Augen zu verlieren, die er einem Kastellan zollen mußte, der die Gefälligkeit selbst war, der unermüdlich thätig für die Bequemlichkeit der Gäste seines Herrn sorgte, der aber bei vorkommender Gelegenheit eben so bescheiden als fest erklärte, daß er der Hausherr auf der Plätte sei im Namen und Auftrag fürstlicher Herrschaft und daß er über die Grenzen seiner Instruction hinaus nichts leiden dürfe und werde, die Herren möchten bedenken, daß er alsdann nicht Monsieur Orthmann, sondern der Stellvertreter Serenissimi sei.

Das aber hatte der Kastellan nicht nur gesagt, sondern auch darnach gethan, und die französische Leichtfertigkeit, der gallische Uebermuth hatte nach ein Paar Proben gefunden, daß es nicht allzu räthlich sei, weiter mit dem „höflichen Bären", diesen Spottnamen hatten sie dem Kastellan gegeben, anzubinden, zumal da der Herzog von Rohan selbst bei jeder Gelegenheit seine Achtung vor Monsieur Orthmann an den Tag zu legen sich bestrebte.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre freundliche Mittheilung!" antwortete der Kastellan dem französischen Kammerdiener.

„Bitte tausend Mal um Entschuldigung," entgegnete der rasch, „nicht ich, Monseigneur, der Herr Herzog selbst haben mir die Bestellung für Sie gegeben."

„Der Herr Herzog ist sehr gütig," sagte der Kastellan, doch ein wenig geschmeichelt, „ich werde nicht verfehlen, Sr. Gnaden dafür meinen Dank zu Füßen zu legen!"

Obwohl das Haus Rohan in Frankreich den Titel Durchlaucht hatte, eigentlich den noch höhern Altesse, Hoheit, so war der Kastellan auf der Plätte doch nie dazu zu bringen, den Herzog von Rohan Durchlaucht zu nennen. Er war in frühern Jahren mit seinem seligen Herrn in England gereist, er hatte die englischen Herzöge „Se. Gnaden" nennen hören, er hatte den Unterschied zwischen deutschen Reichsfürsten und dem hohen Adel anderer Länder erkannt, und seitdem gab der Kastellan auf der Plätte mit vollkommnem Recht nur deutschen Fürsten den Titel Durchlaucht, Altesse Serenissime, alle fremden Fürsten und Herzoge nannte er nur Gnaden und Monseigneur.

Erst als der Kastellan sich genau davon überzeugt hatte, daß der Franzose gegangen, seufzte er tief und schwer, sein Gesicht zeigte sich wahrhaft kummervoll, und mit gepreßter Stimme ächzte er: „Ach Gott erbarme dich über den Herrn und das ganze Haus! ist es so weit nun gekommen mit uns, daß ein Enkel Christian des Erbaulichen in St. Annenschloß auf der hohen Plätte zu Gast geht an einen fremden Tisch?"

Der Diener war tief erschüttert, er hatte wohl lange schon geahnt und auch gewußt, daß es bergab gehe mit dem hohen Hause, aber er hatte sich gesträubt gegen diese Ansicht und sie hartnäckig von sich gewiesen, so oft sie sich ihm auch aufdrängen wollte; jetzt aber bei diesem kleinen Vorfall, der allerdings ein Verstoß gegen altfürstlichen Hausbrauch war und den Castellan zu jeder Zeit unangenehm berührt haben würde, kam die Ueberzeugung über ihn mit solcher Macht, daß sie ihm Thränen erpreßte. Aber auch er hatte sofort den richtigen Grund des Vorfalls gefunden: „Die vielen Räthe und Secretairs haben hochfürstliches Haus auf ihrem Gewissen", zürnte er, „wenn das ein Gewissen hätte!" setzte er dann ingrimmig hinzu und schluckte seine Thräne nieder.

Während der alte Kastellan droben auf der hohen Plätte weinte und zürnte über des fürstlichen Hauses Verfall, ging's drunten in dem Residenzstädtlein munt'rer und auch lustiger zu, als sonst der Fall. Der Oberst eines Kaiserlichen Regimentes hatte mit seinem Stabe und einem Theil seiner Leute für die Nacht Quartier genommen und konnte mit dem Empfang, den er gefunden, wohl zufrieden sein. Denn der Kanzler hatte ihn durch einen fürstlichen Offizier einladen lassen, mit seinem Adjutanten im Palais abzutreten und ihm dort im Namen Serenissimi, des abwesenden Fürsten, die Honneurs gemacht.

In allen Schänken und Wirthshäusern ging's bunt und lustig zu, denn die Kaiserlichen Soldaten wußten ihren Schoppen zu trinken und kamen mit frischen Mutterkreuzern aus der Heimath, böhmische Volks- und Soldatenlieder klangen in ihrem eigenthümlich klagenden Tonfall in den bitterkalten Winterfrost hinaus.

Die Kaiserlichen Offiziere waren zum Thee bei dem Kanzler, einem würdigen Diener seines Fürsten, der seine Ersparnisse d'ran setzte, des Kaisers Offiziere zu bewirthen, da sein Fürst das nicht vermocht hatte, damit die Herren nur nicht im Reich erzählen sollten, sie seien übel empfangen worden in den „diesseitigen Landen", wie sich der gelehrte Herr auszudrücken beliebte.

Die Beamten und Bürger aber suchten die öffentlichen Orte auf, um die Böhmaken singen zu hören und sich zu laben an dem Anblick der fremden Gesichter, eine wirkliche Erquickung in dem langen Einerlei kleinstädtischen Lebens.

In allen Häusern sprach man von dem Kaiserlichen Kriegsvolk und erschöpfte sich in Muthmaßungen über den Marsch desselben mitten im Winter.

Welch ein weites und fruchtbares Feld für die politische Kannegießerei!

Nur in einem Hause sprach man gar nicht von den Kaiserlichen und bekümmerte sich scheinbar auch gar nicht um sie, obwohl das Haus an der Ecke der Fürstenstraße auf dem Markt lag, gerade gegenüber dem vornehmsten Gasthaus zum schwarzen Löwen, also nach dem Wappenthier des fürstlichen Hauses genannt, wo doch den ganzen Nachmittag schon der regste Verkehr geherrscht hatte.

In dem untern Geschoß dieses Hauses wohnte eine wohlhabende, aber hochbetagte Beamtenwittwe mit ihrer alten Magd, und in dem obern Stockwerk hatte sich schon im Herbst eine fremde Herrschaft eingemiethet, die ganz für sich lebte und mit Niemand im Städtchen Umgang pflegte. Niemand kannte den fremden Herrn, der zwei Damen und einen Diener bei sich hatte. Er war seit Monaten der Gegenstand der heftigsten Neugier des Städtchens, ohne daß es dem vereinigten Scharfsinn der ehrlichen Leute gelungen wäre, auch nur einen Zipfel des Schleiers zu lüften, mit dem sich der Fremde geheimnißvoll umgab. Es mußte ein vornehmer Herr sein, denn gleich nach seiner Ankunft hatte er dem Herrn Kanzler einen Besuch gemacht, und darauf war ein Befehl ergangen, denselben ohne weitere Nachfrage unbelästigt bleiben zu lassen, so lange es demselben beliebe. Das hatte natürlich die allgemeine Neugier weder befriedigt, noch beschwichtigt, sondern im Gegentheil gereizt, aber umsonst war das allgemeine Bemühen, etwas Mehreres über ihn in Erfahrung zu bringen. Der fremde Herr lebte ganz einsam und fast nur in den Hinterzimmern der von ihm gemietheten Wohnung; zuweilen fuhr er aus, dann befahl er den Wagen und die Pferde des

Wirths im schwarzen Löwen und bezahlte reichlich. Aber sein eigener Diener, ein verdrießlich aussehender, stattlicher Mensch, fuhr ihn, und die Damen waren stets dicht verschleiert. Der Herr selbst war groß und stark, seine Mienen kalt und vornehm, doch war er herablassend freundlich mit Allen, die in Berührung mit ihm kamen.

Es war ein großes, wohldurchwärmtes und behaglich eingerichtetes Gemach, dessen verhangene Fenster nach dem Hof gingen, in dem Eckhause am Markt, wo wir den Mann finden, der, nun seit Wochen schon der Gegenstand der Neugierde der kleinen Residenz, nur heute durch die Ankunft der kaiserlichen Truppen in den Gesprächen der Leute von seinem gewohnten Platze verdrängt ist.

Wir erkennen in dem stattlichen Herrn, der dort am Tisch sitzt und mit etwas eintöniger, aber angenehm klingender Stimme italienische Verse vorlies't, leicht den Grafen Vavel de Versey, den vornehmen Holländer wieder, dem der Herzog von Enghien in der Nacht, in der er verrathen, gefangen und nach Frankreich zum Tode geschleppt wurde, seine Tochter übergab zu Schutz und Schirm, zu Erziehung und Pflege. Bis jetzt hat der Graf das ihm anvertraute Pfand treu und wohl bewahrt, denn ihm gegenüber sitzt Louise von Bourbon-Rohan, die mit den herrlichen Augen ihres Vaters, sichtlich tief ergriffen von dem Inhalt dessen, was der Graf vorlies't, auf den Vorleser blickt und die kleinen, schmalen Hände unter der Brust gefaltet hält.

Das schöne Kind, welches wir zu Ettenheim noch spielen sahen mit den Buben des Marquis von Thumery, hat sich im Lauf des letzten Jahres rasch entwickelt, und obwohl es in allen seinen Bewegungen, in seiner ganzen Erscheinung noch völlig Kind ist, so deuten doch mancherlei Zeichen auf das baldige Eintreten desselben in das Jungfrauenalter. Louise von Bourbon-Rohan zeigt nichts von alledem, was an den meisten Mädchen auf dieser Uebergangsstufe unangenehm in die Augen zu fallen pflegt.

Auch die schöne, stille, bleiche Frau, die dort in dem Lehnstuhl liegt, haben wir schon in Ettenheim gesehen. Madame Angès ist noch stiller geworden als sie damals schon war, ihr Antlitz noch bleicher, der Tod hat seine Signatur auf dieses Gesicht geschrieben, aber so zart, bei aller Bestimmtheit, daß er es damit noch verschönt zu haben scheint.

Drüben im Schloß auf der hohen Plätte die Wittwe, unten in der Residenz die Tochter des gemordeten Herzogs. Sie sind sich Beide so nahe, ja, sie waren sich selten so nahe, und doch sind sie sich so fern, denn es ist keine Hand da, welche eine Brücke baut von der Mutter zur Tochter. —

Die Tochter sehnt sich auch nicht nach der Mutter, sie hat nur noch eine dunkle Erinnerung von der stolzen, weißen Frau, die sie so selten und auf so kurze Augenblicke gesehen im Leben, von der sie auch gar nicht wußte, daß es ihre Mutter war; sie hatte keine Ahnung davon,

daß diese Augen voll dunkler Gluth so oft thränenfeucht auf ihr geruht, während sie schlief; viel genauer, viel deutlicher stand das Bild des Vaters noch vor ihrer jungen Seele, der ritterliche Herr mit dem freundlich-milden Blick, der so manches Mal unvermuthet an ihr Bettchen getreten, sie aus den Kissen genommen und jubelnd zu sich emporgehoben hatte; der sie küßte und herzte, ihr hundert süße Schmeichelnamen gab und ihr blanke Goldstücke in den Schooß streute, ihr Ringlein an die Finger steckte und ihren weißen Hals mit goldenen Ketten schmückte. Louise wußte, daß das ihr Vater gewesen; Niemand hatte es dem Kinde gesagt, aber Louise wußte es. In kleine, zierliche Börsen von grüner Seide eingenäht, bewahrte sie wie Heiligthümer all die blanken Goldstücke auf, die er ihr gegeben, und jeden Morgen, wenn sie ihre Ringlein und Ketten anlegte, gedachte sie des Vaters und hoffte von Tage zu Tage, ihn wieder zu sehen.

Sie allein hatte nichts vernommen von dem Morde, der im Graben von Vincennes vollzogen worden, und hätte sie auch davon gehört, schwerlich würde sie geahnt haben, daß jener Herzog von Enghien der Vater sei, auf dessen Rückkehr sie täglich hoffte.

Sie führte den Namen des Grafen Vavel de Versey; sie nannte den holländischen Edelmann: Oheim; sie glaubte ihm wirklich verwandt zu sein und hatte eine kindliche Verehrung für den ernsten Mann, der nur mit ihr, mit ihr allein offen und herzlich war, der mit unermüdlichem Eifer sich bestrebte, ihren Geist zu bilden, ihr den Genuß zu bereiten, den Poesie, Wissenschaft und Künste gewähren können, der täglich darauf bedacht ward, sie angenehm zu überraschen, und in dem reichen Schatze seines Wissens stets die Mittel dazu fand.

Regte sich mädchenhafte Neugier in ihr, fragte sie nach Vater und Mutter, forschte sie nach Herkommen und Geschlecht, so antwortete der Graf ernst: „Mein theures Kind, bald werden Sie wissen, was ich Ihnen jetzt noch verbergen muß, fragen Sie mich nicht, denn es thut mir wehe, daß ich Ihnen nicht antworten kann!“

Das gefiel dem verständigen Kinde immer noch besser, als der Thränenstrom, mit dem ihre Pflegerin, die schöne, kranke Madame Angès, alle solche Fragen zu beantworten pflegte.

Der Graf hatte seine Vorlesung beendet und legte das Buch nieder. Er wollte eben, wie das seine Gewohnheit war, mit seiner Zuhörerin über das Gelesene sprechen, denn er hatte die schöne Gabe, in der Unterhaltung zu belehren, da vernahm er den leisen Ton der Klingel auf dem Hausgange, welcher ihm andeutete, daß der Diener zurückgekehrt war, welcher um diese Stunde die Briefe und Zeitungen für ihn von der Post abzuholen pflegte. Er nahm das Buch wieder, reichte es Louise und sagte freundlich: „Sie entschuldigen mich wohl einen Augenblick, liebes Kind, lesen Sie einige Seiten weiter!“

„Bitte, gehen Sie, mein Oheim," entgegnete Louise lächelnd, „die Zeitungen dürfen nicht warten, aber weiter lesen werde ich nicht, ich fühle die schönsten Verse nicht, wenn ich sie nur lese und nicht auch höre, aber selbst mittelmäßige Verse hören sich gut an aus Ihrem Munde!"

„Liebe Schmeichlerin!" sagte der Graf mit weichem Tone, sich mit leichter Verneigung entfernend.

In einem Nebenzimmer fand er seinen Diener, der ihm einige Briefe und Zeitungen auf einem Teller überreichte. Der Graf nahm die Zeitungen mit einer Bewegung, die verrieth, daß er sich vor seinem Diener mächtig Zwang anthat, um nicht gar zu begierig auf den Inhalt derselben zu erscheinen.

Da der Diener aber stehen blieb und sich nicht entfernte, so fragte er in einem Tone, aus dem Ungeduld und Heftigkeit hervorklangen: „Haben Sie mir etwas von Bedeutung zu sagen, Philipp?"

Der Diener verneigte sich.

„Sie mögen reden!" sagte der Graf aufmerksam werdend.

Der Diener trat einen Schritt näher und sagte ganz leise: „Herr Graf, in der letzten Nacht ist die Prinzessin von Rohan-Rochefort angekommen bei dem alten Herzog von Rohan, der droben auf dem Bergschloß wohnt!"

Der Graf verfärbte sich, doch faßte er sich bald und sagte: „Ich hoffe, daß Sie Ihrer Sache sicher sind, Philipp!"

„Der Postmeister erzählte es in meinem Beisein mehreren Herren; er beschrieb mit großen Worten die Schönheit der Dame, die ich aus der Beschreibung erkannt haben würde; sie war auf einige Minuten in der Post abgetreten, während er noch vier Pferde Vorspann vor die Berline legen ließ, weil der Weg auf das Bergschloß hinauf sehr steil ist."

Auf einen Wink des Grafen entfernte sich der Diener.

Kaum war der Graf allein, so warf er sich auf ein Polsterbett und rief: „Das ist hart, hart schon, wenn sie mir nicht auf der Spur ist, da ich das Kind, das seiner Mutter so nahe ist, nicht zu ihr führen darf, doppelt hart, wenn sie mich verfolgt und das Kind von mir verlangt, das ich ihr versagen muß! Oh, mein edler unglücklicher Enghien, welche Aufgabe hast Du mir gegeben! Du sagtest, so lange meine Ehe nicht vom Könige anerkannt ist, dürfen Sie das Kind der Mutter nicht übergeben, sie wird es in ihrer Mutterliebe verlangen, aber sie würde dadurch ihre eigene und des Kindes Sicherheit und Zukunft gefährden! Mein edler, theurer Herzog, Dein Vermächtniß an mich ist schwer zu tragen, aber ich habe geschworen und ich werde meinen Eid halten!" —

Plötzlich sprang der Graf auf, mit flammender Röthe das männliche Gesicht übergossen, blickte er eine ziemliche Weile verlegen vor sich nieder, dann hub er sein Antlitz auf, die Augen schossen Blitze und im gewaltigsten Zorne gegen sich selbst tobte er in wilder Leidenschaftlich-

kett: „Elender Heuchler! welche infame Komödie spielst Du vor Dir selbst! Ludwig, stolzer Ludwig, wie feige verkriechst Du Dich hinter den Worten eines Fürsten, der Dir sein Liebstes übergab, weil er Deinem edlen Sinne vertraute; ha! nicht weil es die Gebote des Vaters erheischen, entrückst Du der Mutter ihr Kind, sondern weil Du nicht leben magst mehr ohne das Kind, weil dieses Kind der helle Stern ist, der Dir leuchtet auf den einsamen Lebenswegen, die zu wandeln Dich der Stolz zwang, darum wird die Mutter ihr Kind nicht wieder sehen. Hast Du den Muth, einer Mutter ihr Kind zu stehlen, so habe auch den Muth, das Dir selbst wenigstens zu bekennen."

Der leidenschaftliche Mann war hastig auf und nieder geschritten, diese Worte zwischen den Zähnen halbzischend hervorstoßend; plötzlich blieb er stehen, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und murmelte: „Werden wir uns klar, ich glaube, ich bin wieder Mal auf dem besten Wege, mich für einen Teufel zu halten; nun ja, ich liebe dieses schöne, geistvolle und anmuthige Kind; soll sich der Gärtner der Blumen nicht freuen, die er bis zur Blüthe groß zieht? Die Trennung von des unglücklichen Herzogs Tochter würde mir unendlich schwer fallen, ist das nicht natürlich? und selbst wenn in meiner Zuneigung ein mehr als väterliches Wohlwollen und Wohlgefallen wäre, soll ich mir das zum Verbrechen anrechnen? Bin ich nicht ein Mann mit gesunden Sinnen, und ist sie nicht so schön, daß sie kaum noch schöner werden kann? Es hieße Uebermenschliches verlangen, wenn ich blind dafür sein sollte. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, und für jetzt habe ich offenbar zunächst keine andere Pflicht, als Louise fern zu halten von Ihrer Mutter, denn die Vereinigung von Mutter und Tochter würde jetzt die Zukunft und Sicherheit Beider gefährden. Das habe ich auch geschworen!"

Der Graf ging wieder auf und ab, aber langsamer als vorher, er kämpfte mit sich selbst. „Die Erfüllung der geschworenen Eide," sagte er, „stimmt so gut mit meinen Wünschen zusammen, daß ich mißtrauisch sein muß, — aber bei Gott, ich enthalte der Mutter ihr Kind nicht deshalb vor, weil ich dieses Kind unendlich liebe und mir die Trennung von ihm so schmerzvoll sein würde; nein, gewiß nicht, ich würde das ertragen, schwerer vielleicht, als ich Früheres ertragen, aber ich würde es vermögen, denn mir schaudert bei dem Gedanken, einer Mutter ihr Kind zu nehmen; nein, ich halte Louise bei mir zurück, lediglich, weil ich es dem Fürsten geschworen, der Recht hat, Mutter und Kind zu trennen. Niemand weiß von der Ehe des Herzogs von Enghien, in welchem Lichte würde die Prinzessin erscheinen, wenn sie plötzlich, eine Tochter an der Hand, in die Welt träte? Welche Empfindlichkeit, welche Interessen würde sie dadurch unbezweifelt verletzen? Die arme Frau ist ja gar nicht einmal im Stande, auch nur die kirchliche Rechtmäßigkeit ihrer Ehe zu beweisen, die schon darum rechtlich ungültig ist, weil sie gegen den Willen, oder vielmehr ohne die

Genehmigung des Königs, gegen das Hausgesetz geschlossen. Es ist sonderbar, daß der Herzog seine Ehe für kirchlich legitim hält, während die Papiere, die er mir übergeben, beweisen, daß der Priester, der sie einsegnete, nicht der Confession des Herzogs und der Prinzessin angehörte, kein römisch-katholischer Priester war, sondern ein niederländischer Katholik, und jener katholischen Gemeinschaft angehörte, die von den Päpsten excommunicirt ist. Gewiß, ich würde der Mutter ihr Kind nicht vorenthalten, wenn ich es ihr zuführen dürfte unter diesen Umständen! Ob nur der Aufenthalt ihres Oheims auf dem Bergschloß droben die Prinzessin hierher geführt hat? Oder hat sie meine Spur gefunden? ich hoffe es nicht, jedenfalls aber muß ich darüber Gewißheit haben; in keinem Falle aber ist meines Bleibens länger hier. Ein Zufall, ein verlorenes Wort könnte der Mutter die Nähe der Tochter verrathen, selbst wenn sie uns hier nicht gesucht hat. Von der leidenschaftlichen Energie der Prinzessin ist im Fall einer Entdeckung Alles zu fürchten!"

Der Graf trat an den Tisch, auf dem die Briefe und Zeitungen lagen; hastig ergriff er einen Brief mit dem Postzeichen der freien Reichsstadt Frankfurt.

„Die Antwort meines Agenten in London," sagte er, eilig das Siegel lösend; „ich habe mir wenigstens nicht vorzuwerfen, daß ich auch nur gezögert hätte, die Anerkennung Louisens von Seiten des Hauses Condé zu erwirken."

Er durchflog den Brief, seine Stirn faltete sich, sein Gesicht wurde dunkelroth und seine Hand zitterte, als er den Brief an die Kerze hielt, ihn verbrannte und die Asche zertrat.

„Das ist zu viel! Ich werde mich nicht zum zweiten Male der Gefahr aussetzen, für einen Gauner und Geldschneider gehalten zu werden. Tod und Teufel! Und doch, wenn ich's recht überlege, das Ganze hat einen so abenteuerlichen Anstrich, die Prinzen sind überall von Fallen umringt, sie müssen mißtrauisch sein, und was könnte dem armen Kinde auch in diesem Augenblick eine Anerkennung nützen?"

Da klang leise die kleine Glocke, durch welche das große Gemach, in welchem wir die Damen verlassen, mit dem Zimmer des Grafen in Verbindung stand.

„Was giebt's? Was ist das? Louise klingelt!" rief der Graf erschreckt und eilte nach dem Gemach der Damen.

Dort harrte seiner ein erschütternder Anblick. Halb aufgerichtet lehnte Madame Angès an der Brust ihrer Pflegetochter; ihr Auge war halb gebrochen und ihr weißes Gewand war von Blut überströmt: Purpurwellen flossen noch immer aus dem Munde.

Der Graf sah zuerst auf Louise; sie zitterte und war keines Wortes mächtig, aber ihr Auge grüßte den hereintretenden Grafen mit einem Blicke, in dem sich die feste Zuversicht aussprach, daß er helfen und

zwar augenblicklich helfen werde. Deshalb sagte der Graf auch gleich: „Beruhigen Sie sich, liebes Kind, es ist das ein Blutsturz, unsere Freundin hat schon ein Mal einen solchen Zufall gehabt und sich darnach weit wohler gefühlt, als zuvor."

Das schöne Kind dankte dem Grafen mit leuchtendem Auge, das liebliche Roth erschien wieder auf den zarten Wangen, das Wort des Grafen hatte ihr die ganze unbefangene Zuversicht der Jugend wiedergegeben. Die Gewalt, die der Graf über die Herzogs-Waise übte, war ganz außerordentlich. Louise fühlte keine Furcht mehr, seit der Graf in ihrer Nähe war, sie fühlte nur noch Mitleid für die treue mütterliche Pflegerin, um die sich der Graf nun mühete, wie ein kunstverständiger Arzt.

Ludwig von Bavel de Versay besaß wirklich ärztliche Kenntnisse; es gelang ihm, das Blut zu stillen, dann entkleidete er die Frau des blutigen Oberkleides, schnitt ihr die Schnürbrust auf und trug die leichte Last auf seinen Armen in das anstoßende Schlafgemach.

Louise half ihm, die Leidende in die bequemste Lage bringen, und eine Viertelstunde später nickte er dem schönen Kinde mit leichtem Lächeln zu.

Madame Angès schlief sanft.

Durch diesen Krankheitszufall war es dem Grafen unmöglich gemacht, schnell abzureisen. Er brachte die nächsten Tage in einer Unruhe hin, die um so quälender war, als er sie vor Louise sowohl wie vor Madame Angès verbergen mußte, die sich übrigens rasch zu bessern schien, ja sich wirklich wohler befand als vorher. Louise war glücklich darüber; das unerfahrene Kind mochte durch diese trügerischen Symptome getäuscht werden, der Graf wußte, daß die treue Freundin dem Grabe wieder einen mächtigen Schritt näher gerückt war; Madame Angès aber war, wie das immer bei Kranken der Art, voll der frohesten Lebenshoffnungen.

Als einige Tage vorüber waren, glaubte der Graf, daß die Prinzessin nicht hierher gekommen sei, weil sie ihn und ihre Tochter hier vermuthet, er beruhigte sich etwas, und da es unmöglich war, mit der kranken Freundin in dieser Jahreszeit zu reisen, so verließ er sich auf den geringen Verkehr, der zwischen den Bewohnern der Residenz und den Herrschaften auf der hohen Plätte herrschte. Die grimmige Kälte und der gewaltige Schneefall schränkte diesen Verkehr überdem noch auf das Allernothwendigste ein. Dennoch war er fest entschlossen die Residenz so bald zu verlassen, als es irgend möglich, denn durch den treuen Philipp, den er als Kundschafter auf die hohe Plätte geschickt, hatte er erfahren, daß die Prinzessin den Winter über auf dem Bergschloß verweilen werde.

Er bereitete Alles zur Abreise vor, und nach etwa drei Wochen, die dem heftigen, ungeduldigen Manne schwer genug geworden sein mochten, an einem milden Märzmorgen erfuhren die Bewohner der Re-

sidenz zu ihrem grenzenlosen Erstaunen, daß der fremde Herr in der Nacht abgereist sei. Er hatte Alles reichlich bezahlt, außerdem aber für Jeden fast, der irgend Gelegenheit gehabt, mit ihm zu verkehren und ihm gefällig zu sein, ein Andenken zurückgelassen. So z. B. dem Apotheker, dessen Laboratorium er zuweilen gebraucht und sich mit ihm über wissenschaftliche Dinge unterhalten, ließ er durch die Frau, bei der er gewohnt, einen ziemlich werthvollen galvanischen Apparat zukommen.

Lange noch sprach man in dem Städtchen von dem räthselhaften fremden Herrn; auch auf der Plätte wurde von ihm gesprochen, selbst in Gegenwart der Prinzessin; aber sie hatte keine Ahnung, daß es sich um den Mann handle, der ihre Tochter ihr vorenthielt. Der Herzog von Rohan interessirte sich für den räthselhaften Fremden; er vermuthete in ihm keinen royalistischen Emigranten; der, meinte er, würde nicht verfehlt haben, ihm einen Besuch zu machen.

Fürst Clemens Wenzel ließ seinen Kanzler fragen, wer der Fremde gewesen, der Kanzler aber wußte keine Auskunft zu geben; er hatte dem Fremden den Aufenthalt gestattet, weil er ihm ein Schreiben des Ministers gebracht, den die kaiserlich russische Regierung damals bei mehreren kleinen deutschen Fürsten beglaubigt hatte. In diesem Schreiben bat der russische Diplomat im Namen seines Kaisers, dem Fremden, einem Manne von Stande, der Gründe habe, unbekannt zu bleiben, den Aufenthalt in der Residenz zu erlauben, ohne sich um weitere Auskunft zu kümmern. Der Kanzler hatte geglaubt, diesem Wunsche genügen zu müssen, und Fürst Clemens Wenzel konnte das Verhalten seines Dieners nur billigen. Uebrigens hatte der Kanzler mit ihm von dieser Angelegenheit gleich nach der Ankunft des Grafen gesprochen, er hatte ihr aber keine Wichtigkeit beigelegt. Es gab in jener Zeit nach allen Seiten hin Verhältnisse zu schonen, und die amtliche Einmischung der Polizei war damals noch nicht so erforderlich zum Glück und Heil der Völker, wie später.

Man dachte in der Residenz noch lange an den fremden Herrn, aber bald sprach man nicht mehr von ihm; in viel späterer Zeit erst sollte er wieder Gegenstand des Gesprächs werden.

Die Reformvorschläge zur Gerichtsverfassung von 1849 bis 1851.

Die moderne Staatswissenschaft hat, nachdem sie den Begriff der Souverainetät aufgestellt, daraus gefolgert, daß der Staatsherrscher in Beziehung auf seine Unterthanen der Urquell alles Rechts und aller Gewalt sei. Er nur soll Rechte machen und Rechte geben

können; Gewohnheiten, „natürliche" Rechte oder Gewalten sollen nur dann Geltung und Berechtigung haben, wenn er sie billigt, ausdrücklich oder stillschweigend genehmigt oder verleiht.

In neuester Zeit aber verschließt man sich immer weniger der Erkenntniß, daß es nicht bloß einen berechtigten „Staatsherrscher" und diesem gegenüber eine gleichmäßig unberechtigte atomistische Masse von Unterthanen giebt, sondern daß jeder Staat einen Reichthum der mannichfaltigsten socialen Gestaltungen und Gliederungen aufweist. Wenn auch die Doctrin für's Erste mit dieser Erkenntniß sich dadurch abfinden zu können vermeint, daß sie für dieselbe eine eigene „Gesellschaftswissenschaft" aufstellt, so gesteht sie doch eben dadurch zu, daß jene socialen Gestaltungen und Gliederungen eine selbstberechtigte (— nicht bloß abgeleite —) Existenz und ihr eigenthümliches Leben haben. Der nächste Schritt wird und muß zu einer Revision der Theorie von der Souverainetät führen, da es einleuchtet, daß die Staatsgewalt für jene socialen Kreise der Urquell alles Rechts und aller Gewalt weder historisch ist, noch auch theoretisch sein kann.

Mit der Theorie der Souverainetät überhaupt geht auch die moderne Theorie der richterlichen Gewalt einer Umgestaltung entgegen. Auch die richterliche Gewalt sollte lediglich ein Ausfluß der Souverainetät sein, nur im Namen und Auftrag des Staatsherrschers sollte über Recht oder Unrecht erkannt werden können, ja sogar die Selbstberechtigung einer Disciplinargewalt in den einzelnen socialen Kreisen war man zu bestreiten geneigt. Es wird nicht fehlen, daß die richtigere Erkenntniß des socialen Lebens von diesem Irrwege zurückführt. Die sogenannten Patrimonialgerichte — oder richtiger Eigengerichte, da jene Benennung auf einer falschen Auffassung der Natur der altdeutschen socialpolitischen Einrichtungen beruht, — werden bald wieder als principiell gerechtfertigt anerkannt werden. Es wird sich dann fragen, ob und wie man wieder, nicht gerade die specifischen alten und zum Theil gewiß veralteten Patrimonialgerichte wieder herstellen, aber doch Gerichtseinrichtungen schaffen könne, die sich den socialen Zuständen inniger anschmiegen und mit ihnen zu einem innerlich verbundenen lebensvollen Ganzen zusammenfügen. Und um so eher wird sich diese Frage aufdrängen, je bedeutender und unerschwinglicher von Tag zu Tag die Anforderungen der Justiz an die Geldkräfte des Staates werden.

Wenn nun gegenwärtig eine Reform unserer Gerichtsverfassung wiederum in Frage steht, so dürfte nach dem bisher Gesagten vor Allem eine principielle Umgestaltung derselben — eine Rückkehr zu den Grundideen der älteren deutschen Gerichtsfassung — in's Auge zu fassen sein. Es soll nicht verkannt werden, daß die alten Patrimonialgerichte in Ermangelung einer geeigneten Fortbildung mit der Zeit an immer mehreren Gebrechen erkrankt waren. Aber in dem Plane, welcher im Jahre 1846 in Groß-Wanzleben in's Leben gerufen worden

war und über dessen weitere Durchführung Verhandlungen eingeleitet waren, lag ein sehr geeignetes Heilmittel für diese Gebrechen, und man kann es nur schmerzlich empfinden, daß die Stürme von 1848 auch hier eine segensreiche Entwickelung gewaltsam gestört haben. Für eine Rückkehr zu demselben sprechen nicht nur die Gründe, mit welchen das System der Eigengerichte so eben, wenn auch nur andeutungsweise, als das principiell richtigere vertheidigt worden ist, sondern außerdem noch eine ganze Reihe von Zweckmäßigkeitsgründen. Es wird sich z. B. im Zusammenhange mit Eigengerichten die Schwierigkeit geeigneter Polizeiverwaltung namentlich auf dem platten Lande am einfachsten überwinden lassen, während die Principien der gegenwärtigen Gerichtsverfassung eben so sehr den augenblicklichen Zustand als eine unerträgliche Anomalie erscheinen lassen, wie sie andererseits eine den Bedürfnissen entsprechende Organisation in ihrem Sinne praktisch unmöglich machen. Auf jenem Wege werden denn auch die augenscheinlichen Nachtheile der zu weit getriebenen Trennung von Justiz und Administration am leichtesten beseitigt werden. Jetzt wird unsere Justiz durch ihre völlige Trennung von der Administration immer abstracter, oder, nach dem glücklichen Ausdruck eines bekannten Staatsmannes, immer mehr „trocken gelegt“, während andererseits unsere Administration Gefahr läuft, Gesetz und Form zu gering anzuschlagen. Nur in der gegenseitigen Durchdringung vermögen Beide zu lebendiger und gesunder Thätigkeit zu gelangen, während es umgekehrt in den Augen der Menge nur schwächend für die Autorität der Staatsregierung wirkt, wenn auch in den untersten Instanzen verschiedenartige Grundsätze, verschiedenartiges Verfahren, ja zuweilen entschiedene Conflicte zu Tage treten!

Indessen scheint es, daß das völlige Verlassen des Grundprincips der Gerichtsverfassung von 1849—51 zur Zeit noch nicht in Frage gestellt ist, sondern für's Erste bloß die einzelnen bemerkbar gewordenen Gebrechen namentlich der Gerichte erster Instanz einer Prüfung unterzogen und die darauf bezüglichen Reformvorschläge erwogen werden sollen.

Stellt man sich auf diesen beschränkteren Standpunkt, so lassen sich die Mängel, welche jener Gerichtsverfassung vorgeworfen werden, auf zwei Hauptpunkte zurückführen.

Der erste betrifft die Kostbarkeit derselben, wie für den Staat, so besonders auch für die Parteien. Diese klagen nicht bloß über die Höhe der Sporteln, — eine Klage, die neuerdings zum Theil abgestellt worden ist, — sondern mehr noch über diejenige Vertheuerung der Justiz, welche aus der Entlegenheit der Gerichte durch Erhöhung der Reisekosten, Zeugengebühren u. dgl. entsteht.

Der zweite betrifft die Unbekanntschaft der Richter erster Instanz mit und in ihrem Sprengel. Man hört darüber klagen, daß seit Einführung der neuen Gerichtsorganisation ein häufigerer Wechsel in dem Richterpersonale, eine gewisse Beweglichkeit und die Unruhe

des Weiteravancirens Platz gegriffen habe. Wie dies schon insofern nachtheilig sei, als es das Entstehen eines stetigen Gerichtsgebrauchs (— durch welchen den Unterthanen das Recht weit mehr zum Bewußtsein komme, als durch die Publication der Gesetze in der Gesetzsammlung —) beeinträchtige, so verhindere es auch ein inniges Verwachsen des Richters mit den geistigen und materiellen Zuständen der Gerichtseingesessenen. Gesteigert werde dieser Uebelstand noch dadurch, daß in den Kreisgerichten noch außerdem das Princip der Arbeitstheilung durchgeführt sei, so daß kein Richter einen Ueberblick über das gesammte Rechtsleben der Gerichtseingesessenen erhalte, sondern immer nur mit einzelnen Richtungen desselben bekannt werde, und die Individualität der einzelnen Personen und ihrer Verhältnisse, so wie die Gewohnheiten und Bedürfnisse in einzelnen Localitäten niemals in ihrem ganzen Umfange und in ihrer nothwendigen Wechselwirkung kennen lerne. So werde das Urtheil des Richters oft weniger sicher, wenn es sich um die wegen Vergehen einzuleitende Untersuchung, um Schuld oder Unschuld des Angeklagten, um die Glaubwürdigkeit der Zeugen, um die Auferlegung von Eiden u. dgl. handle. So werde es dem Richter aus Unbekanntschaft mit den örtlichen Gewohnheiten und individuellen Bedürfnissen bei Nachlaßregulirungen, Pupillensachen, Taxationen, Aufnahme von Verträgen, so wie bei der Auslegung derselben, namentlich der bäuerlichen Altentheilsverträge, bei Vergleichsvorschlägen u. dgl. oft schwieriger, das Richtige und Angemessene zu treffen.

Liegt nun auch der tiefere Grund und die eigentliche Berechtigung dieser Klagen in der zum Theil unbewußten Empfindung, daß die gegenwärtige Gerichtsverfassung nicht auf dem Boden unserer verschiedenartigen socialen Zustände emporgewachsen, sondern eine äußerlich auferlegte Einrichtung ist, so hat man doch verschiedene Vorschläge gemacht, wie mit Beibehaltung der Grundlagen unserer jetzigen Gerichts-Organisation den berührten Klagen zu begegnen möglich sei.

Alle diese Vorschläge laufen im Wesentlichen auf eine mehr oder minder vollständige Auflösung der Kreisgerichte in Einzelgerichte, also auf ein Verlassen des Princips der Collegialität, hinaus. Abgesehen von dem schüchternen Antrage auf eine Erweiterung der bestehenden einzelrichterlichen Competenz bei unseren Kreisgerichten, sind besonders zwei Vorschläge der Beachtung werth.

Der eine Vorschlag geht aus von dem Unterschiede zwischen Rechtspflege (streitiger Gerichtsbarkeit) und Rechts-Verwaltung (nicht streitiger Gerichtsbarkeit), welcher auch gegenwärtig schon in den beiden Abtheilungen der Kreisgerichte seinen Ausdruck gefunden habe. Für die Rechtspflege, als welche wesentlich in dem Recht sprechen, d. h. dem Subsummiren eines gegebenen Falles unter das Gesetz, bestehe, soll das collegiale Kreisgericht als Regel beibehalten werden: dies biete eine größere Gewähr für richtige Urtheile, und die weitere Entfernung des

Gerichts, die Unbekanntschaft des Richters mit und in seinem Sprengel sei hier von geringer oder gar keiner Bedeutung. Die zweite Abtheilung der Kreisgerichte aber soll aufgelöst und deren Mitglieder als Einzelrichter in einzelne kleinere Bezirke vertheilt werden: denn in Betreff der Rechts-Verwaltung sei allerdings die Abgelegenheit der Gerichte dem Verkehr sehr hinderlich und das Bedürfniß nach ständigen Einzelrichtern nicht zu verkennen.

Dieser Vorschlag beruht allerdings auf einer ganz richtigen logischen Unterscheidung, aber er ist unpraktisch, in sofern er dieselbe zur Grundlage einer doppelten Justiz-Organisation machen will. Es ist nicht richtig, daß bei der eigentlichen Rechtspflege die Bekanntschaft des Richters mit den Verhältnissen und Personen seines Sprengels von keiner Bedeutung sei; es sind der Fälle schon vorhin einige erwähnt worden, in welchen diese Bekanntschaft im Civilprozesse, noch mehr aber im Kriminalprozesse von größter Wichtigkeit ist. Die logisch richtige Unterscheidung der verschiedenen Thätigkeiten des Richters zum Zweck einer durchgreifenden Arbeitstheilung benutzt, läßt nicht dieselben Vortheile erwarten, welche das Princip der Arbeitstheilung für die materielle Production gehabt hat. Es würde auf die geistige Thätigkeit angewendet, eben auch nur, wie in der Anwendung auf die mechanische Thätigkeit, zu einer fabrikmäßigen Arbeit führen, und also wahrhaft tödtlich wirken. Endlich an den finanziellen Schwierigkeiten muß die vorgeschlagene Doppel-Organisation entschieden scheitern, da es eine Grenze giebt, wo das Sprüchwort: „Gute Arbeit, theure Arbeit", keinerlei Trost mehr bietet. Oder man würde noch einen Schritt weiter gehen, die Rechtsverwaltung der Justiz gänzlich entziehen und in die Hände von Notaren legen müssen; vor solcher französischen Einrichtung aber muß Jeder, der die Bedürfnisse des platten Landes kennt und beachtet, auf's Dringendste wünschen, bewahrt zu werden.

Der zweite Vorschlag will eine vorständige Auflösung der Kreisgerichte; die erste Instanz sollen schlechthin ständige Einzelrichter mit regelmäßiger Competenz in allen Sachen bilden, und nur ausnahmsweise für wichtigere Sachen sollen unständige Collegia aus zeitweise zusammentretenden Einzelrichtern gebildet werden. Dieser Vorschlag will also allgemein, was der erste nur theilweise zugesteht, das Verlassen des Princips der Collegialität: er steht und fällt mit dem Urtheile, welches man über dieses Princip sich zu sprechen berufen glaubt.

Nun hängt aber das Princip der Collegialität auf's Engste mit den modernen Begriffen von Freiheit zusammen. Man denkt sich unter Freiheit die Unabhängigkeit von jeder anderen Autorität als der des „Gesetzes". Wie so Manche zwar eine „unabänderliche Weltordnung", ein höchstes Natur- und allenfalls auch Sittengesetz statuiren, aber den Glauben an den lebendigen persönlichen Christengotte als ein Zeichen geistiger Unfreiheit betrachten, so wollen sie auch das Regiment persönli-

cher Obrigkeit sich nicht mehr gefallen lassen. Die „Krone", nicht der König soll herrschen, das „Gericht", nicht der Richter soll erkennen, das „Gesetz", nicht das concrete, „gefundene" Recht soll maßgebend sein. Ideelle Collegia, welche als moralische Personen ihrer Natur nach keine Zurechnung haben, und andre dergleichen Abstractionen zieht man den persönlichen Obrigkeiten von Gottes Gnaden vor, welche für ihren Beruf die volle Verantwortlichkeit wenigstens vor Gott und ihrem Gewissen haben.

Wem diese Ansichten theils in sich, theils und noch mehr vom christlichen Standpunkte aus als verwerflich erscheinen, der wird den obigen zweiten Vorschlag billigen müssen, da er das Princip der Collegialität als ein oberstes Princip verläßt, und von jenen Tendenzen wiederum zurückführt zu der natürlicheren Einrichtung des persönlichen Regiments dazu Berufener.

Besonders ersprießlich wird eine solche Einrichtung der unteren Instanzen auf dem platten Lande und in den kleinen Städten sein. Der aufmerksame Beobachter bemerkt hier allenthalben das tief innewohnende Bedürfniß, „den Heißhunger" nach persönlicher Autorität, dem nur der vulgäre Liberalismus entgegentritt, um die führerlose Menge um so sicherer zu sich hinüberzuziehen. Es ist ein auffallender Unterschied zwischen denjenigen Bezirken, in welchen der frühere Patrimonial-Richter noch fortdauernd, wenn auch jetzt als Königlicher Gerichts-Commissarius, fungirt, und denen, in welchen dies nicht der Fall ist. Dort nehmen die Parteien weit seltener ihre Zuflucht zu Advocaten und beruhigen sich mit größerem Vertrauen bei der Entscheidung des Richters. Die oben geschilderten Klagen über die jetzige Gerichts-Verfassung würden noch viel lauter erschallen, wenn nicht gegenwärtig noch eine ziemliche Anzahl früherer Patrimonial-Richter in ihren alten Sprengeln und deren nächster Umgebung als Königliche Richter und Commissarien fungirten.

Es darf nicht irre machen, wenn die Gutachten der Gerichte selbst sich gegen die Einführung von Einzel-Gerichten erklärt haben. In der Vereinzelung entgehen den Richtern vielfach die Vortheile und Annehmlichkeiten des geistigen Verkehrs mit Genossen und Gleichgesinnten. Die Theorie von der ausschließlichen „Herrschaft des Gesetzes" ist noch allgemein verbreitet und wird allerdings durch Collegial-Gerichte am besten verwirklicht und zum Bewußtsein der Gerichtsbefohlenen gebracht; die amtlichen Handlungen des Einzel-Richters werden von der Menge oft nicht als ein Ausfluß gesetzlicher Vorschrift betrachtet, sondern ihm persönlich zur Last gelegt. Aber gerade dadurch, daß unsere Richter nach der jetzigen Gerichts-Verfassung „keiner anderen Autorität als der des Gesetzes unterworfen" (V.-U. Art. 87) und zudem in Vereinen oder Collegien organisirt sind, bilden sie eine so gewaltige Macht im Staate, daß deren möglicher Zusammenstoß mit den übrigen Staatsgewalten höchst bedenklich erscheint, und von diesem Gesichtspunkte aus die Einzel-Ge-

richte, namentlich für die unterste Instanz, wo sie administrativen Einzel-Behörden gegenüber stehen, fast eine nothwendige politische Maßregel genannt werden können.

Betrachtet man übrigens den zweiten Vorschlag genauer, so springt in die Augen, daß er auf denselben Gedanken beruht, nach welchen eine Reform der Patrimonialgerichte 1846 in Groß-Wanzleben versucht worden ist, mit anderen Worten, daß er eine Uebertragung dieses Reformplanes auf die Königlichen Gerichte ist. Mag er auch deshalb von Anderen als reactionär angefeindet werden, denen, welche dem in der Einleitung Gesagten, wenn auch nur theilweise, beistimmen, muß derselbe sich gerade dadurch empfehlen, daß er eine Rückkehr zu Eigengerichten, deren Nothwendigkeit bald allgemein erkannt sein wird, ohne allzu große Störung des gesammten Gerichtsorganismus ermöglicht.

Zum Schlusse noch ein Wort über unsere Geschwornengerichte! In weiteren Kreisen begegnet man einem starken Mißtrauen gegen den französischen Beigeschmack dieser Einrichtung, so wie der Klage, daß die Verpflichtung, als Geschworener zu fungiren, wegen der oft längeren Entfernung von Haus und Hof und Beruf sehr drückend und oft unverträglich sei. Es ist gewiß nicht ohne tiefere Bedeutung, daß trotzdem die Reformvorschläge, deren oben gedacht worden ist, die Schwurgerichte überall nicht berühren. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt doch wohl darin, daß die Geschwornengerichte wenigstens einigermaßen der oben begründeten Forderung entsprechen, daß die Gerichtseinrichtungen überhaupt sich mit den socialen Zuständen zu einem harmonischen Ganzen verbinden sollen: die Schwurgerichte sind daher nicht auf einen so entschiedenen innerlichen Widerstand gestoßen, wie andere Neuerungen seit 1848. Um so wünschenswerther wäre es, wenn das Institut in jenem Sinne einer weiteren Ausbildung entgegengeführt und durch Abstellung der bezeichneten Klagen unseren politischen und socialen Zuständen zweckmäßig angepaßt würde. Dieser Wunsch sollte wenigstens noch ausgesprochen werden: die Begründung und Ausführung desselben würde für heute zu weit führen.

Ludwig Tieck in Ziebingen, Dresden und Berlin.

Die von Rudolf Köpke herausgegebenen „Erinnerungen aus dem Leben des Dichters“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) haben wir im 8. Hefte des 3. Bandes der „Berliner Revue“ bis zum dritten Buche die Musterung passiren lassen. Wir verließen den Dichter in Jena, wo er in der Mitte geistvoller Freunde sich bereits hohe Anerkennung bei den Edlen der Nation errungen hatte. Von Jena machte er im Juli 1800 einen Ausflug nach Hamburg und kehrte von dort in seine Vaterstadt Berlin

zurück, ohne sich hier heimisch zu fühlen. Eine neue Heimath wollte er sich suchen. Aber wie lange dauerte es, ehe er sie fand! In Dresden, wohin er gegangen, sah er Steffens wieder. Dieser wohnte in dem freundlichen Tharand und kam von dort oft in Tieck's Haus, wo sich ein inniges Verhältniß zwischen dem Dichter und dem Philosophen befestigte. Auch die alte Verbindung mit seinem Jugendfreunde Burgsdorff knüpfte Tieck in Dresden von Neuem an. Burgsdorff hatte unterdessen das westliche Europa durchkreuzt: sein abenteuerndes Reiseleben erinnerte an jene deutschen Edelleute des 17. Jahrhunderts, die erst dann, wenn sie den reichern Süden und Westen kennen gelernt hatten, in dem eintönigen Vaterlande, auf ihren abgelegenen Landsitzen Ruhe fanden. Burgsdorff besaß das Gut Ziebingen in der Neumark, das er nachher an seinen Oheim, den Grafen Finkenstein, verkaufte. Er forderte den Dichter auf, eine Zeit lang bei ihm in Ziebingen zu wohnen. Tieck folgte dem Freunde dahin und lernte von dort aus den Grafen Finkenstein in Madlitz bei Frankfurt an der Oder kennen.

„Der Graf," heißt es in dem Buche, „war ein gebildeter und würdiger Mann. Ein Sohn jenes bekannten Ministers Friedrich's des Großen, hatte er früher die juristische Laufbahn eingeschlagen, als Rath an dem berühmten Processe des Müllers Arnold Antheil genommen und sich fest und unerschrocken gezeigt. Jetzt hatte er den Staatsdienst verlassen und lebte auf seinen Gütern, deren Verwaltung neben literarischen Studien und Liebhabereien seine Muße füllte. In Madlitz legte er einen berühmten Park an. Den Landbau übte er practisch, dabei las und studirte er die ländlichen Dichter der Römer und Griechen, und versuchte sie sogar zu übersetzen. Seine Familie war eine der liebenswürdigsten, die Mutter wie ihre drei Töchter. Alles schien sich vereint zu haben, um ihre Erscheinung zu einer harmonischen zu machen. Nichts, was Kunst, Poesie und Literatur darbot, war ihnen fremd. Wie Goethe's Bedeutung hier eine anerkannte und abgemachte war, so hatten auch schon die jüngern Dichtungen Eingang gefunden. Man las Tieck's „Romantische Dichtungen", und die Lieder aus dem „Sternbald" wußte man auswendig. Die ernste Musik der alten italienischen Meister des strengen kirchlichen Stils war hier heimisch. Man hörte die im Norden Deutschlands sonst unbekannten Werke Marcello's, Lotti's und Palestrina's. — Mit der liebenswürdigsten und reinsten Gastfreundschaft nahm man den Dichter auf. Der alte Graf, offenen und freien Blicks, verschloß sich den Anregungen des jüngeren Zeitalters nicht, weil ihn keine gelehrten Theorieen und Vorurtheile beschränkten. Gern ging er auf Tieck's Ansichten ein, nachdem er ihn näher kennen gelernt hatte, und folgte dessen begeistertem Lobe Shakspeare's und des Mittelalters in die ältere englische und deutsche Poesie." — Das musikalische Leben in der Familie des Grafen Finkenstein hat der Dichter in den „Musikalischen Leiden und Freuden" dargestellt.

Tieck fühlte sich so behaglich bei seinem Freunde Burgsdorff in Ziebingen, daß er auf dessen Einladung gegen Ende des Jahres 1802 sich mit Frau und Kind dahin übersiedelte. Von dort aus trat er dann im Juni 1803 mit Burgsdorff eine Rundreise durch Deutschland an, die er in der „Sommerreise“ beschrieben hat. Eine ergötzliche Begegnung auf derselben war die mit dem damals vielgelesenen Romanschreiber Karl Gottlob Cramer, dem Verfasser des „Erasmus Schleicher“, des „deutschen Alcibiades“, des „Kix von Karburg“ und ähnlicher Interessantheiten. Tieck hatte ihn oft in humoristischer Weise angegriffen, nun traf er ihn zufällig in einem öffentlichen Garten zu Meiningen. Im eifrigen Gespräche saß Cramer im Kreise seiner Bekannten: das Gesicht war pockennarbig, der Ausdruck platt und gewöhnlich, die Stimme hart und rauh. Die Pausen der Rede füllte er durch lange Züge aus einer großen Meerschaumpfeife; in dicken Qualmwolken blies er den Rauch umher. Er sprach in einer sonderbaren Mischung der überschwänglichsten und niedrigsten Redensarten, Schimpfwörter wurden in seinem Munde zum Ausdruck der Anerkennung. Er erzählte von seinen alten Freunden. Es waren Alle herrliche, erhabene, idealische Kraftmenschen, sie schienen die Urbilder seiner Ritter und Kämpen zu sein. Leider hatten die meisten von ihnen im Gefängnisse oder im Krankenhause ein elendes Ende genommen! —

Im folgenden Jahre wollte Tieck seine kranke Schwester nach Italien führen, mußte aber, durch die Verschlimmerung ihres Zustandes gezwungen, längere Zeit unterwegs mit ihr in München bleiben. Dort wurde er mit dem Bischof Sailer und mit Franz Baader bekannt, mit Rumohr befreundet. Von dem Philosophen sagen die Erinnerungen: „Selten mag Jemand ein größeres Talent für die augenblickliche Rede besessen haben, als Baader, und niemals trat es glänzender hervor, als wenn es Gegenstände tiefsinniger Wissenschaft, der Religion, der Philosophie betraf. Unaufhaltsam flossen dann seine Worte, jeden Einwurf brachte er zum Schweigen, die Gewalt seiner Ueberredung riß mit sich fort. Das nächste Thema, was Beiden am Herzen lag, war Jakob Böhme. In einem dreistündigen Monologe ergoß sich Baader, alles Verwandte aus andern Mystikern war ihm gegenwärtig. Er zeigte eine umfassende Gelehrsamkeit in dieser Literatur und Fülle der Gedanken, mystischen Tiefsinn. Doch war es selbst für Tieck's damalige Ansichten des Geheimnisses, der orakelmäßigen Dunkelheit zu viel. Er vermochte ihm in die verschlungenen Gänge seiner Speculation nicht zu folgen.“ —

Im Sommer 1805 setzte Tieck die Reise nach Italien fort, deren poetisches Tagebuch seine „Reise-Gedichte eines Kranken“ bilden. Ein ganzes Jahr verweilte er unter dem südlichen Himmel, und als er von dort in seine Vaterstadt zurückkehrte, war Berlin in der Gewalt der Franzosen. Abermals wurde ihm Ziebingen ein friedliches Asyl,

wohin ihn auch später sein Wanderleben immer wieder zurückführte, bis er im Sommer 1819 seinen Wohnsitz in Dresden nahm. „Vielleicht niemals," sagt R. Köpke, „war Tieck's Leben in sich befriedigter gewesen und gleichmäßiger verflossen, als in dem Jahrzehend von 1820 bis 1830. Die Schwermuth, welche ihn früher oft lange niederdrückte, hatte sich gemildert, er war zu einer abgeschlosseneren und zugleich heiteren Auffassung des Lebens gekommen. Die aufsteigenden Zweifel fanden ein siegreiches Gegengewicht in der stillen Resignation, die immer mehr der Mittelpunkt seiner Gedanken ward. In dieser Seelenruhe öffneten sich die Quellen der Dichtung von Neuem, und in der raschen Production der Novellen schienen ihm die Jugendkräfte wiedergekehrt."

Als neu angestellter Dramaturg der Hofbühne zu Dresden machte Tieck 1825 mit dem neuen Chef derselben, v. Lüttichau, eine Kunstreise durch Deutschland. Ueberall kam ihm Verehrung, oft Begeisterung entgegen. In München sagte der Kronprinz und nachmalige König Ludwig zu ihm: „Eine große Ehre für mich, Ihren Namen zu haben! Heiße auch Ludwig. Große Ehre für mich, eben so zu heißen wie ein ordentlicher Dichter." — In den Raum weniger Wochen drängte sich diese inhaltvolle Reise zusammen, deren kritische Ergebnisse er in seinen „dramaturgischen Blättern" veröffentlichte. —

In dem Capitel: „Das Haus des Dichters" finden wir eine anziehende Schilderung der älteren Tochter des Dichters, Dorothea Tieck. Bei der Uebersiedelung nach Dresden war sie etwa zwanzig Jahre alt. An den Dichtungen des Vaters bildete sie sich heran und wußte deren besondern Charakter aufzufassen. Mit reger Theilnahme verfolgte sie seine Thätigkeit und ward die Genossin seiner Studien. Unter seiner Anleitung lernte sie die neuern Sprachen kennen und ihre Dichter lieben. Schon vor dem zwanzigsten Jahre war sie mit Shakespeare und Calderon vertraut. — Als Kind bereits war sie mit ihrer Mutter zur katholischen Kirche übergetreten. Doch was ihr Frieden gab, war von manchen Gegensätzen unzertrennlich. Tieck's eigene religiöse Ueberzeugung war wesentlich protestantisch, das sprachen alle seine neuern Dichtungen aus. So kamen Augenblicke, wo sie sich von den Nächststehenden nicht verstanden glaubte und bei der kindlichsten Liebe zu ihren Eltern sich dennoch einsam fühlte. Als im Februar 1837 die Mutter einer langwierigen Krankheit erlegen war, fühlte Dorothea, eine Hälfte des Lebens sei von ihr losgerissen. Der Vater war gleichfalls krank, sie wußte, daß sie für ihn leben müsse, daß er sie nicht entbehren könne, aber dennoch ward es bei ihr zur Ueberzeugung, daß auch ihr Tod nicht mehr fern sei. Ihr Leben war eine fortgesetzte Vorbereitung darauf. — Nicht lange vor dem Tode der Mutter hatte sie die Uebersetzung der „Leiden des Parsiles und der Sigismunde" beendet. Jetzt bearbeitete sie auf Raumer's Rath und unter seiner Leitung Spark's „Leben und Briefe Washingtons". Auch die Beschäftigung mit den alten Sprachen

setzte sie fort, aber immer mehr gewann dieses Studium einen religiösen, kirchlichen Charakter. Sie las die Schriften des heiligen Bernhard, der heiligen Therese, dann das neue Testament im Urtexte, endlich lernte sie hebräisch. Auch ihre Theilnahme an den Künsten, besonders der Musik, hatte diese Richtung. Sie studirte Generalbaß, um die alten kirchlichen Meister zu verstehen. Mit tiefster Erschütterung hörte sie Bach's Passion: dann glaubte sie, wie sie sagte, am Kreuze Christi selbst zu stehen. Denn was war alles Wissen? Ihr Wahlspruch ward: „Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen." — Eine kirchlich practische Thätigkeit wollte sie sich schaffen. Mit der Frühmesse begann sie ihren Tag. Die Erste im Hause erhob sie sich und eilte jeden Morgen zur katholischen Kirche. Mit der Laterne ging sie im Winter über die dunklen Plätze und Straßen; die Jahreszeit machte keinen Unterschied, nicht Wind, nicht Wetter scheute sie. Dann erst fing ihr weltlicher Tag an. Sie ward Mitglied eines katholischen Frauenvereins und übernahm in einer Armenschule den Unterricht in weiblichen Handarbeiten. Hier saß sie oft des Nachmittags in der Mitte verwilderter Mädchen und suchte sie in den ersten Handgriffen zu unterrichten. Für die ärmsten unter ihnen fertigte sie zu Hause die nothwendigsten Kleidungsstücke an. Das Jahr 1841 brachte die Erfüllung ihrer Todesahnung. Im Anfange des Februar erkrankt, starb sie vierzehn Tage darauf in denselben Wochen, in denen vor vier Jahren die Mutter heimgegangen war. Tieck war trostlos. Kalt, starr, ohne ein Wort, ohne eine Thräne finden zu können, verbarg er sich in dem entlegensten Zimmer. Keinen Menschen wollte er sehen, keinen Zuspruch hören. Die Stunden, Tag und Nacht gingen unbemerkt an ihm vorüber. Am Tage der Beerdigung übersandte die Königin von Sachsen einen reichen Blumenkranz. Als man ihn davon benachrichtigte, fand er die ersten Thränen wieder. —

Wenige Tage nach dem Tode der Tochter traf ein Brief aus Berlin ein. Er brachte eine Einladung von Seiten des Königs, den Sommer in Potsdam zu wohnen. Tieck folgte diesem Rufe. Tief erschüttert durch die Leiden der letzten Zeit, richtete er sich allmählich an dem Gedanken der neuen Aussicht wieder auf, welche sich ihm unerwartet im Alter eröffnet hatte. In Sanssouci wurde er von dem König huldvoll empfangen. Se. Majestät wünschten vor Allem einen freien, ungezwungenen geistigen Verkehr, und freie Bewegung allein konnte diesen gewähren. Tieck sollte zu Nichts verpflichtet sein und sich nur als befreundeten Gast ansehen. Ohne die üblichen Förmlichkeiten sollte er, so oft es seine Gesundheit erlaube und so oft er wolle, an der Königlichen Tafel, wie des Abends in den engern Kreisen erscheinen. Nachdem er dramaturgisch bei der Einstudirung der „Antigone" zur Aufführung im Neuen Palais zu Potsdam thätig gewesen, kehrte er mit dem Beginn des Winters nach Dresden zurück, wo er im April des

folgenden Jahres (1842) eine zweite Einladung zum Besuche in Sanssouci erhielt. Diese kam einer förmlichen Berufung gleich: „ein bedeutendes Jahrgehalt wurde verheißen und nur im Allgemeinen der Wunsch ausgesprochen, Tieck möge sich des Theaters annehmen und in Verbindung mit dem Intendanten der Königlichen Schauspiele Mittel und Wege berathen, wie der gesunkenen Bühne aufzuhelfen sei. Für gewisse Stücke, namentlich Shakespeare's, sollte er völlig freie Hand behalten, sie sollten ganz nach seinen Anordnungen dargestellt werden."

So wurde der Dichter seiner Vaterstadt zurückgegeben und ihm in der Folge auf Befehl des Königs eine eigene Wohnung in Potsdam eingerichtet. Sie war in einem Hause vor dem Brandenburger Thore, das unmittelbar an der Hinterseite des Parks von Sanssouci und nicht fern vom Schlosse lag. Ueber der Thür war die Gestalt einer Muse nach einem Modell von F. Tieck angebracht. Hier erholte er sich vollständig von dem Schlag-Anfall, der ihn im Herbste 1842 auf der Reise von Dresden nach Potsdam getroffen.

„Es war für ihn eine schöne Zeit," schreibt sein Biograph, „Poesie, Natur und dieses Mal auch die weltliche Ehre nahten ihm vereint. Der Schein eines glänzenden Abendroths ging über sein Leben dahin. Berathungen über künstlerische Fragen, Vorlesungen der Lieblingsdichter wechselten mit Gespräch und Geselligkeit. Auch an den Lustpartien des Königs in der Umgegend Potsdams und auf der Havel nahm er Theil. Er erfuhr die mannichfachsten Beweise Königlicher Huld. Bis auf den Stuhl, auf dem er saß, und den Mantel, den er trug, erstreckte sich die vorsorgliche Rücksicht auf sein Alter und seine Gesundheit. War er unwohl, so geschah es, daß der König selbst ihn in seiner Wohnung besuchte. Da auch ein Wagen zu seiner Verfügung stand, so lernte er jetzt die anmuthigen Havelufer nach langer Entfremdung von Neuem kennen. Hier traten die Bilder der frühesten Jugend wieder hervor. In den Havelgegenden lebten die Verwandten seiner Mutter, und länger als funfzig Jahre war es her, daß er als wandernder Schüler in diesen Waldungen und Hügeln umhergestreift war."

Die zunehmende Kränklichkeit des Dichters beschränkte seine literarische Thätigkeit auf eine sichtende und sammelnde. Der König hatte ihm einen jungen Beamten als Secretair zugegeben, und mit dessen Hülfe ordnete er seinen reichen Briefschatz. Seine literar-historischen Schriften, die gelegentlich als Vorreden und Einleitungen erschienen waren, sammelte er unter dem Titel: „Kritische Schriften" in 2 Bänden. In diesem gleichmäßigen literarischen Stillleben traf ihn das Jahr 1848. Mit tiefem Abscheu sah er diesen jähen politischen Umsturz. Verhaßter, widerwärtiger war ihm nichts, als ein anarchisches Straßen-Regiment, in dessen wilden Strudeln Staat und politische Vernunft, Sitte und Ordnung, Dichtung und Wissenschaft zugleich unterzugehen drohten. Herangewachsen im Zeitalter Friedrichs des Großen, hatte er

wenigstens die Ueberzeugung eines strengen Monarchismus aus demselben mit herüber genommen. Ueberall wollte er strenge, feste Ordnung. Für das bürgerliche Kleinleben liebte er aus seiner Jugend her die Zünfte. Unter seinen von R. Köpke mitgetheilten Aussprüchen ist auch einer über die Gewerbefreiheit. Tieck sagte in Bezug auf diese:

„Nicht die Zünfte hätte man aufheben sollen, aber den verkehrten Zwang, der in ihnen herrschte. Sie waren eine sehr gute Einrichtung und konnten reformirt werden. Durch das heutige Verfahren werden Pfuscher und Stümper begünstigt und das frühe Heirathen befördert. Unreife Gesellen und Burschen, die ungeschickt und unwissend sind, fangen ihren eigenen Kram an, heirathen Köchinnen auf 30 Thaler, setzen eine Menge Kinder in die Welt und fallen nachher dem Staat zur Last. Wo soll das hin?" —

Sein Alter, seine Körperschwäche würden ihn entschuldigt haben, wenn er, was manch Anderer dazumal aus Bequemlichkeit that, sich von allen öffentlichen Handlungen fern gehalten hätte. Große Versammlungen, lautes und leidenschaftliches Durcheinanderreden, der Aufenthalt in stickiger Luft waren ihm, seiner Natur nach, unerträglich. Aber um als Urwähler seine Stimme für die gute Sache abzugeben, hielt er mehrere Stunden, eingehüllt von dichten Tabackswolken, in einem Wahllocale aus, bis er seine Pflicht erfüllt hatte. Auf dem Heimwege wurde er an der Treppe seiner Wohnung fast ohnmächtig und erreichte nur mit Mühe sein Zimmer.

Im Jahre 1850 bezog er zum letzten Mal seine Wohnung in Potsdam. Hier saß er fast den ganzen Tag auf dem geschützten Balcon in der Sonne. Dieser Genuß der freien Luft gewährte ihm große Stärkung. Der Blick auf den grünen Park von Sanssouci war der letzte in jenes Naturreich, das ihn oft unwiderstehlich an sich gezogen hatte. Er, der einst die Nächte unter freiem Himmel im Walde durchwachte, war des Waldesrauschens so entwöhnt, daß er freie Luft und Bewegung scherzweise ein Vorurtheil schalt und über den leisesten Zugwind in heftigen Zorn ausbrach. Darum vermied er auch auf Reisen die Eisenbahnen so viel als möglich. Der schneidende Luftzug, der Kohlenstaub, das Gerassel der Schienen, das Menschengewirr, die Eile, Alles war ihm unerträglich und übertäubte ihn nervös bis zur Krankheit. Ihn verdroß die fabrikmäßige Hast, mit der das Reisen betrieben wurde, der Untergang aller Reisepoesie, in der ihm das Leben stets am glänzendsten erschienen war. Der Eisenbahn zum Trotz fuhr er nach Potsdam nie anders, als auf der einsamen Poststraße.

Im März 1851 verfiel er in eine schwere Krankheit. Sie griff ihn so an, daß er, mit Mühe und Noth noch einmal genesen, nicht mehr ohne Unterstützung gehen konnte. Er mußte den größten Theil seiner noch übrigen Tage im Bette zubringen, bis ein Rückfall der Krankheit

im Frühling 1853 sein Leben endete. „Die Natur blieb ihrem Dichter treu," schreibt sein Biograph. „Der Frühling hatte ihn an der Schwelle des Lebens empfangen, er gab ihm am Ausgange das letzte Geleit. Am 31. Mai 1773 war er geboren, achtzig Jahre später, am 1. Mai 1853, wurde er bestattet."

„Man muß es erlebt haben!" war sein Losungswort. Er hatte erlebt, was er dichtete. Seine Dichtungen waren der reine Ausdruck seines innern Lebens, sie waren etwas durchaus Persönliches, ein Theil seines Wesens. Aber auch vieles von dem, was er äußerlich erfuhr, hat er darin niedergelegt. Ueber seine Art, zu arbeiten, berichtet Köpke: „Er arbeitete unendlich rasch und leicht, namentlich in seiner Jugend, wo er oft mit kühner Sorglosigkeit die Dinge unter der Feder entstehen ließ. Alles Verbessern, Feilen und Putzen im Einzelnen war ihm verdrießlich. Selten corrigirte er, noch seltener entwarf er Concepte. Alles, was er schrieb, war aus einem Gusse; wie er es vorher innerlich bei sich festgestellt hatte, so sprach er es aus. Diesen Charakter des Flüssigen und Fertigen tragen auch seine Manuscripte. Zu dem, was einmal fertig war, kehrte er ungern zurück. Man kann darum nicht sagen, daß er übereilt gearbeitet habe; die Vorbereitungen währten vielmehr oft sehr lange. Er kannte keine abgemessene Methode des Arbeitens; thatsächlich aber lag sie in einem steten Wechsel von träumerischem Nachdenken und Versinken und dem angestrengtesten mechanischen Schreiben. Hatte er sich unter den vielen Plänen und Gestalten, die ihm vorschwebten, endlich für einen entschieden, so fing er an, den Stoff innerlich zu durcharbeiten und zu bilden, indem er scheinbar müßig und versunken seine Umgebung völlig vergaß. In solchen Zeiten ward Alles lebendig vor seiner Seele bis in das Einzelne hinein; er machte es, wie er zu sagen pflegte, im Kopfe fertig. Endlich kamen die Massen in Fluß, der Durchbruch trat ein. Hier entschieden nicht selten äußere Veranlassungen, eine bevorstehende Reise, das Drängen der Buchhändler, die sich um seine Novellen für ihre Taschenbücher bewarben. Nun begann er zu schreiben, ohne einen Freund zu sehen und zu sprechen, ohne sich vom Stuhle zu erheben; kaum daß er sich Zeit zum Essen ließ. So schrieb er in wenigen Tagen Novellen von vielen Bogen nieder. Mit unglaublicher Eile flog die Feder über das Papier hin. Bei dieser zuströmenden Fülle konnte er sich nie zum Dictiren bequemen; bei der Ungeduld, mit welcher er schrieb, war ihm der Umweg durch die Feder eines Dritten viel zu lang. Nur wenn er selbst dazu griff, fand er das rechte Wort." —

Es ist eine pietätvolle Erinnerung — schon diese mitgetheilten Proben bezeugen das — womit Rudolf Köpke in seinem Buche uns das Bild des Dichters in's Gedächtniß zurückruft. Diejenigen, welche auch in der Literatur-Geschichte eine klatschhafte, scandalöse Vehserei suchen, werden sich daher durch dieses biographische Denkmal schwerlich befriedigt finden. Doch ist ja Tieck, die Kenner des literarischen Deutsch-

lands wissen es, schon bei Lebzeiten so oft durch das Schlammbad einer schmutzigen jungenhaften Kritik besudelt worden, daß des Dichters Freunde und Verehrer um so lieber in den klaren See dieser „Erinnerungen“ blicken werden, in dessen Spiegel sich das Lebensbild Tieck's von seiner glänzenden Lichtseite darstellt. Das literarische Portrait wird ein sprechendes durch die im sechsten Buche aufgezeichneten „Unterhaltungen mit Tieck“ in den Jahren 1849 bis 1853. Tieck spricht da über sich selbst und seine Werke, über deutsche und fremde Literatur, über Theater, Gegenwart und Vergangenheit &c. Wer den Dichter aus seinen Werken kennt, der wird ihn in diesen Worten wiedererkennen. Sind auch nicht alle Aussprüche gleich bedeutend, so wird doch der Leser bei vielen etwas von jener geistigen Anregung merken, die man schon fühlte, wenn man ihm, „dem Meister des Gespräches, während er sprach, in das geistvoll bewegte Gesicht sah. Auf dieser hoch gewölbten, glänzenden Stirn sah man die Gedanken aufsteigen; schwarze anliegende Haare bedeckten noch den Hinterkopf bis zum Scheitel. Eine unergründliche Tiefe schien sich in den großen braunen Augen zu öffnen, aus denen bald die Schwermuth, bald die Schalkheit hervorblickte. Hier ruhte der Zauber des Phantasus neben der Ironie der Novelle.“

Der Freiherr Leopold von Ledebur und seine neueren Schriften.

Unter den Lesern der „Berliner Revue“ giebt es wohl nur wenige, denen der gelehrte Edelmann ganz fremd wäre, dem diese Zeilen gewidmet sind; denn, hat der Freiherr Leopold von Ledebur, nachdem er Sr. Majestät dem Könige als Offizier gedient, sich auch zurückgezogen in das stille Heiligthum der Archive und Bibliotheken und statt des blitzenden Schwertes auf grüner Haide die Feder geführt in der Einsamkeit der Studirstube, so ist doch unsere Zeit nicht mehr alles historischen Sinnes baar. Die tiefen Quellen historischer Forschungen des Freiherrn von Ledebur, die Eroberungen, die er auf dem Gebiete der historischen Hülfswissenschaften, namentlich in der Genealogie und Heraldik, gemacht, sind vielleicht weniger bekannt, aber um deshalb nicht im Mindesten weniger verdienstlich, frucht- und folgenreich. L. gehört zu den Männern, welche eine große Reaction im Gebiete historischen Wissens nicht nur angefangen, sondern zum Theil auch schon vollendet haben; ihm verdanken wir es mit, daß man endlich zurückgekommen ist von der stupiden Gleichgültigklit oder albernen Verachtung der Wappen-Wissenschaft, daß man sie wieder eingesetzt hat in den ihr gebührenden

Rang unter den historischen Hülfs-Wissenschaften. Vielleicht wird noch Mancher, der mit Ernst und Liebe sich der Heraldik und den ihr verwandten Branchen widmet, an sich selbst den Segen spüren, den die ernste Beschäftigung gerade mit dieser Wissenschaft mit sich führt. Die Heraldik ganz besonders ist geeignet, den historischen Sinn, wie man ihn kurz nennen könnte, den Sinn der Treue und Pietät für Herkommen und Sitte, für die Vergangenheit zu wecken, zu beleben, zu fördern und fruchtbar zu machen. Aus dem Mangel an Pietät und Treue, hervorgegangen gewiß mit aus dem großen Fehler der Regierungen, die so lange nichts gethan für die Erhaltung oder Erweckung des historischen Sinnes, sind manche der wüsten Erscheinungen in einer jüngst vergangenen Zeit leicht genug zu erklären.

Es versteht sich von selbst, daß der ehrenhafte westphälische Freiherr seinem Könige und Herrn treu blieb in jener Zeit des Abfalls und der Schmach, aber daß der gelehrte Forscher kühn und muthig hervortrat aus seiner Studirstube auf den Markt zu der tobenden Menge, daß sich auf sein Wort die Getreuen um ihn schaarten, daß er mit seiner Rede die Falschen schreckte, die Wankenden stützte, die Scheuen ermuthigte, die Muthigen begeisterte, mit einem Wort, daß der Freiherr von Ledebur sich mit an die Spitze der Königstreuen in Berlin stellte und eine so überaus fruchtbare patriotische Wirksamkeit entfalten konnte, dazu hat ihn jener Sinn der Pietät und Treue befähigt, der in der steten Beschäftigung mit den historischen Wissenschaften mächtig groß geworden in ihm und aus denselben fort und fort neue Kraft gewann. Es wird dem Freiherrn von Ledebur in tausend dankbaren Herzen unvergessen bleiben, was er damals in Berlin gethan, und gewiß sieht Jeder das, was er geschrieben, noch ganz anders an, der weiß, daß Wort und That eins bei diesem Mann.

Von den Schriften, die L. im letzten Jahre herausgegeben, nennen wir zuerst:

Geschichte der Altmark bis zum Erlöschen des Markgrafen aus dem Ballenstädtischen Hause. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Königl. preuß. Kriegsrathes Sigmund Wilhelm Wohlbrück, mit Zusätzen herausgegeben von Leopold Freiherrn von Ledebur, Hauptmann a. D. und Director der Königl. Kunstkammer zu Berlin. Verlag von Ludwig Rauh.

Dieses werthvolle Werk eines Geschichtsforschers, der in seiner allen gründlichen historischen Studien abgewendeten Zeit keine Anerkennung, ja kaum hier und dort Anklang fand, hat L. nicht nur herausgegeben, sondern wir verdanken ihm überhaupt, daß es noch da ist. Er hat es gerettet, denn der Mann, der es geschrieben, hatte in seinen letzten Lebensjahren so die Hoffnung und das Vertrauen verloren, daß er während eines Gesprächs mit L., der ihm von seiner frischen Hoffnung auf eine nahe Wendung zum Bessern einflößen wollte, Blatt um

Blatt aus dem Manuscript des vorliegenden Buches riß und zu Fidibussen zusammenfaltete. Als L. erkannte, was der vertrauenslose Greis that, rettete er, was noch zu retten war. Die Huld Sr. Majestät des Königs und der wiedererwachte historische Sinn haben nun endlich die Herausgabe eines Werkes möglich gemacht, das schon vor funfzig Jahren geschrieben wurde. Die Geschichte der Altmark ist so recht ein Denkmal treuen deutschen Fleißes und hat durch die wichtigen und bedeutenden Ergänzungen L., dem, wie er bescheiden oft bemerkt, ganz andere Quellen und Hülfsmittel zu Gebote standen, als Wohlbrück einst, eine Abrundung und Vollständigkeit gewonnen, wie sie nicht eben häufig vorkommen. Es sollte dieses Werk auf keinem Edelhofe der Altmark fehlen, denn es verificirt die Daten jeder vorhandenen Familiengeschichte, und ist so recht gemacht dazu, die adelige Jugend mit ernsten historischen Schriften natürlich zu befreunden, indem es sich an den Antheil wendet, welchen Jeder doch seinen eigenen Vorvätern bewahrt. Zu dem Register der in der Altmark begüterten oder begütert gewesenen Familien hat L. einen Anhang von fast 60 Nummern gegeben. Das soll hier nur angeführt werden, um anzudeuten, was L. unter dem bescheidenen Namen „Zusätze" auf dem Titel versteht. Es wäre recht zu wünschen, daß wir für jeden eigenen Landestheil der Monarchie eine solche, oder doch ähnliche Geschichte, wie diese Ledebur-Wohlbrück'sche, hätten. In einzelnen Landestheilen ist es gar zu jämmerlich damit bestellt!

Ein Meisterwerk L.'s, die Resultate eines unermüdeten Fleißes von mehreren Jahrzehnten umfassend, ist im letzten Jahre bedeutend vorgeschritten. Wir meinen das:

Adels-Lexikon der preußischen Monarchie. Berlin, Verlag von Ludwig Rauh,

von welchem nun der erste Band A—K ganz vollendet und der zweite auch bereits bis zum Buchstaben N vorliegt. Der Herausgeber ist von dem großen Plane, dessen Ausführung er sich vorgesetzt, nirgend abgewichen. Zunächst erstrebte er die größtmöglichste Vollständigkeit; um diese aber erreichen zu können, schloß er aus von seinem Werke alle vor dem 17. Jahrhundert erloschenen Geschlechter, denn durch Aufnahme solcher wäre das Volumen seines Werkes in's Unberechenbare gewachsen und die Vollständigkeit gar nicht zu erreichen gewesen. Ferner schloß er die Familien des fürstlichen hohen Adels aus, dagegen nahm er auf alle die adeligen Familien, die auch, ohne preußischen Grundbesitz zu haben, dem Staate im Militair oder Civil, wenn auch nur in einzelnen Mitgliedern, gedient, und diejenigen, welche nur eine durch Verjährung bewirkte stillschweigende Anerkennung ihres Adels für sich haben. In welchem Grade aber L. die von ihm angestrebte Vollständigkeit erreicht hat, das zeigt eine einfache Vergleichung mit dem Adels-Lexikon von Zedlitz, der weder den höheren Adel, noch die vor 1600 ausgestorbenen Geschlechter ausschließt, und unter dem Buchstaben H. zum Beispiel 327

Familien aufzählt, während bei L. mehr als die doppelte Anzahl, 668, Familien aufgeführt werden. Nach dem Namen in seinen Verschiedenheiten kommt bei L. eine kurze Andeutung des Wappenbildes, meist mit Hindeutung auf vorhandene Abbildungen, hauptsächlich zu dem Zweck, um die Stammesverschiedenheit gleichnamiger und die Stammesgemeinschaft verschiedennamiger Geschlechter festzustellen. Dann kommen kurze Daten über den Ursprung, die Anerkennungen, Erhebungen u. s. w. Endlich der mühevollste Theil der Arbeit, die Angabe des Güterbesitzes der Geschlechter von Anbeginn bis auf heute. Es ist staunenswerth, was L. in dieser Beziehung geleistet hat, bis auf das aufmerksame Lesen der Familien-Nachrichten in Zeitungs-Annoncen hat sein Fleiß und seine Umsicht sich erstreckt, um das leisten zu können, was nun so schön vor uns liegt. Auf einen Blick übersieht man bei jedem Geschlecht, für welche Zeit und für welche Gegend es durch Grundbesitz von Bedeutung war. Der, welcher nach Nachrichten über eine Familie forscht, der findet hier sofort alle Orte, wo sie je angesessen war, und nun weiß er, wo er sich mit seinen Forschungen hinzuwenden hat. Gewiß ein außerordentlich nützliches und bedeutendes Werk wäre allein damit schon geleistet. Was Scharfsinn, Fleiß und Umsicht erreichen können auf diesem Gebiet der Wissenschaft, ist hier gewiß erreicht worden. Daß trotzdem Irrthümer und Fehlgriffe vorkommen, das erkennt L. mit seiner liebenswürdigen Bescheidenheit von vornherein an; das wäre eine Unmöglichkeit in der That, in dem Wust von Ortsnamen, die sich im Laufe der Jahrhunderte so vielfach geändert haben, immer das Richtige und nie das Unrichtige zu treffen. Wir sind überzeugt, daß dem Herausgeber des Adels-Lexikons jede Berichtigung lieb und werth sein wird, wenn er sie für die Nachträge zur Verbesserung seines großen und preiswürdigen Unternehmens benützen kann. In diesem Sinne erlauben wir uns einige kleine Bemerkungen. Amstetter, die preußische Anerkennung des Freiherrnstandes ist vom 10. April 1841. Asseburg, auch die Söhne des Grafen Ludwig sind 1852 in den Grafenstand erhoben. Aulock mit dem Zusatz Mielecki, dieselbe Familie unter Mielencki, dieselbe Familie unter Milecki, ist Alles ein und dieselbe Familie. Badolinski muß Radolinski sein. Baerenfels sind Anfangs des vorigen Jahrhunderts nobilitirt. Bibra, der Freiherr Ludwig starb am 14. Juli 1841. Boswell und Bothwell dieselbe Familie, daraus ein Offizier in der Königlichen Marine. Braun, fehlt Edler von Braun, Lieutenant im 26. Infanterie-Regiment 1853, aus einem Nürnbergischen Patriciergeschlecht. Brarein fehlt das †, die Familie ist erloschen. Briest, wäre Rochow-Briest zu erwähnen. Büren, die Herrschaft heißt Baumarcus. Coels ist erloschen. Fouqué, auch Sacro gehörte zu den Besitzungen der Familie. Foideville, wohl Froideville? Fürst, Freiherr Johann Georg war Großkanzler, nicht Großkammerherr. Gabelenz, die Farben in der Wappenbeschreibung sind nicht richtig. Hertefeld muß das † weg. Kirschbaum, es

giebt ein noch blühendes Nürnbergisches Patricier-Geschlecht dieses Namens, vielleicht da ein Zusammenhang? Königsmarck, der erste Graf K. märkischer Linie hieß Hans Valentin Ferdinand. Maltitz, Ilkendorf liegt bei Rossen. Aus dieser Reihe kleiner Ausstellungen ersieht der mit der Schwierigkeit solcher Arbeiten nicht vertraute Leser vielleicht am allerbesten, welche Leistung in diesem Werke vor ihm liegt. Wir können nur wünschen, daß der würdige Freiherr sein Werk glücklich vollenden und dann auch die Freude daran haben möge, die wahrscheinlich der einzige Lohn sein wird, der ihm wird für seine jahrelange Mühe, und drücken ihm dann einstweilen dankend die Hand. Auf v. Ledebur's neueste Schrift, das zweite Heft seiner „Dynastischen Forschungen", kommen wir demnächst zurück.

Englische Revuen.

Politische Revuen. — Politische Flugblätter. — Tracts for the present Crisis. — The Object of the War. — Westminster Review und das europäische Schachspiel. — Blackwood's Magazine und die Karte von Europa. — Die englischen Bauern und das englische Heer. — Die Kriegslust und Indien. — Wie ist Indien zu erhalten? — Die „Preß". — Little Dorrit von Boz. — Almanacs und Hofschönheiten.

Mit der großen Kriegs- und Friedensfrage beschäftigt sich heute die englische Presse, mag sie nun Tages-, oder Wochen- und Monatspresse sein, ganz besonders; deshalb gewinnt meine Besprechung der neuesten englischen Revuen einen mehr politischen Charakter. Zuerst sind eine große Reihe von Flugblättern zu erwähnen, welche in dieser Zeit in London und im ganzen Lande cursiren und die sich von den Schriften, mit welchen die Friedenspartei um jeden Preis (Cobden, Bright, Milner Gibson ꝛc.) unaufhörlich und wirklich ohne viel zu nützen, den Markt versorgen, wesentlich und sehr vortheilhaft unterscheiden. Hauptsächlich sind unter diesen Broschüren und Flugblättern die „Tracts for the present Crisis. By Sir A. H. Elton. London." hervorzuheben, sehr scharf gedachte, geistvolle und auch englisch-patriotische Schriften. In der neuesten Nummer dieser „Tracts" bespricht der Baronet das russische Circular vom 22. December v. J., welches den Keim der Concessionen enthielt, die Rußland in diesen Tagen gemacht hat. Die englische Tagespresse hatte dieses Circular bekanntlich ganz kurz als unzureichend und „insolent" verurtheilt. Gegen sie zunächst wendet sich der Verf., liefert aber mit dem, was er sagt, zugleich eine treffliche Kritik der neuesten russischen Friedensanerbietungen. Zunächst findet diese Schrift es billig, daß Rußland und die Türkei, da sie ausschließlich die

Küsten des schwarzen Meeres beherrschen, auch unter sich ein Abkommen über die künftigen Herrschaftsverhältnisse auf diesem Meere treffen. In den Ausweichungen, welche das russische Circular enthält und welche Rußland auf den Friedensconferenzen nothgedrungen wieder zur Sprache wird bringen müssen, sieht die Schrift nur „die harmlose Vergoldung einer bitteren Pille." Blätter, wie „The Preß", heben diese Broschüre sehr hervor, nicht bloß der Unerschrockenheit ihrer Sprache, sondern auch ihrer Klarheit und Tiefe wegen. — Ein Pamphlet, das denselben Zweck verfolgt, ist so eben unter dem Titel „The Object of the War" in London bei Booth erschienen. Der Verfasser, der sich „Vetus" nennt, zeigt zunächst, daß alle ostensiblen Zwecke des Krieges nun längst erreicht seien, und wendet sich dann zu den Hindernissen, welche in England einem Friedensschlusse unter mäßigen Bedingungen entgegenstehen. Er schreibt darüber u. A. Folgendes:

„Die Fortdauer eines Angriffskrieges gegen Rußland muß um so mehr verwünscht werden, als wir jetzt „die Sache der Civilisation gegen die Barbarei", welche so thöricht als die Sache der Türkei gegen Rußland bezeichnet war, mit der Sache der Volksregierung gegen den Despotismus indentificiren, und so scheint England, verhältnißmäßig vor Unordnungen durch seine Verfassung geschützt, eine Sprache zu führen, die berechnet ist, in jeder Monarchie Europas, auch in der unseres Verbündeten, die Revolution zu erregen." Gegen solch einen Krieg der „constitutionellen Propaganda" aber erhebt sich der Verfasser mit allen Gründen der Vernunft und des bestehenden Rechtes. Ein ernster Gegensatz gegen diese Politik der Idealisten und Intriganten, welche Europa wie ein Schachbrett behandeln, erhebt sich überhaupt gegenwärtig in England. Sie ist zwar, weil sie dem Volke und seinen Begierden schmeichelt, im Augenblick noch mächtig genug. „Westminster Review", das Organ der Radicalen, einst das Blatt des verstorbenen Handelsministers Molesworth, hat noch in seinem neuesten Hefte solch einen Artikel der Traum- und Schaumpolitik. Er ist überschrieben: „Russia and the Allies", Rußland und die Alliirten. Da man auf dem Continente aus ihm am besten die Ansicht einer großen Zahl der modernen englischen Politiker kennen lernen kann, so entnehmen wir ihm einige charakteristische Stellen. Der Verfasser will den Krieg; dazu gehört aber bekanntlich Geld. Der Krieg, sagt er, wird uns jedes folgende Jahr etwa funfzig Millionen Pfund kosten. Um sie zu erhalten, werden wir unser Einkommen auf fünfundsiebenzig Millionen Pfund durch weitere Zuschläge auf die Einkommensteuer erheben und außerdem jährlich eine Anleihe von fünfundzwanzig Millionen machen. (Man muß bei jedem dieser Sätze daran denken, daß sie in einer großen Revue, an der Staatsmänner und carrierelustige Staatsmänner arbeiten, stehen, nicht etwa in irgend einem obscuren Pennyblatte). Nachdem so die nöthigen Gelder besorgt sind, geht der Reviewer daran, die Politik des Krie-

ges festzustellen. Bessarabien, Cherson, das Land zwischen Dniester und Dniepr, Ekaterinoslaw, Taganrog gehen an die Türkei zurück. Tauris und sein Khanat erhält der, dem es die Eroberung geben wird. Die Küsten Circassiens erhalten die angrenzenden Stämme. Im Baltischen Meere werden Abo, Helsingfors, Sweaborg, Wiborg, Reval und Kronstadt rasirt, die russische Flotte zerstört, Theile des russischen Gebietes mit Beschlag belegt. Dann wird man den Frieden machen, aber nicht etwa auf einer Basis von Unterhandlungen, sondern nach dem einfachen Principe des uti possidetis. „Preß" bemerkt dazu: „Es ist doch wirklich lächerlich, zu sehen, mit welcher Leichtigkeit hier die Feldzüge mehrerer Jahre arrangirt und brillante Erfolge vollendet werden. Das europäische Schachspiel kommt sehr in Aufnahme, und da diese Herren Solo spielen, so macht es ihnen keine Schwierigkeit, die Stellung ihres eingebildeten Gegners ganz nach Belieben zu bestimmen. Der Reviewer, nachdem er eine Figur nach der andern genommen hat, ruft Matt! und empfindet dabei über sich selbst eine große Genugthuung." Aber nicht nur in radicalen Revuen begegnen wir solchem Unverstande, auch das neueste Heft einer Toryrevue, „Blackwoods Magazine" bringt Aehnliches. Sie enthält einen Artikel: „Die neue Friedenspartei", der aus einem Dialog zwischen mehreren eingebildeten Personen besteht. Da ist ein Herr Tlepolemus, der für den Krieg bis aufs Messer gegen Rußland ist, auch einer von dem „chess-board-people", wie man in England doch schon mit einigem Nasenrümpfen sagt. Er sagt: „Dänemark muß zu Schweden gefügt und der neue nordische Bund durch Hinzufügen Finnlands verstärkt werden. Spanien, mit Portugal vereinigt, muß wieder seiner alten Bedeutung im Rathe Europas näher gebracht werden. Die einzige Sicherheit gegen Rußland, welches die Boa Constrictor des Nordens ist, wird darin gefunden, daß es beständig gefangen gehalten wird." Der Anwalt des Friedens sagt dagegen in diesem Dialoge wenig oder nichts. Freilich wagt Blackwood, der denn doch vor den Realitäten des Lebens noch mehr Respect hat, als sein radicaler College, in einem folgenden Artikel einige sehr ernüchternde Aufstellungen zu machen. Wir finden dort nämlich auch einen Artikel, der überschrieben ist: „Our rural population and the War" (Unsere ländliche Bevölkerung und der Krieg). Dieser Artikel ist allen Preußen besonders zur Lectüre und zur Beherzigung zu empfehlen, und wenn wir auch auf ihn nicht ausführlicher eingehen können, so werden doch die folgenden Sätze genügen, seine Bedeutung zu zeigen. Es fehlt bekanntlich in England stark an Rekruten für das Heer. „Die Häusler und kleinen Eigenthümer (the cottars and yeomen) — sagt Blackwood —, die freien Beackerer des Nordens, sind dahin, und ein schwächliches Geschlecht von Miethlingen und herumziehenden Arbeitern ist an ihre Stelle getreten." Der Verfasser macht dann auf die Bedeutung des Bauersmannes für Staat und Heer aufmerksam und zeigt an den

Caricaturzuständen in China, was entstehen müßte, wo er fehlt. Dann schreibt er:

„Wer anders als die Bauern haben die glänzendsten und erfolgreichsten Siege des modernen Europas gewonnen? Es waren die kühnen bäuerlichen Eigenthümer der Schweiz, die für ihr freies Haus und ihren freien Heerd fochten, welche mehrmals die prächtige Ritterschaft Oesterreichs und die kühnen Lanzen Burgunds überwanden. Es waren auch nicht die Berge, sondern das gesund kräftige Leben und die unabhängige Eigenthumschaft des Volkes, welche Tyrol so lange zu einem unbezwingbaren Lande für Frankreich machte. Und wer war es, der bei Crecy und bei Agincourt und bei Poitiers gewann, wer anders, als der freie yeoman von England, das Geschlecht der kleinen Besitzer, deren kühne Herzen und muskelvolle Arme ihr Land überall fruchtbar machten, und deren ländliche Wohlhabenheit und frohe Gemüthlichkeit jenes alte verlorene England erzeugten. Damals besiegte England mit seinen Bogenschützen die Welt, da damals kein anderes Land der Welt solche kräftigen, freien Gesellen besaß. Das Nachlassen des Feudalsystems in England Jahrhunderte früher, ehe dieselbe Befreiung auf dem Continente eintrat, beförderte den Wachsthum dieser bäuerlichen Besitzer, und so erhielten wir den Vorsprung vor Europa und benutzten ihn auf hundert Wegen. Aber jetzt hat England diese alte Stellung verlassen. Nachdem es zuerst auf die Höhe gekommen war, kommt es jetzt auch zuerst zu Fall. Der gegenwärtige Zustand dieser Insel im Vergleich mit dem übrigen Europa ist, wenn man an die Zukunft denkt, wahrhaftig kein freudiger. Die östliche Hälfte Europas (namentlich Rußland), noch in einem gigantischen Feudalismus erhalten, wird die Zeit der kleinen Grundbesitzer bald erreichen, Deutschland hat sie erreicht, wir sind über sie hinaus."

Es ist wohl überflüssig, zu bemerken, daß hier unter kleinen Grundbesitzern Besitzer verstanden werden, die immer noch einen guten und weiten Bauernbesitz haben, die aber im Gegensatz zu den massenhaften Complexen von Grund und Boden, die in England an der Tagesordnung sind und den Bauernstand verzehrt haben, „klein" genannt werden. — Ein Grund für die Kriegslust läßt sich allerdings auffinden, der dem commerciellen und industriellen und dabei unpatriotischen England gewichtig genug ist, um selbst ein Verhältniß der Abhängigkeit von Frankreich übersehen zu machen. Dieser Grund bildet sich aus den Befürchtungen wegen des Besitzes von Indien. Je weniger die englische Presse von diesen Gefahren, welche die Herrschaft über Indien läuft, spricht, desto mehr denkt sie daran, und es ist wirklich ein Verdienst der „Preß", daß sie in einer ihrer neuesten Nummern ganz offen auf den delicaten Gegenstand eingeht. Dies Toryblatt bringt einen Artikel, überschrieben: „The new theory regarding India", aus dem wir folgende Hauptsätze entnehmen:

„Bataillone machen die Eroberungen, aber festgehalten können sie nur werden durch einen kräftigen, furchtlosen, ehrlichen und gerechten Geist der Regierung. Solch eine Politik hat früher die Erfolge unserer Waffen in Hindostan gesichert. Sie bemerkte, daß die Fürsten und Völker Indiens keine Barbaren und keine Wilde waren, daß sie Culturnationen und in manchen Punkten weiter waren, als wir selbst. Der schlechtregierteste Staat Indiens ist heut noch besser regiert, als eine türkische Provinz. Darum behandelten wir früher die Indier versöhnlich, erhielten ihre Rechte, und unsere Eroberungen dort hatten kaum größere Veränderungen zur Folge, als diejenigen, welche in England der Vertreibung der Stuarts und der Thronbesteigung Wilhelm's III. folgten. Aber eine neue Theorie der indischen Regierung kommt auf. Sie sagt, daß wir das Land erobert haben, und daß es uns daher auch ganz und gar gehört, und es sei thöricht, einem eingebornen Fürsten irgend etwas, und sei es auch sein ererbter Privatbesitz, zu überlassen...." (Die „Preß" zählt hier eine Menge von Gewaltthaten gegen die Indier auf und fährt dann fort:) „Ist es da zu verwundern, daß wir ängstlich werden für die Zukunft Indiens, wenn wir zu den auswärtigen Feinden noch innere hinzufügen. Es giebt nur einen Weg, dies Reich zu retten, und das ist der, unsere jetzige schamlose Politik zu verlassen und Indien wieder nach den Grundsätzen der Wahrheit und Gerechtigkeit zu regieren und die hundert und funfzig Millionen der uns unterworfenen Feinde in eben so viele Freunde zu verwandeln. Uebertriebene Raubgier schadet sich selbst." Diese Warnung der „Preß" hat ihr gutes Recht, aber es ist keine Aussicht vorhanden, daß die reichen Directoren der Ostindischen Compagnie darauf hören.

Zum Schluß noch einige Zeilen über die nicht politischen neuen Erscheinungen. Von Charles Dickens erscheint in dünnen Lieferungen ein neuer Roman (Little Dorrit, klein Dorchen), der viel Aufsehen erregt, weil er von Dickens ist und auch bereits in den Revuen besprochen wird. „Die Anlage der Geschichte", sagt ein ernster Kritiker, „ist ganz in der losen, melodramatischen Form der französischen Romanschriftsteller", und er hat Recht. Man braucht nur oberflächlich zuzusehen, um zu bemerken, daß Dickens sein bedeutendes Talent wie ein Handwerker verbraucht, um Geld zu machen. Schon die Erscheinungsform der neuen Novelle, von der wöchentlich ein dünnes Heftchen herauskommt, zeigt, worauf es abgesehen ist. Dickens kennt die Nerven seiner Landsleute recht gut. Er weiß, daß man ihnen starke Portionen geben muß, um sie zu spannen, und so bricht er denn allwöchentlich, nachdem er an irgend einem schaudervollen Abhange und Abgrunde angelangt ist, seine Geschichte ab. Wie richtig er dabei speculirt hat, geht schon daraus hervor, daß „Little Dorrit" selbst von Personen, welche sonst mit Romanen nichts zu thun haben und von Büchern nur betting books (Wettkalender) zu gebrauchen wissen, den Roman

lesen, um — man rathe! — um an Wetten über den Ausgang dieser oder jener Episode der Dichtung theilnehmen zu können. Z. B. Wird der Gentleman, der im ersten Capitel in dem Marseiller Gefängniß vorkommt, verurtheilt werden, oder nicht? wird gefragt, und nun kommen von beiden Seiten in den Clubs der Müßiggänger die Bietungen . . . Der neue Roman zeigt übrigens die alte Meisterschaft Boz'ens zu Schilderungen, und wir verweisen deshalb bloß auf die Skizze, die einen Sonntag in London in seiner melancholischen Müdigkeit darstellt. Ebenso gelungen ist das Bildchen, welches eines calvinistischen Kindes Sonntagsfeier uns vorführt. Hier schrieb Boz direct das Leben ab, und das versteht er meisterlich.

Für die Leserinnen besonders schalte ich hier noch einige Notizen über die Keepsakes und Albums dieses Jahres ein. Sie gehören zu den großen Salons ebenso wie die prächtigen chinesischen Vasen und die hohen, mit marmornen Reliefs umgebenen Kamine. Sie erscheinen jährlich um Weihnachten, um für die Saison der Winter-Gesellschaften ihre Dienste zu thun. In diesem Jahre zeichnet sich besonders das Keepsake, welches Miß Power herausgegeben hat (London. Boque), und das „Court Album“ aus. Beide bringen eine Galerie prächtiger Stiche, welche die Damen der englischen Aristokratie darstellen. Im ersteren findet man die reizende Herzogin von Argyll, die Viscounteß Sidney, die schöne Lady Abercrombie; im zweiten den ganzen Flor der Damen vom Hofe. Da ist das feine, zarte Gesicht der Lady Malmesbury, die Gräfin Durham im Schmuck erster Jugend — heut ist sie freilich das nicht mehr, — die einfache, charaktervolle Schönheit ihrer Schwester, der Lady Louise Hamilton. Auch eine Dame in Trauer sehen wir auf einem dieser Blätter, es ist die Mrs. Thistlewayte, deren Bruder, Oberst Pakenham, bei Inkerman fiel. Nicht jeder Schönheit gelingt es, in diese geheiligten Hallen des „Court Album“ aufgenommen zu werden. Groß ist allerdings das Verlangen darnach, und von dem Gefühle, welches sicher deutsche Damen abhalten würde, für solch eine Galerie sich zeichnen zu lassen, wissen die englischen, wie es scheint, nichts. Man bemerkt auch unverheirathete Schönheiten unter diesen Stichen. Es sieht fast aus, als forderten sie die Männer heraus, sich zu überzeugen, daß der Maler nicht geschmeichelt hat.

Tages-Ereignisse.

Unter allen Fragen, welche die ganz veränderte politische Lage hervorruft, ist wohl die natürlichste und am nächsten liegende, welche Vortheile oder Nachtheile werden die an dem bisherigen Kampfe betheiligten Mächte nach Beendigung desselben erlangt haben? Die Antwort darauf steht freilich in schreiendstem Kontraste mit dem beim Beginn des Krieges von den verschiedenen Theilnehmern Gewollten, und auf's Neue sehen die Staatsmänner Europa's, daß man wohl der rollenden Kugel den ersten Stoß geben, sie aber dann nicht mehr nach Belieben lenken kann. Wir wollen dabei nur die Vortheile und Nachtheile der wirklich Kriegführenden überschauen, sonst müßten wir damit anfangen, Preußen für diejenige unter den Großmächten zu erklären, welche allein in unbedingtem Vortheile nach abgeschlossenem Frieden sein wird. Gegen keine der kriegführenden Mächte so freundlich, daß ihm die Hände für jede künftig mögliche Combination gebunden wären, gegen keine feindlich, so daß ein späteres Zusammengehen unter andern Verhältnissen erschwert erschiene. Allerdings hat Preußen durch diesen Krieg zu einer Anleihe von 30 Millionen schreiten müssen, von welcher 15 Millionen bereits für die Wehrkraft des Landes verwendet sind. Es ist diese Anleihe aber keinesweges ein Nachtheil, sondern ein Vortheil, wie wir weiterhin darzuthun denken. Der Transithandel hat, namentlich in den Ostsee-Provinzen, einen außerordentlichen Aufschwung genommen, und es läßt sich mit Gewißheit hoffen, daß die neue Phase der Entwickelung, in welche Rußland nach diesem Kampfe treten muß, eine Erleichterung des Handels- und industriellen Verkehrs an der ganzen östlichen Grenze der Monarchie hervorruft. Tritt Preußen aber auch, wie es allen Anschein hat, in den Congreß der Frieden-Verhandelnden ein, so dürfte auch Denen Schweigen anferlegt sein, die seiner Zeit eine so wohlfeile Verschwendung mit der Behauptung getrieben haben, Preußen träte durch seine neutrale Haltung aus dem europäischen Concert. Freudig sehen wir erfüllt, was wir vom ersten Augenblick für Preußen erwartet: Ein vollkommen intactes, nach allen Seiten mögliches, verlustloses und gestärktes Hervorgehen aus dieser gefährlichen europäischen Krise.

Gott segne den König, unsern Herrn!

Der einzige unter den Krieg führenden Staaten, welcher fast nur mit Vortheil in das Friedenswerk eintreten kann, ist Oesterreich. Läßt sich seine Politik von unserem Standpunkte aus auch nicht loben, so muß man ihre Erfolge doch anerkennen. Einer abermaligen raschen, uninteressirten und wirksamen Hülfe Russischer Heere bei eigener Gefahr dürfte es freilich entsagen, — die enormen Kosten der Mobilmachung seiner Armee und die ohne wirklichen Kampf gehabten Menschenverluste verschmerzen müssen. Sonst aber ist der Vortheil unleugbar. Die

Freundschaft mit den Westmächten sichert ihm die Ruhe seiner Italienischen Provinzen und lähmt die Hoffnungen der sardinischen Revolutionairs. Die Occupation der Donau-Fürstenthümer giebt ihm eine entscheidende Stellung zwischen Rußland und der Türkei; durch die Eisenbahn von Belgrad nach Konstantinopel bohrt es seinen Einfluß bis in den Mittelpunkt des Osmanen-Reiches; durch den Kanal von Küstendschi gewinnt die Donau das Schwarze Meer; die Mobilmachung war eine erste und lehrreiche Probe für das neue Reserve-System seines Heeres, und selbst die Finanzlage — an und für sich allerdings wenig tröstlich — hat zur Aufdeckung einer Menge bisher unbenutzter Einnahme-Quellen geführt. Das alte herzliche und entgegenkommende Verhältniß zu Rußland wird freilich einem formellen und bedingenden Platz machen müssen. Für die Volks- und gesellschaftliche Stimmung in dem Kaiserstaate ist aber auch das kein Nachtheil, denn in der That war das Gefühl, in einer gewissen Abhängigkeit von Rußland zu stehen, wenn auch aus den edelsten, weil dankverpflichteten Motiven — sehr drückend geworden. Oesterreich ist in diesem Augenblicke der Vermittler, gleichviel, ob seine Vermittlung eine verlangte, oder nur im Stillen gewünschte, ob sie eine interessirte oder aufopfernde war. Die Gratulation für die Schlacht an der Alma nach Paris und London, wird durch die Sendung Esterhazy's nach Petersburg, wenn auch nicht vergessen, so doch aufgewogen, und gelingt das Friedenswerk, so steht Oesterreich diplomatisch wie militairisch mächtiger denn je im Rathe Europa's da.

Ihm zunächst aber Frankreich in seinem gegenwärtigen Beherrscher. Sein Heer durchweg siegreich und gehoben, seine Flotte nicht mehr hinter, sondern vollkommen neben der englischen. Beide, Heer und Flotte, durch keinen Vandalismus, durch keine Rohheit befleckt. Der alte Nebenbuhler England gelähmt und von dem guten Willen eines früheren Gastes in London abhängig. In Algier ungestörte Ruhe, also befestigter Besitz; in Rom festen Fuß und die Aussicht auf eine Taufe und eine Krönung durch den Papst; im ganzen Orient einen guten Namen und überall leichte Anknüpfungspunkte für künftige Verbindungen. Nirgend ein Schutz oder ein Benutzen revolutionärer Ideen und Leidenschaften. Ein Tractat mit Schweden als Handhabe für Künftiges, eine entscheidende Stimme im Rathe der europäischen Fürsten, consolidirtere innere Zustände, kurz Erfolge von Bedeutung und noch nicht zu übersehender Tragweite. Die sich häufenden Erscheinungen des Schwelens revolutionären Brandes, unter der anscheinend ruhigen Oberfläche, sind um nichts stärker, als sie zu allen Zeiten in dem Vaterlande der civilisirenden Ideen von 1789 waren. Die Finanzlage ist allerdings eine bedrohliche, aber nicht verzweifelte, und das Medusenhaupt des Mangels hat vor den Friedensnachrichten seine lähmende Kraft verloren. Durch eine furchtbare Menschen-Hecatombe hat die französische Nation diese Erfolge seines gegenwärtigen Beherrschers aufwiegen müssen, aber sie ist nicht größer, als

die den Russen aufgezwungene. Frankreich hatte bei dem Aufnehmen dieses Kampfes eine steil abschüssige Bahn betreten, aber es hat da inne gehalten, wo es noch Herr seiner Bewegung blieb.

Bis hierher waren die erlangten Vortheile überwiegend. Mit Rußland kommen wir auf ein Gleichgewicht der Vortheile und Nachtheile. Ein zweijähriger, mit den raffinirtesten Mitteln, Energie und Rücksichtslosigkeit geführter Krieg hat die eigentliche Unangreifbarkeit des Landes aufs Neue bewiesen. Man hat ihm nur an seinen Küsten Schaden zufügen können. Die Erfolge der Alliirten haben sich als politisch vollkommen unwirksam erwiesen; dagegen hat Rußland entschiedene Erfolglosigkeiten seiner militairischen Bewegungen zu registriren, gleichviel, wem sie zur Last fallen, oder wodurch sie herbeigeführt wurden. Der Besitz von Kars wiegt diese Erfolglosigkeiten zwar politisch auf, militairisch aber nicht, und die Bedingungen, welche das österreichische Ultimatum Rußland auferlegt, sind — wenn auch für den Augenblick drückend, — ein Ausgangspunkt für manche segensreiche Entwickelung der Zukunft. Das wird erst in seiner ganzen Wahrheit erkannt werden, wenn die Aufregung des Augenblicks sich gelegt hat. Während des ganzen Krieges hat sich — und dies scheint uns von äußerster Wichtigkeit — kein Symptom des Abfalls oder der Revolution gezeigt. Was hatte man nicht alles von Finnland, von Polen, den Tataren, selbst den kaukasischen Bergvölkern vorausgesagt und erwartet! Kein irgendwie drohendes Zeichen in dieser Richtung hat sich bemerkbar gemacht und sie ist gefährlicher als Krieg für jedes Staatsleben. Die Mittel und Kräfte des Reiches sind auf das Entschiedenste angespannt worden, aber sie haben weder den Dienst versagt, noch hat sich bis jetzt Erschöpfung oder auch nur Nachlassen gezeigt. Kann Frankreich seine Verluste an Menschen und Geld ertragen, so kann es Rußland auch. Seine Armee ist geschwächt, aber seine Rekrutirung gestärkt, und das Nationalgefühl nach jeder Richtuug hin auf eine Weise gekräftigt, die nur Gutes in Aussicht stellt. Rußland ist nicht gedemüthigt, aber es ist belehrt worden, daß es keinen absolut überwiegenden Einfluß in Europa zu beanspruchen hat, und daß selbst seine frühern Verbündeten nicht gut heißen, was ein Uebergriff werden kann, wenn er auch nicht als Uebergriff beabsichtigt war. Weit entfernt, die immense Kraft des Reiches zu schwächen, hat dieser Krieg sie erst entfaltet und darauf hingewiesen, wie sie auch zu friedlichem Fortschritt zu benutzen sein wird. In einigen Jahren wird sich zeigen, ob wir geirrt, wenn wir zuversichtlich voraussagen, daß dieser Krieg die wohlthätigsten Folgen für Rußland haben muß und wird.

Die Türkei, für welche der Krieg eigentlich begonnen wurde, — wenigstens gaben das die Manifeste an — wird wenig Ursache haben, ihn zu segnen. Wie noch ganz neuerdings, wo der türkische General, welcher dem Pariser Kriegsrath beiwohnen sollte, noch unterwegs ist, nachdem 3 Sitzungen desselben statt gefunden, hat dieses unglückliche

— vollkommen überlebte Reich überall den Kürzeren gezogen. Es lohnt kaum der Mühe, alles das aufzuzählen, was die Türkei bereuen, was sie beklagen, was sie auf lange hin bitter empfinden wird. Der für sie entbrannte Kampf wird ihren Sturz nicht aufhalten, im Gegentheil, er wird ihn beschleunigt haben. Wir werden noch sehr viel öfter von ihr sprechen müssen, und können es uns daher hier ersparen.

Am unvortheilhaftesten schließt England das Conto-Meta-Geschäft dieses Krieges in seinen politischen Handelsbüchern ab, sogar unvortheilhafter als die Türkei, denn diese begann den Kampf, als sie schon im Verfall war, England aber auf höchster Stufe seiner politischen Entwickelung, seines Einflusses in Europa, seiner Macht. Hier gilt es ein einfaches Summiren. Seine Flotte, der Zauberstab, mit dem es Europa geschreckt, hat nichts Nennenswerthes geleistet; zwei ihrer Admirale von Ruf sind verbraucht; in ihrer Schießfertigkeit hat die engl. Flotte der franz. nachgestanden und sich den Haß aller Küsten zugezogen, an denen sie erschien. Selbst im Bau ihrer schwimmenden Batterieen und Kanonenboote hat sie von Frankreich lernen müssen. Vor Bomarsund hat sie nichts geleistet, vor Sebastopol und Sweaborg hat sie den Geschützkampf abbrechen müssen, ebenso in Kamtschatka. Bei den Razzias im Asowschen Meere, im finnischen und bottnischen Meerbusen, sogar im weißen Meere, hat sie sich auf höchst unerfreuliche Weise ausgezeichnet, so daß selbst der französische Alliirte sich mißbilligend von ihr abgewendet. Aber auch die frühere Gloriole des britischen Landheeres ist geschwunden. In allen Dingen stand es hinter dem französischen zurück, und der mißlungene Sturm auf den Redan schloß seine Kriegshandlungen auf nichts weniger als ruhmvolle Weise. Das Urlaubnehmen der Offiziere, die Trunk- und Händelsucht der Soldaten, das ganze Verpflegungs- und Rekrutirungs-System sind eben so viele Klage- als Ausgangspunkte für durchgreifende Reformen, und zwar solche Reformen, die England eben nicht ertragen kann. Die Staatsschulden sind abermals auf bedrohliche Weise vermehrt, — die Parteien desorganisirt, — das Parlament hat Volks-Aufläufen nachgeben müssen, — die Waterloo-Gallerie ist umgetauft worden, — die Königin hat am Grabe Napoleon's I. gestanden, — überall hat die Regierung sich um Bundesgenossen und um Hülfe beworben, und fast mit allen europäischen Staaten lebt sie in mehr oder weniger gespannten Verhältnissen. Der Ruf nach Reformen in der Verwaltung, im Parlament, im Heere, im ganzen Organismus des Staats wird dringend, und ist der Friede geschlossen, wird er noch viel lärmender gehört werden. Alle diese Nachtheile treffen England, wenn der Friede zum Abschluß kommt. Beharrt es nun darauf, den Krieg allein fortzuführen, dann dürfte die unnatürliche Allianz mit dem imperialistischen Frankreich scheitern, — wozu in den beginnenden Friedensverhandlungen der Stoff reichlich vorliegt. England hat sich wirklich isolirt in Europa, die Sympathieen, welche es unstreitig gehabt, verscherzt. Zu guter Letzt hat es die Freundschaft Persiens verloren. Omer

Pascha trägt den Bath-Orden, ein Napoleonide das Hosenband. In der Türkei ist man Englands und alles Englischen satt, und nirgends sucht man mehr ein britisches Bündniß. Die Londoner Zeitungen weisen zwar darauf hin, daß Rußland doch nachgegeben habe; dasselbe sagen aber die nordamerikanischen Zeitungen von England, und wenn nicht Alles trügt, wird England auf den Friedens-Conferenzen noch in sehr vielen andern Dingen nachgeben müssen. Im Begriff, diese Umschau zu schließen, bringt der Telegraph die Nachricht, daß der englische Gesandte Teheran wirklich verlassen habe, und daß eine englische Mission bei den Tscherkessen nicht allein vollkommen gescheitert sei, sondern der damit Beauftragte von den Bergvölkern auch beraubt worden ist. Eine Bestätigung mehr für das Gesagte.

Die Denkschrift, welche dem Gesetzentwurfe beigefügt ist, der die Deckung des außerordentlichen Geldbedarfes für die Militairverwaltung dem Hause der Abgeordneten vorlegt, ist von dem höchsten Interesse für unsere staatlichen Verhältnisse, indem sie offen darlegt, daß es an unserem Heerwesen wesentlich zu bessern galt, nachdem die Erfahrungen bei der Mobilmachung im Jahre 1850 gemacht worden waren. Mit Energie hat die Regierung die Initiative ergriffen und ein Theil des von dem Lande bereitwillig aufgebrachten Geldes für Ausrüstung und Kriegsbereitschaft des Heeres verwendet. Was in Preußen für das Heer und die ganze Wehrfähigkeit des Staates geschieht, geschieht für die Existenz und die Stellung der Monarchie überhaupt, und wenn die gewöhnlichen und regelmäßigen Ausgaben für die Armee, im Verhältniß zu den enorm gestiegenen Einnahmen, keinen Vergleich mit denen anderer Großmächte aushalten, denn sie sind in Preußen in der That auf ein Minimum normirt, so war es um so nothwendiger, einmal durchgreifend und genügend einzuschreiten. Es sind freilich von den 30 Millionen der letzten Anleihe beinahe 15 Millionen bereits verausgabt, aber was ist das gegen die Summe, welche andere Staaten für die Kriegsbereitschaft ihrer Armee ausgeben mußten! Wir haben dieser Kriegsbereitschaft die Respectirung unserer Neutralität zu danken, und mit 15 Millionen wenigstens 100 Millionen erspart. In hohem Grade begierig sind wir auf die Verhandlungen, welche darüber im Abgeordnetenhause stattfinden werden. Wenn die Abgeordneten die Stellung Preußens zu den übrigen europäischen Großmächten im Auge behalten, so werden die Debatten über das selbstständige Vorschreiten der Regierung in dieser Lebensfrage sehr kurz sein. Aber freilich, der Gegenstand ladet mehr als jeder andere zu Phrasen ein, und so wird es denn wohl auch nicht daran fehlen. Glücklicherweise ist indessen die Hauptsache bereits geschehen und hängt nicht mehr von Phrasen ab. —

Der deutsche Bund hat den besonderen Vorzug, je nach den Umständen entweder von der Presse auf die Seite geworfen, für todt erklärt und verläugnet zu werden, oder Gegenstand ganz besonderer Courtoisie und Ovationen zu sein. Während des Kampfes der Westmächte gegen Rußland ist es ihm verschiedene Male widerfahren, für vollständig außer dem europäischen Concert erklärt worden zu sein. Er hat das ertragen und sich sehr wohl dabei befunden, wie das ja auch bei einzelnen Staaten desselben nachzuweisen sein dürfte. Hin und wieder wurde indessen, trotz dieser Ausstoßung des Bundes aus dem Concert, versucht, seine Zustimmung zu allerlei Privatwünschen zu erhalten, und neuerdings erinnert man sich in Europa wieder, daß es ein „Reich der Mitte" in ihm giebt, das man denn doch bei allgemeinen Angelegenheiten nicht ganz umgehen kann. Es muß also eine besondere Zähigkeit und Kraft in diesem Bunde liegen, daß man am Schlusse der Dinge immer wieder auf ihn zurückkommt! Und in der That liegt in ihm ein Punkt, wie ihn Archimedes suchte, und den man haben muß, wenn irgend Jemand den Hebel ansetzen will, um das alte Europa aus seinen bisherigen Bahnen zu wuchten. Wie rasch war man 1848 mit diesem „veralteten, überwundenen, überlebten" deutschen Bunde fertig, und wie bald war er in seiner ganzen alten Kraft und Breite wieder da! Wie eifrig sehen wir ihm jetzt die Cour von denen machen, die etwas für sich von ihm wollen, und wie wenig Veranlassung findet er in seiner Verfassung, sich irgend wie zu übereilen. Grund genug, daß ihn der Liberalismus für besonders straffällig und volksfeindlich erklärt, aber eben deshalb auch Grund genug für uns, daß wir mit ganz entschiedener Freude und Hoffnung auf seine Haltung sehen. Er hat seit 1815 Deutschland den Frieden erhalten, und er hat die Kraft, es noch weiter zu thun. So kann man ohne Sorgen auf die mannichfachen Zeitungs-Artikel sehen, die gerade jetzt den deutschen Bund noch in der zwölften Stunde aus seiner bewußten Ruhe aufrütteln möchten. Preußen hat bewiesen, daß eben nur der einzuschüchtern ist, der sich einschüchtern lassen will, und was es mit Erfolg für sich selbst gethan, wird es auch in seiner Eigenschaft als Bundesglied nicht erfolglos thun.

Endlich legt der entschiedene Wille des gegenwärtigen Beherrschers der Franzosen die Hand an jene Pflanzschule der Unordnung, des Widerstandes und der offenkundigen Regierungsfeindlichkeit, école polytechnique genannt, und trennt das militairische Element derselben von dem bürgerlichen. Der Usurpator Louis Philippe vermochte das freilich nicht, weil die „heldenmüthigen Jünglinge" sein Königthum auf Barrikaden gründen halfen, obgleich er Ursache genug und auch wohl den stillen Wunsch dafür gehabt haben mag. Zur Zeit der Republik waren die jungen Staatsmänner natürlich oben auf, denn jede Partei rechnete

darauf, sie mit dem Degen in der Hand auf ihrer Seite zu sehen, wenn es zur Entscheidung kam. In dem imperialistischen Frankreich und als Pflanzschule für die Offiziere der Armee sind diese Jünglinge aber ein Anachronismus, den man eben nur so lange bestehen lassen konnte, als er sich selbst nicht lärmend bemerklich machte. Jetzt scheint der Zeitpunkt gekommen, wo man mit den gefährlichen Richtungen und Consequenzen der polytechnischen Schule zu Ende kommen wird, ohne ihren nützlichen Einfluß zu lähmen. Ein schreienderes Mißverhältniß, als liberale Lehrer, liberale Doctrinen und geduldetes liberales Politisiren in einer sonst militairisch organisirten Bildungs-Anstalt für junge Männer, von denen ein bedeutender Theil in die Armee übergehen soll, ist wohl kaum zu denken. Glücklicherweise hat kein parlamentarisches Votum und noch weniger haben parlamentarische Debatten über die Umgestaltung der polytechnischen Schule zu entscheiden, sonst würden allerdings die erstaunlichsten Beweisgründe für den Nutzen einer liberal aufgegangenen Erziehung in Aussicht gestanden haben. Möglich, daß sich künftig einmal die Civil- und Militair-Zöglinge, statt wie bisher zusammen für liberté, égalité et fraternité zu kämpfen, hinter und vor einer Barrikade mit sehr verschiedenen politischen Ansichten begegnen.

In Neapel will der König leichte Jäger-Bataillone unter dem Namen Calabresische Jäger für die Armee einführen. Der „Moniteur" sagt dabei, daß dies eine Nachahmung der Jäger von Vincennes, der englischen Rifle-men und der sardinischen Bersaglieri sein solle. Daß aber die Jäger von Vincennes selbst nur eine Nachahmung der Preußischen Jäger und Schützen-Bataillone sind, und daß Preußen und Oesterreich früher eine vollkommen ausgebildete Jägerwaffe besaßen, als Frankreich, England und Sardinien zusammengenommen, davon scheint der „Moniteur" nichts zu wissen, oder vielmehr nichts wissen zu wollen. Freilich, einer nicht alliirten Armee etwas nachahmen zu wollen, wäre unverzeihlich.

Wappen-Sagen.

Fink von Finkenstein.

Da wo der Limmat Welle
Durch Schweizerberge springt,
Der Alpenhirte helle
Die alten Weisen singt,

Wo ihre grauen Thürme
Die große Zürich hebt,
Die aller Zeiten Stürme
So machtvoll überlebt,
  Da klingt seit alten Tagen her
  Gar ernst und sinnig manche Mähr.

Zu Zürich an dem Graben,
Da stund ein festes Haus,
Das sandte keine Raben,
Doch manchen Finken aus;
Zwei Monde sich erhoben
Im blauen Schild am Bau,
So wie der Mond sich droben
Auch hebt aus Wolken blau,
  Zwei Monde in dem blauen Schild,
  Das war der Finke Wappenbild.

Im stolzen Edelsitze
Da haust ein Brüderpaar,
Das immer an der Spitze,
Wo Ehre und Gefahr,
Das in dem blut'gen Streite
Fest zu einander stand,
Wie's auch im Festgeleite
Sich stets zusammenfand,
  Das zeigt in Freud' und Leiden fest,
  Wie fein die Bruderliebe läßt.

Zu Zürich an dem Walle,
Dem Finkennest nicht fern,
Ragt eine and're Halle, —
Im Giebel stund ein Stern, —
Und zu der Jungfrau drinne,
An Gut und Trauer reich,
Trug heimlich süße Minne
Das Brüderpaar zugleich,
  Sie war der edlen Sterner Kind,
  Die in dem Land erloschen sind.

Die beiden Brüder spielten
Früh mit dem jungen Kind,
Im ganzen Leben hielten
Sie zu ihm treu gesinnt;

Der Sterner Tochter blühte
Im Schirm der edlen Herrn,
Und jeder Bruder glühte
Für diesen holden Stern —
  Heiß wünscht sie Jeder zum Gemahl,
  Da bleichte still der helle Strahl.

Es wurde trüb und nächtig
Rings um das Brüderpaar,
Bis daß die Liebe prächtig
Aufging für immerdar.
Der jüng're Bruder muthig
Zog aus zum Glaubensstreit,
Den Rittereyren blutig
Hat er sich fest geweiht,
  Und als er sich vom Bruder riß,
  Da war er eines Sieg's gewiß.

Er sprach: „Sie will nicht wählen,
„Für Dich entsag' ich gern,
„Mir strahlt in tiefster Seelen
„Doch hell der Liebe Stern;
„Bist Du mit ihr verbunden,
„Dann liebe zwiefach sie,
„Und in des Glückes Stunden
„Vergiß des Bruders nie,
  „Der Dein in Kampf und Noth gedenkt —
  „So bleibt die Liebe ungekränkt!" —

Der Jüng're zog zum Streite,
Zu Kampf und Tod hinaus;
Dem holden Stern zur Seite
Der Aelt're blieb zu Haus;
Er hielt in hohen Ehren
Sein treffliches Gemahl,
Doch konnt' er nimmer wehren
Der stillen Seelenqual,
  Die ihn ewig trauern hieß,
  Daß er den Bruder von sich ließ.

Es war ein Jahr vergangen,
Und als das Andre kam,
Da bleichten seine Wangen
In Liebe und in Gram —

Er sandt' dem Bruder Zeichen
In's ferne Preußenland,
That ihm noch einmal reichen
Die treue Bruderhand —
  Und als der Tod ihn von ihm riß,
  Da war er *seines* Sieg's gewiß. —

Ein Stern durch Wolken scheinend
Die edle Wittwe stand,
Da faßt der Bruder weinend
Der Heißgeliebten Hand
Und spricht in herben Schmerzen:
„Durch Tod nun bist Du mein,
„Du sollst in meinem Herzen
„Auch bis zum Tode sein!"
  Im Tode zeigt sich treu und fest,
  Wie fein die Bruderliebe läßt!

Sie zogen liebverbündet
In's ferne Preußen ein,
Ein neues Haus begründet
Hat er zum *Finkenstein*,
Dort mehrte sich sein Saame
Im heil'gen Ehestand,
Und wurde groß sein Name
Im neuen Vaterland,
  Der Bruderliebe Segensspruch
  Bewahrte ihn vor jedem Bruch.

Es steht an Königsthronen
Das Haus jetzt hochgeehrt,
Mit Adlern, Löwen, Kronen
Das Wappen ward vermehrt;
Doch in dem Mittelschilde
Die Monde leuchtend stehn,
Darob ein Stern gar milde
In goldnem Licht zu sehn —
  So strahlt in alle Zeiten fern
  Der ächten Liebe Wunderstern.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Neuntes Capitel.

Der Verräther und sein Weib.

Vor einem ziemlich ansehnlichen Hause der Warschauer Vorstadt „die neue Welt" hielt eine schlichte, aber mit schönen Pferden bespannte Equipage. Der Herr, welcher ausstieg und mit leichtem Kopfnicken durch die Flurhalle, in welcher mehrere Diener in ehrerbietiger Stellung harrten, durchschritt, war noch nicht alt, aber er sah alt aus. Gram hatte dieses einst blühende Gesicht vor der Zeit welken lassen, hatte das glänzende Schwarz des Haares in Eisgrau verwandelt, Kummer hatte den stolzen Nacken gebeugt und mehrfache Ehrenwunden, in ehrlicher Feldschlacht empfangen, den festen Gang schwankend und unsicher gemacht. Das Auge dieses Mannes, der nur mühsam die Stufen der Treppe zu ersteigen schien, lag wie ein erlöschender Brand, matt leuchtend, unter den buschigen grauen Wimpern, und das glattrasirte Gesicht ließ einen schmerzlich traurigen Zug um den feingeschnittenen Mund um so schärfer hervortreten. Dieser Herr, der einen schlichten polnischen Rock trug, war der Herzog von Pienne, einst maréchal de camp in der Königlichen Armee von Frankreich, der jetzt die Stelle eines ersten Edelmanns der Kammer König Ludwig's XVIII. bekleidete, welcher unter dem Namen eines Grafen von Lille in Warschau lebte.

Warschau war damals die Hauptstadt einer preußischen Provinz.

Als der vornehme Edelmann, der erste Diener des verbannten französischen Königs, seine fast ärmliche Wohnung betrat, meldete ihm der einzige französische Diener, den er hatte, daß ein fremder Herr seiner harre, der zwar seinen Namen nicht gesagt habe, der aber so vornehm aufgetreten wäre, daß er es nicht gewagt habe, ihn am Warten zu hindern.

„Ich weiß schon!" sagte der Herzog leise, und der hohle Ton seiner Stimme verrieth, wie afficirt seine Brust, in Folge einer gefährlichen Schußwunde.

Lebhafter etwas trat er in das anstoßende Zimmer.

„Sein Sie mir willkommen im Exil, mein theurer Graf,“ sprach der Herzog, seine Stimme anstrengend. „Als Sie uns das letzte Mal auf Ihrem Schloß in Holland willkommen hießen, da hofften wir, Ihre Gastfreundschaft bald in Frankreich erwiedern zu können, und nun finden Sie uns hier!“

„Mein theurer Herzog!“ entgegnete Graf Bavel de Versey mit weicher Stimme, gerührt von der Veränderung, die im Lauf weniger Jahre mit dem Herzoge vorgegangen.

Die Herren reichten sich die Hände und setzten sich.

„Sie finden mich verändert! ja, ich bin es, ich leide an einer schlecht geheilten Schußwunde in der Brust, und der Körper hat nicht mehr die Kraft, die Seele zu unterstützen in den Leiden der Verbannung, der Demüthigung und des Mangels, in dem quälenden Wechsel zwischen Hoffnung und Niedergeschlagenheit!“

„Mein theurer Herzog, Sie müssen im Süden Heilung für Ihre angegriffene Brust suchen, hier können Sie nur kränker werden —“ rief der Graf, wirklich besorgt und theilnehmend.

„Oh! nein,“ erwiderte der Herzog mit mattem Lächeln, „ich kann auch hier sterben, und das ziehe ich vor; bis zu meinem letzten Hauch werde ich meinen König nicht verlassen.“

Der Herzog sagte das so ruhig bestimmt, daß der Graf, ergriffen von dem erhebenden Gefühl der Treue, das aus den Worten klang, schweigend sein Haupt neigte; er begriff, daß er hier einem Entschluß begegnete, der unabänderlich war.

„Sie kommen aus Deutschland, mein theurer Graf,“ nahm der Herzog das Wort wieder, „Sie waren den Grenzen meines Frankreichs näher, viel näher, als ich; es ist mir, als brächten Sie mir einen Hauch französischer Luft mit, Ihre ganze Erscheinung ist mir so erquicklich, um der vielen theuren Erinnerungen willen, die sich für mich an Ihre Person knüpfen. Oh! Enghien, Du, mein ritterlicher Held!“

Eine Thräne rollte über die Wange des Herzogs. Der Graf beugte sich leicht vorwärts und flüsterte, kaum Herr der Bewegung, die ihn ergriffen: „Ich kam hierher um seinetwillen!“

„Des Herzogs von Enghien wegen?“ fragte der Edelmann stutzend.

„Er hat mir seine Tochter anvertraut in der Nacht, da er verrätherisch überfallen wurde.“

„Eine Tochter Enghien's? wie? höre ich recht? eine Tochter von der schönen Charlotte Rohan. Ich kannte das Geheimniß der Vermählung, aber ich wußte nichts von der Tochter; arme Prinzeß, armes Kind!“

„Ich kam hierher hauptsächlich, mit Ihnen mich zu berathen, ob es rathsam sei, jetzt eine Anerkennung der Tochter des edeln Prinzen, unseres erhabenen Freundes, zu fordern!“ sagte der Graf.

Der Herzog seufzte und sah den Grafen an. „Es ist so, wie ich mir gedacht," erwiederte dieser, das Haupt neigend, „es ist so, wie der edle Prinz selbst vorausgesehen; auch er war überzeugt, daß eine Anerkennung, so lange das Königliche Haus in der Verbannung, unmöglich sei. Ich selbst wage kaum die Ansicht, die es unmöglich macht, zu tadeln. Dennoch hielt ich mich in meinem Gewissen verbunden, mit Ihnen Rücksprache zu nehmen, Herr Herzog, und mit Chevalier Jacques, dessen Aufenthalt ich nicht kenne. Wir Drei sind jetzt wohl die Einzigen, die da sagen können, daß sie die Vertrauten und Freunde des edeln Herzogs von Enghien gewesen?"

„Chevalier Jacques ist in London bei dem Vater des Herzogs," antwortete Pienne nachdenklich. „Ich begreife, daß die Prinzessin ihre Tochter nicht bei sich haben kann, aber die Rohan sind reich, ich hoffe, daß sie für ihr Kind sorgt?"

„Mein Herzog," nahm der Graf das Wort, „auf Befehl unseres edlen Prinzen habe ich bis jetzt den Aufenthalt seiner Tochter der Prinzessin verheimlicht; ich begreife und ehre die Gründe, die ihn bewogen haben zu dieser Anordnung. Der Ruf der Prinzessin, vielleicht auch die Sicherheit des Kindes erheischten diese Maßregel. Was das Andere betrifft, so bin ich noch immer ziemlich wohlhabend und mein Vermögen gehört der Waise von Ettenheim und Vincennes."

Der Herzog drückte die Hand des Grafen, dann sagte er: „Die Tage des Glückes werden wiederkehren, der König wird den Thron besteigen, dann ist es Zeit, die Anerkennung zu fordern, und sie wird dann nicht versagt werden — oh! ich weiß, was Sie sagen wollen, ich werde das nicht erleben, denn meine Tage sind gezählt, aber Sie werden es erleben, denn ich glaube, die Zeit ist nicht mehr fern."

„Oh, mein theurer Herzog," rief der Graf schmerzlich bewegt, „muß ich es denn sein, der Ihnen die letzten Reste der Hoffnung nimmt?"

„Wie, mein edler Freund? glauben Sie nicht, daß unsere Angelegenheiten jetzt sehr gut stehen?" fragte der Herzog verwundert.

„Oh," entgegnete der Graf betrübt, „ich hörte wohl, daß man sich am Hofe des Königs viele Illusionen mache über die Lage der Dinge, aber ich glaubte nicht, daß auch der scharfe Blick des edlen Herzogs von Pienne von dem trügerischen Schleier bedeckt sei."

„Mein Gott," sagte der Herzog fast odemlos, „wissen Sie denn nicht, daß Oesterreich sowohl als Rußland über eine neue Coalition gegen Bonaparte mit England verhandeln, eine Coalition, der auch Preußen beitreten wird und das deutsche Reich?"

„Diese Coalition wird nicht für den König gegen Bonaparte streiten, mein theurer Herzog!"

„Nicht? ich verstehe Sie nicht, für wenn denn? gegen wen?"

„Diese Coalition kämpft für England gegen Frankreich, das ist das Wahre!"

„Zunächst vielleicht, aber das Ende wird doch die Herstellung des Lilienthrones sein müssen?“

Der Graf schüttelte traurig den Kopf: „Das Ende vielleicht erst spät, aber zuvor müßte die Coalition siegen!“

„Es ist halb Europa gegen den einen Bonaparte!“

„Mein Herzog, täuschen wir uns nicht,“ sagte der Graf bestimmt, „es ist nicht halb Europa gegen den einen Bonaparte, sondern es sind die Heere einiger Monarchen unter verschiedenen Feldherren gegen den einen Bonaparte, der absolut über die ganze Macht Frankreichs verfügt, den großen Bannerträger der Revolution, dem die Anhänger der Revolution überall schon die Wege geebnet haben, dem die bewußten und unbewußten Förderer der Revolution bewußt und unbewußt Vorschub leisten — ich fürchte, die Chancen für den Sieg der Coalition sind nicht allzu groß.“

„Sie sind grausam, Graf,“ entgegnete der Herzog gepreßt, „sollte das Königthum in Frankreich allen Boden verloren haben? Wir erhalten so manche liebe Kunde von Treue daheim.“

„Das Königthum hat noch Boden in Frankreich, die Treue ist noch nicht ausgestorben dort, sie lebt in vielen tausend Herzen, aber der Königsbaum ist abgehauen. Neue Sprossen wird er treiben, denn mächtig tief wurzelt er in französischer Erde, aber noch ist sein Frühling nicht gekommen, und der Sturm, der jetzt über Frankreich geht und die ganze Kraft der Nation treibt, weht auch über die trauernden und hoffenden Anhänger des Königthums; sie vermögen nichts wider ihn. Der Kriegssturm der Revolution braus't über Frankreichs Grenzen hinaus; er wird durch ganz Europa donnern, und erst, wenn er sich matt getobt, erst dann kommt die alte Sonne Frankreichs zum Vorschein, dann vielleicht werden auch die Bourbonen den Lilienthron wieder aufrichten, wenn es überhaupt dann noch Bourbonen giebt!“

„Sie halten diesen Sturm für unwiderstehlich, mein Freund?“ fragte der Herzog kleinlaut.

„Wer soll ihm widerstehen? Der deutsche Kaiser, in dessen Erbstaaten Kaiser Joseph der Aufklärung zu Liebe die besten Wälle gegen die Revolution geschleift hat? Der König von Preußen, der in edelster Einfachheit und patriarchaler Milde nur nach dem Ruhme strebt, ein Vater seines Volkes zu sein? Der mit der Armee Friedrich's des Großen wohl den Frieden schützen will, aber Männer in seinem Rathe sitzen hat, welche Bonaparte's eifrige Bewunderer sind und ihm Schritte anrathen, die er selbst für falsch hält, aber doch thut, weil er, leider nur zu mißtrauisch auf seine eigene Kraft, an das bessere Wissen seiner Räthe glaubt? Oder hoffen Sie auf die andern deutschen Fürsten? Hoffen Sie nicht, denn sie sind, ohne es zu wissen, meist Verbündete der Revolution. Die Größeren wollen Souveraine werden, unabhängig vom Kaiser und vom Reich, absolute Herren in ihren Gebieten; sie machen jetzt schon Revo-

lution von oben, indem sie hier gewaltsamer, dort milder, Alles zu vernichten trachten, was noch übrig an ständischer Gliederung. Sie Alle haben den Drang, bei sich eben so zu schalten, wie Bonaparte in Frankreich, sie sind seine Bundesgenossen. Die kleineren Fürsten, bis jetzt durch den Reichsverband einigermaßen gestützt, können nicht mehr allein stehen, geschweige denn Widerstand leisten; die Beamtenwirthschaft, die Vielregiererei haben sie ruinirt. An Deutschland wird sich der Sturm der Revolution nicht brechen. Das ferne Rußland kann ihm höchstens hunderttausend Mann zu Hülfe senden, und England, sicher auf seiner Insel, wird mit seinem Golde jämmerlich und schlecht genug die Ströme Blutes bezahlen, die in dem Kampfe fließen werden, in dem vor der Hand gewiß sieglosen Kampfe. Das, mein theurer Herzog, ist die Coalition, auf die Sie so große Hoffnungen bauen!"

„Sie entwerfen ein tief trauriges Bild, edler Freund; es macht mich zittern, aber ich kann nicht glauben, daß es ganz so schlimm steht. Die mächtigen Stämme, die das deutsche Volk bilden, können Widerstand leisten und werden es."

„Ja, mein theurer Herzog, diese deutschen Stämme sind auch der Halt, auf dem meine Hoffnungen für die Zukunft beruhen, aber es sind nicht diese Stämme, die Ihre Coalition in's Feld führt; Völker sind weit schwerer in Bewegung zu setzen, als Soldheere. Wenn einst die Fürsten ihre Völker zum Kampfe aufrufen gegen Bonaparte und die Revolution, dann werden sie siegreich sein, eher aber nicht. Jetzt sitzen diese Völker theilnahmlos auf ihrer Scholle, gewinnen im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod; sie sind ohne Theilnahme an der Regierung, die Beamten und Schreiber haben sich Alles angemaßt, und erst wenn die siegreiche Revolution einst den deutschen Bauer aufstört von seinem Heerde, wenn sie ihm das Roß vom Pfluge nimmt, wenn sie sich an seinen Tisch setzt und ihm das Brod vor dem Munde wegnimmt, dann erst wird er sich erheben und sich ihrer zu entledigen versuchen. Gelingt es dann den Fürsten, sich ihm verständlich zu machen, dann wird eine Coalition siegreich sein. Aber das Volk, das dann unter Führung seiner Fürsten siegt, das zählt jetzt noch gar nicht mit, das hat nichts gemein mit den aufgeklärten klugen Leuten, den Beamten, den Gelehrten, den Gebildeten, wie sie sich nennen. Sonderbare Menschen, was sie als Zeichen der Bildung betrachten! Besuchte da vor einigen Jahren, als ich in Berlin war, ein Concert zum Besten der Armen, da sang ein Herr öffentlich in der Hauptstadt des großen Friedrich die Marseillaise; das gebildete Publicum Berlins nahm nicht den geringsten Anstoß daran, die gebildete Polizei hinderte es nicht, obwohl es schon einige Tage vorher in der Anzeige stand, und schließlich erfuhr ich, daß es ein Geistlicher war, der diese blutschnaubenden Verse sang.*) Das ist ein Zeichen der

*) Historisch; der Concert-Zettel befindet sich noch auf der Königl. Bibliothek zu Berlin, unter brandenburgica, 168 Mscr.

Bildung jener Leute. Oh! ich könnte Ihnen noch mehr anführen, noch viele, aber mich ekelt vor dieser Entartung! Lassen Sie mich dieses traurige, aber treue Bild noch durch einen Zug vervollständigen, mein edler Freund; vielleicht wird das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, Sie am tiefsten schmerzen, aber ich entrollte dieses Gemälde vor Ihnen mit der bestimmten Absicht, Ihnen und durch Sie vielleicht auch Ihrem Könige den Schmerz neuer Enttäuschungen zu ersparen. Bonaparte und die Revolution haben in Deutschland nicht nur viele unbewußte, sondern auch zahlreiche bewußte Helfer und Freunde. Viele von dem schlechten Schweif der Emigration, Herr Herzog, dienen dem Bonaparte für Geld als Spione, durch Verrath vergelten viele Franzosen die Gastfreundschaft, die ihnen als Flüchtlingen geboten, sie besudeln die Würde des Unglücks und sind eine Schmach für Frankreich."

Der Herzog war todtenbleich geworden. Er legte seine Hand auf den Arm des Grafen, sie zitterte, und tonlos fast sagte er: „Halten Sie ein, Herr Graf, Sie sind kein Franzose und fühlen nicht —"

„Ich bin kein Franzose, mein edler Freund," entgegnete der Graf ernst, „aber ich bin ein Edelmann und fühle Ihren Schmerz, ich liebe und verehre Sie, möchte Ihnen so gerne jeden Schmerz ersparen, aber der König von Frankreich muß durch Sie erfahren, was ihm einen Theil der Achtung, die man seiner Würde und seinem Unglück schuldig ist, raubt, er muß erfahren, daß es unter seinen vermeintlichen Anhängern Leute giebt, die im Solde Bonaparte's stehen und die Verräther derer sind, die ihnen gastfreundlich ein Asyl geboten."

„So haben wir denn nichts gerettet, nicht einmal die Ehre!" seufzte der arme Herzog mit niedergeschlagenen Augen.

Der Graf sah ihn traurig an, er nahm sich zusammen, es wurde ihm sichtlich schwer, aber er fuhr mit fester Stimme fort: „Diese Elenden verrathen nicht allein den Gastfreund, sie verrathen auch ihren König selbst."

Der Herzog schaute auf.

„Ja, mein edler Freund, in Paris weiß man seit einiger Zeit ganz genau Alles, was hier vorgeht, man ist von dem Inhalt der eingehenden und abgehenden Briefe unterrichtet, man citirt wörtlich Aussprüche des Königs, man rechnet jeden Louisd'or nach, der hier ausgegeben wird."

„Es ist unmöglich!" rief der Herzog.

„Ich werde Ihnen einige Beweise geben," antwortete der Graf ruhig, „und Ihnen auch meine Quelle andeuten. Ich besuchte vor etwa drei Wochen einen deutschen Minister, dessen Gemahlin mir verwandt. Der brave Herr kennt meine Anhänglichkeit an die Bourbonen, er selbst würde gern für sie handeln, wenn er könnte; jedenfalls hatte er die Absicht, Ihrem Könige zu nützen, als er mir mittheilte, daß Bonaparte die Abschrift eines Briefes des Königs an den König von Schweden

mehrere Tage früher gehabt, ehe derselbe in Stockholm eingetroffen. Ein Beweis, daß der Verrath hier geschehen."

„Heilige Jungfrau!" schrie der Herzog aufspringend, „mir schwindelt. Den Brief, von dem sie sprechen, habe ich selbst geschrieben, selbst Sr. Majestät zum Unterzeichnen vorgelegt und selbst in meiner Gegenwart siegeln lassen."

„So ist der Courier der Verräther!"

„Das ist nicht wahr, Herr!" donnerte der Herzog, im Zorn die alte Kraft seiner Stimme wiederfindend, und die Augen schleuderten Blitze, wie ehedem. Aber das war zu viel, erschöpft und todtenblaß setzte er sich nieder, einige Tropfen Blut traten auf die dünnen Lippen. Er hielt sein Tuch vor den Mund, der Graf wollte Hülfe holen, aber der arme Edelmann hielt ihn zurück. „Es ist nichts," sagte er leise, aber lächelnd, „das kommt oft vor, es ist jetzt vorüber. Verzeihen Sie meine Heftigkeit, Sie konnten ja nicht die Absicht haben, mich zu beleidigen, aber Sie werden meine Heftigkeit begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß mein Sohn, mein einziger Sohn als Courier mit dem Briefe des Königs nach Stockholm abging."

„Er kann der Verräther nicht sein," entgegnete der Graf hastig, „ich kenne ja den loyalen Sohn meines edeln Freundes; aber besinnen Sie sich, theurer Herzog, das ist wichtig, gaben Sie den Brief an Ihren Herrn Sohn sofort? und wer siegelte ihn?"

Der Herzog sann eine Weile, dann sagte er fast ängstlich: „Das wäre entsetzlich — meine Ahnung! oh! meine Ahnung! Freund, der Brief blieb etwa eine Stunde in meinem Cabinet, ehe mein Sohn kam, ich selbst aber blieb nicht immer darin, ich ging zu Avaray, um mir das nöthige Geld zahlen zu lassen, und der, welcher den Brief gesiegelt und überschrieben, war allein."

„So kennen Sie den Verräther!"

„Oh! mein Gott es wäre entsetzlich und es kann doch nicht anders sein," jammerte der Herzog, „dann ist der König in Gefahr und mehr als hundert treue Royalisten, die in der Gewalt Bonaparte's sind, ebenfalls, — der Haupt-Agent des Königs, der die Verbindung mit den Royalisten in Frankreich vermittelte, oh! meine Ahnung!"

„Herr Herzog", nahm der Graf das Wort, „vertrauen Sie mir, vielleicht kann ich Ihnen nützlicher sein, als sie glauben; meine Verbindungen reichen ziemlich weit. Von welchem Manne sprechen Sie?

„Vom Grafen d'Entraguès!"

„Die Grafen d'Entraguès sind ausgestorben; muß ich, ein Fremder, das dem ersten Edelmann der Königlichen-Kammer sagen?"

„Ich weiß es, der falsche Namen erfüllte mich auch gleich mit einer bangen Ahnung, der Mann aber sagte mir, er sei ein entfernter Verwandter jenes alten Hauses, und habe den Namen angenommen

aus Nützlichkeits-Rücksichten, er hoffe, der König werde ihm den Titel einst bestätigen."

„Hat dieser entfernte Vetter sonst keinen Namen?" fragte der Graf.

„Er heißt eigentlich d'Anethan!"

Jetzt sprang der Graf auf: „Herr Herzog, sehen Sie sich vor, d'Anethan hieß der Agent Fouché's und Talleyrand's, der unsern edlen Enghien verrathen hat."

„Wie? was?" stammelte der Herzog.

Der Graf sann einen Augenblick, dann erzählte er:

„Sie können denken, daß ich über die entsetzliche That von Ettenheim die genauesten Nachforschungen theils selbst anstellte, theils anstellen ließ. Einer meiner Diener verfolgte namentlich die Spur eines fremden jungen Mannes, der sich einige Wochen vor der That an verschiedenen Orten in der Umgebung Ettenheims aufgehalten. Der Herr war ein Franzose, sein Diener nannte ihn Herr Graf, es stand fest, daß er sowohl, als sein Diener Erkundigungen über den Prinzen, wiewohl sehr vorsichtig und unter der unverfänglichsten Form, eingezogen. Mein Diener verfolgte die Spuren dieses Fremden von Tage zu Tage, endlich wußten wir ganz genau jeden Tag bis zum Ueberfall des Prinzen, wo er gewesen. Alles, was er gethan, bestärkte mich in der Ansicht, daß dieser Fremde der wirkliche Hebel des großen Verrathes gewesen. Wir erfuhren endlich, daß er in Straßburg mehrfach eine sehr schöne Frau besucht hatte, die sich nur wenige Wochen daselbst aufgehalten. Diese Frau hieß Madame d'Anéthan, und die Leute, bei denen sie gewohnt, die sie sehr liebten und viel von ihrer stillen Traurigkeit erzählten, behaupteten, sie sei die Frau des jungen Mannes, um den es sich handelt. Wir erfuhreu aber noch mehr, wir wissen bestimmt, daß ein Mann, der Fouché's Agent ist, es vermittelte, daß der Brief, den der unglückliche Prinz in Straßburg an Bonaparte schrieb, einem Herrn d'Anethan übergeben wurde, der als Courier nach Paris ging. Es ist bekannt, daß Talleyrand diesen Brief nach des edlen Prinzen Tode an Bonaparte gab."

„Ich sehe klar," sagte der Herzog, „aber je klarer ich sehe, desto mehr Unheil sehe ich auch. Kurz heraus, der König hat durch d'Anéthan mit Fouché unterhandeln lassen."

„Das fürchtete ich," sprach der Graf düster; „Fouché betrügt den König und betrügt Bonaparte und nimmt von beiden Seiten Geld. Aber ich begreife den König nicht ...."

„Avaray!" warf der Herzog ein.

„Erbärmlich!" sagte der Graf verächtlich.

„Er will um jeden Preis den Minister spielen!" bemerkte der Herzog.

„Erbarme sich Gott über solch einen Minister!"

„Er ist ein treuer Mann!“ entschuldigte der Herzog.

„Das ist er, ich selbst würde mich für ihn verbürgen,“ entgegnete der Graf, „sein Herz ist treu, aber sein Kopf ist ein Verräther. Wer hat diesen infamen d'Anethan dem Könige empfohlen?“

„Monsieur!“

„Mein Gott, der Herr Graf von Artois? gerade der?“

„Die schöne Frau, von der Sie eben sprachen,“ sagte der Herzog, ist wirklich die Gemahlin d'Anethan's, aber sie ist mehr, sie ist das Pathenkind Monsieurs, vielleicht mehr, Sie verstehn mich?“

Der Graf nickte.

Die Herren schwiegen beide eine ziemliche Weile.

„Sie müssen den König sehen, mein edler Freund!“ nahm der Herzog endlich das Wort.

Der Graf machte eine abwehrende Geberde.

„Oder ziehn Sie eine Audienz bei Monsieur vor?“

„Wie? der Graf von Artois ist hier?“ fragte der Graf verwundert.

„Seit vier Tagen, er kam ganz unerwartet. Der edle Herr sieht die Dinge in sehr rosenfarbenem Lichte!“ seufzte der Herzog.

„Ich glaube in der That,“ sprach der Graf langsam und nachdenklich, „daß es besser ist, wenn ich selbst mit dem Herrn Grafen von Artois spreche, da er den Verräther empfohlen hat. Was denken Sie mit d'Anethan zu thun?“

„Vorläufig werde ich ihn verhaften lassen!“ entgegnete der Herzog.

„Sie?“ rief der Graf überrascht mit halb ungläubigem Lächeln.

„Das setzt Sie so in Verwunderung, mein edler Freund? Habe ich nicht als erster Edelmann der Kammer des Königs das Recht dazu?“

„Oh! mein Gott,“ rief der Graf losbrechend, „ist es denn so unendlich schwer, sich in fremde Verhältnisse zu schicken? Herr Herzog, bedenken Sie doch, wo Sie sind? Ich weiß sehr wohl, daß der erste Edelmann der Kammer des Königs in Isle de France die höchste Behörde ist, ja, daß er selbst Pässe ertheilen kann für diesen Rayon, aber Warschau ist eine Königlich Preußische Stadt und liegt nicht innerhalb der Provinz Isle de France. Herr Herzog, nehmen Sie sich in Acht, das was Christine von Schweden mit Monaldsdeschi in Fontainebleau wagte, hier etwa en miniature nachspielen zu wollen! Vergessen Sie nicht, daß d'Anethan sich sofort an die preußischen Behörden wenden und sich auf den Gesandten Bonaparte's, den Herrn Laforest in Berlin, berufen würde?“

„Sie haben Recht, Herr Graf! ich vergaß ganz,“ entschuldigte sich der arme Herzog, der vielleicht nie in seinem Leben so schmerzlich seine Machtlosigkeit empfunden und so sehnlich sich nach Isle de France zurück gewünscht hatte.

„Wie stehen Sie mit den preußischen Behörden?" fragte der Graf.

„Ich fürchte, nicht besonders," entgegnete der Herzog kleinlaut, „Avaray quärulirt fortwährend, obwohl es ihm der König oft untersagt hat, und hat stets Streitigkeiten."

„Das ist, entschuldigen Sie," platzte der Graf heraus, „entsetzlich einfältig, aber Sie persönlich, mein theurer Herzog, der Sie so freundlich und liebenswürdig sind, haben Sie unter den Preußischen Beamten hier keinen, der Ihnen rathen könnte? Ich selbst bin der bestehenden Gesetze nicht kundig genug!"

„Doch, doch!" rief der Herzog plötzlich erfreut, „mein Sohn hat mir zwei Räthe vom Criminal-Gericht zugeführt, geistreiche Leute, deutsche Schriftsteller beide, die Herren Hoffmann und Schwarz; ich sehe sie zuweilen; Herr Schwarz hat mir neulich auch seine junge Frau vorgestellt, wissen Sie, eine von den lieben, blonden, deutschen Frauen, die so zart wie Blumen sind. Sie hieß wirklich Doris, wie bei uns die Schäferinnen auf dem Theater, eine liebenswürdige Frau, die auch in unserer Literatur trefflich Bescheid wußte. Der Herr Criminal-Rath Schwarz ist ein großer Feind Bonaparte's. Auch Herr Hoffmann liebt ihn nicht, das ist ein kleiner, seltsamer Herr. Er erzählte einmal in einer Soirée bei der Gräfin Branicka eine Geistergeschichte, daß wir uns Alle fürchteten. Und er erzählte mit einem so lebhaften Mienenspiel und solcher Stimme, daß er diesen Eindruck im höchsten Grade hervorbrachte, obwohl er deutsch erzählte und die Mehrzahl der Gesellschaft aus Polen und Franzosen bestand, die nur unvollkommen oder gar nicht deutsch verstanden."

Der Herzog sprach so lebhaft, daß der Graf fühlte, eine der wenigen angenehmen Erinnerungen sei wach in dem armen Edelmann geworden.

„Ich bitte Sie, Herr Herzog," bat er, „fahren Sie zu einem von den beiden Herren, aber sofort, und erkundigen Sie sich, auf welche Weise es möglich, den Verräther fest zu setzen, ohne gegen die Preußischen Gesetze zu verstoßen."

„So werde ich mich zu dem Criminal-Rath Schwarz begeben," sagte der Herzog entschieden, „die liebe, kluge Frau sagte mir eines Tag's, daß sie mich schätze, weil ich meinem Könige so treu geblieben im Unglück, wie ihr Gemahl dem seinigen bleiben werde in Ewigkeit!"

„Wir haben keine Zeit zu verlieren!" drängte der Graf.

Der Herzog schellte und befahl dem eintretenden Diener, den Wagen vorfahren zu lassen.

„Ich werde Sie begleiten, Herr Herzog," bemerkte der Graf, als sich der Diener entfernt hatte, „während Sie mit dem Criminal-Rath reden, bleibe ich im Wagen, nachher führen Sie mich direct zu dem Herrn Grafen von Artois."

„In dieser Kleidung zu Monsieur?" fragte der Hofmann mit naivem Erstaunen.

„Ich kenne den Herrn Grafen von Artois zu gut," entgegnete der Graf trocken, „um nicht vorher zu wissen, daß er meine Reisekleidung entschuldigen wird in diesem Falle."

Der Herzog, dem diese Ruhe imponiren mochte, machte keine weiteren Einwendungen und nahm den Arm des Grafen, um ihn zum Wagen zu führen.

Während die beiden fremden Edelleute zu dem Preußischen Criminal-Rath fuhren, hatte Monsieur, der Herr Graf von Artois, in den Gemächern, die er im Lustschlosse Lazienki dicht bei Warschau bewohnte, einen eigenen Auftritt.

Der Herzog von Blacas, sein treuer Gefährte, theilte ihm mit, daß eine schöne, junge Frau im Vorzimmer sei, die dringend verlange, ihn zu sprechen, aber ihren Namen nicht nennen wolle.

Monsieur lächelte leise, und sein ernstes Gesicht nahm einen gezwungen leichtfertigen Ausdruck an, der aber sofort wieder verschwand. „Lassen Sie die schöne Frau denn immerhin eintreten, mein lieber Herzog," sagte er. „Wir sind über die Zeiten hinaus, wo uns ein solcher Besuch hätte gefährlich werden können."

Der Herzog lächelte selbst ein wenig und ging.

Der Bruder des Königs aber war doch noch insoweit eitel, daß er sich vor der angekündigten schönen Dame so vortheilhaft als möglich zeigen wollte. Er knöpfte den altfranzösischen weißen Uniformrock mit dem Stern vom Heiligen Geist darauf, fest zu und rückte das goldene Vließ zurecht, das er um den Hals trug.

Monsieur, der Bruder des Königs, hatte noch ganz jene ritterliche Haltung, die ihn einst am Versailler Hofe vor Allen ausgezeichnet; sein Haar war dünner, sein Auge weniger feurig, die Züge in dem breiten, echt bourbonischen Antlitz schlaffer und die Bewegungen mehr würdevoll als elegant; im Ganzen aber war Carl Philipp von Bourbon, Graf von Artois, noch immer ein schöner Mann zu nennen.

Die ihm gemeldete Dame trat in's Zimmer und blieb verlegen an der Thüre stehen.

Der Prinz ging ihr nicht ohne Neugierde entgegen.

„Wie?" rief er beinahe erschrocken, einige Schritte vor der Dame stehen bleibend.

„Ah! das ist ja unmöglich!" sagte er dann, sich selbst beruhigend, und trat näher.

Sein Blick ruhte halb zärtlich, halb zweifelnd, halb freudig, halb bange auf dem lieblichen, reinen, ovalen Gesichtchen der schönen Frau Claire von Anethan, die mit zitternden Knieen vor dem Prinzen stand und mit nassen Augen zu ihm aufblickte.

„Ja, es ist nicht anders möglich!" sagte der Prinz mit bewegter, stockender Stimme, „Sie sind mein liebes, kleines Pathenkind Claire, Sie sind die Gemahlin des Herrn von Anethan, oh! mein Gott, wie

ähnlich sind Sie Ihrer verewigten Mutter geworden; oh! mein Kind, ich glaubte Ihre Mutter zu sehen, als Sie eintraten. Kommen Sie, liebes Kind, umarmen Sie mich, Ihr Anblick macht mich zwanzig Jahre jünger!“

Der Prinz umarmte Claire mit großer Innigkeit, die arme Frau hing weinend am Halse des Mannes, zu dem sie ein unwiderstehlicher Drang gezogen, bei dem sie sich erleichtert und sicher fühlte.

Mit freundlichen Worten beruhigte der Bruder des Königs die aufgeregte Claire. Er hatte die zarteste und liebenswürdigste Art zu handeln bei solchen Vorfällen, die zarteste Art, die man sich denken konnte.

Claire hatte ihre Thränen getrocknet, sie saß mit einem Gefühl von Seligkeit, das ihr verwaistes und vergrämtes Herz lange nicht gekannt, neben dem hohen Prinzen.

„Aber warum, meine kleine Claire,“ fragte der Graf von Artois plötzlich, „wollten Sie dem Herzoge von Blacas Ihren Namen nicht nennen?“

„Mein Gemahl hatte mir streng verboten, mich als seine Gemahlin zu zeigen bei irgend Einem vom Königlichen Hofstaate!“

„So, that er das? Was mag er für Gründe dazu gehabt haben?“ sagte der Prinz sinnend zu sich selbst.

Claire wurde todtenbleich, sie erinnerte sich jetzt erst wieder, weshalb sie nach Lazienki gekommen, weshalb sie gegen den Willen d'Anethan's den Hof des verbannten Königs aufgesucht, als sie die Ankunft des Grafen von Artois erfahren.

„Königliche Hoheit!“ flüsterte sie, sich fester an den Prinzen schmiegend, „hören Sie mich einige Minuten an. Ich bin hierher gekommen, um Ihnen Mittheilungen zu machen, die Ihnen wichtig sein müssen, besonders auch darum, weil ich sie Ihnen mache. Wollen Sie mich anhören?“

Monsieur, aufmerksam gemacht durch die plötzliche Blässe der schönen Frau und den eigenen Ton, in welchem sie sprach, nickte theilnehmend.

„Königliche Hoheit!“ sagte Claire, die Farbe wechselnd, aber mit großer Bestimmtheit, „ich habe Herrn von Anethan sehr geliebt, ich war glücklich in dieser Liebe, aber nur kurze Zeit; seit Jahren schon liebe ich ihn nicht mehr und bin namenlos unglücklich, weil mich das Schicksal an einen Mann gefesselt hat, den ich verachte, weil er ein Lügner, Betrüger und Verräther ist, den ich hasse, weil er ein Verräther an seinen und meinen Wohlthätern, weil er ein Verräther am Königlichen Hause Bourbon ist.“

Claire hielt inne.

Der Prinz sah ihr, ohne Ueberraschung zu verrathen, mit einem seltsam ernsten und traurigen Blicke in's Gesicht.

„Ew. Königliche Hoheit mißtrauen mir?“ fragte Claire heftig.

„Oh! nein, mein armes Kind," antwortete Monsieur milde, „Sie würden Ihren Gemahl nicht in dieser Weise anklagen, wenn Sie nicht Ueberzeugung und Gewißheit hätten; ich beklage Sie. Was mich selbst betrifft, so schmerzt mich der Verrath dieses Mannes um theurer Interessen willen, die dabei auf dem Spiele stehen und durch ihn gefährdet sein können, aber er überrascht mich nicht; das Königliche Haus ist seit langer Zeit daran gewöhnt, Undank und Verrath zu ernten gerade da, wo es Wohlthaten gesäet hat."

Der Prinz schwieg trübe, dann fuhr er fort: „Aber lassen Sie mich wissen, mein Kind, was Sie von dem Verrath dieses Mannes überzeugt hat?"

„Er steht seit Jahren in Briefwechsel mit Fouché und Talleyrand!"

Der Prinz lächelte leise: „Das wäre kein Beweis, liebes Kind, er könnte ja mit jenen Männern im Auftrage des Königs unterhandeln?"

Claire schaute betroffen auf. Diese Möglichkeit hatte sich ihr reines, argloses Gemüth nie vorgestellt.

„Die Politik zwingt uns zuweilen, zu solchen Mitteln unsere Zuflucht zu nehmen!" sagte Monsieur, dessen ritterliches Herz sofort die Empfindungen der verwandten Seele mitfühlte.

„Er nimmt aber auch Geld von Bonaparte!" fuhr Claire fort.

„Das muß er wohl, wenn er sich bei jenen Leuten nicht verdächtig machen will!"

Claire's Aufregung stieg, sie war überzeugt von der Schurkerei und der Verrätherei des Mannes, dessen Namen sie trug, sie kam, ihre Wohlthäter zu retten oder zu warnen, und nun stieß sie bei ihnen gerade auf eine Vertheidigung d'Anethan's, die ihr unmöglich gedünkt hatte Jahre lang.

„Ach! Königliche Hoheit," sagte sie, in Thränen ausbrechend, „ich weiß, daß er ein Verräther ist, aber ich sehe, daß es mir nicht gelingen wird, Sie zu überzeugen, obgleich ich viele Berichte gesehen habe, die er über den Königlichen Hof nach Paris geschickt hat!"

Der Prinz mochte der armen Frau nicht sagen, daß d'Anethan, wenn er ein Mal die Königliche Sache unter der Maske eines Kaiserlichen Agenten förderе, daß er dann auch schlimme Berichte über den Königlichen Hof nach Paris senden müsse, um sich nicht verdächtig zu machen, aber er schwieg, um ihr nicht wehe zu thun.

Plötzlich blitzte ein Strahl auf aus Claire's dunkeln Augen und hastig sagte sie: „Königliche Hoheit, es wird mir doch gelingen, Sie von der Verrätherei dieses Menschen zu überzeugen. War es zufällig, daß wir einige Wochen in Straßburg verweilten, bevor Se. Hoheit der Herzog von Enghien verhaftet wurde in Ettenheim? War es zufällig, daß d'Anethan noch während der Gefangenschaft des Prinzen in Straßburg nach Paris ging? War es nur zufällig, Königliche Hoheit, daß

wir nach Rom gingen und gleich darauf der Cardinal Maury von der gerechten Sache abfiel und sich mit Bonaparte alliirte? War es nur zufällig, daß wir nach München kamen zwei Tage vor der Verhaftung des treuen Mannes Auberlot, bei dem man Briefe Ew. Königlichen Hoheit fand? Oh! Königliche Hoheit, so könnte ich Ihnen noch manche Fälle nennen. Ueberall, wo wir hinkamen, geschah bald darnach etwas dem Königlichen Hause Nachtheiliges, und wie viele Reisen hat d'Anethan allein und ohne mich gemacht."

Der Prinz war vielleicht noch nicht ganz überzeugt von der Schuld d'Anethan's, aber er fühlte, daß Claire davon überzeugt sei, und zwar durch das Gesammttreiben ihres Gemahls; Winke waren ihm auch früher schon zugekommen, er hatte sie nicht beachtet. Die Bourbonen, vielleicht Ludwig XVIII. allein ausgenommen, waren trotz tausendfachen Verraths um sie her nicht mißtrauisch geworden. Es ist einer der großen Züge, die erbthümlich in dem alten Königsgeschlecht von Frankreich, bei dem einen Sprossen stärker, bei dem andern schwächer hervortreten, daß sie die Menschen stets für besser hielten, als sie waren. Kein Königshaus ist so vielfach getäuscht und betrogen worden, keines hat mehr Undankbare gemacht, aber immer und immer wieder glaubten die Bourbonen an die Treue. Das ist ein Fehler bei Königen, aber man muß aufrichtig sein und gestehen, daß es ein schöner Fehler ist.

„Liebes Kind," nahm der Graf von Artois das Wort nach einer kleinen Pause, „lassen Sie mich einige Fragen thun, die mich rascher zum Ziele führen werden. Sagen Sie mir, sah d'Anethan die officiellen Agenten Bonaparte's im Auslande?"

„Er hatte überall Verbindungen mit ihnen, Königliche Hoheit," antwortete Claire, „aber selten suchte er sie öffentlich auf, meist kamen Sie im Geheimen zu ihm!"

„Das überzeugt mich mehr von der Schuld dieses unseligen Mannes, als alles Uebrige," meinte der Prinz, „denn Agenten seiner Art werden sonst nicht in Verbindung gebracht mit den officiellen Vertretern. Noch eine Frage: Ist er in Verbindung mit dem bonapartischen Spion, der sich hier unter dem Namen eines Handelsagenten aufhält?"

„Noch gestern war Herr Galon Boyer in unserer Wohnung bis lange nach Mitternacht, Königliche Hoheit; durch ihn, glaube ich, verkehrt er mit Herrn von Talleyrand!"

„Das ist entscheidend!" rief der Graf von Artois lebhafter, als bisher, „denn wäre man seiner nicht ganz sicher in Paris, so würde man ihn durch Galon Boyer beobachten lassen, und Galon Boyer durch ihn, gegenseitige Controle; da man aber beide Männer in Verbindung gebracht hat, so ist man Beider gewiß."

Der Prinz schwieg eine Weile, dann sagte er milde: „Mein armes Kind, der König reist in diesen Tagen nach Mitau ab, und ich kehre übermorgen nach England zurück. Sie können bei dem unseligen

Manne nicht bleiben, ich darf Sie nicht bei ihm lassen, ich habe Anrechte auf Sie, ich habe Pflichten in Bezug auf Sie . . . . ."

Bewegt neigte sich Claire über die Hand des Prinzen und küßte sie. Monsieur hob ihr Köpfchen empor und küßte sie auf die Stirn, dann sprach er ernst: „Ich weiß nicht, was S. M. der König beschließen werden in Bezug auf diesen unseligen Mann, aber ich kann nicht zugeben, daß Sie auch nur zum Schein jetzt zu ihm zurückkehren. Ich werde Sie der Gemahlin meines Sohnes, der Frau Herzogin von Angoulème, vorstellen, Sie werden im Gefolge der Tochter meines unglücklichen Königs und Bruders, der den Märtyrertod gestorben ist, bleiben."

Weinend lag Claire an der Brust des Prinzen, der sie innig an sein Herz drückte.

Da schreckte sie ein eigenthümliches Geräusch auf.

Es wurde an der Thür gekratzt.

Der alte Hofgebrauch seit Ludwig's XIV. Zeiten war mit den verbannten und vertriebenen Bourbonen vom Versailler Schloß bis nach Polen gewandert. Der große Monarch konnte es nicht leiden, daß man in sein Cabinet trat, ein leises Kratzen mußte ihm zuvor andeuten, daß Jemand eintreten werde; er liebte es nicht, überrascht zu werden. Seitdem war es Sitte am französischen Hofe, seinen Eintritt durch ein leises Kratzen an der Thür vorher anzukündigen.

Monsieur stand auf.

Der Herzog von Blacas trat ein. Der Hofmann sah die Bewegung des Prinzen und die nassen Augen der Dame wohl, aber kein Zug seines Gesichtes verrieth, daß er es bemerkte. Er meldete nur, daß der erste Edelmann der Kammer des Königs, der Herr Herzog von Pienne, Sr. Königlichen Hoheit den Herrn Grafen von Versey vorzustellen wünsche und unterthänigst bitte, sogleich vorgelassen zu werden, da eine Sache von höchster Wichtigkeit zur Kenntniß Sr. Königlichen Hoheit gebracht werden müsse.

„Wollten Sie diese schöne Dame einstweilen zu Ihrer Frau Gemahlin führen, lieber Blacas, so würden Sie mich sehr verbinden," sagte der Prinz, „wie ich hoffe, wird Madame Claire bei uns bleiben. Lassen Sie die Herren eintreten! Liebes Kind, geben Sie dem Herrn Herzoge Ihren Arm, wir sehen uns nachher wieder!"

Der Herzog führte Claire durch eine andere Thür hinaus als die, durch welche er eingetreten. Der Prinz ging nachdenkend auf und ab, seine Gedanken waren bei der armen, jungen Frau.

Zehn Minuten später etwa führte der Herzog von Blacas die beiden Edelleute bei seinem Gebieter ein. —

Am Abend desselben Tages saß der sogenannte Graf d'Entraguès an einem offenen Fenster seiner Wohnung und blickte mißmüthig auf die Straße hinunter. Das schöne Frühlingswetter kümmerte ihn wenig, er war unruhig. Bald folgten seine Augen den Spaziergängern, die

auf dem Wege nach Lazienki hinzogen, bald blickte er forschend nach der Stadt.

„Es ist mir unbegreiflich!“ zürnte er leise, „das hat sie nie gethan! Sie liebt mich schon lange nicht mehr, ich weiß es, es ist ein Tropfen Bourbonenblut in ihr und“ — ein höhnischer Zug verzerrte d'Anethan's Gesicht — „ich liebe sie auch nicht; aber sie ist schön, sehr schön! Schöne Weiber sind zu vielen Dingen nütz, und selbst wenn sie so albern sind wie diese, Teufel! der alberne englische Lord in Turin wäre mir nicht entgangen, wenn sie nur etwas freundlicher gegen ihn gewesen wäre; ich hatte meine Rolle so gut gespielt, daß er mich für einen gefälligen Ehemann hielt und mich tief verachtete. Doch, wo kann sie sein? Möchte sie sein, wo sie wollte, wenn nur der Graf von Artois nicht in Lazienki wäre. — Ich habe eine unbestimmte Angst!“

Der Verräther schaute wieder zum Fenster hinaus, da sah er eine Karosse, die von Lazienki her kam!

Es sind die Pferde des Herzogs von Pienne, die andern armen Teufel haben keine Pferde mehr; der Todescandidat aber kann sich von den schönen Thieren nicht trennen, weil sie ihm der Kaiser von Rußland geschenkt hat.

Der offene Wagen kam näher; der Herzog von Pienne saß nebst dem Grafen Vavel de Versey darin.

„Das ist ein fremdes Gesicht,“ murrte der Verräther, während er sich ehrfurchtsvoll grüßend weit aus dem Fenster beugte, „das ich aber irgendwo schon gesehen habe. Was ist das?“ rief er, sich bestürzt aufrichtend.

Die Herren waren vorüber gefahren, sie hatten ihn bemerkt, aber seinen Gruß nicht erwiedert.

„Was bedeutet das? Der Graf von Artois ist in Lazienki, meine Frau ist seit Mittag fort und ich weiß nicht wohin? Der Herzog von Pienne, sonst der höflichste Mann von der Welt, der mir noch vorgestern die volle Zufriedenheit seines Monarchen mit meinem Dienste aussprach, der mich noch gestern freundlich grüßte, der fährt vorüber, ohne meinen Gruß zu erwiedern? Ha! dieses Weib, es ist bei dem Grafen von Artois, es ist in den Schooß ihrer Familie zurückgekehrt. Verdammt, die Person hat mich verrathen! Aber, was kann sie verrathen? Sie weiß nichts! Alles ist in Ordnung! Und selbst wenn sie mich hätte verrathen können, was hätte ich zu fürchten? Preußen ist in Frieden mit dem Kaiser, man wird nicht wagen, mir ein Haar zu krümmen! Und dennoch bin ich nicht ruhig!“

Zehnmal stand der Verräther im Begriff, zu Salon Boyer, dem offiziellen Handelsagenten Frankreichs in Warschau, zu gehen, aber er ging nicht, denn er hoffte immer noch, daß Claire zurückkehren werde, weil er es wünschte. Es wurde still und dunkel, die polnische Magd, welche er zur Bedienung seiner Frau angenommen, brachte Licht. Er

sprach mit ihr, er verständigte sich nothdürftig mit ihr, er forschte sie aus, aber das Mädchen wußte offenbar nicht mehr, als was sie ihm gleich gesagt, daß ihre Herrin gegen Mittag ausgegangen.

Endlich entschloß sich d'Anethan, zu Galon Boyer zu gehen und sich bei ihm Raths zu erholen.

Der geheime Agent des Kaiserlichen Ministers schritt hastig durch die staubigen Straßen Warschau's und wand sich mit Ungeduld und Geschick zugleich durch das Gewirre der Wagen und Fahrzeuge aller Art, welche mit ewiger Hast und Unruhe unaufhörlich die Straßen der polnischen Hauptstadt nach allen Richtungen hin durchkreuzen und für den Unkundigen stets ein Schrecken, oft eine wirkliche Gefahr bilden, namentlich in der Stunde, wo die Dämmerung rasch der Dunkelheit Platz macht. In Warschau fährt Jeder, die Straßen sind auch kaum für Fußgänger eingerichtet, denn so weit sie gepflastert sind, ist es auf eine so eigenthümliche Art geschehen, mit so spitzen Steinen, daß der Leiter der Pflasterung nothwendigerweise nur an des Rosses eisenbeschlagenen Huf, unmöglich aber an des civilisirten Menschen leicht beschuhten oder gestiefelten Fuß gedacht haben kann.

Auf mancherlei Umwegen gelangte der Graf d'Entraguès an die niedere Thür eines elenden Fachwerkhauses mit Schindeldach. Ohne sich aufzuhalten, drückte er die Klinke nieder und wollte eben eintreten, da hörte er wie eine Stimme dicht bei ihm und ganz vernehmlich im reinsten Französisch sagte: „Da sehen Sie den Verräther, er geht zu Galon Boyer, in dessen Wohnung er sich durch dieses Hinterhaus schleicht!"

„Der Elende!" antwortete eine andere Stimme.

Trotz seiner Befürchtungen, trotz seiner Unverschämtheit war der Graf d'Entraguès erschrocken stehen geblieben und hatte sich umgeschaut, aber es war bereits so dunkel, daß er kaum die Gegenstände in seiner nächsten Umgebung zu erkennen vermochte. Zwei, drei rasch hintereinander vorüber rasselnde Wagen machten ihm jeden weiteren Schritt, jede weitere Nachforschung, wenn ihm an einer solchen gelegen gewesen wäre, unmöglich. Er hatte nichts gesehen, als zwei dunkele Gestalten in unbestimmten Umrissen, aber die Worte in französischer Sprache hatten ihm verrathen, daß er entdeckt und von wem er entdeckt!

Geflissentlich hatte man ihn diese Worte hören lassen.

Der Verräther sann eine Weile, dann trat er in die Hütte und verfolgte seinen Weg durch Hintergebäude und über schmutzige Höfe, bis er das Haus betrat, das Galon Boyer bewohnte.

Der französische Handelsagent war nicht zu Hause und es war eine schmerzliche Stunde der Ungeduld, der Pein und der Erwartung, die Graf d'Entraguès zubrachte in dem einsamen Gemach, in das Galon Boyer's Diener ihn geführt. Zwanzig Mal war er im Begriff zu gehen, aber er wußte eigentlich nicht wohin, und doch bedurfte es einer

Anstrengung aller seiner Kräfte, um die Ungeduld und die Unruhe zu beherrschen, die ihn zu verzehren drohte.

Endlich näherten sich rasche Schritte der Thür, der Graf athmete erleichtert auf, aber es war nicht Galon Boyer, der eintrat, sondern dessen Secretair.

„Baptistin sagte mir, daß Sie hier seien, Herr Graf," redete ihn der Secretair hastig an, „Herr Boyer ist abwesend, und vielleicht ist die Nachricht wichtig, die ich so eben von sicherer Hand erhalten habe."

„Reden Sie, ich bitte!" entgegnete der Graf, der einem Anderen gegenüber sofort seine unerschütterliche Ruhe und Kälte wieder gewann.

„Heute Morgen ist ein französischer Herr mit zwei Damen und einem Diener in eigenem Wagen mit Extrapostpferden hier angekommen und in einem bereits vorausbestellten Quartier am Zygmuntischen Platz abgestiegen. Einige Stunden nach seiner Ankunft ist er ausgegangen. Nach drei Uhr hielt die Equipage des Herzogs von Vienne ziemlich lange vor der Wohnung des Criminalrathes Schwarz, und der am Morgen angekommene Herr saß allein darin, bis der Herzog, der bei dem Criminalrath Schwarz einen Besuch gemacht, wieder herunter kam. Dann fuhren die Herren nach Belvedere, wahrscheinlich nach Lazienki."

„Wußte Herr Boyer um die Ankunft des fremden Herrn?" fragte der Graf.

„Ja, und ich fürchte, Herr Boyer befindet sich auf einer falschen Fährte," entgegnete der Secretair, „denn da wir gegen Mittag erfuhren, daß die Wohnung durch den Capitain Melunoff, einen der russischen Verwandten des Grafen Krasinsky, bestellt worden sei, so kam Herrn Boyer die Sache so wichtig vor, daß er sich selbst zu dem Juden begab, der unsere geheimen Verbindungen mit Rußland vermittelt."

„Wo dieser Jude wohnt, wissen Sie wohl nicht?" fragte der Graf den Secretair mit eigener Betonung.

„Ich kenne den Mann wohl," antwortete der Secretair unbefangen, „aber Herr Boyer hat mir die Wohnung desselben nicht gesagt."

„Haben Sie etwas Neues aus Lazienki?"

„Ein Theil der Königlichen Familie geht morgen schon nach Mitau ab," erwiederte der Secretair. „Auch diese Nachricht erfuhr ich so eben, und sie machte mich stutzig, denn früher war es, wie Sie wissen, anders bestimmt. Der König bleibt noch bis Dienstag. Es muß etwas vorgegangen sein seit der Ankunft dieses Fremden!"

„Meinen Sie?" fragte der Graf und seine Stimme klang so aufrichtig, daß der Secretair völlig sicher ihm eben seine Gründe entwickeln wollte, als der Handelsagent Galon Boyer wirklich eintrat. Ein Blick von ihm verabschiedete den Secretair.

„Nun, Graf," sagte der Agent, sich stöhnend in einen Stuhl werfend, „Sie haben mir einen heißen Tag gemacht, ich mache Ihnen dafür wohl desto leichtere, denn um den Königlichen Hof brauchen Sie

sich nicht weiter zu bemühen, dafür hat Ihre schöne Frau hinlänglich gesorgt."

Der Agent lachte plump und rieb sich die Hände; er freute sich offenbar der Schlappe, die sein Genosse erlitten.

„Ich verstehe Sie nicht ganz, mein Herr!" sagte der Graf kalt.

„Glaub' ich, glaub' ich, obwohl ich sonst nicht viel glaube!" rief Galon Boyer guter Laune, „aber lassen Sie sich's nicht verdrießen; nirgendwo mehr Gefahr für Sie, habe Alles schon abgemacht, aber freilich wünscht der Preußische Herr Polizei-Präsident, dieser liebe Herr von Tilly, daß Sie recht bald abreisen möchten. Da aber die Bourbonen Warschau verlassen, so wäre Ihre Mission so wie so zu Ende gewesen."

„Wollen Sie nicht die Güte haben, mein Herr, sich etwas deutlicher auszusprechen!" sprach der Graf mit vollkommener Ruhe.

„Nun, Ihre schöne Frau Gemahlin ist ganz offen, kurz und gut, nach Lazienki gefahren, hat bei dem sogenannten Herrn von Ponthieu, dem Bruder des Königs, eine Audienz nachgesucht und dem Herrn gesagt, daß Sie der geheime Agent der Kaiserlichen Regierung seien, daß Sie die Berichte über die Bourbonen nach Paris lieferten, daß Sie einen Brief des Königs an die schwedische Majestät, — wissen Sie, Graf, Sie thaten sich etwas zu Gute auf diesen Streich, — copirt und nach Paris geschickt, daß Sie endlich mit mir und andern officiellen Agenten in Verbindung ständen; das wird so ungefähr der Hauptinhalt der Erzählung Ihrer Frau Gemahlin gewesen sein. Anfänglich hatten die Herrschaften in Lazienki Lust, Sie verhaften zu lassen und sich wenigstens Ihrer Papiere zu bemächtigen. Sie ließen auch deshalb bei einem preußischen Juristen anfragen, erhielten aber die Antwort, daß es unmöglich sei; polizeilich wäre es wohl möglich gewesen, aber die preußische Regierung mag eben auch keine Lust haben, sich in diplomatische Verlegenheiten wegen solch' einer Angelegenheit zu bringen, und deshalb wünscht sie auch, daß Sie sich von hier entfernen, denn die Herrschaften in Lazienki sollen die Absicht haben, Sie von Mitau aus durch die russischen Agenten reclamiren zu lassen; für jetzt sind Sie, wie gesagt, noch ganz sicher."

„Wissen Sie mir vielleicht zu sagen, wer der fremde Franzose ist, der heute Morgen angekommen?" fragte der Graf.

„Ich bin außer Stande," entgegnete Galon Boyer ärgerlich, „er ist bei dieser Geschichte betheiligt, darüber hege ich keinen Zweifel, aber ich kann nicht begreifen, in welcher Weise; er muß Verbindungen in St. Petersburg haben."

„Wissen Sie etwas von meiner Frau? Ist sie in Lazienki?"

Der Agent lachte auf eine so empörende Weise und verzerrte sein Gesicht so beleidigend dazu, daß den Grafen der Zorn zu übermannen drohte; mit Mühe nur hielt er an sich.

„Hätten Sie mir die kleine hübsche Frau früher anvertraut, Graf, so hätte sie Ihnen diese Posse nicht gespielt. Wo sie jetzt ist? Hm!

Wo soll sie sein? Bei dem Herrn Grafen von Ponthieu, dem Bruder des Königs. Wie ich höre, wird Seine Königliche Hoheit die Dame mit nach England nehmen, als angenehme Reisegesellschaft!"

Der Agent lachte wieder unverschämt auf, aber der Graf antwortete mit einem Blick kalten Spottes; der plumpe Hohn des Agenten konnte ihn, der Claire's Verhältnisse zu Monsieur kannte, nicht treffen.

Galon Boyer und d'Anethan Entraguès trennten sich eben nicht mit den freundschaftlichsten Gefühlen für einander.

Das Gesetz vom 17. Januar 1820

bildet bekanntlich den Grundstein des vortrefflichen preußischen Staats-Credits. Es stellte nach der Zerrüttung der Verhältnisse, wie sie die vorangegangene schwere Zeit veranlaßt hatte, eine musterhafte Finanz-Verwaltung her und ordnete mit weiser Sparsamkeit und der sorgfältigsten Gewissenhaftigkeit nicht nur die Tilgung der vorhandenen Staatsschulden, sondern auch deren Sicherstellung an.

Aus den Einkünften der Domainen, Forsten und säcularisirten Güter wurden zur Deckung des jährlichen Bedarfes für den Unterhalt der Königlichen Familie, des Königlichen Hofstaats und der sämmtlichen Prinzlichen Hofstaaten 2,500,000 Thaler jährlich angewiesen, die demnächst noch zur Verfügung bleibenden Domänen, Forsten und säcularisirten Güter aber wurden den Staatsgläubigern zur Sicherstellung verpfändet. Bei jeder neuen Anleihe ist die Verpfändung in der ursprünglichen Form wiederholt.

Die Summe von 2,500,000 Thaler war selbst im Jahre 1820 mäßig, — ersichtlich hatte bei deren Feststellung eine große Rücksichtnahme auf die bedrängte Lage des Landes stattgefunden — aber sie gab unserem Regentenhause doch Einkünfte, welche den damaligen finanziellen Verhältnissen entsprachen, und zugleich gewährte die Regierungsform Preußens Könige ausgedehnteste Disposition, deren Anwendung die Durchführung der unserem Vaterlande so segensreichen hohenzollerischen Hauspolitik sicherte.

Bei der Wandelung der Staatsform lag das Bedürfniß nahe, die Einkünfte der Krone zu mehren und so dem Könige direct die Mittel zuzuführen, aus seinen Einkünften zu leisten, was früher sein mächtiges Wort allein schon ins Leben rief. Diesem Bedürfniß wurde aber nicht genügt, und in der Verfassung wurde durch den § 59 bestimmt:

> „Dem Kron-Fideikommiß-Fonds verbleibt die durch das Gesetz vom 17. Januar 1820 auf die Einkünfte der Domainen und Forsten angewiesene Rente."

Wir wissen wohl, daß die Zahl derer groß ist, welche aus den Erfahrungen, welche uns die mehrjährige Anwendung der Constitution gewährt hat, die Ueberzeugung geschöpft haben, daß grade weil in constitutionellen Staaten sich zur Ausführung gewöhnlich nur das empfiehlt, was einen Ertrag und eine rentable Speculation verspricht, alles Andere aber in den Hintergrund gedrängt wird und unausgeführt bleibt, es doppelt nothwendig wird, den König in den Stand zu setzen, anzuordnen, zu fördern und auszuführen, was den höheren Interessen des Landes dient. Man glaubt aber fast allgemein, dem bei allen einsichtigen Conservativen vorhandenen Wünschen könne nicht genügt werden, weil die im Gesetze vom Jahre 1820 ausgeführte Verpfändung der Domainen, Forsten und säcularisirten Güter eine Erhöhung der Kroneinnahmen hindere.

Diese Annahme wird großen Theils durch den Wortlaut des § 59 der Verfassung hervorgerufen. Der Wortlaut giebt aber das Sachverhältniß entschieden falsch an.

Die betreffende Stelle lautet im Gesetz vom 17. Jan. 1820 wörtlich:

„Für die sämmtlichen jetzt vorhandenen und in dem von Uns vollzogenen Etat ausgegebenen Staatsschulden und deren Sicherheit, in sofern letztere nicht schon durch Special-Hypotheken gewährt ist, garantiren Wir hierdurch für Uns und Unsere Nachfolger in der Krone mit dem gesammten Vermögen und Eigenthum des Staats, insbesondere mit den sämmtlichen Domainen, Forsten und säcularisirten Gütern im ganzen Umfange der Monarchie mit Ausschluß derer, welche zur Aufbringung des jährlichen Bedarfs von 2,500,000 Thalern für den Unterhalt Unserer Königlichen Familie, Unsern Hofstaat und sämmtliche Prinzliche Hofstaaten, so wie auch für alle dahin gehörenden Institute u. s. w. erforderlich sind."

Wer diese Bestimmung aufmerksam und sachverständig prüft, wird keinen Augenblick zweifelhaft bleiben, daß durch dieselbe nicht eine Rente von 2,500,000 Thalern mit Prioritätsrecht auf die Domainen, Forsten und säcularisirten Güter eingetragen ist, sondern daß ein Theil jener Domainen ꝛc. von der Verpfändung ausgenommen wurde. Die in Aussicht gestellte vollständige Tilgung der Staatsschulden gab wohl zunächst den Anlaß, daß die durch jene Bestimmung bedingte Ausscheidung eines Theils der Domainen, Forsten und säcularisirten Güter unterblieb. Diese Ausscheidung drängte auch durchaus nicht, da der Werth des nicht mit verpfändeten Theils sehr genau angegeben war: Domainen, Forsten und säcularisirte Güter, welche am 17. Januar 1820 einen Ertrag von 2,500,000 Thalern lieferten, und weil die Ordnung, welche schon damals in unserer Domainen-Verwaltung herrschte, die nachträglichen Ausweise vollständig gestattet.

Da die Hoffnung, sämmtliche Schulden des Staates zu tilgen, besonders durch die Bedürfnisse der letzten Jahre in weite Ferne geschoben

ist, scheint es uns selbst im Interesse der Staatsgläubiger zu liegen, daß die ihnen nicht verpfändeten Domainen, Forsten und säcularisirten Güter nachträglich ausgeschieden und in gesonderte Verwaltung genommen werden.

Sobald dies geschieht, wird sich ergeben, daß der von der Verpfändung ausgeschlossene Grundbesitz jetzt einen weit höheren Ertrag gewährt, als 2,500,000 Thaler, und somit wären die Mittel reichlich vorhanden, die Kron-Einnahmen ausreichend zu steigern. Nach dem Gesetze vom 17. Januar 1820 könnte eine derartige Steigerung unbedenklich erfolgen, und es bleibt nur zu erörtern, ob die Bestimmung des § 59 der Verfassung das ursprüngliche Verhältniß alterirt.

Alle, welche sich der Entstehung jenes Paragraphen erinnern, wissen, daß nicht entfernt die Absicht vorlag, durch denselben der Krone ein neues Recht zu schaffen, oder das bestehende Recht abzuändern, sondern daß nur die im Gesetz vom 17. Januar 1820 getroffene Bestimmung aufrecht erhalten werden sollte. Uebrigens beseitigt auch die Fassung selbst jeden Zweifel: „dem Kron-Fideicommiß-Fonds verbleibt die durch das Gesetz vom 17. Januar 1820 ꝛc. angewiesene Rente," heißt es dort. Die Wahl der unrichtigen Bezeichnung „Rente" kann keinen Falls die Behauptung zulässig machen, das frühere Verhältniß sei durch dieselbe geändert, um so weniger, da durch den Zusatz „die durch das Gesetz vom 17. Januar 1820 angewiesene" außer Zweifel gestellt wird, was hier eigentlich gemeint ist.

Wir würden im Interesse der conservativen Sache dringend wünschen, daß diese Zeilen eine recht gründliche Erörterung des hochwichtigen Gegenstandes anregen möchten. Erfolgt die nach dem Gesetze vom 17. Januar 1820 höchst wünschenswerthe Absonderung des den Staatsgläubigern nicht verpfändeten Theils der Domainen, Forsten und säcularisirten Güter, dann möchte es auch geboten sein, dem § 59 der Verfassung eine präcisere und eine den Bedürfnissen unseres Vaterlandes in der jetzigen Staatsform entsprechendere Fassung zu geben.

Die Naturgesetze

der Erziehung und des Unterrichts, praktische Anwendung der Phrenologie auf die Erziehungslehre, von Gustav Scheve, Stettin bei von der Nahmer, 1855.

Diese Schrift ist nur das Resumé einer größeren, bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen, welche den Titel führt: „Phrenologische Bilder, zur Naturlehre des menschlichen Geistes und deren Anwendung auf Wissenschaft (auf Religion, Erziehung, Strafrecht, Politik, bildende

Kunst ꝛc.)." Im Vorwort dieses, 96 Seiten starken, Resumés sagt der Verfasser: „Dasselbe enthält wesentlich Neues, indem darin die Naturgesetze der Erziehung und des Unterrichts dargelegt sind. Das Schriftchen bildet so einen ergänzenden, vielfach auch berichtigenden Anhang zu jeder Erziehungsschrift. Da das Schriftchen ohne Zweifel auch seine Schwächen und Mängel hat, weil das Neue seinem Wesen nach nicht gleich vollendet dastehn kann, so erlaubt sich der Verfasser, im Interesse der nothwendigen Fortbildung der Sache, die Kritik um eine möglichst strenge Beurtheilung des kleinen kecken Neulings zu bitten." — Fürwahr, bei mir war sie überflüssig, diese naive Bitte, je suis bien touché, aber ich pflege schon aus eigenem Antrieb kein gutes Haar an Dem zu lassen, woran wirklich keins ist. Doch will ich auf ein so besonderes Verlangen Rücksicht nehmen, und, um dem holden „Schriftchen" gerecht zu werden, mich so einrichten, daß der „kleine kecke Neuling" mir einen Mangel an Strenge nicht vorzuwerfen haben wird.

Zu den widerlichsten Erscheinungen, welche das Naturreich aufweist, gehört ein kollernder Esel. Dieser Erscheinung entspricht im Reiche des Geistes die Verwirrung und Verkehrtheit, welche jede große geistige Bewegung, sie sei nun ein Rückschritt oder Fortschritt, eine Verschlechterung oder Verbesserung, in beschränkten und halbgebildeten Köpfen anrichtet. Man kann von einem gewissen und wohlberechtigten Standpunkt der Aesthetik — meiner ist es nicht — den persönlichen Typus von Goethes Werther als einen hochpoetischen schätzen. Jedenfalls aber müssen auch die glühendsten „Goethekoraxe" zugeben, daß die Modenarren von damals, welche selber im Wertherfrack und mit der Wertherfrisur sentimental paradirten, alberne Jungen und lästige Gesellen gewesen sein müssen. So geht es auch heutzutage. Die Zeitrichtung ist eine entgegengesetzte geworden. Dem gottvergessenen Schwelgen in individuellen Gefühlen folgte zunächst die Durchgangsperiode einer derben entzügelten Sinnlichkeit. Nachdem man so lange seine eigene Seelenschönheit gegenseitig idolatrisch angestaunt, kam man durch Heine, Lenau, Beck in der Belletristik dahin, daß man auch Körpertheile als Fetische behandelte. Doch transit gloria mundi. Der Zeitgeist trieb weiter. Seiner Meinung nach schadet die Emancipation des Fleisches dem materiellen Interesse. Man wurde krank und arm an diesem Princip: Lenau's, Heine's, Byrons Verkommen bewies es. Also suchte sich der Zeitgeist dann eine neue Bahn: versteht sich, immer in der alten Richtung, im Abfall von Gott, immer weiter weg von seiner Gnade! Die Führer des alten überwundenen Bacchus-Standpunktes grollen über das neue Licht, was ihre selbstaufreibenden Gelüste verdammt, was alle Poesie und Phantasie von vornherein verwirft, und was nur das Utilitätsprincip, den medizinischen, juristischen, industriellen Kalkül gelten läßt. Darum hat Vischer in Zürich sich laut gegen den „brutalen Materialismus" Moleschotts erklärt, darum spöttelt Heine aus Paris: „Die alte frivole Generation

verröchelt; ein neues Bestreben, ein Katzenfrühling der Poesie regt sich in Kunst und Leben!" Jede geistige Bewegung muß sich in sich selbst abschließen: sie muß ihren Kreislauf vollbringen. So auch die der deutschen Freigeisterei. Gegenwärtig ist sie so weit gekommen, daß sie jede Poesie unmöglich macht, indem sie sich durch Moleschott, Vogt, Büchner, Mulder, Burmeister zum abstracten Materialismus systematisirt. Naturgemäß ist dadurch jedes poetische Gemüth, jeder für Kunst empfängliche Sinn auf die entgegengesetzte Seite, also auf die der Religion, gewiesen. Und wenn es nun wahr wäre, was Anastasius Grün uns verkündet hat, daß „niemals ausgesungen das alte, ew'ge Lied," und daß der letzte Mensch auch der letzte Dichter sein werde, so müßte die Zeit der Verheißung ja sehr nahe für unser Volk sein und müßte durch den unvertilgbaren Hang des Menschen zur Poesie der Materialismus, d. i. die letzte Burg der Freigeisterei in Deutschland, überwunden werden. Doch ist erst abzuwarten, ob Grün's Voraussetzung von der Allgemeinmenschlichkeit der poetischen Anlage sich bestätigt. Ich hoffe von der ästhetischen Reaction gegen den Materialismus Wenig oder Nichts. Das Uebel liegt tiefer. Für den Augenblick müssen wir uns in die Thatsache ergeben, daß Männer wie Moleschott und Büchner die öffentliche Meinnng in allen nicht streng conservativen Kreisen geblendet haben: die Argumente, welche der ästhetische Liberalismus gegen sie vorgebracht hat, sind so erbärmlich, daß sie nur zu ihrer Verherrlichung dienen. Wenigstens bleibt dabei der Trost, daß die beiden zuletzt genannten Führer des Materialismus keine Dummköpfe sind. Anders aber verhält sich's mit der großen Menge ihrer Schleppträger, die in das nun einmal beliebte Horn blasen und in der That die Katzenmusik, von der Heine spricht, zu Stande bringen. Zu dieser Zahl gehört Scheve, auf den desselben Dichters Wort paßt: „Er ist ein Genie, das sich nicht von der Natur entfernt hat, mit Gelehrsamkeit sich nicht brüsten will und in der That Nichts gelernt hat." Schon die angeführte Stelle der Vorrede zeigt ihn uns als einen Mann, der kaum halbgebildet zu nennen ist: sonst könnte er, ohne, wie Büchner und Moleschott, das Dasein des Geistes direct zu läugnen, unmöglich verkennen, daß die Natur bloß für leibliches Wachsthum, also für materielle Verhältnisse, Gesetze haben kann, daß aber für geistige Verhältnisse, für den freien Willen des Menschen, kein Natur-Gesetz möglich ist. Man trete an eine Farobank, an ein Roulette: das Spiel selbst, weil es etwas Mechanisches ist, hat sein Natur-Gesetz, nämlich dies, daß das Glück wechselt; die Gemüths-Verfassung der Spielenden aber läßt sich nach keinem Natur-Gesetz feststellen. So ist es auch in der Erziehung. Das Ab- und Zunehmen des leiblichen Wachsthums hängt vom Natur-Gesetz ab, allein die geistige Entwickelung aus demselben herleiten zu wollen, ist so verkehrt, wie wenn man aus der Zahl von Geldstücken, die ein Pointeur gewinnt oder verliert, dessen Gedanken und Gefühle berechnen wollte.

Sehen wir uns nun Scheve's Natur-Gesetze der Erziehung näher an. Das Buch trägt als Motto den Vers Schiller's:

> Gönne dem Knaben zu spielen, in wilder Begierde zu toben,
> Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.

Ich weiß nicht, ob ich zu weit gehe, wenn ich gleich dies erste Wort, obschon es von Schiller herrührt, für Humbug erkläre. Zurückkehren kann man nur zu Etwas, von wo man ausgegangen ist. Der wild tobende Knabe aber geht nicht aus lauter Anmuth hervor: im Gegentheil scheint mir, selbst auf die Gefahr, bei dem weiblichen Theil unserer Leser in Ungnade zu fallen, ein aus den Windeln hervorkriechender kleiner Mensch sehr anmuthlos. Doch das ist individuell: Mancher findet's reizend, oder stellt sich doch so, obgleich er sonst nichts Verschrobenes an sich hat. Dem Hauptmotto folgt als Zierde des ersten Capitels das Untermotto: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm." Scheve faßt dieses tiefsinnige Dictum auf besonders geistreiche Art: er behauptet geradezu, daß Kinder nicht anders sein können, wie die Eltern, sofern diese nicht selbst wesentlich verschiedenen Charakters waren. Es wäre überflüssig, so völlig aus der Luft gegriffene und durch Nichts zu beweisen versuchte Behauptungen einer ernstlichen Untersuchung zu würdigen. Die bekannte Geschichte, daß Kinder sehr oft aus der Art ihrer beiden Eltern schlagen, beweist, daß der „kleine, kecke Neuling" sinnlos faselt.

Das zweite Capitel ist bemottot:

> Der Erziehung goldne Weisheit liegt
> In der Menschenkunde tiefem Schacht verborgen;

das soll heißen: ich, Scheve, bin ein tiefgeschachtet weiser Mann. Dies uns klar zu machen, fährt er fort: „Das neugeborne Kind ist noch kein vollendeter Mensch, es soll erst ein solcher werden, zu einem solchen heranwachsen. Dieses Wachsen ist ein Wachsen an Stoff und ein Wachsen an Kraft. Die Kraft ist an den Stoff gebunden. Das Maß der Kraft ist durch die Beschaffenheit des Stoffes bedingt. Das Wachsen der Kraft entspricht daher dem Wachsen des Stoffes: beides fällt in eins zusammen...... Das Gehirn ist das Werkzeug oder Organ des Geistes, indem alle Geistesthätigkeit, alles Denken, Fühlen, Wollen durch das Gehirn vermittelt wird, ohne Gehirnthätigkeit nicht stattfinden kann. Da das Gehirn als Theil des Körpers allen körperlichen Gesetzen unterliegt, so ist auch das Maß der Geisteskraft durch die Masse und die Beschaffenheit des Gehirnes bedingt." — Sie sehen, dies ist wörtlich von Büchners Stoff- und Kraft-Theorie entnommen. Scheve selbst hat gar keine eigenen Erfindungen, sondern entnimmt seine Gedanken den Schriften der Naturmaterialisten und zieht daraus sinnlose Folgerungen; das nennt er eine neue Wissenschaft und betitelt sie Schädellehre, Phrenologie. Allein die Behauptung, daß das Denken im Gehirn sitze, ist willkürliche Voraussetzung, für die sich kein Beweis bei-

bringen läßt. Man sagt wohl, ohne Kopf könne man nicht denken. Allerdings, aber wer den Hals verlöre oder einen Schuß durchs Herz bekäme, verlöre die Denkkraft eben so gewiß wie der, dem man den Schädel einschlägt: ja sogar ein kunstgerechter Boxerschlag vor den Magen betäubt minutenlang und macht allem Denken, Fühlen und Wollen (daneben es auch ein Glauben und Genießen als selbstständige Functionen giebt) prompt ein Ende. — Wie nun dies zweite Capitel aus Büchner, so ist das folgende aus Moleschott abgeschrieben: der Inhalt ist, man solle keine Kartoffeln essen, sie machten dumm. Bekanntlich ist dieser Satz das Steckenpferd Moleschotts, der gegen die armen Erdäpfel mit komischer Erbitterung Krieg führt. Ich liebe die Kartoffeln auch nicht, ob sie aber wirklich verdummen, kann Moleschott mit sich selbst abmachen: Scheven läßt sich aus naheliegenden Gründen darüber kein Urtheil zutrauen. — Im vierten Capitel kommt der Verfasser wieder auf das Toben der Jungens als Naturnothwendigkeit zurück. Hier tritt nun der erste practische Hauptfehler seines Erziehungswesens hervor: der höhere Zweck wird dem niederen untergeordnet. Allerdings gehören laute Spiele zur gesunden Entwickelung eines Knaben, aber als Erholung und Ausnahme, keineswegs als Beschäftigung und Regel. Den Knaben dabei seinem Instinct überlassen, heißt ihn systematisch verderben, ihn gemein machen. Daß dem Kinde früh die Begriffe des Anstandes, des Tactes und der Rücksicht auf Andere, die nicht gestört sein wollen, beigebracht werden, ist unendlich viel wichtiger, als daß es sich austobt. Herr Scheve behauptet aber, durch recht viel Toben wachse das Gehirn, folglich die Geisteskraft. Ein Beweis dafür fehlt wieder gänzlich. — Im fünften Capitel nimmt Scheve einen bedeutungsvollen Anlauf, und in tiefsinnigem Pythiastyl beginnt er zu orakeln wie folgt: „Ein geborener Zwerg kann nicht durch anhaltende Körperübung ein Riese werden. Ein von Natur geistig beschränkter Mensch nicht durch Geistesübung ein Genie. Also die Uebung kann nur das, was die Natur geschaffen, in gewissem Maße ändern. Denken wir uns hundert Kinder, alle Grade der geistigen Begabung, vom ersten oder niedersten bis zum hundertsten oder höchsten darstellend. Durch die möglichst zweckmäßige Uebung kann nun etwa, meine ich, das erste Kind bis zur 20., das zwanzigste bis zur 40., das vierzigste bis zur 60. Stelle vorrücken. Ein geistreicher Lehrer dagegen sprach mir seine Ansicht dahin aus, der Erzieher vermöge die beim Zöglinge vorgefundene Anlage nur innerhalb der Zehnerzahlen (1—100) zu steigern. Unter jenen hundert Kindern z. B. könne das erste nur bis zur 10., das zehnte nur bis zur 20., das zwanzigste bis zur 30. Stelle vorrücken.“ — Hier haben wir nun den zweiten Hauptfehler dieser Erziehungsmethode. Alle Entwickelung ist und bleibt danach mechanisch: das ist Grundsatz dieser Methode — aber dieser Grundsatz ist auch wieder eine unerwiesene, unerweisliche, falsche Voraussetzung. Die Thatsache steht fest, daß es menschliche Naturen

giebt, die sich in reiferem Alter, nachdem das physische Wachsen bei ihnen ganz aufgehört, plötzlich zu entwickeln anfangen in einer vorher nicht vorauszusehenden Weise. Ich berufe mich auf Julius Cäsar, der bis zum vierzigsten Jahre ein thatloser Schwelger war und dann erst, ohne allen äußeren, geschweige denn körperlichen Anlaß, „für die Unsterblichkeit Etwas zu thun“ begann. Ich berufe mich auf Tiber, der bis in sein hohes Alter ein solider Mann in geschlechtlicher Beziehung war und dann plötzlich ein sechzigjähriger Don Juan wurde, ohne daß er einen anderen Körper, ein neues Gehirn bekommen hatte. Ich berufe mich auf Muhamed den Propheten, der erst im reifen Mannesalter mit seiner Religionsstiftungsmission hervortrat, während er bis dahin ein nüchterner Kaufmann gewesen. Ich berufe mich auf Sultan Mustapha II., der in der ersten Hälfte seiner Regierung ein kriegerischer und ehrgeiziger Fürst war, darauf aber — nicht etwa im Harem, sondern mitten auf dem Feldzuge — so feig und willensschwach (bei gleichmäßig fortdauernder körperlicher Gesundheit) wurde, daß er sich unmöglich machte. Wenn diese vier historischen Beispiele allein ständen (während sich noch tausend andere aufführen lassen), so würden sie gleichwohl genügen, um darzuthun, daß die geistigen Wandelungen, daß die Bewegungen im Innern der menschlichen Seele — unberechenbar sind. Und danach sollte man sich von Herrn Scheve weismachen lassen, er könne mit seiner Zahlenreihe die geistige Entwickelung jedes Einzelnen fixiren?

Das sechste Capitel ist das erste dieses Buches, was verhältnißmäßig gut geschrieben erscheint. Es enthält nämlich gar nichts, folglich stehen keine Dummheiten darin. Doch hat offenbar der Verfasser sich an diesem Abschnitt nur erholt: die kurze Ruhe hat ihn sichtlich gestärkt, und ehe man sich's versieht, sprudelt im siebenten Capitel sein Genie folgende Lehre von den Temperamenten heraus: „Herrscht das Nervensystem in der körperlichen Entwickelung vor, so ist das Temperament das nervöse: die Kopfhöhle (das Gehirn) ist verhältnißmäßig größer als die Brust- und Unterleibshöhle. Dies Temprament ist überdies erkennbar durch weiches, dünnes Haar, zarte Haut, kleine Muskeln, blasse Gesichtsfarbe, feine Züge. — Herrschen die Lungen, das Herz und die Blutgefäße in der Körperentwickelung vor, so entsteht das sanguinische Temperament. Es giebt sich zu erkennen durch eine verhältnißmäßig große Ausdehnung der Brusthöhle, bestimmt ausgesprochene Formen, mäßige Fülle des Körpers, Festigkeit des Fleisches, nußbraunes Haar, blaue Augen und frische Gesichtsfarbe. — Bei der vorwaltenden Entwickelung der Drüsen- und Ernährungs-Organe ist das Temperament das phlegmatische. Es ist erkennbar an einer großen Ausdehnung der Unterleibshöhle, einer gerundeten Form des Körpers, Weichheit der fleischigen Theile, einem angefüllten Zustand des Zellgewebes, hellem Haar und einer schlaffen, blassen Haut. — Das cholerische Temperament erkennt man an vorherrschender Thätigkeit der Leber, an schwarzem, hartem

Haar, dunklen Augen, gelbbrauner Haut, mäßiger Fülle, aber großer Festigkeit des Fleisches, scharfen, ausdrucksvollen Gesichtszügen und stark gezeichneten Umrissen des Körpers. Es ist das Temperament der männlichen Thatkraft." — Ich brauche nicht erst auszuführen, warum dies Alles falsch und verrückt ist. Wäre es wahr, so könnte z. B. Niemand, der nicht gelbe Gesichtsfarbe und schwarzes, hartes Haar hat, männliche Thatkraft entwickeln: die mehrentheils blonden Yankees sind aber ungleich thatkräftiger wie die Kreolen, die doch ganz so aussehen, wie Scheve seinen cholerischen Hanswurst konterfeit. Daß er nicht philosophisch durchgebildet genug ist, um zu wissen, daß es kein „nervöses" Temperament giebt, weil alle Temperamente in dem Nervensystem ihre Folie haben, daß es dagegen ein melancholisches und hypochondrisches Temperament geben muß — dies will ich ihm weiter nicht anrechnen, und mit den Erziehungsregeln, die er für jedes Temperament giebt, wage ich des Lesers Geduld nicht auf die Probe zu stellen. —

Im 8. und 9. Capitel steht wieder Nichts und diese Stille vor dem Sturm bedeutet richtig wieder einen neuen Ausbruch wildesten Delirirens. Im 10. Capitel kommt der Verfasser auf die Sinne zu sprechen. Schrecklich rüttelt die Kraft- und Stoff-Theorie „das Gehirn" des armen Schelms zusammen. Er spricht von äußeren Sinnen (den bekannten fünf) und von inneren, womit er die verschiedenen Geistes- und Gefühls-Aeußerungen meint und deren Zahl sich gar nicht übersehen läßt; er kennt fast für jede häusliche Verrichtung einen besonderen Sinn, und damit Niemand zweifeln kann, daß er ohne Sinn schreibt, versichert er hinterher selbst: „Die ganze Eintheilung der Sinne in Klassen ist überhaupt nicht von der Natur, sondern nur von der Wissenschaft zu dem Zwecke gemacht, um die Uebersicht über die große Zahl von Sinnen zu erleichtern." Er versichert, sich den Geist und seine Functionen so vorzustellen, „daß das Gehirn etwa mit der Pflanze des Blumenkohls, und die einzelnen Organe der inneren Sinne mit den einzelnen Aesten dieser Pflanze verglichen werden können." Und nachdem er auf Seite 28 gesagt: „Die Geisteskräfte des Menschen zerfallen in die äußeren und in die inneren Sinne," erklärt er auf Seite 30: „Aus mehreren Gründen sind die äußeren Sinne nicht eigentlich unter die Geisteskräfte zu zählen." — Was mich dabei wundert, ist, daß er nicht noch mehr Sinne ausgesonnen hat. Dem „Wägesinn" hätte er doch auch einen „Sägesinn" zur Seite setzen und vor Allem den Sinn für phrenologische Studien nicht vergessen sollen, der sich am Bezeichnendsten als der höhere Kopf- oder Schädel-Blöd-Sinn qualificirt hätte.

Im 11. Capitel ruht Scheve's Genius wieder aus. Das System steht still, nur monologisirt es mit hamletischer Selbstpersiflage: „Der Blödsinn kann ein theilweiser sein. Aber daß es auch allgemeinen Blödsinn giebt, versteht sich von selbst." Diese in sich gekehrte stille Wuth bedeutet auch diesmal nichts Gutes. Im 12. Capitel erfolgt wieder ein

trauriger, für die Dabeistehenden schrecklicher Ausbruch: „Das selbstbewußte Streben des Menschen nach der Harmonie mit der Außenwelt und mit sich selbst ist das, was wir Sittlichkeit, Tugend nennen.“ Also Jeder, der mit sich selbst zufrieden ist und nicht abgefaßt wird, ist phrenologisch sittlich!

Und wiederum versinkt Scheve, das Schädelgenie, in die unergründlichen Schachte seiner Knochenweisheit, und sagt im 13. Capitel Nichts. Im 14. auch Nichts, er ermahnt nur, „daß der Mensch nicht müde werde, seine Pflichten als Mensch zu erfüllen, vor Allem die Pflicht einer weisen Erziehung der heranwachsenden Geschlechter.“ Im 15. Capitel aber kommt er auf den Begriff der Leidenschaft und definirt: „Leidenschaft ist, wenn (sic) der Mensch durch eines Sinnes Einzelanregung zu Handlungen veranlaßt oder in Gemüthsstimmungen versetzt wird, welche mit seinen Gesammtsinnen in ihrer Harmonie im Widerspruche stehen. Als allgemeines Vorbeugungsmittel gegen die Leidenschaft oder als deren Heilmittel stellt sich das Turnen dar.“ Nun ja, da haben wir's! Welch' ein Unglück für die Welt, daß Scheve nicht ein halbes Jahrhundert früher gelebt hat! Hätte Napoleon mit seinen Marschällen geturnt, so hätte ihr Ehrgeiz die Welt nicht in Flammen gesetzt!!

Im 17. Capitel kommt der Begriff „Glück“ an die Reihe: „Das Glück ist die Zufriedenheit.“ Es war nicht anders zu erwarten. Danach ist also ein Geisteskranker, wenn er sich für einen Monarchen hält und sich zufrieden gestellt fühlt durch die Krone von Goldpapier, welche der Wächter ihm aufsetzt, phrenologisch beglückt. Im nämlichen Capitel fragt Scheve plötzlich: „Was ist Religiosität, Gottseligkeit?“ Und kommt nach einer langen und unklaren, von vielen Ausrufungen begleiteten Deduction zu dem Schlußsatz: „Auch sie besteht in der Harmonie der menschlichen Geistesthätigkeit, eben darin, worin das Glück und die Tugend besteht.“ — Diese letzte Kraftäußerung hat aber Scheve's Stoff sichtlich erschöpft. Er kann nichts mehr vorbringen, was noch thörichter wäre, deshalb verliert er sich in den letzten acht Capiteln in Redensarten von vollkommen nichtssagender Allgemeinheit, z. B.: „Der Zweck der Erziehung ist, daß der Mensch richtig — d. i. naturgemäß oder harmonisch oder sittlich frei — handeln lerne; das einzige Mittel zu diesem Zweck ist, daß der zu erziehende Mensch sich in diesem Handeln übe.“ Nachdem man dies verdaut, wähnt man sicher zu sein, denn das System scheint bereits im Einschlafen begriffen. Da auf einmal öffnet folgende Stelle ihren Rachen: „Philosophen haben gefragt und die Frage nicht (???) zu beantworten gewußt, was die Musik und wie ihre Gewalt über das Gemüth zu erklären sei. Die Musik, die Harmonie der Töne, ist ein Bild der geistigen Harmonie, und daher ihre Gewalt.“ — Als ob wir das erst aus der Phrenologie zu lernen brauchten! Es fehlte bloß noch, daß Scheve uns erzählte,

daß Sonnenstrahlen Wärme verbreiten, und zwar erst, seitdem die Phrenologie erfunden!

Das Buch schließt, seiner selbst würdig, mit einer Anpreisung der Fröbel'schen Kindergärten als herrlichsten Erziehungsmittel. Dazwischen klagt er einmal: „Wenn wir angestrengt denken, fühlen wir, daß dieses Denken im Vorderkopf an der oberen Stirne geschieht. Wir fühlen uns dabei körperlich warm werden, das Blut uns nach dem Kopfe strömen, und bei fortgesetzter Anstrengung des Denkens kann sich dies Gefühl bis zum Kopfschmerz steigern.“ Indem ich den bedauerungswürdigen Mann seinem Kopfschmerz überlasse, will ich nur noch bemerken, daß diese Schrift gedruckt worden ist zu Stettin in der Officin von Robert Graßmann, der dort als Lehrer oder Rector einer Mädchenschule fungirt und Redacteur der Norddeutschen Zeitung gewesen ist.

Zehn Monate Demokratie!

Vom 24. Februar bis zum 10. December 1848.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Es existirt immer eine gewisse Harmonie zwischen dem moralischen und dem physischen Wetter. Die Bibel spricht oft von dem göttlichen Einflusse der Elemente auf das Wohl und Wehe der Völker. Fast alle großen Welteroberer wurden von den Elementen besiegt.

Man erinnere sich nur des Feldzugs in Rußland. Man lese Chateaubriand „über das Wetter am Tage der Schlacht von Waterloo.“ Man erinnere sich der Juli-Hitze im Jahre 1830.

Das Wetter in den Haupttagen der Februar-Revolution hat mir immer zu denken gegeben.

In den Februartagen fiel ein feiner Staubregen, der die Regierung in dem Wahn erhielt, er verhindere Volksversammlungen. Erst als die Nationalgarde am 23. gegen die Tuilerieen zog, klärte sich das Wetter auf. Der 24. Februar war düster, windig und schwarz.

Freitag den 23. Juni war das Wetter grau. Samstag Wind, Staub, ohne Sonnenstrahl. Der Wind war gegen die Insurgenten. Man kann sich nichts Greulicheres denken als solch einen Tag in Paris. Nirgends eine lebendige Seele. Die Fenster müssen zu, die Läden offen sein, sonst schießt man. Wer auf den Straßen erscheint, wird gefangen oder erstochen. Von Zeit zu Zeit Truppen im langsamen Schritt anziehend, oder eine Estaffette zu Pferd. Kein Hund läßt sich sehen, ohne den Schweif zwischen die Beine zu klemmen. Kanonen- und Flintenschüsse, hie und da Gläserklang bei dem Weinhändler, aber nur von bewaffneten Männern. Ich spreche nicht von den Verwundeten, man

sieht sie nicht gleich, da sie auf Brancards transportirt werden. Plötzlich gegen das Ende des Kampfes wechselt die Scene.

Sonntag Morgens sprach man von der Ergebung der Faubourg St. Antoine. Die Sonne ging prächtig auf. Die Sieger wurden lärmend, ein Theil der Besiegten gesellte sich zu ihnen, verläugnete seine Farbe und wurde wüthend gegen die Kameraden von gestern. O, welch schändliche Infamieen sah ich! Nichts demoralisirender als Bürgerkrieg. So feig der Mensch ist, er zeigt sich selten so verächtlich als in Zeiten des Bürgerkriegs. Nationalgardisten, die sich während des Kampfes verkrochen, schossen jetzt rechts und links auf die unglücklichen Besiegten. Sie arretirten Alles, Menschen, Thiere und Sachen. Angeberei, Prahlerei, Verläugnung seiner Meinung, Ueberlieferung seines Bruders, Meuchelmord, Schandthaten, Feigheit und Grausamkeit, das sind die Hauptzüge des Menschen, civilisirt oder nicht, schwarz oder weiß, roth oder gelb.

In der Rue Rambuteau traf ich einen Karren mit Todten und Verwundeten, deren Köpfe, wie die der geschlachteten Kälber, gegen den Boden hingen.

Mir wurde unwohl bei diesem Anblick. Man führte mich in ein Weinhaus, wo ich einen mir bekannten Socialisten unter den Siegern fand, der wüthende Reden gegen seine früheren Brüder hielt. Ich schwieg. Er drückte mir die Hand. Ich wischte seine Spur mit dem Taschentuche ab. Ein jeder Insurrectionstag hat seine That. Freitag sprach man blos von Leclerc, Samstag von dem Mord des Generals Crea, Sonntag von dem Tode des Erzbischofes, Montag begab sich ganz Paris auf das Schlachtfeld, als hätten sich zwei unbekannte Völker dort gegenseitig bekämpft. Man war fröhlich und lustig, als wären die Besiegten Hottentotten gewesen. So ist der Mensch. Gott bewahre Euch vor ihm!

Einige Tage später starb Chateaubriand.

Nach solchen Tagen muß es für Chateaubriand leicht gewesen sein, zu sterben. Wenn man eine Geliebte verlassen muß: es erleichtert das Scheiden, wenn man an ihr am Tage vor der Trennung neue Fehler entdeckt.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Sonderbar! Gerade die schwachen Charaktere leugnen das Princip und glauben nur an sich selbst. Die starken Charaktere sind eben die, welche die Schwächen und Gebrechen des Menschen kennen und sich deshalb auf ein Princip stützen.

Man erstaunt, daß Cavaignac und Marrast, zwei ehrliche geistreiche Republikaner, einen Augenblick denken konnten, Frankreich habe eine Revolution gemacht, Paris habe sein Blut vergossen, um eine Republik zu haben, worin so schöne Sachen, wie die Juni-Tage, vorkommen.

Frankreich war mit Cavaignac gegen den Socialismus, aber keinenfalls mit ihm für die Republik.

Thiers hatte gegen die Dictatur Cavaignac's gestimmt. Er glaubte sich durch seine fünffache Wahl zum Präsidenten berufen und fürchtete Cavaignac. Da er aber dem Drange der Dinge nachgeben mußte, gründete er die Rue de Poitiers, allwo er die Legitimisten, die der „Gazette“ allein ausgenommen, hinzog, und machte Frieden mit Marrast.

Durch die Rue de Poitiers ward Thiers Meister der Majorität in der Kammer. Er fühlte aber wohl, daß Frankreich lieber eine Monarchie, als eine Republik wünsche. Es war, namentlich in der „Gazette“, stark von einem Aufruf an das Volk oder gar an die Versammlung die Rede, worin man die einfache Frage stellen wollte: „Wollt Ihr eine Republik oder eine Monarchie?“ Thiers kannte die Hartnäckigkeit Genoude's. Sicherlich hätte Frankreich geantwortet: „Die Monarchie.“

Durch diese Antwort wäre die Präsidentschaft der Republik mit einem Schlage verschwunden. Beide, Thiers und Cavaignac, fürchteten diese Frage. Marrast war übrigens ein alter Bekannter von Thiers. Sie fürchteten die „Gazette“ und die „Presse“. Jene war rein legitimistisch, diese zu logisch, zu kühn in ihren Fragen. Sie wurden beide von Cavaignac unterdrückt, eigentlich von Thiers, der hinter den Coulissen stand.

Thiers übernahm die leichte Rolle, das Eigenthum gegen Proudhon zu vertheidigen. Es wurde beschlossen, die Constitution rasch zu zimmern. Ein Jeder dachte dabei an seine eigene Person.

Kaum sah das Volk, daß die Juni-Tage ebenfalls vergebens waren, daß die republikanischen Grübeleien von Neuem angingen, kaum erschien Proudhon und Ledru-Rollin, der in dem Chalet jetzt offen die socialistische Fahne erhob, so kam es, da die Monarchisten alle mit Thiers waren und nirgends ihre Fahne erhoben, auf's Neue, und mit einem wahren Enthusiasmus, zu dem Namen Bonaparte zurück, der, wie Lamartine sagte, wie ein Zauberer aus allen noch übriggebliebenen Stimm-Urnen emporstieg, und dies Mal gewappnet und gepanzert. „Der wird der Sache ein Ende machen“, sagte das Volk.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Oft stellte ich mir selbst die Frage: Woher kommt es, daß es in den Zeiten der Revolution so viele Parteien giebt? Man kann nicht glauben, daß die Prätendenten Schuld daran sind, denn auch in Ländern ohne Prätendenten zerspalten sich die Parteien in's Unendliche.

Nach langen Untersuchungen, und nachdem ich selbst ein jedes Haupt dieser Parteien studirte, fand ich, daß es im Ganzen nur zwei große Parteien giebt.

Die Eine glaubt an Gott.

In der Andern glaubt sich Jeder ein Gott.

In der That läugnet der Mensch nur Gott, um sich an seine Stelle zu setzen. Jeder Mensch, der das göttliche Princip läugnet, erfindet einen Codex, dessen Offenbarer und Gott er selbst ist.

Wenden wir dies auf die Lage der Zeit an.

Woher kam es, daß Cavaignac und Marrast so verblendet sein konnten, zu glauben, Frankreich sei mit ihnen und für sie? Sie konnten ja nicht einmal den Socialismus besiegen. Proudhon und Ledru Rollin erhoben sogar die besiegte Fahne in der Kammer. Warum bildeten Lamartine, Thiers, Cavaignac und Ledru Rollin vier Parteien? Waren sie nicht alle für die Revolution?

Warum bildeten Hugo, Proudhon, Girardin und Odilon Barrot verschiedene Unterparteien? Wo war das Princip, das sie trennte?

Caussidière und Pornin konnten ganz gut mit ihnen gehen.

Wäre Proudhon logisch gewesen, er hätte Thiers mit einer Phrase besiegt. „Sie haben doch das Recht zu haben geglaubt,“ konnte er ihm sagen, „Carl den Zehnten fortzujagen und Louis Philipp mit 219 Stimmen als König zu erklären; kraft desselben revolutionären Rechts kann ich Rothschild enterben und meine Gönner in seinen Besitz bringen.“ Aber Proudhon und Thiers waren im Grunde revolutionäre Brüder, und sie bekämpften sich nur aus Eifersucht.

Proudhon dachte und sagte: „Thiers ist mir nicht gewachsen.“ Thiers lächelte und glaubte, ihn mit seiner Rede über den Haufen geworfen zu haben.

Cavaignac sah dem Spiele zu und dachte: „Der rechte republikanische Gott bin ich.“ Eben so dachte Girardin, und sogar der seichte Chambolle. Daher diese Spaltungen, daher die vielen Wendungen in dem Kampfe, bis sie zuletzt die Gewalt niederhielt.

Die Legitimisten, Genoude ausgenommen, glaubten ebenfalls nicht an ihr eigenes Princip. Sie glaubten nur an Berryer.

Man veranstaltete eine große Untersuchung über alle revolutionären Tage, die Februar- und die Julitage ausgenommen. Man fiel über Louis Blanc, Caussidière, Barbès, Raspail und Blanqui her. Was war ihr Verbrechen? Sie wollten neue Februartage, neue Julitage veranstalten. Weiter durchaus nichts. Wurde denn Frankreich je darum gefragt, ob es die Monarchie oder die Republik wolle?

Warum konnten Louis Blanc und Caussidière nicht glauben, Frankreich sei mit ihnen, so gut wie Thiers und Cavaignac? Sie hatten Gewalt gebraucht. Und was brauchten denn die Andern?!

Gewalt gegen Gewalt, so konnten die Besiegten sagen.

Die materielle Gewalt hat nur Kraft, wenn sie der Ausdruck der Gerechtigkeit ist, und die Gerechtigkeit ist ein göttliches Princip, das den menschlichen Stolz zum Opfer fordert. Das allgemeine Stimmrecht reicht

nicht hin, diese Gerechtigkeit zu schaffen. Nur durch ein göttlich moralisches Princip kann eine menschliche Gesellschaft regiert werden.

Die Verurtheilung Louis Blanc's hätte eigentlich Thiers, Ledru Rollin, Lamartine, Guizot, Marrast, Barrot, Girardin u. s. w. theilen müssen. Ja, als die wahren Urheber der Verirrungen Louis Blanc's und Caussidière's verdienten sie härtere Strafe.

Doch in Revolutionszeiten discutirt man nicht über ein Princip und das Recht. Die Hauptsache ist, Meister der Gewalt zu sein. Wozu aber eine Constitution! Als wenn ein Stück Papier kugelfest machte! Höchstens macht man Patronen daraus!

Achtundzwanzigstes Capitel.

Gesetzt, die Neger machten eine Constitution. Ihr erster Artikel würde lauten: Das Schwarze allein ist schön. Das Weiße ist als häßlich verpönt.

Dieser Artikel angenommen, bleibt übrig, großmüthig hinzuzufügen, daß im Falle die Weißen bei den Schwarzen leben wollen, sie sich das Gesicht mit Rüß beschmieren müssen.

Aehnlich waren die Hauptgrundzüge der Constitution. Die Legitimisten und Orleanisten waren angewiesen, sich bis auf die Lippen mit demokratischem Ruß zu beschmieren.

Die Vorrede der Verfassung lautete: „Indem sich Frankreich als Republik constituirt, ist es entschlossen, auf dem Wege des Fortschritts und der Civilisation zu verharren — — —“

Also die Republik, indem sie den Fortschritt conserviren will, gesteht, daß eine 14hundertjährige Monarchie diesen Fortschritt immer vor Augen hatte. Wozu also eine Republik? Gerade als sagten die Neger: „Die Schwarzen werden sich bestreben, die Weißheit ihrer Haut zu conserviren.“

Die Phrasen der Constitution wurden kaum discutirt. Als aber die Frage kam, ob der Präsident der Republik vom Volke oder von der National-Versammlung gewählt werden sollte, da stimmte Jeder nach den Chancen seines Ichs. Thiers, der sich schmeichelte, von der Kammer gewählt zu werden, war für die Wahl durch die National-Versammlung. Lamartine, der sich für einen Washington hielt, war für die Wahl durch das Volk. Cavaignac war für die Kammer. Girardin, der keine Aussicht hatte, weder vom Volke, noch von der Kammer gewählt zu werden, war für gar keinen Präsidenten. Die Montagne war für eine neue Convention, die sie Alle hätte guillotiniren lassen. Zuletzt hätte man sich, wie die Aegypter, vereinigt, und aus Eifersucht hätte man wohl für einen Stier Apis gestimmt, — ähnlich kamen die Menschen zum Anbeten der Thiere — da fiel die fünffach neu wiederholte Wahl Bonaparte's, wie eine Bombe, mitten in die Discussion.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Bei diesem Namen, der in Paris zuerst aus der Urne stieg, betrachteten sich die Götter ganz verdutzt. Das Volk, der Gott der Götter, hatte zum zweiten Mal sein quos ego unter die kleinlichen Zwerg-Intriguen geschleudert. Unmöglich war es, sein Wort nicht zu respectiren. Man beschloß nun, „den Prinzen in seiner eigenen Nullität zu begraben.“ Der Prinz aber sprach wenig und erschien sehr selten in dem Tempel der Gesetze.

In seiner ersten Anrede sagte er:

„Bürger-Repräsentanten. Es ist mir nicht möglich, die vielen Verleumdungen, deren Gegenstand ich bin, schweigend hinzunehmen. Ich fühle mich gedrungen, hier gleich an dem ersten Tage, an dem es mir vergönnt ist, unter Ihnen zu sitzen, öffentlich die Gefühle auszusprechen, die mich beleben und mich immer belebt haben.

Nach dreißig Jahren der Aechtung und der Verbannung finde ich endlich wieder ein Vaterland und meine Bürger-Rechte. Die Republik hat mir dieses Glück gebracht. Die Republik empfange meinen Schwur der Dankbarkeit, der Anhänglichkeit, und meine edlen Mitbürger, die mich hierher berufen haben, mögen versichert sein, daß ich Alles aufbieten werde, ihr Vertrauen zu rechtfertigen, indem ich mit Ihnen für die Aufrechterhaltung der Ruhe arbeite, dieses ersten Bedürfnisses des Vaterlandes, und für die Herstellung der demokratischen Einrichtungen, welche das Volk ein Recht hat, zu fordern.

Lange habe ich Frankreich nur mein Nachdenken im Exil und in der Verbannung weihen können. Heute ist mir der Weg geöffnet, den Sie gehen. Nehmen Sie mich, meine theueren Collegen, mit denselben Gefühlen der Zuneigung und des Vertrauens in Ihren Reihen auf, die ich zu Ihnen hege. Das Gefühl der Pflicht wird mich stets leiten und die Achtung vor dem Gesetz beseelen. Mein ganzes Verhalten wird den Beweis liefern, daß Niemand hier mehr als ich entschlossen ist, alle seine Kräfte der Vertheidigung der Ordnung und der Befestigung der Republik zu widmen.“

Man zischelte, wisperte. Von diesem Augenblick an war die republikanische Constitution fertig. Sie hieß Bonapartismus.

Lamartine, Ledru Rollin hatten sich gut versöhnen, Marrast hatte gut Thiers die Hand reichen, die Constituante erfand Artikel auf Artikel, um die Versammlung über den Präsidenten zu stellen, um ihn zu einer zweiten Wahl unfähig zu machen, um nur eine Kammer neben der executiven Macht festzusetzen. Vergebens! Alle diese Vorsichtsmaßregeln schlugen und mußten gegen sie ausschlagen.

Die Logik ist stärker, als die Menschen.

Frankreich wollte die Republik nicht.

Man hatte alle Mittel angewandt, ihm die Monarchie zu rauben, es nicht mehr dazu kommen zu lassen.

So nahm es das Kaiserreich.

Schluß.

Man wollte den Prinzen zum Mitglied mehrerer Commissionen ernennen. Er aber erschien selten in der Kammer. Nur einmal noch, einen Monat nach seiner Wahl, nahm er das Wort. „Ich bedauere, noch einmal von mir sprechen zu müssen," sagte er, „ich bedauere, überhaupt hier unaufhörlich persönliche Fragen verhandeln zu sehen. Man drängt mich, mich zu erklären, ob ich eine Candidatur annehmen würde, die ich nicht gesucht habe. Nun wohl, — ich nehme diese Candidatur an, ich nehme sie an, weil meine Mitbürger durch die Aufhebung des Decrets, welches meine Familie verbannte, und durch die Wahl, mit welcher sie mich beehrten, meinen Namen als geeignet bezeichnet haben, für die Befestigung der Gesellschaft zu wirken. Die, welche mich des Ehrgeizes anklagen, kennen mein Herz nicht. . . . Auf der Tribüne in glänzender Rede die Theorien der Freiheit zu vertheidigen und zu enthüllen, ist nicht das einzige Mittel, seinem Vaterlande zu dienen. Man dient ihm auch durch seine Thaten. Das Land bedarf einer festen, einsichtsvollen und weisen Regierung, die mehr bedacht ist, die Leiden Frankreichs zu heilen, als sie zu rächen. Ich glaube, daß dies eine bessere Regierungsmaxime ist, als die, welche sich nur auf die Macht der Bayonnete stützt."

Endlich erklärte er, daß er sehr wohl die Schlingen kenne, die man ihm stelle, und daß er von nun an auf keine Interpellation mehr antworten werde.

Seine Stellung war vortrefflich, gerade weil er keiner Partei angehörte. Die Rue de Poitiers, die Anfangs erklärte, keinen Candidaten zu haben — Thiers wagte es nicht, sich zu nennen — war zuletzt gezwungen, ihn anzunehmen. Die „Presse" arbeitete im Schweiße ihres Angesichts für ihn, nicht aus Liebe zu ihm, sondern aus Haß gegen Cavaignac, der Girardin acht Tage hatte fest setzen und die „Presse" auf einen Monat unterdrücken lassen. Die „Gazette de France" stimmte für ihn, weil sie wußte, daß nach seiner Wahl die Constituante sich auflösen müsse, und weil sie hoffte, die zukünftige Versammlung werde monarchischer sein. Thiers selbst hatte diese Hoffnung, nur mit dem Hintergedanken, die Legitimisten durch eine orleanistische Majorität zu beherrschen. Alle diese Hoffnungen waren Stimmen für Ludwig Bonaparte.

Die Constitution wurde endlich fertig gehobelt und bei einem scheußlichen Wetter, den 10. November, feierlich proclamirt.

Einen Monat später wurde Ludwig Bonaparte zum Präsidenten gewählt.

Cavaignac trat würdig von seiner Höhe herunter. Hätte er die Republik vor der Anarchie retten können? —

Alle Regierungen, aus der Revolution entsprungen, können wohl antianarchisch sein. Eine legitime Regierung, welche die Freiheit als Frucht aus der Ordnungsblüthe entspringen läßt, kann aber allein antirevolutionär sein, sich mit den wahren socialen Interessen des Volkes beschäftigen. Aber auch dies ist vielleicht nur ein Traum.

Literatur.

Cinq Cent Mille Francs de Rente. Roman de moeurs, par le Docteur L. Véron. Paris, 1855.

Als die Zeit jener ritterlich-höfischen Poesie um war, die im deutschen Minnesängerthume mit dem tief sinnigen Ritter Wolfram von Eschenbach und zwar in dessen Titurel so recht eigentlich ihren höchsten Gipfel erreichte, gerieth die Poesie und allgemach die ganze Literatur in die Hände eines bürgerlichen Gelehrtenstandes. Zwar hielten sich Ueberbleibsel höfisch-ritterlicher Poesie, mehr oder minder rein, noch eine Weile hier und da, — die Pfeifer der gälischen Clanshäuptlinge möchten als die letzten Reste zu betrachten sein, — zwar versuchte der eigentliche Handwerkerstand, der zünftige Bürger, hier und da auch nicht ganz ohne Erfolg, sich des Erbes zu bemächtigen, das Adel und Ritterstand verschmäheten, aber im Ganzen und Großen wurden Poesie und Literatur immer mehr und überall fast das Eigenthum eines bürgerlichen Gelehrtenstandes. Lange Zeit hindurch aber blieb, in Deutschland namentlich, noch der Gedanke an Poesie unzertrennbar von dem Gedanken an den Adel, der die Sangeskunst geübt, indem er in Wort und Lied die Thaten, die er gethan, feierte; noch lange nach Untergang der höfisch-ritterlichen Poesie adelte die Beschäftigung mit ihr noch die Gelehrten des Bürgerstandes und, mochte der Verfall noch arg sein, die gekrönten Dichter und die literarischen Pfalzgrafen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation haben die Erinnerung dieser Thatsache bis in dieses Jahrhundert hinein aufrecht erhalten. Noch lange betrachtete sich der bürgerliche Gelehrtenstand, mit einem fast überall mehr oder minder formell anerkannten Rechte, als zum Adel gehörig; es bestand factisch ein persönlicher Gelehrten-Adel, der eine vielfach eximirte und privilegirte Stellung zwischen Adel und Bürgerstand einnahm. Dieses Verhältniß, das auch sittlich als ein wohlberechtigtes angesehen werden kann, wurde nicht nur durch die veränderte Stellung des Adels in neuerer Zeit überhaupt alterirt, sondern zum Theil schon vorher, einer-

seits durch die Verachtung, die der Adel eine Zeit lang gegen die Wissenschaft und die Literatur zur Schau trug (zahlreiche und glänzende Ausnahmen beweisen nichts gegen diesen Satz), andererseits aber durch die heillose Pedanterie des bürgerlichen Gelehrtenstandes, aufgehoben. Unter den Männern, welche die Literatur von der Pedanterie emancipirten, befanden sich wiederum viele Edelleute, die Mehrzahl aber gehörte natürlicher Weise dem Bürgerstande an, und nun entstand jener Krieg gegen den Adel, in welchem die Siege so wohlfeil waren wie Brombeeren, weil er auf einem Terrain geführt wurde, das der Adel, leider, gar nicht mehr betrat. Wir haben ganze Bibliotheken voll Werke, in denen der Adel auf jeder Seite angegriffen und geschlagen wird. Jeder Schriftsteller, bald aus Neid, bald aus persönlicher Kränkung, oft auch nur geleitet von dem dunkeln, aber richtigen Gefühl, daß der Adel der Literatur durch seine hochmüthige Verachtung zu nahe getreten, machte sich einen mehr oder minder scheußlichen, verächtlichen oder lächerlichen Popanz zurecht, behängte ihn mit einem adeligen Titel und stach ihn dann nieder mit einem Muthe, der dem Ritter Sanct Georg bei Erlegung des Lindwurms ohne Zweifel die wesentlichsten Dienste geleistet haben würde. Als der Anfang einmal gemacht war, wurde die Sache Mode, und nun wurde auf das geduldige Papier hin gegen den Adel geschrieben ohne Aufhören. Aber man mußte zu den adeligen Fratzen auch Gegenbilder haben, man mußte die Scheußlichkeit, die Jämmerlichkeit, die Lächerlichkeit des Adels durch den Contrast erst in ein recht helles Licht setzen — wo nahm man die Gegenbilder her? Natürlich aus dem eigenen Stande, und siehe da — in Romanen und Geschichten, in Schauer-, Trauer- und Lustspielen, in Vers und Prosa marschirte gegen die adelige Armee der lächerlichen Kammerherren, der intriganten Präsidenten, der verbuhlten Hofdamen, der rohen Landjunker und liederlichen Officiere eine bürgerliche Armee von biedern Amtmännern, ehrlichen Förstern, kreuzbraven Geistlichen, menschenfreundlichen Kaufleuten (bald mit Vorliebe dem israelitischen Volke entnommen), unbestechlichen bürgerlichen Räthen, ehrenfesten Schmiedemeistern und keuschen Schneiderwittwen in Reihe und Glied auf. Bei diesem literarischen Kriege gegen den Adel, der unbestritten seine lächerliche Seite hat, der aber eben so unbestritten dem Adel unendlich geschadet hat und noch jetzt schadet, ließ man lange mit einer wahrscheinlich unbewußten List die Fürsten ganz aus dem Spiel und kamen sie ins Gefecht, so bedauerte man höchlich, daß sie von den Edelleuten betrogen wurden, und benutzte sie zur Lösung des Knotens, indem man sie in der letzten Scene, oder auf der letzten Seite den Ueberrock à la Harun al Raschid aufknöpfen und ihren Fürstenstern zeigen ließ. Das war der Anfang der populären Fehde gegen die Fürsten. Der Adel war damals so gleichgültig, daß er solche Bücher las und solche Stücke mit ansah; ja Edelleute, Zierden ihres Standes sowohl, als auch der Literatur, gaben, natürlich in gewissen Schranken,

dem Vorurtheil gegen den Adel nach. Der Adel muß viel gesündigt und viel gefehlt haben, daß eine solche Erscheinung überhaupt nur möglich war. Zuweilen traten dann Reactionen ein, die bürgerliche Literatur sah sich genöthigt, hier und dort zahlreiche Ausnahmen zu Gunsten der Edelleute zu machen, sie mußte so vielen Hunderten für's Vaterland gefallenen Junkern und Offizieren Anerkennung zollen, sie mußte den großen Feldherren ihren Adel verzeihen, aber sie überwand die Reactionen bald wieder, und das alte Sturmlaufen gegen adelige Windmühlen wurde fortgesetzt. Jedenfalls konnte sich der Adel, als dieses Donquixotische Wesen seinen höchsten Gipfel erreicht hatte, mit Fug und Recht sagen, er sei besser als sein Ruf. Als die bürgerliche Literatur diesen Krieg begann, hatte sie in vielen Stücken nicht Unrecht, viele Angriffe waren berechtigt; als sie aber mit höchster Berserkerwuth als ein wahrer Chaumigrem wüthete, da hatte sie ganz Unrecht, ganz und gar, der Adel war ein völlig anderer geworden, Neid auf den edlen Namen allein, seltener auf Reichthum, noch seltener auf politische Vorrechte, in den meisten Fällen aber nur eine stupide Gedankenlosigkeit oder bornirte Verranntheit erweckte ihm noch eine reale Gegnerschaft. Der Adel stand in sittlicher und wissenschaftlicher Bildung den Gebildetesten des Nichtadels wenigstens gleich. In Frankreich, wo der Adel auch vorzugsweise viel gesündigt, brach nach dem Gottesgericht der Revolution noch ein Mal der bürgerliche Haß gegen Adel (und Geistlichkeit) in eine literarische Fehde aus. Die Juli-Revolution war, die dynastische Intrigue bei Seite, wesentlich eine Literaten- und Zeitungsschreiber-Revolution, Professoren und Schriftsteller haben sie gemacht, die Zöglinge der polytechnischen Schule sie vollendet. Als die bürgerliche Literatur diesen Sieg erstritten, erlosch in ihr allgemach der alte Adelshaß; am schnellsten da, wo sie diesen Sieg errungen, in Frankreich; im Besitz der Gewalt, bemühete sie sich vielfach um den Adel und das Bürger-Königthum war stets am stolzesten, wenn es ihm wieder ein Mal gelungen, eine alte Marquise oder einen vormaligen Kammerherrn zu „ralliiren“, wie man das nannte.

Kaum war das bürgerliche Element also zur Herrschaft gelangt, da trat auch sofort eine Reaction ein. Das literarische Bürgerthum, so weit es nicht persönlich zu Recht und Ansehen gelangt war, fühlte bald, wie viel drückender die ausschließliche Geldherrschaft laste; man begriff, daß der alte Adel seinem Wesen nach doch ein ideales Element in sich getragen habe, welches dem „Bourgeois“, wie man sich nun auszudrücken anfing, ganz fehle. Nun wurde, ganz wie vorher der Adel, aber mit weit mehr Recht, die liberale Bourgeoisie die bête noire der Literatur. Gegen die fetten, herzlosen Banquiers, gegen die wucherischen Kaufleute, gegen die lächerlichen Commis, gegen die sittenlosen und eiteln Fabrikanten-Weiber und Töchter wurde nun der Landsturm des Proletariats aufgeboten; die heilige Schaar der edlen

Mütter aus dem Volk, die ehrenfesten Lumpensammler, die hochherzigen Fiacrekutscher, die zwar gefallenen, aber doch wunderbar unschuldigen Cigarrenmacherinnen, kurz — der „Arbeiter" wurde mobil gemacht. Vor dieser Armee streckte das Bürgerkönigthum feige die Waffen, flüchtete ohne Kampf und gab sich verloren in den Februartagen des Jahres 1848. Es ist nicht nöthig, hier weiter der politischen Entwickelung zu folgen, sie ist Jedem gegenwärtig. Das neue Kaiserthum, ein Beschützer, dem die Bourgeoisie nur mit einem tiefen Mißtrauen sich ergiebt, hat dem äußeren Kampfe gegen die Bourgeoisie ein Ende gemacht, literarisch aber tobt er fort. Die Bourgeoisie wird immer verhaßter in Frankreich, das ist gewiß bedeutsam, trotzdem daß sie die Herrschaft nicht mehr hat. Buch auf Buch erscheint, die entsetzliche Versunkenheit, diese gräuliche Verkommenheit, diesen völligen sittlichen Bankerutt der französischen Gesellschaft mehr und mehr an's Licht stellend. Nun, eins von diesen Büchern ist auch der Véron'sche Roman: Fünfmalhunderttausend Francs Rente. Der Roman ist, als solcher betrachtet, nur von zweifelhaftem Werth; er ist keine poetische Schöpfung, aber seine Bedeutung liegt in den glücklich nach dem Leben copirten Situationen und Persönlichkeiten; er beweis't schlagend, wie vielleicht kaum ein Anderer vor ihm, wie unendlich klein das ist, was diese Gesellschaft noch Verbrechen nennt, wie ungeheuer weit sie sich die Grenzen des Erlaubten gesteckt hat. Ein ehrlicher Geldwechsler, glücklich in einer ehrenhaften bürgerlichen Existenz, glücklich als Gatte und Vater, läßt sich zum Börsenspiel verleiten, gewinnt Million auf Million, — sein Gewissen rührt sich zuweilen, aber er geht doch bis an die Grenze dessen, was die Börse für erlaubt hält, — wird unglücklich in seiner Familie, fühlt sich selbst elend, sehr erklärlich, weil ein langes ehrenhaftes Leben immer einen Rest von Gewissen in ihm erhält. Die ganze eitle, jämmerliche, unsittliche Gesellschaft eines Börsenkönigs erscheint im hellsten Lichte, als der zehnfache Millionär in einer durch Intriguen herbeigeführten augenblicklichen Verlegenheit seine Zahlungen einzustellen im Begriff ist. Er hat nur noch Gegner und Feinde. Und von wo kommt nun die Rettung? Sonderbar, gewiß aber höchst bezeichnend auch, alte Edelleute und Edeldamen aus dem Faubourg St. Germain, die schon während des gleißenden Glanzes als erquickliche Gegenbilder gegen die ordinäre Börsengesellschaft zuweilen aufgetreten, sie retten den Banquier vor Schande und Untergang. Wo die Massen der Actien und Papiere, die so viele Millionen repräsentiren sollen, keine Hülfe mehr gewähren, da sind es die Reste des adeligen Grundbesitzes, die als Pfand das Papiergeld-Königthum wirklich retten. Besonders zu bemerken ist noch, daß die rettende alte Edeldame nicht um des persönlichen Vortheils willen dem gefallenen Geldfürsten, der schon Selbstmordversuche macht, zu Hülfe eilt, sondern nur, um einem von ihr protegirten jungen Mädchen, das mit dem Sohne des Banquiers versprochen ist, den Ra-

men ihres künftigen Mannes unbefleckt zu erhalten. Die adelige Idee vom unbefleckten Namen in dieser Gesellschaft! Auch ist es bezeichnend, daß die alte Dame nicht bei einem Banquier die nöthigen Summen sucht, sondern sie sofort bei einem greisen Marquis, einem ihrer Bekannten von ehedem, findet. Es blickt da aus dem Faubourg St. Germain eine ganz andere Welt hinein in das ekle Treiben der Bourgeoisie. An sich schon wäre dieses Auftreten des alten Adels in einem französischen Romane von Bedeutung, da aber der Doctor Ludwig Véron, der Gründer des „Constitutionnel", des größesten Bourgeoisblattes, der Director der großen Oper unter Louis Philipp, der wohlbekannte und wohlbeleibte Doctor Ludwig Véron, der echte „bourgeois de Paris", so schreibt, so ist das ein Zeichen, daß bereits eine gewaltige Reaction stattgefunden hat in den Geistern der französischen Gesellschaft. Wahrscheinlich wird dieser Roman in künftiger Zeit zur Bezeichnung einer neuen Wendung in dem socialen Leben Frankreichs benutzt werden.

Deutsche Revuen.

Die ernsteren Bestrebungen im deutschen Journalismus. — „Grenzboten" über Wissen und Glauben — Antwort eines Geistlichen auf die Angriffe des Materialismus. — Die Coterieen im Journalismus. — Gutzkow, Brockhaus und Compagnie. — Marggraff's Fritz Beutel. — Zur Kritik Goethe's.

Es verdient Aufmerksamkeit, daß gegenwärtig die Presse, sowohl die des Tages, als besonders die Wochen- und Monatspresse in Ländern, in welchen sie bis vor Kurzem noch fast ausschließlich in der Hand religiöser Indifferenz war, beginnt, die großen und tiefsten Fragen zu erörtern. Wir fanden in der neuesten Nummer des französischen „Correspondant", einer Monatsrevue in Paris, einen Artikel des Prinzen von Broglie, der unter dem Titel: „Des caractères de la polémique religieuse actuelle" diese gewiß merkwürdige Thatsache erörtert, und wir müssen für Deutschland das wiederholen, was er für Frankreich sagt. Von der einen Seite sind es die immer krasser auftretenden Materialisten der Naturwissenschaften, von der anderen die Eiferer aus Rom, welche die Geister erregen und Interessen wachrufen, die lange schliefen. Dazu kommt, daß kühner und gewandter als je die conservativen Schriftsteller in's Feuer rücken und weder nach rechts noch nach links hin Antwort und Widerlegung schuldig bleiben.

Wir haben früher den Charakter der materialistischen Widersacher einer gesunden Naturwissenschaft, der Voigt, Moleschott, Büchner, Czolbe rc. schon flüchtig gezeichnet; wir kommen heute zu einer christlichen Widerlegung derselben und zu einer liberalen Besprechung dieser Widerlegung.

Dr. Friedrich Fabri, ein württembergischer Pfarrer, hat „Briefe gegen den Materialismus" veröffentlicht. Fabri hat den rohen Läugnern alles Höhern und Uebersinnlichen nachgewiesen, daß sich ihr System gerade so gut auf Voraussetzungen und Axiome stütze, wie die andern Systeme. Ueberall müsse die Erfahrung vorangehen, so beim Wissen, wie beim Glauben, des Naturforschers Vernunft könne sich nur erfahrener Thatsachen denkend bemächtigen, und auch beim Christenthume handle es sich nicht wesentlich um Dogmen, sondern um diese eigentlichen Erfahrungen und Thatsachen; die eigentliche Substanz des christlichen Bewußtseins sei die durch den Glauben vermittelte fortwährende Präsenz Christi.

Die „Grenzboten", welche dem Materialismus gegenüber behaupten, „ein bloßes Raisonniren des niedrigen Verstandes, also ein Umsichwerfen mit verschiedenartigen Hypothesen, wie dieser es liebt, reiche nicht aus," treten mit Heftigkeit gegen diese Sätze der Fabri'schen Schrift, die sie wüste und wirr nennen, auf. Wir können uns auf ihre Entgegnung nicht weiter einlassen, aber wir bemerken, daß dieselbe denn doch einen wesentlichen Fortschritt gegen jene Tage bietet, wo der Jude Kuranda dieses Blatt redigirte, und es ist anzuerkennen, daß die menschliche Seite in dem großen Processe des idealen Lebens in ernster Weise zerlegt wird. Das mag z. B. der Satz zeigen: „Der Glaube entspringt wesentlich der höchsten Entfaltung der Gemüthsthätigkeit, welche wir als Gewissen bezeichnen wollen. Die Rührung ist das Begreifen des Gemüthes, die Liebe sein Nachdenken, und diese befähigt uns, göttliche Empfindungen nachzubilden, wie die Vernunft, göttliche Gedanken zu begreifen." Der Ausgangssatz der Erörterung der „Grenzboten" lautet: „Der Glaube ist also das Resultat unseres angestrengtesten Nachdenkens, unserer tiefsten und innerlichsten Gemüthsthätigkeit und unserer schönsten Erinnerungen." Damit ist der selbstgenügsame Standpunkt des Blattes, ein Standpunkt, in dem wir gleichwohl eine Entwickelung erkennen, gegeben; der Begriff und die Thatsache der göttlichen Gnade ist auf ihm nicht vorhanden und jedes Hinderniß einer normalen Thätigkeit des Nachdenkens, des Gemüthes, der Erinnerung — das Wort in einem tieferen Sinne genommen — wird ignorirt.

Und doch ist in dem Gegensatze der „Grenzboten" gegen die oben angeführten Sätze Fabri's etwas, was uns noch zu einigem Verweilen veranlaßt. Es muß nämlich nach den Sätzen, welchen diese kritische Wochenschrift entgegnet, scheinen — wenn es auch so nicht ist, — als nähme Fabri an, daß die falschen Lehren und Satzungen, denen wir in den Büchern Moleschott's, Voigt's und Consorten begegnen, nur die Folge unrichtiger Schlüsse, und daß der Glaube des Christen die Folge richtiger Abstractionen der großen Erfahrungen des innern Menschen sei. Der Materialismus aber konnte sich nur bei Geistern, welche nicht bloß an logischer Ohnmacht, sondern auch an sittlicher Ohnmacht litten, bei denen nicht bloß der Verstand, sondern auch der

Willen, und dieser zuerst, verderbt und verkehrt waren, zu Stande und zu einem System kommen; ferner: der christliche Glaube ist nicht bloß eine Erfahrung und innere Thatsache, sondern hat auch seine äußeren Normen, und was daher die „Grenzboten" gegen die oben angeführten Sätze Fabri's sagen, sie seien nicht im Stande, „jenen Glauben von den Einbildungen eines Wahnsinnigen zu unterscheiden, denn auch dieser erführe sehr bestimmte Thatsachen," so sehen sie allerdings geflissentlich davon ab, daß Fabri, auch wenn das von ihm nicht besonders ausgesprochen wäre, und wenn es bei ihm auch nicht in gehöriger Stärke betont ist, doch nur vom christlichen Glauben, also von einem ganz bestimmten, nicht durch persönliche Erfahrungen erst gleichsam entdeckten, sondern nur der einzelnen Persönlichkeit gesicherten, redet. Es verdient aber wohl beachtet zu werden, daß Organe, wie die „Grenzboten", „Novellen-Zeitung" 2c. sich herbeilassen, die große Frage um Glauben und Wissen, um die Grenzen der Vernunft, um die Sicherheit unserer Erkenntnisse in der verständlicheren und klareren Weise des größeren Publicums zu besprechen. Es ist dies ein ganz eigenthümlicher Vorzug deutschen Lebens, und ein Vorzug darum, weil die Geister, nun einmal in den Zusammenhang des Denkens hineingeführt, aus der starren Gleichgültigkeit eines Dahindämmerns zwischen historischem Glauben und flachen und undurchdachten Zweifeln heraus und der Entscheidung näher kommen. Hat aber dieser Kampf nach Entscheidung wirklich einmal im deutschen Gemüthe begonnen, dann ist mit dem innern Leben auch eine neue Hoffnung für den Sieg des Guten und Wahren erwacht.

Abgesehen von diesem großen Thema, das unsere periodische Presse nun schon geraume Zeit, und wie wir mit Freuden bemerken, immer eifriger beschäftigt, sind es eine Reihe kleinerer, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Die Coterieen, welche die deutschen Journale vor 1848 gänzlich in Beschlag genommen hatten und in ihnen ihre unumschränkte Herrschaft trieben, indem sie einen Hökerkram mit Kronen von Goldpapier und mit faulen Aepfeln unterhielten, zwischen denen nur die Wahl war; diese Coterieen entwickeln wieder größere Thätigkeit; doch sind es zunächst nur zwei Heerlager, welche wir in dem kleinlichen und abgeschmackten Treiben entdecken können. Als eine Art unsichtbaren Oberhauptes scheint Gutzkow dem einen zu gebieten, während das andere die „Grenzboten" zu seinem Mittelpunkt hat. Gutzkow hatte von jeher viel Neigung, durch freundliche Kritiker und edle Schildträger berühmt zu werden, und er hat in neuester Zeit, indem er sich unter die Firma F. A. Brockhaus zu Leipzig stellte, einen recht günstigen Platz für seinen Ruf und Ruhm eingenommen. Brockhaus läßt in seinem Verlage mehrere Blätter erscheinen, welche sich mit Kritik beschäftigen. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung", das „Deutsche Museum", die „Unterhaltungen am häuslichen Heerd", die „Blätter für literarische Unterhal-

tung" sichern dem Urtheile, das von diesem Verlage ausgeht, eine starke Stimme. Gutzkow, der in den Verlag von Brockhaus übergegangen ist, wird sich auf diese kritischen Organe verlassen können. Aber weder Prutz, noch Marggraff, noch die anderen Myrmidonen von Brockhaus waren bis jetzt im Stande, den Leipziger Markt ausschließlich an sich reißen zu können, weil die „Grenzboten", wie es scheint, sehr fest fundirt, mit einer sehr unabhängigen Kritik und vielem Geiste sich dort in Besitz einer Stellung gesetzt haben, die besonders dem liberalen Publicum stark imponirt. Die „Grenzboten" nun halten den Dichter Gutzkow für keinen Dichter und haben vor dem Dramaturgen Gutzkow eben so wenig Respect, als vor dem Romanschriftsteller Gutzkow. Folglich ist der Kampf zwischen den Blättern Brockhausen's und ihnen unvermeidlich. In Form regelmäßiger Feldschlachten mit leichten und schweren Waffen ihn zu führen, ist aber den „Blättern für literarische Unterhaltung" nicht möglich, sie halten sich daher an die Ausfälle und an die Plänkeleien. Das Erscheinen des neuen Romans von G. Freitag bot dazu eine schöne Gelegenheit, und Gutzkow selbst bemängelte in seiner höheren, platt practischen, aber dabei oft das Richtige treffenden Manier das Buch „Soll und Haben". Aber die Gutzkowisch-Brockhausische Clique ist nicht damit zufrieden, Andere es fühlen zu lassen, daß sie nicht sind wie sie, — sie hat, wie alle großen Geister, auch ihre positiven Aufgaben zu erfüllen, nämlich die, sich selbst herauszustreichen; und das thut sie denn auch redlich. Das Neueste in diesem Fache ist eine Anzeige der „Blätter für literarische Unterhaltung", welche das Non plus ultra von — Bescheidenheit bietet. Herr Marggraff eröffnet nämlich eine Uebersicht über die „humoristische und satyrische Literatur", zählt in der Einleitung eine Menge zu besprechender Bücher, zuerst die „über die deutsche komische und humoristische Dichtung seit dem 16. Jahrhundert, von Ignaz Hub" auf, und nennt dann unter vielen Büchern von Glaßbrenner, Saphir, Drobisch 2c., auch „Fritz Beutel. Keine Münchhauseniade", welches er selbst geschrieben hat. In dem Artikel selbst kommt er bald auf sein Buch und, einige zarte Rücksicht für den Verleger, der das Buch doch besprochen wissen wolle, vorschützend, beginnt er eine Charakteristik desselben, die uns den wörtlichen Wiederabdruck eines guten Theiles des Buches giebt. Dieser „Fritz Beutel", den er sich zum Helden eines komischen Romanes gewählt hat, ist eine Verzerrung der pikanten Figur Münchhausens. Die Lüge Münchhausen's war komisch, die in dieser Nachahmung ist widersinnig, ja widrig. Der Verfasser treibt seinen Helden durch die ganze Erde und wiederholt mit ihm an jedem Orte derselben die ungereimtesten Dinge. Das Ganze ist eine Jahrmarktsposse. Wir wundern uns übrigens, daß die „Grenzboten" sich diesen Gegenstand für eine Charakterisirung des Treibens und Wirthschaftens in Leipzig entgehen lassen. — Die „Evangelische Kirchen-Zeitung" beschäftigt sich auch hier und da mit der allgemeinen literarischen Kritik. In

ihrer neuesten Nummer finden wir einen Artikel über das Buch Ludwig von Lancizolle's „über Göthe's Verhältniß zu Religion und Christenthum". Diese Kritik ist von einem hohen und edlen Standpunkte aus geschrieben. Wir entnehmen ihm einige Stellen: „Die Frage nach dem Stande unsrer großen Dichter zur Religion ist eine Frage nach dem Stande unsrer Nation zur Religion in ihrer Zeit — oder glaubt ein Mensch, daß ein großer Dichter erwachsen könne, ohne daß er getragen würde von einer ganzen nationalen Bildung? Kein Dichter kann zu dem allgemeinen Bewußtsein seiner Zeit und seines Volkes polemisch oder von demselben (auch nur friedlich) völlig isolirt stehen, denn wo jener polemische Standpunkt der vorherrschende ist, wendet sich die productive Kraft, wendet sich das Dringen des Geistes nicht der Gestaltung, sondern der Umgestaltung und Bekämpfung zu; und wo die Umgestaltung mit Bewußtsein und Reflexion in die Hand genommen wird, hat die Dichtung (mit Ausnahme der Spott-, Kampf- und Strafgedichte, die nimmermehr einen wahren Dichter bilden) ein Ende. Es werden dann wohl Verse gemacht, aber niemals große, dichterische Werke geschaffen, die vielmehr immer einen bereits vorhandenen, verstandenen mächtigen Bildungsstoff voraussetzen. So wenig Sophokles irgendwo und irgendwann anders als zu seiner Zeit in Athen seine großen Werke schaffen konnte, so wenig Goethe irgendwo und irgendwann anders als zu seiner Zeit in Deutschland; und wie uns Sophokles das religiöse Bewußtsein der ihm gleichzeitigen Athenäer in edelster Fassung darstellt, so exponirt uns Goethe in seinem Verhalten die Gestalt des religiösen Bewußtseins in den Schichten des deutschen Volkes, mit und unter denen er lebte . . . Gegen eine Erledigung des Thema's in der Weise, wie es eine Sammlung von „religiösen Aeußerungen in Goethe's Gedichten" versucht, müssen wir Einspruch erheben; durch einzelne herausgerissene Stellen, die den verschiedenartigsten dramatischen Gestalten in den Mund gelegt, oder bei dichterischer Entwicklung der verschiedensten Kunstmotive zur Anwendung gekommen sind, wird über Goethe's eigenes Verhalten zu den so oft ausgesprochenen Ueberzeugungen und Ansichten nicht das Mindeste festgestellt. So ist z. B. unter der Rubrik „Allgemeines Gottesgefühl" jene Auslassung Faust's angeführt, als er von Gretchen katechisirt wird; und man wird doch nicht umhin können, hinter dem, was Goethe Faust sagen läßt, eine geheime, feine Ironie Goethe's selbst zu erblicken, der grade hier und aus der Sache den Bombast und die leere Gefühlsphraseologie der Verlegenheit eines in Einbildungen hochfliegenden Pantheisten, gegenüber den einfachsten, wahrhaft religiösen Fragen, hat zur Anschauung kommen lassen wollen. Solche Dinge als seine eigene Beichte anzusehen, würde sich Goethe ohne Zweifel höflichst verbeten haben. Daß aber unsere heutigen Pantheisten gerade solche Dinge, wo Goethe ihrer schwerfälligen Zunge zur Hülfe kommt, ohne daß sie die Ironie fühlen, als ganz be-

sonders Goethisch preisen, darf man ihnen nicht so übel nehmen. Sie spotten ihrer selbst und wissen nicht wie." . . .

Von diesem geistvollen Standpunkte ist gleicher Weise jede Verkleinerungssucht des großen Dichters, wie jede abgöttische Verehrung desselben fern.

Tages-Ereignisse.

Die liberale Presse nimmt es gewaltig übel, daß die conservative Partei es ausspricht und die Massen es lebendigst fühlen, wie die „gewandelte Staatsform" eine sehr viel bedeutendere Anspannung der Steuerkräfte aller „Staatsbürger" verlangt hat, und trotzdem die Finanzlage des Staates dadurch keine bessere gegen früher geworden ist. Der Vorwurf ist ihr und der ganzen liberalen Partei unbequem, und sehr natürlich so, denn wer war es denn, der eine „wohlfeilere Regierung" als Stichwort für die „Anbahnung" dieser „Wandlung" fortwährend im Munde führte? Es ist immer unbehaglich, durch Facta zu der Ueberzeugung geführt zu werden, daß man sich in seiner eigenen Phantasterei getäuscht, oder daß die Leute jetzt merken, man habe sie absichtlich getäuscht und geködert, nur um andere, zunächst liegende Zwecke zu erreichen. Je mehr nun ein solcher Vorwurf das Bewußtsein der Liberalen wirklich trifft und angreift, je eifriger möchten sie ihn von sich abwälzen. Das ist eben so natürlich als verzeihlich, aber auch vollkommen vergebens. Wenn es ihnen nur die wenigen Conservativen sagten, die überhaupt öffentlich sprechen, so würden die Liberalen sich dadurch schwerlich aus ihrer siegesgewissen und geistreichen Ruhe aufrütteln lassen, aber jeder Handwerker, jeder Dienstbote, jeder gern liberal schwatzende aber ungern illiberal zahlende Bürger sagt es ihnen, nur mit dem Unterschiede, daß sie dabei nicht von ihrer Errungenschaft, als einer „gewandelten Staatsform", sondern als einer „bereuten Rebellion" sprechen. Und je länger die von den Liberalen „angebahnten" Zustände dauern, je lauter wird der Ruf werden, daß weder die Regierung, noch die Steuern wohlfeiler geworden sind. Als der Liberalismus nach errungenem Siege der ersten Enttäuschung, nämlich der allgemeinen Erwerbslosigkeit und dem Stillstande aller Geschäfte, zu begegnen hatte, da rief schon einer ihrer „vorgeschrittenen" Redner: „Nur Muth! Die Freiheit ist theuer!" Und hier wurde der Liberalismus zum ersten Male aufrichtig.

In seiner innern Angst, die einfache Thatsache doch nicht wegläugnen zu können, daß die Steuerkräfte gegenwärtig wirklich sehr viel bedeutender angespannt sind, als früher in den Perioden der Durchknechtung, kommt der Liberalismus zu dem schmerzlichen Ausrufe: „Wir

lassen dahingestellt, wie viel sich die heutige „Staatsform“ überhaupt noch von der früheren thatsächlich unterscheidet;“ und darin liegt, Dank der Weisheit unseres Königs, Dank den Männern, die an der Spitze der Regierung stehen, und Dank der kräftigen Reaction aller Verständigen im Volke, die von ihrem Standpunkt aus den Consequenzen liberaler Stichworte entgegengetreten sind, allerdings eine Wahrheit. Doch bliebe es ein trauriges Geschäft, dem Manne, der es „dahingestellt sein läßt,“ die Unterschiede aufzuzählen, die in dem Jetzt gegen das Früher liegen. Darauf kommt es bei der einfachen Frage, welche das Bourgeoisieblatt selbst angeregt hat, auch gar nicht an, sondern darauf, ob der Liberalismus durch seine Versprechungen sich selbst oder Andere getäuscht und betrogen hat? — So liegt die Frage einfach, und jedenfalls ist auch die Antwort darauf eine sehr einfache. Weil Beides aber einfach ist, begreift sich auch die Unbehaglichkeit der Stimmführer des Liberalismus in der Presse und auf der Tribüne. Indessen lieber doch noch Andere, als sich selbst getäuscht zu haben, denn dergleichen könnte ja den Verdacht erwecken, daß man sich auch jetzt noch in der Presse und auf der Tribüne mit dem eigenen Phrasengeklingel täusche! Darum wieder einmal ein Anfall auf die Conservativen, auf die Rechten, weil sie sich unterstehen, das auszusprechen, was Millionen meinen. Darum ein sittlich entrüstetes Abweisen dessen, was sich mit gesundem Menschenverstande nicht abweisen läßt. Darum der in der That erheiternde Stoßseufzer: man lasse es dahingestellt, ob sich die „gewandelte Staatsform“ thatsächlich von der frühern unterscheide!

Ein Unterschied, und in der That ein recht betrübter, wäre schon darin nachzuweisen, daß die Bourgeoisie-Zeitungen jetzt dergleichen Leitartikel schreiben müssen, um doch auch etwas zu sagen!

Man hört von verschiedenen Seiten große Hoffnungen auf bedeutende Aenderungen in dem bisher von Rußland aufrecht erhaltenen Absperrungs-System seiner Grenzen an die beginnenden Friedensunterhandlungen knüpfen, und namentlich werden in Ost- und Westpreußen, dem Großherzogthum Posen und Schlesien neuerdings Stimmen laut, die aus den Hoffnungen fast Gewißheiten machen. Wie wir das russische Schutz-System für seine sich hebende und ausbreitende Industrie zu kennen glauben, hegen wir keinesweges so sanguinische Hoffnungen. Noch kann Rußland dem fremden Fabrikate nicht unbedingt seine Grenzen öffnen, will es nicht der außerordentlichen Vortheile sofort verlustig gehen, die es gerade diesem Systeme in verhältnißmäßig kurzer Zeit verdankt und welche ihm in dem Kriege gegen das halbe Europa eine so nachhaltige Kraft gegeben. Was Friedrich Wilhelm I. seiner Zeit für Preußen gethan, was alle Länder zum Schutze ihrer Industrie zu Zeiten thun mußten und unter anderen Formen auch jetzt noch thun, das that Ruß-

land seit zwanzig Jahren, freilich mit den ihm eigenthümlichen schrofferen Formen. Der Personenverkehr wird aller Wahrscheinlichkeit nach um Vieles erleichtet werden; der Handelsverkehr aber kaum in demselben Maße! — In den zwei Kriegsjahren hat Rußland neben manchem Anderen auch das Entbehren fremder Fabrikate gelernt, während der Beweis vorliegt, daß die Ausfuhr seiner Rohproducte verhältnißmäßig wenig gehindert worden ist. Soll ein Staat, den auch seine Feinde für einen werdenden anerkennen, ja, deren Feindschaft eben in diesem Werden wurzelt, selbst ein System ändern, von dem es bisher, freilich zum Schaden auch seiner nächsten Nachbarn, nur den nachweisbarsten Vortheil gehabt? Wie gesagt, wir können diese Hoffnungen nicht theilen, es müßte denn ein sechster Punkt den Friedensbedingungen noch nachträglich hinzugefügt werden.

Der Abgeordnete Graf Schwerin, welcher, seit ihm die abermalige Wahl zum Präsidenten fehlgeschlagen, der rüstige Ersatz für den frühern Abgeordneten Hrn. v. Vincke geworden ist und mit virtuoser Zähigkeit Allem opponirt, hat sich in der über seinen eigenen Antrag in Betreff der Abgeordneten-Wahlen niedergesetzten Commission ausdrücklich geweigert, — so lautet die Zeitungs-Nachricht darüber — irgend welche specielle Thatsache zur Unterstützung seiner Motive anzugeben. Natürlich hat sich die Commission darauf zu der Erklärung vereinigt, sie könne sich nicht veranlaßt sehen, der Ansicht des Antragstellers beizupflichten, daß das K. Staatsministerium sich nach irgend einer Seite hin ungesetzlicher und ungerechtfertigter Eingriffe in die Wahlfreiheit schuldig gemacht habe. Wozu war nun der ganze Antrag? Man könnte freilich eben so gut sagen: Wozu unsre Frage danach? da Oppositionsmänner quand même, sich aus dergleichen kleinen Abweisungen erfahrungsmäßig doch keine Lehre nehmen und bei jeder Gelegenheit weiter opponiren. Bazile's: Il reste toujours quelque-chose! ist gleichzeitigen Ursprunges mit den civilisirenden Ideen von 1789, und der Cultus der Anhänger alles dessen, was damals entstand, noch immer ungeschwächt. Ad vocem Opposition: ist neulich der Spener'schen Zeitung ein ungemein naiver lapsus memoriae widerfahren. Sie meldet nämlich aus Mozambique von einer Empörung verschiedener Völkerschaften und sagt dabei: „Der Umstand jedoch, daß eine Oppositions-Zeitung diese Nachricht meldet, läßt an einige Uebertreibung glauben.“ Das ist entweder ein Versehen des Correctors, oder ein Geständniß! ein Uebersehen, oder eine wider Willen richtige Anschauung! Wir halten es für Beides und nehmen das Compliment, welches für die conservativen Zeitungen darin liegt, ganz unbefangen an. Wenn wir dergleichen von einer Oppositions-Zeitung sagten, so wäre das Neid, Mißgunst, Parteiwuth. Da es aber eine Oppositions-Zeitung selbst sagt, so muß der Verdacht „einiger

Uebertreibung" doch wohl gegründet sein. Wir würden bedauern, wenn wir durch unsre harmlose Bemerkung dem Corrector der Spener'schen Zeitung vielleicht einen Verweis zuziehen sollten.

Hat der in den Zeitungen veröffentlichte, angeblich amtliche Bericht über die Zahl der russischen Truppen in der Krim, bei Gelegenheit der Uebergabe des Ober-Commando's von Seiten des Fürsten Gortschakoff an den General Lüders, seine Richtigkeit, so sind in der That die Verluste des russischen Heeres während zweier Feldzüge wahrhaft erschreckend. Es heißt in diesem Berichte, daß die 4te Infanterie-Division (vom 2ten Infanterie-Corps, früher Panjutin), die 5te (vom III. Corps, früher Osten-Sacken), die 10te und 11te (vom IV. Corps, früher Dannenberg) und die 16te und 17te (vom VI. Corps, früher Tscheodajeff), zusammen nur 24,000 Mann zählen. Der Etat jeder dieser Divisionen, mit welchem sie in den Krieg gerückt sind, war an Infanterie allein 16,000 Mann. Das gäbe eine Gesammtsumme von 96,000 Mann, und davon sollen nur noch 24,000 Mann vorhanden und gerade ein Drittel in jedem Jahre des Krieges verzehrt worden sein! Es heißt nun zwar, daß die Beobachtungs-Corps von Kertsch, Eupatoria und Feodosia nicht mitgerechnet wären, und es läßt sich für diese drei Punkte immerhin eine namhafte Zahl Infanterie annehmen. Doch bleiben die Zahlen in einem erschreckenden Mißverhältniß und machen diesen Krieg zu einem der vernichtendsten aller Zeiten. Gedenken wir der Verluste, welche beispielsweise nur die englische Cavallerie in der gleichen Zeit gehabt, so wiegen sie sich sogar mit den Russischen auf. Ist sonach jener Bericht ein wirklich amtlicher und mit Vorwissen der Regierung veröffentlicht worden, so darf man wenigstens den Russen kein Verheimlichen ihrer Verluste mehr vorwerfen. Weiter finden wir: 2 Regimenter der 2ten Brigade der 6ten Infanterie-Division mit nur 2000 Mann angeführt, während beide Regimenter ursprünglich 8000 Mann zählten; eben dasselbe gilt von einer Brigade der 12ten Infanterie-Division. Noch auffallender erscheint die Angabe, daß die 2te und 3te Grenadier-Division, zusammen 24 Bataillons (da die Grenadier-Regimenter 3 Bataillons haben), nur 8000 Mann stark sein sollen, denn sie sind bekanntlich erst spät auf dem Kriegstheater erschienen. Allerdings haben die Grenadier-Regimenter Nowogrod mit nur 800 Mann pro Bataillon verlassen, da sie Mannschaften zur Bildung der Reserve-Grenadier-Divisionen im Norden zurücklassen mußten. Nach dieser Angabe wären sie aber gegenwärtig nur noch 300 Mann das Bataillon stark. Dagegen erscheinen die Druschinen zahlreich und zwar allein von Kaluga und Kursk mit 7000 Mann. Die Dragoner sind bis auf die Hälfte herabgeschmolzen. Die Artillerie erscheint mit 280 Feldgeschützen fast in ihrem früheren Verhältniß zu den Truppen, denen sie zugetheilt war. Scharfschützen und Sappeurs

haben noch mehr als die Infanterie verloren, und im Ganzen bleibt die Annahme, daß gegenwärtig nur noch ein Drittel von dem vorhanden ist, was ursprünglich vorhanden war, richtig. — Wenn auch zugegeben werden muß, daß die jetzt in den Lazarethen Liegenden nicht alle dauernd in Abgang zu bringen sind und mit der Zeit wieder in den Etat einrücken können, so bleibt doch der Eindruck, den die jetzt vorhandenen Zahlen machen, ein wahrhaft überwältigender. Die Schlachten, Gefechte und Belagerungen haben davon den kleineren Theil hinweggerafft. Dasselbe Verhältniß zeigt sich auch bei den sardinischen Truppen, die bekanntlich nur einmal ernstlich in's Feuer gekommen und erst dem zweiten Feldzuge zuzurechnen sind. Bei den Franzosen haben so viele Zusammensetzungen, Nachschub und Ergänzungen der Truppentheile stattgefunden, daß man in dieser Beziehung schwerlich je auf ein bestimmt übersichtliches Resultat kommen wird, wenn die Regierung nicht eben so offen wie die russische die Verluste veröffentlicht. Bei der russischen Armee lassen sich die Verluste genau verfolgen, weil ihre Divisions-, Brigade- und Regiments-Formation ganz dieselbe geblieben ist, wie sie vor dem Kriege war. Bei den Franzosen aber war fast Alles in den beiden Feldzügen nur provisorisch und geht eben so wieder auseinander, als es zusammengesetzt war. Die Regimenter wurden durch Auszüge aus anderen in Frankreich gebliebenen verstärkt und sind daher scheinbar sehr viel vollzähliger geblieben. Der Abgang bei den russischen Truppen im Norden und in Polen ist sehr unbedeutend, und schon deswegen so, weil hier der ganze Kriegs-Abgang wegfällt. Bei der verhältnißmäßig dünnen Bevölkerung Rußlands und bei dem durchschnittlich höheren Lebensalter der Reserven und Druschinen ist der Menschenverlust für Rußland sehr viel empfindlicher, als vergleichsweise für Frankreich. Der französische Soldat ist für die Zunahme der Bevölkerung nicht zu rechnen, da er jung ist; die russische Dienstzeit, die eingezogenen Reserven und die Druschinen fallen aber in dieser Beziehung schwerer ins Gewicht. Wunderbar genug ist auch in diesem Bericht von den Kosaken wieder gar nicht die Rede. Ein neuer Beweis, daß die Kosaken nicht mehr das sind, was sie den frühern russischen Armeen waren.

Zum erstenmale, seitdem von österreichischen an Rußland gestellten Bedingungen und einem daran geknüpften Ultimatum die Rede ist, erfährt man durch ein officielles Wort, daß diese ganze Verhandlung ein selbstständiger Versuch Oesterreichs war, für dessen Billigung dasselbe der Zustimmung und Unterstützung Frankreichs gewiß gewesen zu sein scheint. Und zwar spricht dies die Thronrede der Königin von England aus, allerdings so gewunden, wie dergleichen öffentliche Kundgebungen sich zu verhalten pflegen, aber doch deutlich. Aus dieser Lage der Dinge geht hervor:

1) Rußland hat auf keine Weise den Frieden verlangt und durch nichts zu verstehen gegeben, daß es sich unfähig oder auch nur unlustig fühle, den Krieg fortzuführen. Keiner seiner Gesandten hat irgendwie einen Schritt gethan, um die Geneigtheit Rußlands zum Frieden auszusprechen, das heißt, eine Geneigtheit, welche über die früher bereits zugegebenen Wiener Punkte hinausgeht. Rußland hat auch keinen Diplomaten einer anderen Macht beauftragt, eine Reise zu unternehmen, um — einen Verwandten zu besuchen. —

2) Die Türkei, für welche der Krieg unternommen wurde, hat nichts von den offenen und verborgenen Einleitungen für den Frieden gewußt; eben so ist Sardinien offenbar über diese Wendung der Dinge überrascht, und zwar um so mehr, als Oesterreich dadurch die Situation zu beherrschen scheint, ein Umstand, der gerade in Turin besonders unangenehm berühren dürfte.

3) Die jetzt zugestanden veranlaßte Reise des sächsischen Gesandten in Paris nach Petersburg geschah gleichzeitig mit den Schritten, welche Oesterreich dort that. Daraus würde sich auf ein Einverständniß der beiden Kaiser, Louis Napoleon und Franz Joseph, schließen lassen, und zwar auf ein Einverständniß, welches nicht in seiner ganzen Ausdehnung zur Kenntniß der englischen Minister gekommen ist.

4) Die Sachen stehen bis auf die vollendete Zerstörung der Südseite von Sebastopol genau auf demselben Flecke, wo sie vor dem Ausbruche des Krieges gestanden; mehrere der Friedensbedingungen sind in ihrer Tragweite vollkommen illusorisch, und in wenigen Jahren werden andere Verwickelungen andere Verhältnisse hervorgerufen.

5) Rußland ist nicht gedemüthigt, nicht nach Asien zurückgeworfen, nicht in seiner Entwickelung gehemmt worden. Die Türkei wurde weder geheilt noch gestärkt. Sardinien ist kein Alliirter Oesterreichs geworden, die neutralen Staaten haben ihre neutrale Stellung bis zum Ende zu bewahren gewußt, und von alledem, was die englische Presse als unumgänglich nothwendig, als um jeden Preis zu erringen, als mit dem letzten Penny und den letzten dafür zu miethenden Blutstropfen durchzusetzen erklärte, ist nichts erreicht worden, was über die Eindrücke eines Jahres hinausreichte! —

Unparteilichkeit, die uns, während der Krieg dauert, von den Unterthanen jedes der kriegführenden Staaten gegen den erklärten Feind ein Verbrechen scheint, wird nun bei den Friedens-Aussichten, und noch mehr, wenn der Friede erst wirklich geschlossen sein wird, wieder eine Tugend und ein Verdienst. Die Zeugnisse verständiger englischer Schriftsteller für den so viel geschmähten und im Ganzen so wenig beschädigten Feind häufen sich, und das neueste derselben: „On the war in the Crimea“ vom Viscount Ellesmere, haben wir eben durchlesen. Er sagt dem eng-

lischen Hochmuthe bittere Wahrheiten, weil er seine Augen nicht vor dem handgreiflichen Factum verschließen kann, daß keine Nation weniger wirklich gethan, dafür aber desto lauter und lärmender geschrieen, als die britische, die doch sonst mit jeder tüchtigen That bereitwillig voran war. „Die, welche nicht eher beruhigt sein wollen — sagt Viscount Ellesmere am Schlusse seiner, etwas über 100 Seiten starken Broschüre — bis Rußland verkrüppelt und mit Füßen getreten ist, würden besser thun, eine Miniébüchse auf die Schulter zu nehmen und selbst zu versuchen, ob sich Rußland mit Füßen treten läßt, als so das große Wort zu führen. Wer in den Trancheen, Lunetten und Sappen vor Sebastopol gearbeitet hat, wird ihnen sagen, daß es kein Kinderspiel ist, Rußland mit Füßen treten zu wollen. Spotten, Schimpfen, Vornehmthun, Prunksucht, ein bequemes Gardinenbett und drei Stunden Tafelzeit werden Rußland nicht besiegen. Abwägen, debattiren, klug reden, wie man Rußland wohl am besten demüthigen könnte, ist allerdings sehr viel leichter, als selbst etwas dazu zu thun! und Verlangen nach Blutgeruch und Trümmern nur erbärmlich, wenn man nicht entschlossen ist, mehr dafür zu opfern, als ein paar Shillinge Steuererhöhung oder ein Abonnement auf eine papierne Kriegstrompete.“ —

Wenn dergleichen jetzt schon gesagt und begierig gelesen wird, was ist da erst zu erwarten, wenn der Frieden abgeschlossen und die internationalen Beziehungen wieder hergestellt sind? —

„Wie viele und peinliche Enttäuschungen werden dem kurzen Traume der meisten unter diesen englischen Fremd-Söldnern folgen!“ sagten wir noch vor Kurzem (Seite 367 des III. Bandes), und wie bald erfüllt sich diese Befürchtung! Was wird aus dieser zusammengerafften Menge und ihren Aussichten auf lebenslangen Unterhalt, brittische Pensionen und den Kampf gegen die Feinde der deutschen Freiheit auf Umwegen? — Wer einstweilen privatisiren will, um bis auf einen andern Condottiere-Dienst zu warten, wird entlassen werden und nimmt die Erinnerung an die cat-o-nine tails mit sich. Wer das nicht will oder kann, wird mit anderem militairisch dressirten Menschenfleisch in irgend eine ungesunde Colonie geschickt und verkümmert, wie vor ihm schon so viele andere „soldats de fortune, mais sans fortune“ verkümmert sind. Nun werden wir aber auch wieder dieselben Klagen hören, die wir nach Schleswig-Holstein und nach Brasilien gehört. Nun werden die politischen Verhältnisse des deutschen Vaterlandes wieder angeschuldigt werden, die tapfersten Söhne desselben ins Elend getrieben zu haben. Kurz, das alte nun schon zum Ueberdrusse gehörte Lied wird auf's Neue gesungen werden. Die Herren Entrepreneurs haben ein gutes Geschäft gemacht, und damit ist ja wohl die Sache erledigt!

Wappen-Sagen.

Bismarck.

Das Blatt, das grün und kräftig
Des Wand'rers Blick entzückt,
In purem Golde prächtig
Den Schild der Bismarck schmückt;
Das Kleeblatt, gülden leuchtend,
Das ist im blauen Feld
Von Nesselblättern dräuend
Gar scharf und blank umstellt.

Es war vor alten Zeiten
Ein Fräulein wonnesam,
Durch das der Nessel Zeichen
In's Schild der Bismarck kam.
Um Fräulein Gertrud warben
Viel Edle kampferprobt,
Die auf Geheiß des Vaters
Dem Vetter schon verlobt.
Da kam ein Fürst der Wenden
Herab vom nord'schen Meer,
Er kam mit hundert Pferden —
Jung Gertrud sein Begehr!
Jung Gertrud lehnte höflich
Die hohe Ehre ab;
Der Fürst, erzürnet höchlich,
Erhub den güld'nen Stab,
Er winkte seinen Knechten
Und rief, von Zorn entbrannt:
„Ich will das Kleeblatt brechen
„Mit meiner eignen Hand!
„Ja, wär's noch eine Nessel,
„Gäb's doch ein kleines Weh,
„Doch lustig ist's, zu brechen,
„Grün oder gold, den Klee!" —
Und noch am selb'gen Tage
Da stürmt mit reis'gem Troß
Der Fürst vom Wendenstamme
Jung Gertrud's festes Schloß.
Der Burgvoigt, überfallen,
Fiel fechtend in dem Troß,
Und über Wall und Graben
Der Wende drang in's Schloß.

Des leichten Siegs frohlockend
Der Fürst schaut freudig d'rein
Und trat mit stolzem Worte
In Gertrud's Kämmerlein:
„Ich komme, Dich zu brechen,
„Du güld'ner Herzensklee,
„Du brennst ja nicht wie Nesseln,
„Das Kleeblatt thut nicht weh!"
Drauf that er sie umarmen,
Wie brünst'ge Liebe thut,
Doch plötzlich schrie er: „Gnade!"
Und sank in's heiße Blut.
Jung Gertrud wunderprächtig
Schwang über ihm den Stahl,
Den Dolch stieß sie ihm kräftig
In's Herz zum andern Mal
Und rief: „Da sind die Nesseln,
„Die Nesseln brennen, weh!
„Wer hat noch Lust zu brechen
„Der Bismarck güld'nen Klee?"

Und seit jung Gertrud's Zeiten
Dräut in der Bismarck Schild
Der Nesseln blankes Zeichen
Rings um des Kleeblatts Bild;
Mit scharfem Stahl sie haben
Ihr Kleinod stets bewahrt —
Ja, seit jung Gertrud's Tagen
Blieb das der Bismarck Art.

Inserate.

Das Lager der
Gutta-Percha-Fabrikate
von
Frohn, Bolak u. Ganserten in New-York
bei
LOUIS LANDSBERGER,
(Markgrafenstr. 46, dem Schauspielhause gegenüber),
empfiehlt:

Gutta-Percha-
- Mäntel, mit und ohne Kapuße,
- Ueberzieher,
- Beinkleider,
- Kapuß-Mützen.

Die Form dieser Gegenstände ist eben so gefällig als bequem, ihre Wasserdichtigkeit undurchdringlich.

Von Sr. Maj. dem Könige von Preußen patentirter
Spanischer Carmeliter Melissen-Geist,
der durch seine Güte bereits einen Weltruf besitzt, à Fl. 15 Sgr., das Dtzd. Fl. in 2 Kisten 5 Thlr.; halbe Fl. à 7½ Sgr., das Dtzd. Fl. 2 Thlr. 20 Sgr.; so wie
doppeltes Eau de Cologne,
von der Clementine Martin, Klosterfrau in Köln, zu denselben Preisen, welche Beide in London die Preis-Medaille erhielten und sich in der Pariser Ausstellung befinden;
ächtes Kölnisches Wasser,
von dem ältesten Hause JOHANN MARIA FARINA,
gegenüber dem Jülichsplatz,
zum Fabrikpreise à Fl. 12½ Sgr., das Dtzd. Fl. in 2 Kist. 4 Thlr. 18 Sgr., und
Extrait d'Eau de Cologne double,
von FRANÇOIS MARIA FARINA, Nr. 4711 Glockenstraße, à Fl. 15 Sgr., das Dtzd. Fl. in 2 Kist. 5 Thlr. 10 Sgr., und von CARL ANTON ZANOLI, Nr. 92 Hohestraße, à Fl. 15 Sgr., das Dtzd. Fl. in 2 Kist. 5 Thlr. 15 Sgr., letzteres auch in großen, zu Geschenken sich sehr eignenden Strohflaschen, sind mit vielen sich zu Weihnachtseinkäufen besonders vortheilhaft empfehlenden Toiletten- und Luxusartikeln, die ich während der Industrie-Ausstellung in Paris persönlich eingekauft habe, arrivirt.

LOHSE, 46. Jägerstrasse, **Maison de Paris.**

☞ Dieses Haus hat das Princip, „nur ächte Artikel zu verkaufen, um dem Publicum eine reelle Waare zu sichern."

Fr. Austern, Hummern, so wie sämmtliche Französische, Englische und Ital. Delicatessen,
namentlich alle Sorten Französ. Liqueure, Französ. Geflügel und Genueser Früchte empfiehlt
Julius Ewest, Hof-Lief. Sr. Kgl. Hoh. des Prinzen von Preußen,
Friedrichsstraße 82, Ecke der Behrenstraße.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Zehntes Capitel.

Salz, Sand und Sumpf.

Auf einem stattlichen Edelsitz in der nächsten Nähe der Preußischen Hauptstadt war an einem heißen Augustnachmittage des Jahres 1806 eine glänzende Gesellschaft versammelt. Man hatte in einem kühlen Gemach zu ebner Erde, dessen Thüren nach dem Garten zu geöffnet waren, gespeist; die Damen waren der Frau vom Hause bereits ins Freie gefolgt und hatten an dem Caffeetisch Platz genommen, der in dem kühlen, grünen Schatten der uralten, prächtigen Lindenbäume aufgestellt war, welche im weiten Kreise gepflanzt eine riesenhafte, hochgewölbte Laube bildeten über dem trockenen mit Kies und Sand reinlich befahrenen Platze.

Es war gar lieblich unter den Linden, denn von dem kleinen blauen See herüber, dessen Wellen den Rand des Gartens bespülten, wehete ein erquicklich kühler Hauch, und das Auge ruhete gern auf der weichen klaren Wasserfläche, in der sich die mit stattlichen Fichten und Tannen bestandenen Höhen, welche den See ringsum einschlossen, malerisch spiegelten.

Unter dem grünen Schatten der Linden entfaltete sich ein anmuthiges Bild. Die Damen, meist noch jung, waren in weiße und helle Farben gekleidet, und die jüngeren Herren, die ihnen gefolgt waren, trugen alle die prächtigen Uniformen der damaligen schweren Cavallerie; Söhne des Hausherrn, der unter dem großen Friedrich bei dieser Waffe gestanden, deren Vettern und Freunde. Offiziere von dem berühmten Regiment Gensd'armes in ihren rothen goldgestickten Gallaröcken; Leib-Kürassiere in weißen goldbordirten Röcken; von Beeren-Kürassiere in gelben Collets; Leib-Karabiniers in Weiß mit himmelblauen Kragen; von Quitzow-Kürassiere in blauen Leibröcken mit rothen und von Reitzenstein-Kürassiere in blauen Leibröcken mit gelben Kragen. Lauter Kürassiere in weißen hirschledernen Beinkleidern und hohen Steifstiefeln mit

Manschetten, den Degen an der Seite, den Stock in der Hand und den weißen Federstutz auf dem quergesetzten Hute. Ob Lieutenants oder Rittmeister, Junker oder Stabs-Offiziere, war nicht zu erkennen, denn der jüngste Junker trug dieselbe Uniform wie sein Oberst, ohne alle Rangabzeichen.

Gings draußen laut und lustig zu unter den grünen Bäumen, so gings drinnen im Gemach noch lauter zu, aber keineswegs lustiger, denn die ältern Herren, die dort bei der Flasche saßen, politisirten und zankten sich auch ganz gehörig dabei.

Oben quervor an der Tafel saß der Oberst-Lieutenant von Bredow, der Hausherr, der hatte nur einen Arm, der andere lag bei Freiberg begraben, aber ein ganzes Herz, das sah man ihm an, denn seine Augen funkelten so hell und keck in dem alten faltenreichen Angesicht, und die Rechte hielt so fest den Fuß des Silberbechers, der mit dem Bock und der Sturmleiter des Bredow'schen Wappens geschmückt war, umfaßt, daß man an dem kecken, frischen Soldatensinn des alten Reiters unmöglich zweifeln konnte.

Neben dem Oberst-Lieutenant saß der Geheime Rath von Beireis, ein altes Fuchsgesicht mit glatten Manieren, aber giftigen Hohn auf den bleichen, dünnen Lippen; der war ein häufiger Gast im Bredowschen Hause seit manchem Jahre schon, obgleich er in demselben wenig beliebt war. Der Hausherr hatte eine Schwäche für ihn, er bekannte das selbst, wenn er sagte: „laßt mir den Beireis, Kinder, er ist mir nun mal lieber, als alle die andern Federfuchser; ich glaube auch nicht, daß er so recht im Grunde was taugt, es ist mir sogar, als wenn der alte Sünder gar keine Ehre nicht im Leibe hätte, aber so lange das nicht bewiesen ist, dürfen wir es auch nicht statuiren, und ich hab's nun mal gar zu gern, wenn er seine Bosheiten auskramt gegen die Minister und ihre Fuchsschwänzer. Laßt doch, die paar Friedrichsd'or, die er mir abborgt und nicht wiederbezahlt, die kann der Oberst-Lieutenant von Bredow für seinen Spaß bezahlen!"

Der alte Herr hatte einen hellen Blick, er war selbst derb witzig in seiner Weise und liebte geistreiche Unterhaltung; bis zu einer gewissen Grenze nämlich, über die hinaus verstand er keinen Spaß, und eines Tages hatte er dem Geheimen Rathe von Beireis, als derselbe über den alten Orts-Pfarrer, der ebenfalls ein Gast des Hauses war, seinen Spott treiben wollte, sehr kühl erklärt, der große Friedrich habe den witzigen Voltaire einstmals arretiren lassen; nun sei der Herr Geheime Rath zwar noch lange kein Voltaire, aber der Oberst-Lieutenant von Bredow sei ein Schüler Friedrich's des Großen und gesonnen, dem Beispiel seines Königs so weit als möglich zu folgen.

Das war ziemlich verständlich.

Den Rest der Gesellschaft bildeten ältere Offiziere mit einigen Edelleuten aus der Umgegend.

Unter diesen Letzteren zeichnete sich ein feiner Herr aus, etwa vierzig Jahre alt, mit ernstem, sinnendem Gesicht und dunkeln Augen, der wenig spricht, aber fast schmerzlich lächelt, wenn in dem politischen Gespräch die Lust zum Kriege gegen Frankreich, die damals wie Fieber in fast allen preußischen Herzen glühte, gar zu ruhmredig auftrat.

Es fielen harte Worte über den Grafen von Haugwitz und dessen Politik.

Einer der Herren erzählte mit einer gewissen Selbstgefälligkeit und nicht ohne, halb und halb wenigstens, seinen Beifall zu erkennen zu geben, daß die kriegerisch gesinnte Bevölkerung Berlins dem Baron von Hardenberg, dem abgetretenen Minister der Kriegs-Partei, eine Nacht-Musik mit Lebehoch gebracht, während der Minister Graf von Haugwitz vor einigen Tagen auf der Straße insultirt und zwar gröblich insultirt worden sei.

„Das will mir denn doch nicht gefallen, Herr Bruder!" sagte der Oberstlieutenant brummend. „Das ist ja eine ganz sonderbare Geschichte, daß die Berliner jetzt anfangen und sich's herausnehmen, über die Etatsminister Sr. Majestät des Königs zu judiciren! Tausend Donner, das schmeckt ja nach Paris von anno 89, damit fing der Betteltanz dort auch an. Unter dem großen König hätten sie das mal probiren sollen, der würde ihnen geholfen haben, aber es wird jetzt Alles anders und so, wie mir's gar nicht gefällt."

Der Oberstlieutenant leerte seinen Becher unmuthig, aber schon während er ihn wieder füllte, kehrte ihm der alte Humor zurück, und er nickte einem Major von der Cavallerie, der ihm gegenüber saß, freundlich zu, als der sagte: „Ich weiß auch gar nicht, was sie mit dem Baron von Hardenberg für Staat machen wollen, ich habe nicht gesehen, daß er das Ding energischer und besser angegriffen hätte, als der Graf von Haugwitz, und da ich keinen Unterschied zwischen beiden finde, so ziehe ich den schlesischen Grafen, den Landsmann, doch dem wildfremden hannoverschen Baron vor."

„Ich bitte Sie, Herr Oberstwachtmeister," rief ein Anderer eifrig, „hat denn Herr von Hardenberg im December vorigen Jahres den gräulichen Vertrag geschlossen mit Bonaparte, oder Haugwitz? Jener Vertrag, durch den wir schmachvoll den Kaiser von Rußland in der Gefahr verließen und Oesterreich dazu, durch den wir uns mit England wegen Hannovers verfeindeten. Ein solcher Vertrag ist ganz unerklärlich, ohne an geheime Motive des Unterhändlers zu denken. Sie wissen, was man von Haugwitz ganz öffentlich sagt?"

„Entschuldigen Sie," nahm jetzt der obenerwähnte Herr ernst das Wort, „entschuldigen Sie, man sagt zwar leider ganz offen, daß sich der Graf von Haugwitz habe bestechen lassen von Bonaparte, man glaubt's auch, traurig genug, aber bewiesen hat's Niemand. Darum also möchte ich Sie nur darauf aufmerksam machen, daß der Graf von Haugwitz

nie für habgierig gegolten, daß er, als ein reicher Herr, man schätzt seine jährlichen Revenuen auf 40,000 Thaler, dem Staate stets ohne Gehalt gedient hat. Ich werde an seine Bestechlichkeit erst glauben, wenn sie mir klar bewiesen wird!"

„Bravo, gieb mir die Hand, Vetter," rief der Oberstlieutenant, „Sie müssen wissen, meine Herren, daß mein Vetter von Massow unter Haugwitz im auswärtigen Amt gearbeitet und quittirt hat, weil er sich mit seinem Chef nicht vertragen konnte."

„Halten Sie Herrn von Haugwitz für einen wirklichen Staatsmann?" fragte Einer der Herren.

„Nein," versetzte der von Massow ernst und aufrichtig, „ein Staatsmann ist er nicht, aber er ist, von einem festen Willen gelenkt und geleitet, ein sehr geschickter Unterhändler."

„Geschickter, als Herr von Lucchesini?" fragte der Geheimrath von Beireis lauernd.

„Nein, aber viel brauchbarer!"

„Wie verstehen Sie das?"

„Der Marquis von Lucchesini wäre einer der ersten Diplomaten," erklärte der von Massow, „wenn er sich nicht in den Ruf der höchsten Schlauheit gesetzt hätte; dieser Ruf erschwert ihm jede Verhandlung, denn die Gegenpartei ist stets außerordentlich mißtrauisch und fürchtet fortwährend, von ihm überlistet zu werden."

Würde Lucchesini den Vertrag mit Napoleon abgeschlossen haben, wenn er an des Grafen von Haugwitz Stelle gewesen wäre?" fragte Beireis wieder.

„Ich bezweifle es nicht!"

„Vielleicht mißbilligen der Herr von Massow auch diesen Vertrag nicht in dem Grade, wie wir?"

Es war eine zudringliche Neugier in der Frage des Geheimen Raths, die den Hausherrn verletzte. Herr von Massow aber, der vielleicht noch mehr in der Frage sah, lächelte bitter und sagte kalt: „Ich mißbillige den Vertrag im höchsten Grade, Herr Geheime-Rath, aber ich kann den Grafen, der ihn abschloß, nicht verdammen, sondern nur bedauern!"

Alle waren Ohr, und Herr von Massow, der das bemerkte, gab sofort seine Erklärung: „Nun, meine Herren, Sie haben den Kaiser von Rußland im vorigen Herbst hier gesehen, den Erzherzog Anton von Oesterreich ebenfalls; es ist kein Geheimniß, daß zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen ein Vertrag geschlossen wurde, in Folge dessen der Graf von Haugwitz im November abreiste, mit dem Auftrage, dem Kaiser Napoleon zu erklären, daß Preußen sich mit Oesterreich und Rußland alliiren werde, wenn Napoleon nicht die Vereinigung Frankreichs mit Italien wieder auflöse, Holland und die Schweiz wirklich freilasse u. s. w. Das waren stolze Forderungen, es war die Sprache, die

Preußen ziemte. Leider aber hatte man dem Unterhändler diese stolzen Worte nicht allein mitgegeben, sondern in dem Staatsrath, der unter dem Vorsitz des Herzogs von Braunschweig, wie Sie wissen, vor Haugwitz' Abreise gehalten wurde, empfing derselbe als letzten mündlichen Befehl und Instruction, daß er keine Mühe scheuen, sondern alle seine Geschicklichkeit anwenden solle, um die Möglichkeit zu erringen, daß Preußen bis zum 22. December und, wo möglich, noch länger, das Schwert in der Scheide behalten dürfe. Sie werden zugeben, meine Herren, daß Muth dazu gehört, mit solchen Instructionen zu Napoleon zu reisen. Indessen kam Herr von Haugwitz am 28. November in Brünn an, Napoleon, von den russischen und österreichischen Heeren gedrängt, rüstete sich zur Schlacht. Haugwitz hatte nur eine flüchtige Unterredung mit Napoleon, der sich natürlich mit der Schlacht mehr beschäftigte als mit dem preußischen Gesandten, den er bat, sich nach Wien zurückzubegeben. Sollte Herr von Haugwitz unter diesen Umständen mit der stolzen Erklärung Preußens hervortreten? Gewiß wäre das seine Pflicht gewesen, hätte er nicht den Befehl gehabt, bis zum 22. December Preußen die Neutralität zu sichern. Er ging nach Wien. Drei Tage darauf siegte Napoleon bei Austerlitz, die Russen zogen zurück, und Oesterreich beeilte sich, Frieden zu machen. Unter diesen ganz veränderten Umständen, die so überraschend waren, daß man sie hier lange nicht glauben wollte, schloß Haugwitz den jämmerlichen Vertrag, in welchem Preußen seine fränkischen Hauslande und Cleve mit Wesel gegen Hannover vertauschte, ungerechtes Gut nahm für altes Hohenzollern-Erbe. Der Vertrag ist abscheulich, ich verkenne es am wenigsten, aber Herr von Haugwitz erfüllte seine Instruction, er sicherte Preußen die Möglichkeit, das Schwert noch einige Zeit in der Scheide behalten zu dürfen. Und dann, meine Herren, dürfen wir doch, wenn wir nicht ganz ungerecht sein wollen, nicht vergessen, daß Herr von Haugwitz, als er seinen Vertrag hierher brachte, selbst dem Könige rieth, denselben nicht anzunehmen, nicht zu ratificiren und ihn zu entlassen. Sie wissen, daß trotz alles Geschrei's über Haugwitz sein Vertrag doch angenommen und nur modificirt wurde. Dafür ist Haugwitz nicht verantwortlich."

Die Herren sahen sich traurig an.

„Ach, der König ist viel zu gut!" murrte ein eisgrauer Obrist.

„Unser allergnädigster Herr hat viel zu viel Achtung vor dem alten Herzog von Braunschweig!"

„Respect vor dem Helden von Crefeld," schrie der Oberst-Lieutenant, „sein Haar ist im Pulverdampf ergraut und unter dem Lorbeerkranz weiß geworden."

„Ach, wenn der König auf keinen Andern hörte, als den Braunschweiger, möchte es drum sein, aber Lombard! was meinen Sie Herr Prediger?"

„Sallust sagt", erwiederte der Gefragte: „eo tempore varius incertusque princeps agitabat, neque illi consilium satis placebat: ita, quocunque intenderat, res advorsae erant."

„Herr Prediger," sagte der Oberst-Lieutenant ernst, „ich hoffe, daß Sie in Ihrem lateinischen Vers keinen Tadel gegen Seine Majestät den König ausgesprochen haben, Sie wissen, daß ich Sie liebe und schätze, daß ich Ihnen dankbar bin für die Erziehung meiner Söhne und für die christliche Zucht, die Sie in der Gemeinde aufrecht halten, wenn Sie aber meinen allergnädigsten Herrn tadeln, sind wir geschiedene Leute!"

Der Geistliche beeilte sich, den lateinischen Vers, wie sich der Oberst-Lieutenant ausdrückte, so milde als möglich zu übersetzen, aber die Laune wollte dem loyalen Edelmann doch nicht gleich wiederkommen.

Die anderen Herren nahmen sich nun in Acht, den Hausherrn nicht zu reizen, aber das Gespräch blieb doch ein politisches, denn die Ahnung nahender Ereignisse drückte zu schwer auf die Geister. Die Vorurtheile gegen Haugwitz hatten zwar durch Massow's Erklärung einen harten Stoß erlitten, aber sie verschwanden doch nicht gleich, und Herr von Massow sah sich genöthigt, noch ein Mal die Vertheidigung des Ministers zu nehmen, dessen System er verdammte, dem er auch persönlich fast feindlich entgegenstand.

„Herr von Haugwitz ist nicht der Mann, den ich liebe," sagte er, „ich habe andere Ansichten und Ueberzeugungen, als er, aber ich halte es für meine Pflicht, auch zu erwähnen, daß er sich lange weigerte, im Januar dieses Jahres nach Paris zu gehen und Napoleon den modificirten Vertrag vorzulegen. Bekanntlich nahmen wir Hannover und erklärten, wir würden es vorläufig bis zum definitiven Frieden behalten; endlich entschloß sich Haugwitz, nach Paris zu gehen, als er den also modificirten Vertrag zur Ratificatiou hierhersendete, ließ er dem Könige durch den Marquis Lucchesini dringend empfehlen, nicht zu ratificiren, wenn die Armee noch auf dem Kriegsfuß sei. Leider war das nicht mehr der Fall, wir Alle wissen, mit welcher ungeheueren Eile und Hast demobilisirt wurde."

„Darf ich wohl fragen," sagte jetzt der Geheime Rath Beirris, „aus welcher Quelle Sie alle diese genauen Nachrichten, die ich gewiß nicht zu bezweifeln mich erdreiste, haben?"

„Ich sehe keinen Grund, meine Quelle zu verschweigen," entgegnete der von Massow kalt, „die Nachrichten, die ich Ihnen gegeben, gründen sich auf Mittheilungen eines Mannes, der Ihnen gewiß nicht als Freund des Grafen von Haugwitz verdächtig ist, ich verdanke Sie dem Minister Freiherrn von Stein."

Der Geheime Rath biß sich auf die Lippen.

Das Gespräch wurde jetzt allgemein, Herr von Massow schwieg; die Andern zählten die Beleidigungen auf, die Preußen seitdem von Na-

poleon's Uebermuth hatte hinnehmen müssen. In allen diesen Männern verrieth sich gereizte Stimmung gegen Frankreich, in Allen das grenzenloseste Vertrauen auf die Armee Friedrich's des Großen. Es war unter den alten Offizieren und den loyalen Edelleuten auch nicht Einer, der nicht fest überzeugt war, daß Napoleon's Glück zu Schanden werden müsse an dem Preußischen Schwerte.

Die Gläser wurden jubelnd zusammengestoßen, Blücher, Kalckreuth, Rüchel, vor Allem der Prinz Louis, die Führer der Partei, die den Krieg mit Frankreich wollte, wurden mit Gesundheiten gefeiert, so laut, daß die jungen Offiziere draußen es vernahmen und nun, Liebe und Dame vergessend, in's Gemach stürzten, um die Gesundheit der gefeierten Helden mitzutrinken.

Herr von Massow war aufgestanden und sah mit trübem Blick auf die jugendlich schwärmenden Männer und die tobenden Jünglinge.

„Vetter, Sie sehen so traurig darein," sagte der Oberst-Lieutenant zu dem ernsten Mann tretend, „wie, sind Sie nicht für den Krieg?"

„Traurig bin ich, lieber Vetter," antwortete der von Massow, „denn es ist Alles bei uns nicht mehr so, wie es sein müßte; für den Krieg bin ich, weil er gar nicht mehr zu vermeiden ist und wir endlich mal aus dieser falschen und unerträglichen uns entwürdigenden Lage herausmüssen, aber ich theile diese Siegeszuversicht nicht."

„Vetter," sagte der Oberst-Lieutenant fast beleidigt, „glauben Sie, daß Preußen besiegt werden kann?"

„Nein," entgegnete der von Massow voll und fest, „besiegt niemals, aber ich fürchte, wir werden Schlachten verlieren."

„Hm!" rief der Oberst-Lieutenant verdrießlich, „auch der große König hat Schlachten verloren."

„Wissen Sie, lieber Vetter," flüsterte der von Massow, „warum im Frühjahr so schnell demobil gemacht wurde? Sie wissen's nicht; ich will's Ihnen sagen, weil der Schatz erschöpft war. Der König hat sich bestrebt, die Schulden der vorigen Regierung zu decken, das ist ihm zum großen Theil gelungen; er hatte selbst wieder einen kleinen Schatz gespart, der ist dahin und wir haben kein Geld mehr. Darin liegt das ganze Geheimniß unserer Politik; wir haben uns bemüht, unsere Stellung als Großmacht zu behaupten durch Unterhandlungen, weil wir nicht die Mittel hatten, sie durch Thaten zu sichern. Das ist unser Verderben, die bloße Mobilmachung im vorigen Jahr hat uns erschöpft, wie nun Krieg führen?"

„Tausend Millionen," fluchte der alte Soldat ärgerlich, „aber wozu sind wir denn da? Warum verlangt der König nichts von uns; die Kornpreise sind hoch gewesen, auch der Kaufmann hat verdient, warum fordern Se. Majestät nicht?"

„Oho, Vetter," entgegnete der von Massow, „wenn alle Leute wären, wie der Oberst-Lieutenant von Bredow, aber da steckt das Grund-

übel; der lange Frieden hat all die Leute engherzig, selbstisch gemacht, das werden wir noch schrecklich erfahren; auch kann ich Ihnen sagen, daß Se. Majestät auch jetzt noch eigentlich für den Frieden ist, weil er's für Gewissenspflicht hält, seinem Volke die Lasten und Leiden des Krieges zu ersparen, obgleich sein Hohenzollernblut ihn vielleicht mächtiger zum Kriege drängt, als Viele glauben. Ich halte den Krieg für nahe, aber er wird anders laufen, als die Kriegslustigen denken. Gott gebe, daß nicht Alles eintrifft, was ich fürchte!"

In dem Augenblick trat sporenklirrend ein junger Offizier in den Gartensaal, das Gesicht hochroth, die Augen funkelnd, die Uniform mit Staub bedeckt.

„Was ist das? Stechow, wo kommen Sie her?" fragte der Oberstlieutenant.

„Papa!" rief der junge Offizier wie außer sich, „große Nachricht, wir sind mobil. Hurrah! Es lebe der König!"

Ein betäubender Jubelruf folgte, man fiel sich in die Arme, einige weinten vor Wonne, der Oberstlieutenant befahl seinem Diener mit Donnerstimme, frische Flaschen zu bringen. Die Damen mischten sich unter die Männer, ihr Enthusiasmus war nicht geringer als der der Männer und steigerte diese in ihrer Aufregung.

Des Oberstlieutenants jüngste Tochter Emilie, ein liebes, schönes Kind, welche seit einigen Wochen mit dem von Stechow verlobt war, setzte sich an's Clavier, spielte und sang begeistert ein Lied, das damals erst anfing bekannter zu werden:

Heil Dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterland's,
Heil König Dir!

Es war ein unbeschreiblicher Jubel in dem Hause des loyalen, alten Soldaten. Nur der Kammerherr von Massow theilte diesen Jubel nicht, aber ergriffen, tief ergriffen von dem Enthusiasmus der Jugend, denn auch die Krieger mit grauen Haaren waren jung in diesem Augenblick, stand er allein. Da trat der Geheime Rath von Beireis zu ihm, der bis jetzt wie ein Jüngling geschrieen und getobt hatte, und fragte spitz: „Sie theilen unsre Freude nicht, Herr von Massow?"

„Dieser Enthusiasmus freut und rührt mich!" entgegnete der Kammerherr und entfernte sich von dem Manne, der ihm widerwärtig war. Aber auch seine stattliche Cousine, die Frau des Oberstlieutenants, zu der er sich gesellte, fragte ernst: „Nun? Sie freuen sich nicht?"

„Mir kam die Nachricht nicht überraschend, liebe Cousine," entgegnete von Massow lächelnd, „ich durfte nur nichts sagen, aber ich wußte seit drei Tagen, daß es dem Marquis von Lucchesini gelungen, sich in Besitz der geheimen Verhandlungen zwischen Frankreich und England zu setzen. Napoleon hat ohne Weiteres den Engländern die Rückgabe Hannovers zugesagt; diese Schändlichkeit hat dem Könige endlich

die Augen vollständig geöffnet, er weiß jetzt, daß Napoleon Preußens Verderben will. Herr von Lucchesini hat bereits Befehl zur Rückkehr erhalten."

Die Herren befahlen jetzt ihre Pferde, der Oberstlieutenant erklärte, er werde am folgenden Tage nach Berlin kommen, bald saß er mit dem Geheimen Rathe von Beireis allein und deducirte dem, der erst eine Stunde später fahren wollte, mit vollster Ueberzeugung, daß Napoleon verloren sei. —

Es war am folgenden Tage gegen Abend, als der Geheime Rath von Beireis in einen der kleinen Gasthöfe der Friedrichsstadt trat, die wenig von Fremden besucht zu werden pflegten, sondern hauptsächlich Edelleuten, Predigern und Amtleuten vom Lande oder aus den Städten in der nächsten Umgebung Berlin's zur Unterkunft dienten, die nur auf einen oder ein paar Tage in die Hauptstadt kamen, um ihre Geschäfte abzumachen. Da dieses Publicum den Tag über nie zu Hause war, sondern den Geschäften, den Vergnügungen nachging, auch wohl Verwandte und Bekannte hatte, so genügte ihm ein anständiges Zimmer, es verlangte für sich sonst weiter nichts von der Gastwirthschaft, die sich fast lediglich auf die Sorgfalt für die Kutscher, Bedienten und Pferde ihrer Gäste beschränkte. Darnach war denn auch die innere Einrichtung dieser Gasthöfe.

Der Geheime Rath von Beireis trat in eine Schenkstube, deren ochsenblutfarben angestrichene hölzerne Tische, Stühle und Bänke einer wirklich bäuerlichen Schenke Ehre gemacht hätten; der weiße Sand, mit welchem die rauhen Dielen bestreut waren, knirschte unter den Schritten, und der Wirth, welcher den märkischen Rosselenkern in Livree die Bier- und Branntweingläser füllte, war ein ächter Landmann, der sich die volle Simplicität, die ursprünglichen Manieren und die drastische Ausdrucksweise der Landbewohner bewahrt hatte, trotz der Hauptstadt und ihren Verführungen. Es war schon der zweite „Kerl von außerhalb", den sich die wohlbeleibte und wohlhabende Wirthin zum Fichtenbaum als Gemahl zugelegt, richtig berechnend, daß sie als eine feine Berlinerin zwar die vornehmen Herrschaften kenne, daß aber ein Knecht vom Lande für die Kutscher, Bedienten und Pferde der Herrschaften besser passe.

Als der Geheime Rath in die Schenkstube trat, erhoben sich sämmtliche Kutscher, Bediente und Knechte. Die Dienerschaft hatte damals noch Respect vor den Höhergestellten, und der Wirth, die Zipfelmütze vom Kopfe ziehend, richtete sich kerzengerade auf, die Hände an den Nähten der Beinkleider; der Fichtenwirth war Soldat gewesen.

„Wohnt nicht Herr von Moritz aus Dresden bei Euch?" fragte der Geheime Rath den Wirth, indem er den Leuten winkte, sich niederzusetzen, was indeß nur wenige thaten.

„Hm! Das ist ja wohl Deine Herrschaft, Sachse?" antwortete der Fichtenwirth, auf einen Kutscher blickend.

„Herr Jesus, ja, das ist meine eigene Herrschaft!“ entgegnete der Kutscher im reinsten Hochdeutsch von Pirna.

„Ist Deine Herrschaft zu Hause, mein Sohn?“ fragte der Geheime Rath.

„Der gnädige Herr ist so eben gekommen, aber's gnädige Fräulein noch nicht; belieben der gnädige Herr nur hinauf zu spazieren, ich werde Sie führen!“

Erst als der Geheime Rath die Schenkstube verlassen, setzte der Wirth seine Mütze wieder auf und widmete sich der Bedienung seiner Gäste auf's Neue.

„Bist Du schon lange bei Deiner Herrschaft, mein Sohn?“ fragte der Geheime Rath den Kutscher, die knarrende Treppe emporsteigend.

„Herr Jesus, nein,“ antwortete der Kutscher mit ungeheuchelter Verwunderung, daß der Geheime Rath das nicht mal wisse. „Sehen Sie, ich bin ja noch keine sechs Wochen hier in Dienst, vorher habe ich zwei Jahre bei dem Herrn Kammerherrn von Gersdorf in Dresden gedient. Die Herrschaft hat mich auch nicht gerne gehen lassen, und wollte mir auch zulegen zum Lohne, aber sehen Sie, ich hatte keine Ruhe in Dresden, ich wollte in die Fremde, denn das Reisen ist nun mal meine Passion!“

Der sächsisch redselige Kutscher öffnete die Thür eines einfach meublirten, aber saubern Zimmers und ließ den Geheimen Rath eintreten.

Ein junger, hübscher Herr erhob sich von dem Tische, an welchem er geschrieben, und trat dem Geheimen Rath mit der höflichen Frage entgegen: „Ich habe die Ehre, den Herrn von Beireis bei mir zu sehen, wenn ich nicht irre?“

„Das bin ich,“ antwortete der Geheime Rath, den Stuhl annehmend, den ihm der Fremde bot, „ich habe in Folge eines Briefes, den ich heute Vormittag erhielt, die Ehre, Ihnen meinen Besuch zu machen. Ich höre, daß Sie Franzose sind, mein Herr, darf ich der Sicherheit wegen französisch sprechen?“

„Sprechen Sie französisch, Herr von Beireis,“ antwortete der Graf d'Anethan Entraguès, denn er war der fremde Herr aus Sachsen. „Sie haben ganz richtig aus meinem Accent geschlossen, daß ich in Frankreich erzogen bin.“

Das hatte der Geheime Rath nicht gesagt, der Agent aber schob es ihm unter; er hielt es für nothwendig, immer in der Rolle zu bleiben, die er gerade spielte, auch da, wo es nicht gerade nothwendig war. So blieb er auch dem Geheimen Rath von Beireis gegenüber Herr von Moritz aus Sachsen, er machte ihm nur die nothgedrungene Concession, daß er in Frankreich erzogen sei, um den fremden Accent zu erklären, mit welchem er das Deutsche sprach.

„Ich bin beauftragt, Herr von Beireis, hier allerlei Erkundigungen einzuziehen, und man hat mich besonders auf Ihre Kenntniß der

Verhältnisse und auf ihre freundliche Bereitwilligkeit, dem Kaiser zu dienen, verwiesen!“ so eröffnete der Agent das Gespräch.

„Ich bin bereit,“ erwiederte der Geheime Rath geschmeidig, „jede Auskunft zu geben, die ich zu geben vermag, hoffentlich aber wird man sich in Paris auch ein Mal erinnern, was ich bereits geleistet!“

„Man wird es nicht vergessen,“ sagte der Graf, „aber darf ich Ihnen wohl hundert Napoleons zu den Auslagen aushändigen, welche Sie haben werden, wenn Sie mich in meiner Thätigkeit hier unterstützen?“

Der Geheime Rath steckte ruhig die Goldrolle ein, welche der Graf aus einer Schatulle nahm, die vor ihm auf dem Tische stand.

„Der Gesandte, Herr von Laforest, klagt,“ nahm der Graf das Wort wieder, „daß seine Stellung hier unhaltbar werde. Ist sie es in dem Grade, daß seine Abreise nöthig?“

„Sie ist sehr schwierig, Herr von Moritz, außerordentlich schwierig, und wird es von Tage zu Tage mehr; doch, glaube ich, wäre die Abreise des französischen Gesandten von hier nicht klug, ich glaube, daß noch nicht alle Hoffnung verloren ist.“

„Welche Hoffnung meinen Sie?“

„Nun, die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens zwischen dem Kaiser und Preußen.“

„Doch sind alle Minister für den Krieg, bis auf den Grafen Haugwitz.“

„Sie sind nicht ganz gut berichtet, auch der Graf von Haugwitz ist für den Krieg, die friedlichen Alluren dieses Mannes sind ein Ergebniß fremden Willens.“

„Und dennoch, sagen Sie . . .“

„Und dennoch, sage ich, daß noch nicht alle Hoffnung verloren ist, den Frieden zu erhalten,“ sagte der Geheime Rath eilfertig. „Die friedlichen Alluren des Grafen Haugwitz geben mir diese Hoffnung, denn der Graf treibt keine eigene Politik, er ist immer nur der Träger der Politik, welche im Königlichen Cabinet gerade die Ueberhand hat; lassen Sie die Minister kriegerisch gesinnt sein, ich bin überzeugt, daß die Cabinetsräthe für den Frieden sind, dafür bürgt mir Haugwitz' Haltung.“

Der Graf nickte beistimmend.

Der Geheime Rath fuhr fort: „Freilich werden die Cabinetsräthe einen sehr schweren Stand bekommen, den König zu überzeugen, daß es noch jetzt seine Pflicht sei, sein Volk vor den Schrecken des Krieges zu bewahren; der König wird eben so auch die Pflicht fühlen, die Kränkung der preußischen Ehre zu rächen, und man kann nicht wissen, für was sich Friedrich Wilhelm der Dritte in diesem Conflict der Pflichten entscheidet.“

„Wovon sprechen Sie?“ fragte der Graf.

„Nun, von den Verhandlungen mit England. Wissen Sie noch nicht, daß der Marquis von Lucchesini hinter die geheimen Verhand-

lungen des Kaisers mit England gekommen ist, daß man hier ganz genau darüber unterrichtet ist, wie der Kaiser dem Könige von England die Rückgabe des Kurfürstenthums Hannover, das er erst eben an Preußen gegeben, angeboten hat?"

Der Graf biß sich auf die Lippen.

„Gestern ist Befehl gegeben, die Armee wieder mobil zu machen, und diese Ordre ist mit einem wahren Freudensturm begrüßt worden."

„Und doch hoffen Sie, daß der Frieden noch zu erhalten sei?"

„Ich hoffe es, denn die Gewissenhaftigkeit des Königs, seine Liebe für das Volk scheut das Elend des Krieges; das weiß man im Cabinet trefflich zu benutzen, auch verleiht der große Geldmangel den Vorstellungen der Cabinets-Räthe ein noch größeres Gewicht."

„Die Kriegslust im Volke muß denn doch nicht so besonders groß sein," bemerkte der Graf mit einem kaum verhaltenen Anflug von Spott, wenn die Regierung unter diesen Umständen es noch wagen kann, den Frieden zu wollen!

„Sie täuschen sich," entgegnete der Geheime Rath, „das ganze Volk ist für den Krieg begeistert, in allen Ständen ist die Begeisterung; sie ist nicht überall rein, aber sie ist da. Die Armee hat noch keine Schlacht verloren seit der Zeit des großen Friedrich, sie ist überzeugt davon, daß sie keine verlieren kann; die preußische Armee aber repräsentirt den Adel. Der Handelsstand ist für den Krieg, weil er durch ihn von der englischen Blokade erlöst zu werden hofft; der Beamtenstand ist für den Krieg, weil hunderte von Carrièren gestört oder vernichtet sein würden, wenn alle die schon in Hannover und den neuen westphälischen Landestheilen angestellten Beamten wieder hierher zurückkämen. Die große Masse der Bevölkerung ist für den Krieg, weil sie ihn seit sechszig Jahren nicht mehr kennt und fest überzeugt davon ist, daß der Sieg unauflöslich gekettet an die Fahnen des großen Friedrich!"

„Und diesem Volke gegenüber könnte der König von Preußen wagen, den Frieden aufrecht zu erhalten?" fragte der Graf mißtrauisch.

„Die Preußen sind keine Franzosen," antwortete der Geheime Rath lächelnd, „hier wurzelt die Achtung vor dem Königthum so fest, daß kaum ein tadelndes Wort über den König laut werden würde, wenn er trotz alle dem in Frieden mit Frankreich bliebe. Man würde sich begnügen, seine Rathgeber zu verwünschen, die Franzosen zu verfluchen, aber man würde ihm anhänglich bleiben mit der alten Liebe und Treue!"

„Ich muß Ihnen glauben, Herr von Beireis," sagte der Agent nachdenklich, „aber in den höheren Ständen hier zählt der Kaiser doch manchen Freund!"

„Manchen? Ja, Einzelne, aber sie sind sehr einzeln, Herr von Moritz! Unter den Beamten und den sogenannten Gelehrten ist die französische Partei, wenn man das so nennen will, noch am stärksten vertreten, viel verlangen darf man aber auch da nicht."

„Aber ich vermag nicht an den Frieden zu glauben," nahm der Agent das Wort wieder, „wir kennen den Einfluß, den die Königin auf den König übt, und wir wissen, daß die Königin, so wie alle Prinzen und Prinzessinnen für den Krieg sind!"

„Ich halte es für meine Pflicht, ganz offen mit Ihnen zu reden," antwortete der Geheime Rath. „Man kennt bei Ihnen diese von allen Preußen vergötterte Königin Louise nicht; ich zweifele nicht an ihrer Macht über das Gemüth des Königs, denn ich war Zeuge der Macht, die sie über andere Gemüther übte, aber es ist für die, welche das Innere des Königlichen Hofes kennen, kein Geheimniß, daß die Königin sich nie in Staatssachen mischt, daß sie den König, ihren Gemahl, nie zu bestimmen versucht; sie ist stets der Ansicht, die der König in politischen Dingen ausspricht, das ist ein Theil ihrer Religion, sie faßt so ihre Aufgabe als Gemahlin auf, sie ist in diesen Dingen nicht Königin, sondern die Frau Friedrich Wilhelms. Das ist die Wahrheit. Sie, die Königin, und ihre Schwägerin, die Prinzeß-Gemahlin des Prinzen Wilhelm, hegen eine tiefe Abneigung gegen Napoleon; sie sehen in dem Kaiser das große Princip des Bösen, entschuldigen Sie, aber ich muß offenherzig reden, das Deutschland und dem Christenthum feindlich ist, aber sie werden nie den König zum Kriege gegen Frankreich drängen."

Der Graf war sehr aufmerksam geworden. „Und die Prinzeß Louise und der Prinz Louis?" fragte er lauernd.

„Das ist etwas Anderes," nahm der Geheime Rath das Wort, „dieser Neffe Friedrichs des Großen und seine Schwester bergen ihren Haß und ihre Verachtung, — verzeihen Sie das Wort, — gegen den barschen Emporkömmling, der sich Kaiser nennt, nicht. Diese Geschwister stehen an der Spitze der Kriegspartei, Prinz Louis will sich messen mit dem Kaiser, er ist der Held des Volkes, aber beide haben keinen großen Einfluß auf den König. Die Umgebungen der Königin äußern sich ganz anders über den Kaiser, als die der Prinzessin Radziwill und des Prinzen Louis, der Unterschied ist gar nicht zu verkennen. Die Ausdrücke der französischen Blätter über die Königin, die hier mit dem größesten Unwillen aufgenommen werden, zeugen von großer Unkunde der Verhältnisse. Die Königin ist gar nicht ein Mal hier, sondern im Bade zu Pyrmont, man hat Unrecht, sie eines feindseligen Einflusses anzuklagen!"

„Sie vertheidigen Ihre Königin sehr ritterlich!" warf der Graf spöttisch hin.

Der Geheime Rath erröthete leicht, antwortete aber rasch: „Ich bin kein Unterthan des Königs von Preußen, Herr von Moritz, mein Landesherr ist der Fürst-Primas des Rheinbundes."

„Entschuldigung, das wußte ich nicht," versetzte der Graf leicht, „ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Mittheilungen und kann Ihnen versichern, daß man Ihrer gehörigen Orts nicht vergessen wird. Ich

glaube, daß die Kriegsbegeisterung groß ist in diesem Volke, ich sehe, daß man auch bemüht ist, durch die Presse gegen uns zu wirken." Der Graf deutete auf einige Druckschriften, die auf dem Tisch lagen. „Da ist eine Schrift, betitelt „der alte Korbflechter im Invalidenhause", die mir durch ihren Stil beweist, daß Männer von Talent bemüht sind, eine Erhebung des Volkes zu bewirken; da lesen Sie, „Unsere Ehre ist unsere Sache. Ein Volk, das an seiner Ehre leidet, hat keine Freude mehr an seiner Heimath", da „Wir wenden die Knechtschaft von den deutschen Brüdern." Herr, das ist deutlich, von Preußen aus will man ganz Deutschland unter die Waffen rufen gegen uns!"

„Man findet aber im übrigen Deutschland wenig Anklang damit!" entgegnete der Geheime Rath kühl.

„Das ist richtig," meinte der Agent, „aber es könnte uns doch Verlegenheiten bereiten, ich meine nicht im Fall einer Niederlage der kaiserlichen Armee, denn dieser Fall ist nicht denkbar, — aber schon in dem Fall, daß der Kaiser nicht gleich, nicht sofort und vollständig Sieger würde in dem Kampfe gegen Preußen, wären solche Aufreizungen gefährlich."

„Auch durch das Theater wird auf das Volk gewirkt," bemerkte der Geheime Rath. Wallensteins Lager ist jetzt ein Lieblingsstück, und nie singen die Wallensteiner das Reiterlied, ohne daß das Publicum begeistert und vollstimmig einfiele: „Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd, in das Feld, in die Freiheit gezogen!" Neulich wohnte ich einer Vorstellung der Jungfrau von Orleans bei, da, als die Worte vorkamen:

Für seinen König muß das Volk sich opfern;
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

da brach das ganze Publicum in einen solchen Beifallssturm aus, daß ich mich nicht erinnere, jemals etwas Aehnliches erlebt zu haben."

„Ich möchte einer Theatervorstellung hier beiwohnen!" sagte der Graf.

„Ich erlaube mir," bemerkte der Geheime Rath verbindlich, „Ihnen einen Platz in meiner Loge anzubieten, es ist Theaterzeit, und man giebt den politischen Zinngießer, Sie können es nicht besser treffen. Es ist das ein Stück, nach einer alten Komödie des Dänischen Dichters Holberg bearbeitet, das unseren ungemein patriotischen Schauspielern stets Gelegenheit giebt, durch allerlei witzige Improvisationen die Kriegslust des Volkes noch mehr anzufeuern."

„Sie kennen das Terrain besser als ich", meinte der Graf bedenklich, „ist es gut, wenn Sie mit mir öffentlich erscheinen?"

„Warum sollte ich mit Herrn von Moritz, einem sächsischen Cavalier, nicht öffentlich erscheinen?" fragte der Geheime Rath halb spöttisch.

„Gehen wir!“ antwortete der Agent aufstehend, „ich nehme Ihr freundliches Anerbieten an, gehen wir!“

Während der Graf seinen Hut nahm, fragte er den Geheimen Rath gleichgültig: „Die Auflösung des deutschen Reiches hat hier wohl keinen Eindruck gemacht?“

„Man war durch die Stiftung des Rheinbundes darauf vorbereitet,“ meinte der Geheime Rath, „man liebt hier Oesterreich nicht, aber es hat doch Eindruck gemacht, daß das letzte Band zerrissen ist, das die deutschen Stämme zusammenhielt, man ist hier deutscher gesinnt als man selbst glaubt, ich selbst habe mich verwundert, in Kreisen auf eine Liebe zum ganzen deutschen Vaterlande zu treffen, wo ich sie nicht vermuthet hätte.“

„Nun, dann ist deutsche Gesinnung nur in Preußen, im übrigen Deutschland habe ich sie nicht gefunden!“ versetzte der Graf mit so wegwerfendem Hohne, mit solcher Geringschätzung, daß selbst der Geheime Rath sich auf's Tiefste verletzt fühlte, und er, der Söldner und Spion Frankreichs, sich getrieben fühlte zu einer Erwiederung. „Hüten Sie sich, Herr von Moritz,“ sagte er finster, „es ist nicht Alles begraben, was man gerade nicht sieht, und auch die Todten können auferstehen!“

„Gewiß, mein Herr, am jüngsten Tage!“ lachte der Graf, der keine Ahnung von dem Grolle hatte, den er in dem Geheimen Rathe erregt hatte.

Herr von Beireis biß sich auf die Lippen und schwieg.

Die Herren gingen.

Der Weg von den Gasthof zur grünen Fichte bis zum Schauspielhause war nicht weit, dennoch bemerkte der Geheime Rath alsbald, daß man, entweder ihm oder seinem Begleiter, von ferne folge; es war ein langer Herr in einer Redingote von grünem Merino, der gemächlich hinter dem Paar herschritt, es aber nicht aus dem Auge verlor. Der Geheime Rath, dem der Unbekannte auffiel, wegen seiner ziemlich ungewöhnlichen Kleidung zunächst, wollte sich überzeugen, ob derselbe nur zufällig einen Weg mit ihnen verfolge, oder ob er wirklich sie beobachte; er machte einen kleinen Umweg, der Fremde folgte, der Geheime Rath ging ganz unnöthiger Weise noch eine Straße weiter, er folgte ihnen bis auf den Gensd'armen-Markt. Jetzt war der Geheime Rath überzeugt, daß er beobachtet werde, er oder sein Begleiter, oder sie beide zugleich vielleicht. Er machte den Grafen darauf aufmerksam, der sich ziemlich kalt und zuversichtlich umdrehte, weil er fest überzeugt war, daß man ihn hier nicht kenne. In dem Augenblicke aber, wo der Geheime Rath den Verfolger bezeichnen wollte, wendete sich dieser und trat in das Hôtel de Brandebourg. Das machte den Geheimen Rath wieder unsicher, aber er war doch noch nicht ganz ruhig, als er mit seinem Begleiter in das Schauspielhaus gelangte.

Mehrere Bekannte begrüßten ihn beim Eintreten.

Die Herren hatten kaum Platz genommen und ihre Umgebung etwas gemustert, als der Geheime Rath in einer Loge gegenüber den langen Verfolger in der grünen Redingote entdeckte, der mit einem ziemlich großen Glase den Grafen ganz ungescheut beobachtete.

„Kennen Sie den Herrn in der grünen Redingote da drüben, Herr von Moritz", flüsterte der Geheime Rath, „er beobachtet Sie scharf, es ist unser Verfolger von der Straße."

Der Graf suchte mit seinem Glase; er hatte bald gefunden, was er suchte, die auffallend lange Figur war nicht zu verfehlen, er zuckte bei dem Anblick unwillkürlich zusammen, aber der Geheime Rath bemerkte es nicht, konnte es nicht bemerken, denn mit meisterhafter Geschicklichkeit erhob sich der Graf in demselben Augenblicke etwas und grüßte leicht nach dem Fremden hinüber.

Dieser dankte auf den Gruß mit einem gravitätischen Kopfnicken.

„Ah! die Herren kennen sich!" sagte der Geheime Rath völlig beruhigt.

„Ein Engländer, mit welchem ich in Italien zusammentraf!" antwortete der Graf leicht.

Der Geheime Rath hörte ihn kaum, denn er hatte den Oberst-Lieutenant von Bredow zu begrüßen, der eben mit seiner Gemahlin und seiner jüngsten Tochter in eine Nebenloge trat.

Der Vorhang ging auf; der Geheime Rath hatte nicht zu viel gesagt, jede patriotische Anspielung wurde mit donnerndem Applaus und schallendem Bravo begrüßt. Durch den Beifall angefeuert, wurde namentlich der Schauspieler Unzelmann immer kecker in seinen improvisirten Einfällen.

„Es ist ihm bei Strafe verboten worden, zu extemporiren!" flüsterte der Geheime Rath seinem Nachbar zu.

„Nun, von Paris bis Roßbach ist's immer noch so weit wie sonst!" sagte der Schauspieler.

„Bravo!" schrie das Publicum jubelnd.

„Das kostet Strafe!" warnte Unzelmann halblaut ein anderer Schauspieler, der mit ihm in Scene war.

„Das kostet Strafe!" wiederholte Unzelmann ganz laut, „meinetwegen! welcher Patriot brächte heut zu Tage nicht gern sein Scherflein zum Altar des Vaterlandes!"

Donnernder Applaus.

„Sie werden gewiß noch eingesteckt!" warnte der College.

„Eingesteckt!" rief Unzelmann ganz laut, „ich werde eingesteckt? thut nichts! besser preußisch eingesteckt, als französisch gehohnneckt!"

Das ganze Publicum erhob sich und gab seinen Beifall in stürmischer Weise kund; der alte Oberst-Lieutenant von Bredow rief „Bravo" mit einer Donnerstimme, als wollte er seine Reiter in's Gefecht commandiren. Es war ein ungeheurer Tumult.

So ging's die ganze Vorstellung durch.

„Nun, zweifeln Sie noch an der Kriegslust des preußischen Volkes, Herr von Moritz?“ fragte der Geheime Rath den Grafen, als der Vorhang gefallen war.

„Man hat sich die Verhältnisse anders vorgestellt!“ entgegnete der Graf leise, „doch lassen wir das jetzt; kann ich das Vergnügen haben, Sie morgen Vormittag bei mir zu sehen, Herr von Beireis?“

„Sie wissen, daß Sie zu befehlen haben!“ antwortete der Geheime Rath sich verbeugend.

Man betrat den Corridor, und der lange Herr in der grünen Redingote trat dem Grafen entgegen: „Guten Abend, Sir!“

„Wie ist es Ihnen gegangen, mein Lord, seit wir uns in Turin nicht gesehen!“

„Gut!“ antwortete der Engländer kurz, „wie befindet sich Ihre Frau Gemahlin?“

„Ich danke!“ entgegnete der Graf, „sie wird sich freuen, Mylord hier zu sehen!“

Die Herren verließen gemeinschaftlich das Schauspielhaus.

Der Geheime Rath hatte sich empfohlen, Lord Bathurst und Graf Entraguès gingen auf dem vom Mondlicht hell bestrahlten Gensd'armenmarkte noch eine Weile in eifrigem Gespräch auf und nieder. Dem französischen Agenten war die Begegnung mit dem englischen Agenten in mehrfacher Beziehung außerordentlich erwünscht und setzte ihn nur in Verlegenheit, weil der Britte in jedem Wort fast die eigensinnige Leidenschaft verrieth, die er für die schöne Claire gefaßt. Der Lord erhielt von dem Grafen das Versprechen einer Zusammenkunft mit Claire, von der ihr Gemahl behauptete, ohne zu erröthen behauptete, sie habe seit dem letzten Begegnen in Turin oft in den freundlichsten Ausdrücken von dem Lord gesprochen.

Mit großer Selbstgefälligkeit nahm Lord Bathurst diese Mittheilungen hin und verabredete mit dem gefälligen Ehemanne einen Besuch zur Theestunde für den folgenden Tag.

Als der Lord sich von dem Franzosen verabschiedet hatte und in sein Zimmer im Hôtel de Brandebourg trat, fluchte er: „Verdamm' mich Gott, wenn ich mich nicht schäme, daß ich mit einer so elenden und erbärmlichen Canaille umgehen muß, als läge mir was d'ran; der verkaufte mir das herrliche Weib ohne Gewissensbisse, lothweise, wenn sie ein Weib wäre, das sich so verkaufen ließe. Oh! Claire! himmlische Claire! Verdammter Schurke! und doch muß ich mich freuen, daß ihr Gemahl eine solche Canaille ist; wäre er's nicht, so hätte ich ja nicht die geringste Aussicht, nicht die geringste Hoffnung. Geld wird er wohl brauchen, das Volk hier auf dem Continent hat niemals Geld, sein verbannter König wird ihn schlecht genug bezahlen —“ der Lord hielt den Grafen für den Agenten der Bourbonen, er hatte keine Ahnung von dessen Verrätherei — „sein König wird ihn schlecht bezahlen und er wird seinem König schlecht dienen!“

Der Lord wurde in seinen sophistischen Raisonnements, in denen er sich bemühte, sich selbst zu beweisen, daß es seine Pflicht sei, die schöne Claire, das edle, herrliche, leidende Weib aus den Klauen eines Schurken, wie d'Anethan, zu reißen, durch den Eintritt seines Kammerdieners unterbrochen, der ihm einen Brief brachte, in welchem der Lord den Befehl erhielt, Berlin sofort zu verlassen und sich nach einem andern Bestimmungsort zu begeben.

Lord Bathurst sann eine Weile, dann sagte er entschlossen: „Die Sache ist dringend, aber ich kann nicht anders, ein Mal wenigstens muß ich sie sehen und sprechen, dann habe ich wieder Muth, eine Weile weiter zu leben, ohne sie. Ich reise erst morgen Nacht!"

Graf d'Anethan d'Entraguès war ebenfalls in einiger Verlegenheit; es war ihm nicht gleichgültig dieses Zusammentreffen mit dem englischen Agenten. Er hoffte auch dem Lord allerlei Nachrichten abzulocken, vielleicht Dinge von Wichtigkeit, und endlich hatte der Lord stets Geld und er war fast immer in Geldverlegenheit, so groß die Summen auch waren, die er von der Kaiserlichen Regierung zog. Der Graf spielte hoch und liebte die Weiber, aber nur die, bei welchen man mit Gold siegt. Er wollte also in jedem Falle mit dem Lord in Verbindung bleiben. Die Leidenschaft, die Jener für Claire gefaßt, war aber das einzige Band, das zwischen ihnen bestand, er fühlte instinctmäßig, daß der Lord ihn verabscheue. Claire war nun nicht mehr bei ihm, wir wissen, wie er sie in Warschau verlor. Der Lord wollte zur Theestunde, wie verabredet, kommen. Alle Pläne des Agenten auf den Lord drohten zu Schanden zu werden.

Die Verlegenheit war in der That keine geringe, der gewandte Mann aber hatte, als er seine bescheidene Wohnung im Fichtenbaum betrat, bereits einen Plan, der ihn über dieselbe hinwegführen sollte.

„Das gnädige Fräulein sind schon heime gekommen," meldete der sächsische Kutscher dem Grafen beim Eintritt.

Die Dame, welche der Diener das gnädige Fräulein nannte, wurde in Dresden schon und auch hier für die Schwester des Herrn von Moritz gehalten, sie bewohnte ein Zimmer neben ihrem angeblichen Bruder und hatte eine französische Kammerfrau, die schon ziemlich ältlich war, bei sich.

„Bitte, stehen Sie einen Augenblick auf, liebe Calliste, nur einen Augenblick!" rief der Graf, in das Zimmer des gnädigen Fräuleins tretend.

Die Dame erhob sich ziemlich verwundert, aber gefällig lächelnd.

„Es wird gehen, o ja," sagte der Graf, „Sie sind nur wenig größer, haben allerdings bedeutend mehr Embonpoint, aber man kann ja stärker werden, ja, es wird gehen!"

Die Dame war lange nicht so schön als Claire und hatte nicht die geringste Aehnlichkeit mit derselben, aber sie hatte ein gewisses Etwas

in ihrem Wesen, was erklärlich machte, daß ein Mann, wie der französische Agent, mehr Geschmack an ihr finden konnte, als er an Claire je gefunden.

Er hatte eine lange Unterredung mit ihr.

Am folgenden Mittag erhielt Lord Bathurst ein zierliches Billet, das lautete: „So eben erfahre ich, mein Lord, daß Sie hier sind; der Graf hat Sie heute zum Thee geladen, läßt Ihnen aber seine Entschuldigung machen und Sie bitten, uns morgen zu beehren, da er heute behindert ist. Ich hätte der Großmuth Mylords Vieles zu vertrauen und haben Sie mir auch nur einen Theil Ihrer früheren Zuneigung bewahrt, so können Sie mir einen Dienst leisten, für den ich Ihnen ewig dankbar sein würde. Wollen Sie einer sehr unglücklichen Frau helfen, Mylord, so kommen Sie heut Abend nach 9 Uhr zu mir, meine Kammerfrau wird Sie erwarten an der Thür des Gasthauses; die alte, treue Dienerin wird bei unserer Unterredung gegenwärtig sein, denn ich bin aus gewissen Rücksichten genöthigt, Mylord ohne Licht zu empfangen. Ich weiß, daß ich einen verzweifelten Schritt thue, ich bin außer mir, kommen Sie nicht, Mylord, vergessen Sie mich! Claire."

Der Lord küßte tausend Mal diese Zeilen, ging am Abend, gerührt über das Schicksal der edlen, unglücklichen Frau, zu dem Rendezvous und verließ noch in derselben Nacht Berlin, selig und überzeugt von der Liebe Claire's, fest entschlossen, sie von d'Anethan zu erlösen, sobald es irgend möglich.

Ueber den Bodenreichthum in Preußen, England und Frankreich.

Eine der wichtigsten Aufgaben der conservativen Politik ist es, sich über die Frage in klarer Anschauung zu erhalten, ob der Bodenreichthum dem Volkszuwachs und den Volksbedürfnissen entsprechend vorschreite; ob demnach auf ausreichende Ernten zu hoffen sei. Bei früheren Veranlassungen haben wir, das Verhältniß des Viehstandes zur urbaren Fläche zum Anhalt nehmend, gefolgert, daß die agrarischen Zustände in unserem Vaterlande Anlaß zu ernster Besorgniß bieten.

Nachstehend wird nun die Ueberzeugung begründet, daß der Landbau in Preußen trotz dem, daß in der Ausführung der Gesetzgebung von 1807—1821 vielfach gefehlt worden, und obwohl die gesetzliche Gleichstellung des unbeweglichen Vermögens mit dem beweglichen, die Versagung der unentbehrlichen Hypothekenbanken ꝛc. überaus nachtheilig gewirkt, dennoch vorgeschritten sei, ja, daß wir vielfach selbst den Vergleich mit England nicht zu scheuen haben.

Bernhardi stellt in seiner vortrefflichen Kritik der Gründe, welche für großes und kleines Grundeigenthum angeführt werden, eine Vergleichung zwischen dem Fruchtbarkeitszustande der Aecker in Frankreich und in England an, natürlich entschieden zu Gunsten Englands. Er sagt Seite 568: „Aber freilich werden hier (in England) die Felder in der Weise gedüngt, daß auf jede Hectare alles zusammengerechnet eine Masse Dünger kommt, die der Menge gleich zu achten ist, welche 19 Schafe im Lauf eines Jahres geben. In Frankreich dagegen kommt Alles in Allem auf die Hectare nicht mehr als der Dünger von $2^{213}/_{1000}$ Schafen."

Da die Ansätze zu der angeführten Berechnung fehlen, wird es zur Ermittelung der Düngermenge, welche in Preußen jährlich auf die Hectare gebracht wird, nöthig sein, von solchen Ansätzen auszugehn, welche als allgemein gültig anerkannt sind, und die Rechnung für alle drei Länder auszuführen.

Nehmen wir also an, daß ein Rind durchschnitlich so viel Dünger liefert, als 10 Schafe, und lassen wir, wie Bernhardi es gethan zu haben scheint, alle anderen Thiergattungen außer den beiden angeführten und alle künstlichen Düngmittel außer Spiel, so werden wir wenigstens einen annährend richtigen Vergleich anstellen können.

Die Oberfläche Frankreichs umfaßt nach der „Presse agricole" 53 Millionen Hectaren, wovon ungefähr 5 Millionen Hectaren Wiesen sind und 25 Millionen Hectaren Ackerland; von diesen sind nur ungefähr $^3/_5$ oder 15 Millionen jährlich bestellt.

Die Oberfläche Englands, Schottlands und Irlands umfaßt 31 Millionen Hectaren, von denen 11 Millionen als Wiesen, 9 Millionen als Ackerland genutzt werden.

Nach Hübners Jahrbuch für Volkswirthschaft und Statistik 1852 benutzte Preußen im Jahre 1849 45,872,270 Morgen magdeb. als Ackerland. Man kann annehmen, daß von dem vorhandenen Ackerlande in Preußen höchstens eben so viel bestellt wird als verhältnißmäßig in Frankreich; also $^3/_5$.

Nach denselben Quellen ernährt:

Frankreich 10 Millionen Stück Rindvieh und 32 Millionen Schafe,
England 16½ Millionen Stück Rindvieh und 60 Millionen Schafe,
Preußen 5,371,644 Stück Rindvieh und 16,266,928 Schafe.

Es käme also auf die Hectare Ackerland:

in Frankreich	der Dünger von	5^{28}	Schafen,	auf den M. magd.	1^{348}
in England	desgl.	25	"	desgl.	6^{383}
in Preußen	desgl.	5^{97}	"	desgl.	1^{524}

Auf die Hectare bestellten Ackerlandes dagegen käme:

in Frankreich	der Dünger von	8^{8}	Schafen,	auf den M. magd.	2^{27}
in England	desgl.	28^{125}	"	desgl.	7^{133}
in Preußen	desgl.	9^{05}	"	desgl.	2^{543}

Zur Verständigung muß hierbei bemerkt werden, daß Bernhardi, um zu dem oben angeführten Resultat zu kommen, bei Frankreich den Dünger von einem Rind nur dem von 2^{3325} Schafen *) gleichgeschätzt haben kann. Bei England muß Bernhardi ein anderes Verhältniß angenommen, oder die übrigen Thiergattungen mit in die Berechnung gezogen haben.

Jedenfalls ersehen wir aus der einen wie der andern Rechnung, daß in England pr. Morgen Ackerland sehr viel mehr Rindvieh und Schafe gehalten werden, als in Preußen, und hier wiederum ein wenig mehr, als in Frankreich. Wollte man auf Grund solcher Ermittelungen jedoch das Vegetations-Capital berechnen, welches in jedem Morgen französischen, englischen und preußischen Ackerlandes niedergelegt ist, oder mit andern Worten den Fruchtbarkeits-Zustand der Aecker in den verschiedenen Ländern hiernach allein abschätzen, so würde man nothwendig Fehlschlüsse thun.

Allerdings müssen wir zugeben, daß der Fruchtbarkeits-Zustand der englischen Aecker ein bei Weitem höherer ist, als der der unsrigen; so sehr zu Gunsten Englands, wie jene Viehstands-Proportionen glauben lassen, ist jedoch das Verhältniß in Wirklichkeit nicht.

Ebenso können wir dreist behaupten, daß der Fruchtbarkeits-Zustand der preußischen Aecker den der französischen so bedeutend übertrifft, daß die Verhältnißzahlen 5^{07} zu 5^{28} keinen genügenden Ausdruck dafür gewähren. Es müssen also andere Momente mit in Berechnung gezogen werden, die näher zu beleuchten sind, wenn von der Viehstands-Statistik auf den Boden-Reichthum eines Landes geschlossen werden soll, wobei wir unter Boden-Reichthum den Düngungs-Zustand der Aecker verstehen.

Von überwiegend großem Einfluß auf diese Verhältnisse ist das Klima und die Bodenmischung, d. h. die natürliche Tragfähigkeit des Bodens. England hat ein sehr feuchtes und durchschnittlich viel milderes Klima, als Preußen.

Der Regenfall beträgt bei uns noch nicht 19 Zoll im Jahre, für England dagegen 30 Zoll, und für Schottland gar 34. Die atmosphärischen Niederschläge durch Nebel mitgerechnet, kann man annehmen, daß in England dieselbe Fläche mit der doppelten Feuchtigkeits-Masse getränkt wird, als es in Deutschland der Fall ist. Bei milderem Klima, besserer natürlicher Bodenbeschaffenheit, großem Quellen-Reichthum 2c. ist es also kein Wunder, daß in England der Graswuchs ein ganz anderer ist, als in Preußen. Daß die Engländer diese natürlichen Vorzüge erkannt und gewürdigt haben, sehen wir schon daraus, daß von der vorhandenen nutzbaren Fläche **43,082,600** Morgen als Wiesen, Gras- und Weideland genutzt werden, und nur **35,249,400** Morgen als Acker.

---

*) Wir haben im Nachstehenden überall die Maße nur auf preußische Maße reducirt angegeben.

Wollten wir eine solche Verwendung der nutzbaren Fläche nachahmen, so würden wir einen großen Fehler begehen.

Der Kern der Sache ist, daß in England eben die Viehzucht mit Vortheil betrieben werden kann, während dieselbe bei uns nur eine unentbehrliche Grundlage für den Fruchtbau ist.

Hätte England statt seines milden, feuchten, einen strengen norddeutschen Winter, so würde es während desselben durch seinen großen Viehstand in die peinlichste Verlegenheit kommen. Es würde denselben nicht ernähren, noch viel weniger demselben die nöthige Einstreu beschaffen können. Dieser letztere Artikel, für dessen reichliches Vorhandensein alle rationellen preußischen Landwirthe so sehr und mit Recht besorgt sind, ist für England von keiner, oder doch ganz untergeordneter Bedeutung.

In England bedarf das Vieh während des Winters keiner Ställe, wie bei uns; Schuppen bieten demselben ein nothdürftiges Obdach. Die Turnips wurden bisher nur in den wenigsten Fällen eingeerntet, sondern vom Vieh im Winter aus dem Erdboden heraus verzehrt.

Die Engländer gewinnen auf diese Weise ganz unverhältnißmäßig wenig Stalldünger, auf den wir mit Recht ein sehr großes Gewicht legen. Ohne die künstlichen Düngemittel, welche die Engländer vielfach und in bedeutenden Mengen anwenden, würde der Düngungszustand ihrer Aecker kein so überwiegend hoher sein, als man dem Viehstand nach anzunehmen geneigt ist.

Also keine blinde Bewunderung und noch viel weniger gedankenlose Nachahmung!

Landwirthschaftliche Schriftsteller in Deutschland haben leider nur zu viel in dem Fache der Bewunderung geleistet und uns daran gewöhnt, die heimathlichen Leistungen gering zu schätzen. Diese Art von Bescheidenheit war von jeher der Erbfehler der Deutschen.

Nachdem wir gegen diese Untugend also Verwahrung eingelegt, wollen wir gern zugeben, daß die englische Landwirthschaft durchschnittlich auf einer höheren Stufe steht als die deutsche; das liegt aber lediglich daran, daß es in England keinen in so kleine Theile zerstückelten Grundbesitz giebt als in Deutschland, daß es dort nicht einmal Bauern, geschweige denn Büdner oder zerschlagene Bauerhöfe giebt. Frankreich, dieses Land der Bodenzersplitterung, der Antheils- und der Zwerg-Wirthschaften, liefert die abschreckendsten Beispiele, wohin ein derartiges Treiben führt. Die früher angestellte Berechnung wies auf den Morgen Acker in Frankreich 1^{348} Schaf nach; in Preußen kommt nach gleicher Rechnung auf den Morgen 1^{526} Schaf.

Hiernach wäre der Bodenreichthum Frankreichs wenig geringer als der Preußens, da die Rechnung sich zwar zu Gunsten Preußens, aber doch nur sehr wenig ändern würde, wenn wir die andern Thiergattungen, als Pferde ꝛc. mit in Ansatz brächten.

Sehen wir zu, ob dies mit der Wirklichkeit übereinstimmt.

Bernhardi, der aus französischen Quellen schöpft, sagt Seite 552: „Von 97,915,000 Morgen Ackerland, welche Frankreich enthält, sind 33,173 602 Morgen von Pächtern bestellt, die, sei es für ganze Meierhöfe, sei es für einzelne Grundstücke, eine bestimmte Pacht-Rente in Geld bezahlen; 56,908,198 Morgen, die an Metayers und Domaniers für den halben Ertrag verliehen sind; endlich 7,833,200 Morgen, die von den Eigenthümern selbst für eigene Rechnung bewirthschaftet werden.“*)

Also 58[12] pCt. der ganzen Ackerfläche Frankreichs ist gegen den halben Ertrag, sage gegen den halben Ertrag der Brutto-Production verliehen! Der Land-Unternehmer (entrepreneur), denn in Frankreich ist der meiste Grundbesitz in den Händen städtischer Capitalisten, nicht mehr in denen der alten Seigneurs, nimmt die Hälfte des Brutto-Ertrages und verkauft dieselbe in seinen Nutzen, unbekümmert um den Zustand des erschöpften Bodens. Mit Schaudern erfüllt solch ein Treiben den denkenden Landwirth. dies System erscheint als ein Frevel gegen den Schöpfer. Die Folgen einer solchen Wirthschaft, gänzlicher Ruin des Bodens, steht nicht blos zu erwarten, sondern ist schon eingetreten, obgleich nicht durchweg die Hälfte alles Heues und Strohes der Antheilswirthschaft entzogen wird. Für Boden-Melioration ist unter allen Umständen kein Interesse vorhanden.

Besser allerdings, aber immer noch jämmerlich schlecht steht es mit den 33,173,602 Morgen, welche von Pächtern gegen Pachtrente in Geld bewirthschaftet werden. Es handelt sich nämlich unter dieser Rubrik nicht von Pachtgütern nach unsern Begriffen; Pachtgüter von 3—500 Morgen sind äußerst selten, sondern von kleinen Grundstücken. Der bei weitem größte Theil dieser Grundstücke hat einen Flächeninhalt unter 8 Morgen.

Hierbei sind die Angaben französischer Statistiker nicht zu benutzen, weil sie alle Klassen der den Acker bebauenden Familien untereinander werfen. Die métayers (Antheilswirthe) figuriren in den Kataster- und Steuer-Rollen als Land-Eigenthümer, eben so viele Familien, die auf dem Erbe ihrer Väter nur dem Namen nach noch Eigenthümer sind.

Die Eigenthums-Uebertragung macht nämlich Kosten, und die Capitalisten, die Entrepreneurs ꝛc. ziehen es in vielen Fällen vor, neben dem ihnen verschuldeten Grundstück auch noch die Anhänglichkeit des Landmannes an seine Scholle auszubeuten. Daher dem Kataster nach 11,000,000 Landeigenthümer, was naturgemäß nicht möglich ist.

Lullin de Chateauvieux nimmt 4,800,000 an, davon 3,900,000, welche bei Mitvertheilung der Forsten ꝛc. 14[23] Morgen besitzen oder bewirthschaften. Vom Acker- und Graslande kämen dagegen auf jede dieser 3,900,000 Familien nur 9[78] Morgen.

Aus all diesen sich widersprechenden Angaben geht gleichwohl im-

*) Diese letztere Zahl hält Bernhardi noch für willkürlich zu hoch gegriffen.

mer hervor, daß die bei weitem größte Zahl der Grundstücke nicht hinreicht, die Familien, die darauf leben, ohne Nebenverdienst zu ernähren, und wo eine Familie darbt, hungert das Vieh gewiß; darauf werden wir später zurückkommen.

Die 7,833,200 Morgen, die von den Eigenthümern selbst bewirthschaftet werden, und kaum den zehnten Theil der Ackerfläche Frankreichs ausmachen, fallen wenig in's Gewicht. Wer übrigens glaubt, daß es mit dieser Fläche gut bestellt sei, der irrt gewaltig.

Das Eigenthum, das sich in den Familien erhalten hat, die vordem das waren, was man bei uns „Bauern“ nennt, sind naturgemäß am meisten zerstückelt.

Um nur ein Beispiel anzuführen.

Die Feldflur der Gemeinde Argenteuil (Departement der Seine et Oise) umfaßt ein Areal von 6070 Morgen und ist in 36,885 Parcellen zerschnitten, wobei Feldloose von 0^{02}, ja von 0^{016} Morgen, deren Reinertrag zu 0^{9} und 0^{6} Pfennigen berechnet wird. Diese Ertrags-Berechnung scheint zum Zweck der Steuerhebung stattzufinden. Welch herrliches Material für das Schreiberwesen!

Von solchen Feldloosen zu 2^{8} Quadratruthen besitzt dann vielleicht der beneidetste Grundbesitzer von Argenteuil 2—3 Dutzend nach jeder Himmelsgegend und einzeln liegend, von fremden Feldloosen eingeschlossen.

Diese französischen Zustände, zu deren Würdigung noch anzuführen ist, daß die Hypothekenschuld der Grundbesitzer jährlich um 600 Millionen Franken anwächst, bieten einen so reichen Stoff, daß sich derselbe hier nicht erschöpfen läßt. Die statistischen Beobachtungen zeigen, daß die Ernten in Frankreich geringer werden, daß der Viehstand sich vermindert und verschlechtert, daß die Menschen andauernd kleiner und schwächlicher werden.

Das Landvolk, d. i. $^{2}/_{3}$ der Nation, verlumpt körperlich und geistig.

Es ist ein trauriges Bild, besonders weil hier der Ausnahmen, der guten Wirthschaften keine Erwähnung gethan ist. Es giebt in Frankreich eine große Anzahl intelligenter, strebsamer Landwirthe, aber sie kommen nicht in Betracht, weil sie keinen entsprechenden Antheil des Grundbesitzes in Händen haben.

Frankreichs ländliche Zustände zeigen uns unsere eigene Zukunft, wenn nicht bei Zeiten der Bodenzersplitterung vorgebeugt wird, wenngleich es bei uns nie so schlimm werden kann, so lange sich die Rittergüter erhalten und intensiv bewirthschaftet werden.

Werfen wir jetzt den Blick auf unsere Gegenwart. Im ersten Bande der „Revue“ wurde in einem Artikel: „Die Doctrin und der Landbau“ Seite 219 darauf aufmerksam gemacht, daß:

Im Jahre 1803 im preußischen Staat vorhanden waren 9,307,084 Stück Großvieh (Pferde, Kühe, Ochsen) bei bekannter Reduction der

anderen Thiergattungen auf Großvieh. Im Jahre 1849 nach gleicher Rechnung nur 8,823,374 Stück Großvieh.

Die hieran geknüpften Bemerkungen ließen die Ansicht durchscheinen, daß der Bodenreichthum in Preußen sich nicht vermehrt, sich vielmehr möglicherweise vermindert habe.

Dieselbe Ansicht wird in dem Artikel über die Grundsteuerfrage Band IV. Heft 4 wiederholt.

Das Ackerland hat sich während des beregten Zeitraumes in Preußen allerdings um 52 pCt. vermehrt.

Statistisch erscheint die Sache also wohl bedenklich. Der Augenschein, ja, ich möchte sagen, der landwirthschaftliche Instinkt zeigt uns dagegen landwirthschaftlichen Fortschritt in dem ganz überwiegenden Theile unseres Vaterlandes.

Machen wir uns also los von diesem Stückzahls-Vorurtheil. Es kommt ja weniger an auf die Zahl des Rindviehs, der Schafe ꝛc., die auf einer gegebenen Fläche unterhalten, als auf die Menge des Futters und der Einstreu, welche vermittelst der Thiere in Dünger umgewandelt werden. Im Gegentheil, in gewissen Grenzen gewinnt man um so mehr Dünger, mit je weniger Vieh man ein gegebenes Quantum Futter und Einstreu in Dünger umwandelt. Es wird weniger davon zur Fleisch- und Knochen-Bildung assimilirt, dem Acker kommt also mehr davon wieder zu Gute.

Unsere Ernten haben aber bis 1849 nicht ab, sondern stetig zugenommen. Nach abnormen Jahren, wie das vorige oder wie 1846, kann man nicht rechnen; schon die Kartoffelkrankheit allein stößt alle einschlägige Statistik um, besonders wenn sie auf Export-Ueberschüsse basirt. Seit 1803 ist der Kleebau erst eingeführt, und wie viel Wiesen sind seitdem geschaffen worden durch Entwässerung von Sümpfen, durch Berieselung ꝛc.?

Die Bodenmeliorationen, welche in Preußen seit 25 Jahren unternommen wurden, sind zum Theil in so großartiger Weise ausgeführt worden, die Erfolge der Mergelungen, Moderungen ꝛc. sind so in die Augen fallend, daß es überflüssig erscheint, die gemachten Fortschritte speciell nachzuweisen.

Unleugbar haben auch die Aufhebung der Feudalbande, die gutsherrlich-bäuerlichen Ablösnungen, die Gemeinheitstheilungen, Zusammenlegungen ꝛc. diese Blüthe der Landwirthschaft gefördert.

Erst von diesem Zeitabschnitte an erwachte Leben und Streben in der Landwirthschaft, erst seitdem erwuchs die Landwirthschaft bei uns zu einer Wissenschaft, zu einer schwierigen zwar, aber segensreichen.

Diese Entwickelung mit ihren Uebergängen sind einem Leserkreise, wie ihn die „Revue" hat, so bekannt, daß wir Anstand nehmen müssen, auf Specialitäten einzugehen. Gerade die größeren Grundbesitzer, mit nur wenigen Ausnahmen, sind wohlhabend und reich geworden durch

die Separationen. Die Bauern haben weniger dadurch gewonnen, jedoch nur aus dem Grunde, weil nur Wenige von ihnen den ihnen gebotenen Vortheil zu benutzen verstanden. Außerordentlich dagegen haben diejenigen Bauergemeinden gewonnen, die nur in sich zu separiren, d. h. zusammenzulegen hatten.

Die größeren Grundbesitzer, angeregt durch die Lehren des unvergeßlichen Thaer und anderer verdienstvoller Männer, haben erst die Landwirthschaft erlernt. Erst seitdem hat sich eine große Anzahl intelligenter Leute der Landwirthschaft gewidmet; seitdem also die Verwendung eines Theils vom Acker zur angesäeten Weide, seitdem Fruchtwechselwirthschaft, Hackfruchtbau, partielle Stallfütterung ꝛc.

Und bei alledem sollte der durchschnittliche Düngungszustand der Aecker sich nicht gehoben haben?

Nur der Bauernstand in den Ostprovinzen hat im Ganzen an diesen Fortschritten nicht Theil genommen, obwohl im Einzelnen sich auch hier ein erfreuliches Vorgehen bemerklich macht.

Die englischen Landwirthe haben in neuerer Zeit vielfach dasselbe Verfahren eingeschlagen, das wir mit unsern Weideschlägen beobachten. Sie reißen ihre Grasländer zum Theil auf und benutzen sie einige Jahre hindurch zu Aecker. So kommen sie in den Genuß der fast zum Ueberfluß angehäuften Vegetationsschätze. Sie finden den richtigen Weg, so gut wie wir ihn gefunden haben.

Das Quantum des von der gesammten preußischen Landwirthschaft seit 1803 gemachten Fortschritts in Bezug auf Bodenreichthum läßt sich allerdings nicht präcisiren. Die Statistik bietet zu solcher Schätzung nicht den genügenden Anhalt, namentlich eine so ungenaue, unzuverlässige nicht, als uns zu Gebote steht. Damit sollen nicht die Behörden angeklagt werden, die das Material zur Statistik zusammentragen; es ist bekannt genug, daß die Landleute über den Umfang ihrer Aecker, Wiesen ꝛc. nur ungern Mittheilung, besonders selten wahre Mittheilungen machen. Sie wittern in solchen Fragen consequent eine neue Steuer.

Daher werden den Grundbesitzern solche Fragen auch gar nicht vorgelegt, sondern die Zusammenstellungen werden theils nach Vermessungsregistern, und wo solche nicht vorhanden, von Bureaubeamten, denen die Sache höchst überflüssig und lästig vorkommt, auf gut Glück angefertigt.

Die genauen Angaben des Ackerlandes, der Hutüngen, Wiesen, Waldungen mit ihren Umwandelungen in andere Kategorieen erscheinen daher unerklärlich. Man schickt die Angaben in die Welt und wartet den Gegenbeweis ab!

Nachdem wir den Aufschwung anerkannt haben, den die Gesetzgebung von 1807—21 der preußischen Landwirthschaft gebracht hat, müssen wir auch deren Mängel und üble Folgen in's Auge fassen; wir sind um so mehr dazu überall verpflichtet, wo es noch Zeit ist, zu bessern und vorzubeugen.

Jene Gesetze wurden gegeben und ausgeführt, in vielen Fällen mit großer Härte ausgeführt. Mancher Gutsbesitzer ging zu Grunde, weil er sich in die neue Weltordnung, in die Geldwirthschaft nicht zu schicken, oder die Mittel zum Betrieb derselben nicht zu finden wußte.

„Die Geschichte schreitet vor auch über Leichen," ruft der bureaukratische Liberalismus und ist empört, daß ein feudaler Tyrann es nicht in der Ordnung findet, ruinirt zu werden.

War es denn nöthig, nach ein und derselben Chablone in den schreiendsten Fällen mit der buchstäblichen Härte zu verfahren?

Nöthig war's nicht, aber es konnte gar nicht anders sein, da die Ausführung ganz und gar in die Hände einer Bureaukratie gerieth, die, juristisch gebildet und erfüllt mit den Anschauungen der Stadtpolitik, vom ländlichen Wesen keine Vorstellung hatte. Die Fälle, daß Bauern und Colonisten das ganze grundherrliche Grundstück, auf dem sie in lassitischem Verhältniß saßen, zu freiem Eigenthum erhielten, der ci-devant Grundherr ihnen auch noch eine Rente zu zahlen verpflichtet wurde, sind bekannt. „Darein finde ich mich," sagte damals ein Patient der General-Commission, „daß mir einer meiner Röcke genommen wird, um einen Bauern damit zu bekleiden, aber daß ich noch das Macherlohn bezahlen muß, damit dem Kerl mein Rock paßt, das verdrießt mich."

Mancher zum Eigenthümer gemachte Bauer ging ebenfalls unter, weil kein Herr mehr für ihn sorgte, und in den östlichen Provinzen ist noch heute die Hälfte der Bauern dem Untergange geweiht; und in Beziehung auf die Felder derselben wird allerdings ein vorschreitender Bodenreichthum nicht vorausgesetzt werden dürfen. „Es giebt mehr Bauern," wenden sogar Staatsmänner tröstend ein. Aber das Vaterland braucht leistungsfähige Bauern, wohlhabende Gutsbesitzer.

Mit einem Wort: die Ausführung der Gesetze war schlecht, und an die Förderung der weitern Entwickelung des Landbaues hat die Bureaukratie noch gar wenig gedacht. Man hat tabula rasa gemacht auf dem platten Lande, man hat alle Verbände gelöst und das Individuum seiner Selbstentwickelung überlassen.

Man hat noch viele Gesetze seitdem fabricirt, ohne je davon Notiz zu nehmen, daß die Interessen des platten Landes ganz andre sind, als die der Städter und der Fabrikanten.

Nach Einführung der Geldwirthschaft entstand ein großer Bedarf an Arbeitern, die Bevölkerung wuchs um so schneller, wie das immer der Fall ist, und heute hört man schon von einem ländlichen Proletariat sprechen. Viel ist in Wirklichkeit davon noch nicht zu spüren, obgleich unsre Armen- und Heimathsgesetze dessen Ansammeln begünstigen.

Eine der begründetesten Beschwerden des preußischen Landbaues ist auch die Vertheuerung des Eisens. — Für die Grundstücke, die nicht bepfandbrieft werden können, besteht so gut wie kein Credit, besonders in den östlichen Provinzen. Dieser Creditmangel ist um so fühlbarer,

da das Wechselgesetz noch nicht aufgehoben ist, und den Wucher fördert. Der Landwirthschaft hat es bis vor Kurzem an der nöthigen Vertretung im Staat, und dem Landes-Oekonomie-Collegium hat es immer an den nöthigen Geldmitteln gefehlt. Jetzt, wie gesagt, ist dies einigermaßen anders.

Aber wie wenig ausreichend auch jetzt noch die Vertretung der Interessen des Landbaues ist, zeigt die Aufhebung der Bonification beim Spiritus-Export in allerneuester Zeit. Sie hat die Brennereibesitzer um große Summen gebracht, während sie dem Lande gar nichts nutzt. Das ist das non plus ultra der Stadtpolitik. — Dennoch ist die Landwirthschaft vorgeschritten, besonders auf den größern Gütern. Wie ganz anders aber würde sie noch gedeihen, wenn man ihr aufmerksam Pflege widmete, wenn man die Wege erforschte, auf denen sich dieselbe freudig entwickeln und zu voller Blüthe gelangen könnte!

Doch, — verlangen wir nicht zu viel; die größern Grundbesitzer haben sich bisher selbst geholfen und werden sich auch weiter helfen, um so sicherer, da sie, nachdem sie so viel geleistet haben, nicht länger ignorirt werden können, da man in der Folge mehr Anstand nehmen wird, ihnen gradezu entgegen zu wirken. Schlimm steht es aber mit den Bauern und andern kleinen Grundbesitzern in den östlichen Provinzen.

Hier thut gesetzliche Hülfe Noth, um der Bodenzersplitterung und der Verschuldung vorzubeugen, von deren Folgen Frankreich ein so trauriges Bild liefert. Vorschläge in dieser Richtung sind schon andern Orts gemacht und werden noch gemacht. Möchten sie ausreichend Beachtung finden!

Die Parcellirungsfrage ist eine Cardinalfrage geworden. Man hat ein Gesetz gegeben, um die sogenannte Hofschlächterei zu erschweren. Das ist ein Palliativ, wir aber brauchen ernstliche Hülfe.

Dagegen wendet man ein: „Am Rhein ist doch schon Alles parcellirt und in den östlichen Provinzen hat's gute Wege." Könnten diese schädlichen Träumer begreifen, daß die größern Grundbesitzer aus der Parcellirung und der gleichen Erbtheilung bei Bauerhöfen vielfach durch Zusammenkaufen pecuniären Vortheil ziehen, es würde sie umstimmen; aber es ist nicht zu erwarten, daß die doctrinär Liberalen überhaupt etwas begreifen, was nicht in ihr System paßt.

Die preußische Landwirthschaft hat sich gehoben, weil sich viele intelligente Männer aller Stände derselben gewidmet haben, weil den größern Besitzern die Selbstbewirthschaftung ihrer Grundstücke noch nicht vollständig verleidet worden ist. Möge das nie geschehen, und hoffentlich wird das nie geschehen. Mit Zuversicht glauben wir vielmehr, daß die wahren Interessen des Landes der Stadtpolitik gegenüber immer mehr Berücksichtigung finden werden. Es weht seit mehreren Jahren eine Luft, die den Nebel der Phrase, der auf der Erde lagerte, in das Luftreich zurückführt, wohin er gehört.

Ich dien'!

Was in diesem Schildspruche des Prinzen von Wales nur eine geistreiche Allegorie ist und hier auch nur sein kann, das gewinnt in dem Soldaten, wie ihn die moderne Zeit bedingt und geschaffen, eine tiefere Bedeutung, die Bedeutung eines weltgeschichtlichen Axioms. Der Soldat dient nicht mehr allein seinem Landesherrn, seinem Lande, er dient durch Beide und mit Beiden auch der Idee des modernen Staates; er dient den Principien des Wehrens gegen nagenden, wie gewaltthätigen Umsturz, er dient dem Gesammtausdruck des Willens aller Besseren und Verständigen, er ist der Schild gegen Gefahr, das Schwert gegen Ungebühr, der Schulmeister der Massen, das vollendete Bild eines Dieners des Gemeinwohls. Von diesen Wahrheiten durchdrungen, mit freudegeschwellter Brust für seinen Stand, sehen wir einen Offizier unserer Armee das große Thema der Armeen überhaupt behandeln, und in dem Titel seines Buches: Ich dien'! faßt er zusammen, was er will, was er thut, und was er möchte. Wir nahmen das kleine Buch,*) wenn nicht mit Mißtrauen, so doch mit Gleichgültigkeit zur Hand, und glaubten, seiner Form nach, eher ein Instructionsbuch, einen Leitfaden für den Unterricht in der Compagnieschule, als das zu finden, was es ist, was es mit vollen Händen giebt, und was mit voller Aufmerksamkeit von jedem Gebildeten aufgenommen werden möge. — Wir begegnen dieser soldatischen Philosophie, dieser militairischen Metaphysik, dieser bewaffneten Debatte zum ersten Male in Deutschland, während wir in Frankreich in dem Dragoner-Obersten Joachim Ambert, Romieu und dem Grafen Alfred de Vigny längst ein mustergültiges Beispiel dafür haben. Möglich, daß Herr v. Reinhard diesen Mustern nachahmen wollte, nachgebildet hat er aber nicht, sondern ist in seinem Werke durchaus selbstständig und vor allen Dingen deutsch geblieben. Er spricht eigentlich über nichts Bestimmtes, Concretes, und doch spricht er über Alles, denn er spricht über die Begriffe, die Principien und Wesenheiten, die sich eben auf jeden einzelnen Fall anwenden lassen. Das Buch wird Aufsehen in den Kreisen machen, für die es bestimmt ist, und sich auch in anderen Kreisen Geltung erringen, denn es gehört jedenfalls zu den ungewöhnlichen, den sogenannten interessanten Erscheinungen. Daß Niemand einige Seiten durchliest, ohne dann auch das Ganze zu durchlesen, möchten wir fast für Alle behaupten, da wir es bei einigen Befreundeten so erfahren, und auch darin nur den eigenen Eindruck reproducirt sahen.

Schon durch die Uebersetzung der „Kunst des Krieges" von Friedrich dem Großen wurde, uns der Name des Verfassers bekannt; und es zeigte sich dort dichterische Begabung, obgleich sie sich nur an das Ori-

*) Ich dien'! Der Armee gewidmet von Carl v. Reinhard, Lieutenant im 1. Garde-Regiment zu Fuß. Potsdam 1856. Verlag von Stein. 12. 70 Seiten.

ginal anlehnen konnte und vor allen Dingen gewissenhaft — also eigenem poetischen Schaffen feindlich sein mußte. Hier aber ist v. Reinhard wahrhaft poetisch, obgleich er in Prosa geschrieben hat. Die ganze Auffassung ist so poetisch und zwar in dieses Wortes edelster Bedeutung, daß wir auf mancher Seite erwarteten, wie unwillkürlich, die gebundene Rede eintreten zu sehen. Ja wir wünschten, wie eine Ars amandi des Ovid auch eine „Kunst, Soldat zu sein" von dem Verfasser zu besitzen, ein Gedicht mit dem Inhalte dieses: „Ich dien'!" und der eleganten Form jener Uebersetzung der Kunst des Krieges.

Folgen wir indessen dem Verfasser auf seinem Wege, er hat den Vortheil und den Nachtheil, daß ihn wenige vor ihm betreten, denn wir haben schon begeistertes Soldaten-Wort gekannt, aber der Sieg, der Kampf, der Stolz dictirte es und einer aufgeregten Zeit wurde es zugerufen. Hier dagegen spricht die Subordination begeistert, die Disciplin mit dichterischem Schwunge, die Entsagung mit Kraft und die Passivität mit der Gewalt der Action. Der Lieutenant mitten im Frieden so stolz, wie der fürstliche Feldherr nach einem Siege!

„Sei von Königlichem Blute, sei zum Herrschen geboren" — so ruft er im Anlauf zu seiner Apotheose des militairischen Gehorsams, — „sei Dein Geist erhaben über alle Geister, Deine Gaben verschwenderisch, Deine Gestalt die des Kriegsgottes, — und Du bist Soldat: Gehorche! Schweres, inhaltreiches Wort, wie Donner gewaltig, wie ein Mysterium tief!" —

Es giebt absolut kein militairisches Buch, in dem der Gehorsam nicht abgehandelt, — in dem er nicht wenigstens erwähnt und seine Uebung, als sich von selbst verstehend, dann nicht weiter besprochen ist. Von dem Instructionsbuche für den Rekruten in Fragen und Antworten, bis zu den Theorieen des großen Krieges, ist der militairische, das heißt unbedingte Gehorsam das Alpha und Omega der Lehren, und doch finden wir in den Schilderungen v. Reinhard's durchweg Neues, oder vielmehr in neuer Auffassung. Ja wohl, tief wie ein Mysterium, gewaltig wie Donner! Gehorche! ruft die Fahne dem Rekruten, gehorche! der Hof-Kriegsrath dem commandirenden General im Angesichte des Feindes zu. Gehorche! tönt es zwischen den Zeilen eines Regiments-Befehles heraus, der es den Offizieren zur Pflicht macht, irgend etwas nicht zu thun, was jeder andere Mensch ganz unbedenklich und auch ganz unschädlich thun würde. Gehorche! bricht es Deinen Willen, wenn Du im Gefecht überzeugt bist, auf einem Umwege und ohne Verlust den Zweck erreichen zu können, der Befehl Dich aber auf geradem Wege dem sicheren Tode entgegentreibt. Gehorche! donnert es Dir endlich entgegen, wenn Du den Aufruhr hinter Barrikaden niedergeworfen hast und dann den Befehl bekommst, von dem Schauplatz Deines Sieges abzurücken und die wahnsinnig gewordene Hauptstadt mit eingestecktem Degen zu verlassen. Wir kamen gerade auf dieses Beispiel,

weil es auch mit wenigen Worten in diesem Buche, und zwar beim Capitel vom Gehorsam berührt wird, aber diese wenigen Worte sind desto gewichtiger.

„An jenem Tage schmachvollen Andenkens, als wir unbesiegt dem Siege den Rücken kehrten, als wir das Schwert in die Scheide stecken mußten, der Auswurf aller Nationen uns höhnte, beschimpfte, und sich im Siege wähnte, weil wir gehorchten!“

„Jene Schmach war ein Sieg, — der Sieg des Gehorsams. Es ist wohl der schwerste, den Preußen je erfochten.“

„Schweigend zogen wir vorüber an den Marmorbildern unserer Helden. Scharnhorst's denkender Blick sagte uns: „Die Vernunft muß ein Heer leiten, aber das Heer muß gehorchen, darf nicht selbst vernünftig sein wollen. Euer Tag wird kommen! Die Sonne geht nie unter.“

„Weiter ging der trauerreiche Zug. Vorüber an des Marschall Vorwärts ehernem Bilde. Marschall Vorwärts! und seine Preußen zogen Rückwärts vom Siege! Schien es doch, als wolle er mit seinem Degen sich vor seiner Krieger-Kinder Reihen stellen und denen sagen, wie den Vätern bei Waterloo: „Kinder, es geht nicht! Aber es muß gehen!“ Marschall Vorwärts ist todt und todt seine Zeit! Aber mit Gott, wir werden wiederkommen! Das war unser Gelöbniß, als wir Deinem Bilde vorüberzogen; schweigend, gramgebeugt, den heiligen Zorn im Herzen, — aber gehorchend! —“

„Weiter, unter dem Wagen der Victoria! Grausamer Spott! Hinter uns lag Preußens Hauptstadt, hinter uns die Ehre. — Victoria kehrte uns den Rücken!“

„Wir ertrugen es! —“

Und wahrlich, das ist dem braven Heere nicht vergessen! Schon hat die Geschichte gesprochen, schon hat sie anerkannt, daß dieser Gehorsam eine große That war. Und habt Ihr nicht den Lohn vollauf gehabt? Seid Ihr nicht wiedergekommen? Hat sich der Aufruhr nicht schon vor Eurer kampfesfreudigen und siegeszuversichtlichen Miene verkrochen? Ja, der Gehorsam ist das Schwerste, was von der Menschennatur verlangt werden kann, deshalb seine Erfüllung aber auch das Höchste, und nicht allein seine willige Leistung, sondern auch seine starke Erzwingung, denn wer es versteht, sich Gehorsam zu verschaffen, der hat ihn. Gehorsam ist die äußere Form der Treue, und daher die äußere Form, das Festhalten, das Fleischwerden der Tugend, denn außer der Treue giebt es keine Tugend, alles Andere ist Regung, Aufwallung, Blut und Nerven, augenblickliche Gefühlsfolge. Liebe, Freundschaft, Großmuth, Wohlthat, Hingebung erzeugen sich durch äußere Eindrücke, ohne unser Zuthun. Man kann das alles sein oder gewesen sein, ohne daß uns eben ein Verdienst daraus erwächst. Diese Regungen aber fixiren, wird zur Tugend. Darum ist Ausdauer, Beharrlichkeit für diese und in diesen Regungen Tugend, und ihr höchster Ausdruck die Treue,

Gehorsam aber, und zwar soldatischer Gehorsam die vollkommenste, äußerlich erkennbare Form der Tugend überhaupt. Wie Viele lieben, sind Freunde, thun wohl? Wie Wenige sind treu! und wer außer dem Soldaten unbedingt gehorsam — gehorsam bis zum Tode! —

Gehen wir somit fast noch weiter als der Verfasser in seinen Anschauungen über die Größe und Erhabenheit des Gehorsams, so müssen wir unbedingt mit ihm gehen, wenn er den Gehorsam auch von den Vorgesetzten in demselben Grade fordert, wie diese ihn von ihren Untergebenen erheischen, denn in der That hat der Soldat einen bewunderungswürdigen Instinct, richtig zu beurtheilen, ob sein nächster Vorgesetzter dem höheren eben so gehorsam ist, wie dieser es mit Nachdruck von ihm verlangt. Wie wahr ist es, wenn wir lesen: „Es scheint, als läge es in der menschlichen Natur, daß ihr das Gehorchen nach Oben um so schwerer wird, je mehr sie nach unten zu befehlen hat.“ Und in der That liefert die Kriegsgeschichte nur zu viele bestätigende Beispiele, am schlagendsten bei jeder alliirten Kriegführung, wenn sie nicht von einer überwältigenden, alles Andere bei Seite werfenden Idee getragen wird. Ungehorsam der Soldaten ist sehr viel seltener als Ungehorsam der Generale. Wenn uns aber vorzugsweise die Napoleonischen Generale als solche vorgeführt werden, welche zu gehorchen verstanden, und darin doch stillschweigend das Zugeständniß liegen soll, daß Napoleon es vorzugsweise verstanden, zu befehlen, so möchten wir ihm das Beispiel Friedrichs des Großen und seiner Generale nicht allein zur Seite, sondern ihm gegenüberstellen: Zunächst gilt das vom Verfasser Angeführte nicht für die ganze Dauer der so glänzenden Napoleonischen Erscheinung. Napoleon beklagte sich schon während des Feldzuges 1812 bitter, und 1814 am bittersten, daß seine Generale bequem geworden wären, seit er sie zu Marschällen, Fürsten und Königen gemacht, dann aber begreift sich im Anfange der Siegeslaufbahn des Corsischen Imperators diese unbedingte Hingebung und fast Willenlosigkeit seiner Generale, weil er sie geschaffen, man möchte sagen: erfunden und sie nur auf seinem Wege weiter kommen konnten. Der Verfasser nennt Napoleon selbst einen Emporkömmling, dessen Gewalt keine andere Berechtigung hatte, als sein Genie, und er hat Recht, wenn er sagt, daß ihm gerade deshalb besser gehorcht wurde, als den Königen hundertjähriger Dynastieen. Ist das aber der Fall, und es ist wirklich der Fall, so steht das Beispiel Friedrichs des Großen um so blendender da. Es war wahrlich keine leichte Aufgabe für den jungen König, mit ererbten Generalen, wie Leopold von Dessau, Schwerin ꝛc. seine Kriege zu führen, seine Schlachten zu schlagen und sich den Gehorsam zu erzwingen, der ihm Anfangs, eingedenk seiner militairischen Kronprinzenzeit, nur widerstrebend geleistet wurde. — Nicht der Gehorsam des Soldat de fortune, wie es die Napoleonischen Generale waren, sondern der Gehorsam der mit

der Krone erenbten Generale scheint uns der bewunderungswerthere und seine Erzwingung das Erhabenere.

Es giebt für den militairischen Gehorsam nichts Kleines und nichts Großes, weil er durch Kleines Großes erzeugt und durch Großes tausendfältigem Kleinen neue Bahnen anweist. Deshalb giebt es ein Handwerk und eine Kunst des Gehorsams, und Künstler ist eben nur, wer der Begeisterung fähig ist, und wahrlich, der echte militairische Gehorsam verlangt eine Begeisterung der Erkenntniß, eine Incarnation der Nothwendigkeit. Wenn die ersten Wochen einer Rekruten-Ausbildung nicht so über alles Maß nothwendig und nützlich wären, so würden sie für den nicht Sachverständigen geradezu nur komisch erscheinen. Wer nur die Mittel und nicht den Zweck sehen will, würde mit Recht über diese Verschwendung von Mühe und Arbeit an anscheinend Unnützes die Achseln zucken. Wer in dem oft übergreifenden Eifer eines Exercier-Unteroffizier nichts erkennt als die Lust am: auch einmal gestatteten Befehlen, dem wäre eine Erklärung unnütz, daß gerade dadurch der Augenblick vorbereitet, ja überhaupt ermöglicht wird, wo derselbe Mensch, der jetzt die Wendung nicht rasch genug, den Griff nicht kräftig genug, den Schritt nicht lebendig genug machen kann, einst auf das bloße Wort seines Vorgesetzten dem voraussichtlich unvermeidlichen Tode entgegengehen soll. In Wendung, Griff und Schritt wird nicht allein der Körper gedrillt; das wäre in der That keine irgendwie solcher Anstrengung und Rauhheit würdiger Zweck, sondern der innere Mensch wird fähig gemacht, im Augenblicke der Entscheidung die angeborene Menschennatur zu verläugnen.

Der wahre soldatische Gehorsam ist ein Product der Civilisation. Wir begegnen ihm stets da in seiner strengsten und ausgeprägtesten Form, wo die Cultur eines Volkes den Grad derselben bei seinen Nachbarn überragt. So in den römischen Legionen, so in den Ritterorden des Mittelalters, die wir uns dabei freilich als ein Volk im Volke, und zwar als ein civilisirteres, als dieses, denken müssen. Der 30jährige Krieg, welcher den Krieg überhaupt als den normalen, den Frieden aber als einen Ausnahme-Zustand erscheinen ließ, hat den Gehorsam der Heere geschaffen. Die Kreuzzüge, die deutschen Römerzüge, die Kriege der Fürsten untereinander und gegen die vereinigende Kaiser- oder Königsmacht kannten den Gehorsam nicht, wenn er über die augenblickliche Anwendung vereinter Kraft hinausgehen sollte. Die Einzelthat, die Ritterthat mußte allerdings sich erst dem höheren Moment des Befehls beugen, ehe der Gehorsam des Bewaffneten auch vor und nach der Schlacht, ja während jahrelanger Vorbereitung dazu verlangt und erzeugt werden konnten. Die Ritterorden fühlten dunkel die ungeheure Gewalt des unbedingten Gehorsams und hatten ihn richtig aus dem Beispiele des Mönches erkannt, aber in seiner vollen Entwicklung haben sie ihn dessenungeachtet nur für Aeußerliches und Individuelles erreicht. Hätten

die Ritter auch gehorchen können, so wären sie die Herren der Welt geworden. Mit scharfem Blick hat der Verfasser ein gewichtiges Zeugniß für diese Anschauung in der bekannten Schiller'schen Ballade: „Der Kampf mit dem Drachen" gefunden. Der Orden hatte den Kampf verboten, die Kampflust und das ritterliche Gefühl des jungen Helden hatte dem Verbote getrotzt. Man überlese das vortreffliche Gedicht und man wird die Erklärung dessen finden, was die Ritter-Orden nicht zu Herren der Welt werden ließ:

„Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck!"

Auch in dem Capitel: „Kameradschaft" führt der Verfasser das Grund-Thema des Gehorsams fort. Und kann er anders? Muß nicht überall, wo es sich um die Wesenheit des Soldatenstandes handelt, dies Wort, und mehr noch diese That, in den Zeilen und zwischen den Zeilen stehen? Kehrt nicht Alles eben nur auf dieses Eine, dieses fortflammende Mene tekel! zurück? — Daß der Verfasser das gefühlt und gewollt, zeigt eben der von ihm gewählte Titel: Ich dien'! Ja der Soldat dient dem Könige, er dient dem Vaterlande, er dient dem Christenthum, der Idee, der Civilisation, und alle dem dient er wirklich, ganz, mit voller Kraft, Entsagung und Lebensgefahr, nicht nach Aufwallungen oder Umständen, nicht nach Erregungen und Verhältnissen, nicht für Gewinn und nächstbewußten Zweck. — Und weil H. v. Reinhard das ausgesprochen, Zeugniß abgelegt für diese Mission der Heere, mitten in unserer Alles anzweifelnden Zeit, darum danken wir ihm und gewiß mit vielen Anderen, die sein Werk als ein solches rüstiges Zeugniß erfreut und im Dienen gekräftigt.

Sagen wir das Beste, was wir von dem Büchlein sagen können: Es ist eine Freude für die preußische Armee!

Makaulay.

Die Kritik in England ist bereits darüber einig und wir mit ihr, daß die neu erschienenen zwei Bände von Thomas Babington Makaulay's Englischer Geschichte seit Jacob II. nicht so interessant und auch nicht so bedeutend sind, als die beiden ersten, die ihm, dem Reviewer und Essayisten, plötzlich den Namen des ersten lebenden Geschichtsschreibers der Insel verschafft haben. Capitel, wie das der Einleitung des Ganzen, in welchem er flüchtig, aber mit glänzenden und eindringlichen Farben die Vorgeschichte seiner Periode malt, wie das über die Sitten und Gewohnheiten in Oldengland, findet man im dritten und vierten Bande seines Geschichtswerkes nicht. Man sagt mit Recht zu seiner Entschuldigung,

daß ihm auch in der Zeit, deren Schilderung er jetzt eben dem Publicum vorlegte, geschichtliche Momente von der Bedeutsamkeit fehlten, wie sie ihm in den beiden ersten Bänden so trefflich zu Statten kamen (3. Band: Von der Proclamirung William's und Mary's zu London bis zur Schlacht von Fleurus, nur zwei Jahre, 1689 u. 90; 4. Band: Bis zum Frieden von Ryswik 1697); aber wir müssen daneben hervorheben, daß er auch in die Manier, von der er schon im Anfange seines bedeutenden Werkes sich befangen zeigte, tiefer hineingerathen und alle die Fehler vergrößert hat, an denen jener leidet.

Makaulay ist ein Talent, kein Genie. Er hat glänzende Gaben empfangen und sie durch mannichfache Uebungen und auf verschiedenen Wegen geübt und entwickelt, aber er hat seine verschiedenen Fähigkeiten nicht zu einer geschlossenen Einheit zusammenzufügen gewußt. Er hat eine große Kraft der Schilderung, er weiß in das Innere der Persönlichkeiten einzudringen, er ist ein vortrefflicher Advokat, und wo er es sein will, dann auch ein furchtbarer Ankläger, er hat dramatische Gewandtheit, und in der Kunst, durch Gruppirung und Hintergrund Unscheinbares groß und Schlechtes glänzend zu machen, übertreffen ihn Wenige, er weiß sich wie der beste Novellist in vergangene Zeiten und ihre Scenirung hineinzufinden und die Natur einer Landschaft eben so gut zu beleben, als die Kleidertrachten, die Sprechweise, die moralische Haltung vergessener Zeiten wieder in voller Leibhaftigkeit uns vor's Auge zu führen — und das sind vortreffliche, nicht oft zu findende Beigaben eines Geschichtsschreibers. Aber der geniale Geschichtsschreiber, der Künstler der Geschichte, muß mehr haben und mehr sein. Ihm ist vor Allem der große Blick auf's Ganze nothwendig, der Griff, der des Ganzen mit einem Male Herr wird, das Maß, das jedem einzelnen Theile seine gebührende Stelle fest anweis't, kurz, das große sittliche Urtheil, welches wir ein Nachdichten des Gedankens Gottes in der Geschichte zu nennen wagen. Und dieser Blick, dieser Griff, dies Urtheil und diese Hingebung an Gott fehlt dem glänzenden Geiste, dessen Bücher vor uns liegen.

Darum werden seine Gaben oft gerade Anlaß zu großen Mängeln und positiven Fehlern; darum bewirkt sein Talent zur Malerei oft eine ungebührliche Ausdehnung irgend einer einzelnen, recht bewegten Partie bis in alle ihre Einzelnheiten hinein und bis über den Rahmen des ganzen Werkes hinaus; darum bewirkt sein Sinn für das Glänzende und Poetisch-Bestechende in einer Männergestalt, in einer That, in einer seltsamen Verkettung der Umstände oft eine krasse Unwahrheit, eine gewaltige Urtheilslosigkeit, ein Zerreißen aller tieferen Entwickelung und aller Verknüpfung zwischen Vergangenheit und Zukunft; darum macht er Wilhelm den Befreier zu einer Sonne ohne Flecken, und darum nehmen ihm neun Jahre englischer Geschichte zwei dicke Bände weg.

Widersprüche, Verwirrungen, Unbegreiflichkeiten, seltsame Conjecturen sind die nothwendige Folge solch einer Stellung.

Alles das, was hier von einem allgemeineren Gesichtspunkt aus gegen Makaulay gesagt ist, wird von den verschiedenen englischen Kritikern, von dem einen dies, von dem andern jenes, wenn auch in der Form des bloßen Aperçu's, anerkannt.

Wir betrachten jetzt Mann und Werk genauer und im Einzelnen. Makaulay hat viele verschiedene Bildungs-Elemente in sich aufgenommen; als Schotte hat er mehr von der dialectischen Bildung erhalten, als seine englischen Landsleute. Das Feld der Kritik zog ihn daher früh an, aber ein poetisch-productiver Zug seines Geistes hielt ihn davon ab, sich als Kritiker in der Negative zu halten; seine Kritik — und wir haben in der „Edinburgh Review", deren langjähriger Mitarbeiter er war, viele Beispiele davon, deren glänzendste in seinen Essays aufbewahrt sind — erhob sich darum stets, nachdem sie ihren Gegenstand kurz, schneidend und oft oberflächlich hin und her betrachtet hatte, zur Selbstständigkeit einer Production desselben Stoffes, und wie ein Lehrer hinter die mangelhafte Arbeit der Schüler in gedrängten, markigen, imponirenden Strichen die Umrisse einer besseren Behandlung giebt, stellte Makaulay dem kritisirten Autor dann sein Ideal der Fassung des bestimmten Stoffes dar. In dieser Form, der der Skizze, bewies er sich als Meister, und einzelne Essays von ihm, wir erinnern nur an seinen „Macchiavell", „Clive", „Warren Hastings", werden so lange bewahrt werden, als die Sprache Shakespeare's und Byron's bekannt ist. Er arbeitete bei diesen Stücken in einem kleineren Rahmen; er hatte keine weiten Kreuz- und Querfäden von geschichtlichen Entwickelungen als Canevas seiner Stickerei erst auszuspannen, er fand die Gefahr, durch Malereien und Declamationen vom Hauptwege verlockt zu werden, nicht so nahe, sein Mangel an sittlicher Ergriffenheit, an sittlichem Zuge und Triebe kam nicht zum Vorschein, und darum ist der Eindruck, den diese kleineren Arbeiten machen, so befriedigend und darum ihre Wahrheit so wenig beeinträchtigt.

Das mußte einem großen Stoffe gegenüber anders werden; hier mußte eine weite und heiße Phantasie, die durch den sittlich bestimmten Willen nicht gezügelt wird, und die bei ihm durch einen Aufenthalt im Oriente (in Indien) zu vollster Ueppigkeit erweckt war, sich widerspenstig und oft regelwidrig äußern. Sein Geschichtswerk zeigt das.

Makaulay hat eine große, wenn auch nicht blutige Revolution zu schildern, er hat einen rauhen Rechtsbruch, rauh und gewaltig, wenn er auch die Verfassung des Landes nur an einem Punkte und das Privatrecht gar nicht berührt, zu schildern. Er soll die Thatsachen reden lassen, zeigen, daß und wie gebrochen wurde mit der Geschichte und mit den Eiden, und daraus soll sein Urtheil und das Licht für die neue Ordnung der Dinge hervorgehen. — Das soll er thun, statt dessen aber finden wir einen zwei Bände langen Dithyrambus auf Wilhelm den Befreier. Damit ist Makaulay als Geschichtschreiber verurtheilt.

Man mißverstehe uns nicht; wir wollen gar nicht vom Geschichtsschreiber jene kühle, olympische Objectivität; wir glauben, daß es für den Engländer des neunzehnten Jahrhunderts nicht einmal möglich ist, von den Parteistandpunkten, die ihn in der Gegenwart gefangen halten und die ihre Begründung eben in diesen Tagen der „unblutigen Revolution" erhielten, abzusehen, sobald er Geschichte schreibt; wir halten es endlich sogar für möglich, daß auch ein Whig von einem sittlichen Standpunkte aus und mit Gerechtigkeit jene Zeit darstellen kann, indem er nämlich das Unrecht jenes Bruches zugiebt, aber sich bemüht, aufzuweisen, wie derselbe in der weiteren Rechts-Entwickelung dann wieder mehr und mehr verwachsen ist. Aber dazu fehlt es Makaulay an Würde und Ruhe. Er kann sich von den Prahlereien und dem „cant" des Whigthums nicht losreißen, so oft er dazu auch einen Ansatz nimmt, er bleibt ein Advocat seiner Partei, während er die Geschichte der Parteien schreiben will. Er ist im Dienste von Interessen, nicht im Dienste einer Idee.

Einst, in einem seiner brillantesten Essays, in dem über Machiavelli, schrieb er Folgendes:

„Die classischen Geschichtswerke können alle Romane, die auf Thatsachen gegründet sind, genannt werden. Die Erzählung ist ohne Zweifel in allen ihren Hauptpunkten treu. Aber die zahlreichen kleinen Zwischenfälle, welche das Interesse erhöhen, die Worte, die Bewegungen, die Localzüge entstammen augenscheinlich der Einbildungskraft des Geschichtsschreibers. Die Art späterer Zeiten ist eine andere. Eine exactere Darstellung wird vom Autor gegeben. Es mag zweifelhaft sein, ob dadurch auch dem Leser exactere Vorstellungen beigebracht werden. Die besten Portraits sind doch wohl diese, in welchen eine leichte Beimischung von Caricatur vorkommt; und wir sind ungewiß, ob die besten Geschichts-Darstellungen nicht diejenigen sind, in welchen ein wenig der Uebertreibung einer dichterischen Darstellung mit Urtheil und Einsicht angewandt ist. Die feineren Linien werden übersehen, aber die großen charakteristischen Züge bleiben auf immer im Gedächtniß."

Dieses Geständniß Makaulay's ist wichtig, man muß es vor Augen haben, wenn man s e i n e Geschichte liest. Er hat freilich in den beiden neuesten Bänden seines Werkes sich bequemt, mehr Quellen zu citiren, damit er den etwas erschütterten Glauben seiner Leser stärke, aber diese Citationen sind doch nur ein Blendwerk, und er ist der Alte geblieben. Er hat die Geschichte der englischen Revolution durch Hinzusetzung solcher kleinen, poetischen Züge und durch Hinweglassung anderer kleinen wirklichen Züge umgedichtet, er hat die charakteristischen Züge William's in einer Weise hervorgehoben, daß der Mensch in ihm verschwindet und nur eine ideelle Figur übrig bleibt.

Der Cynismus der „Times" erhält somit ihm gegenüber ein Recht, wenn sie schreibt: „In der Hauptsache stimmen wir allerdings

mit Makaulay überein. Die Revolution war nothwendig. Wenn sie nothwendig war, so war es gleicher Weise nothwendig, daß sie fest und streng aufrecht erhalten wurde. Die Stuart's, es ist klar, waren unbehandelbar. Das Resumé ihrer vier Regierungen war ein bestimmter Gegensatz zu dem Geiste Englands. Eine Befreiung war unumgänglich, und Wilhelm als Befreier wurde darum unweigerlich angenommen. Nachdem er nach der Krone gegriffen hatte, war es im Interesse des englischen Volkes, daß er sie auch fest und stark halten sollte. Er rettete die Engländer von den Verfolgungen und der Rache der verstoßenen Dynastie. Er stand in der Bresche mit niederländischem Muthe und niederländischer Zähigkeit. Er paßte für die ganze Lage. Er hatte nicht die persönlichen Eigenschaften, die ihn in England beliebt machen konnten. Aber er war der einzige Mann, der von einem gegebenen Beispiel einer Restauration das gegebene Beispiel einer Revolution loslösen konnte (d. h. der seine Wiederherstellung des Thrones vor einer neuen Revolution sicherstellen konnte), und darum ward er zum König erklärt. Er trat in einen leeren Platz, welchen Lords und Gemeine in ihrer äußersten Verwirrung wirklich gezwungen waren, für vacant zu erklären. Er trat hinein und füllte ihn passend aus. Monmouth hätte das vielleicht eben so gut gethan. Aber es ist Eines, ihn für die Nothwendigkeit des Moments zu erklären, und ein Anderes, ihn mit unpatriotischer Entflammung zu preisen. Setzt ihn immerhin auf ein Piedestal, aber im Verhältniß zu den Dingen, die ihn umgeben. Gebt seinem Gemälde Farben, aber laßt sie nicht alles Andere verdunkeln."

Dieser Standpunkt des Times-Kritikers ist sittlicher Principien ganz baar, aber er hat vor dem Makaulay's doch Manches voraus, denn er schmückt sich nicht mit der Maske von Kategorieen, auf deren Beobachtung unser Geschichtsschreiber doch immerhin Anspruch macht. „Times" faßt William the Deliverer als eine Naturkraft auf, die richtig in die stockende Maschine hineingriff, als einen günstigen Wind für die schlaffen Segel Englands, als das passende Maß der Hitze für den erkalteten Dampfkessel. Das ist der Standpunkt der offenen Revolution, der bewußten Läugnung Gottes in der Geschichte. Aber Makaulay bedarf noch des Helden, er will noch persönliche Kräfte spielen lassen, er möchte freie und verantwortliche Menschen in Action setzen, aber, statt sie zu suchen und, muß es sein, mit Schmerz zu vermissen, erfindet er sie.

Sein William ist eine solche erfundene Figur. Der wirkliche William war doppelgängig und falsch, er versprach dem König Jacob, seinem Schwiegervater, ihn bis zum letzten Hauche ein treuer Sohn zu sein, er kam nach England mit feierlichen Erklärungen, bei denen er den Namen Gottes anrief, er sei ein treuer Diener des Königs, er protestirte bei allen Höfen Europas, beim Kaiser zuerst, gegen den Gedanken, als trachtete er nach dem Thron von England, aber über das alles

geht Makaulay in wahrhaft zimperlicher Weise hinweg. Durchaus widerlich aber werden seine Entschuldigungen des Königs, angesichts gewisser Gräuelthaten, die durch ihn geschahen und die so lange im Gedächtniß der Menschen leben werden, als ein Fels in Schottland ragt. Jenes Thal der Thränen, dessen ganzer Clan auf Wilhelms Befehl ausgerottet ward, klagt noch seinen Schatten an. Aber Makaulay geht über diese Meuchelei leicht hinweg, indem er andeutet, William habe den Befehl dazu unterschrieben, ohne ihn gelesen zu haben, wie das seine Gewohnheit gewesen wäre. Es ist kaum nöthig, dem gegenüber darauf hinzuweisen, daß gleichzeitige Geschichtsschreiber ausdrücklich bemerkten, der König sei über den Clan sehr gereizt gewesen. Die Scene selbst der Ausrottung, wie die Executoren zuerst des ritterlichen Clans und seiner Glieder Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, dann in der Nacht aber über sie herfallen, wie hier und da ein Greis die Flucht versucht, wie das Gemetzel die stille Nacht grausig durchbricht, — das Alles hat Makaulay allerdings dann mit einer seltenen Meisterschaft beschrieben, aber der Zusammenhang, in den er sie bringt, ist auf das Künstlichste dahin berechnet, daß die That nicht in ihrer ganzen Schwärze erscheint. Die Zügellosigkeit des schottischen Clans auf der einen und die banditenhafte Natur der Söldner auf der andern Seite wird von Makaulay als dunkelere Folie für die dunkele Scene benutzt. Die heutige Kritik in England ist in der moralischen Verurtheilung dieser Stelle in dem vorliegenden Geschichtswerke übrigens einig. Mit Absicht verdeckt Makaulay ferner bei der Schilderung des Charakters Williams jene kleinen, aber redenden Züge, mit denen er sonst so freigebig ist. William war nicht blos kalt und langsam, er war oft bäuerisch roh, einige Male mehr als das, und er war stets herzlos, sowohl gegen die Königin, deren Gefühle für ihren Großvater er rücksichtslos beleidigte, als gegen seine Umgebung und gegen alle, die ihm zu nahe kamen. Für Kunst und feine Sitte fehlte ihm aller Sinn. Makaulay, der nicht umhin kann, dies einzugestehen, ist dafür sogleich mit einer Entschuldigung bei der Hand, aber diese Entschuldigung übersteigt alles an Waghalsigkeit. Der König kannte die englischen Poeten nicht, „aber“ — sagt Makaulay — „diejenigen, welche die panegyrischen Oden jener Zeit kennen, werden zugestehen, daß er mit dieser seiner Unwissenheit nicht viel verlor.“ Erstens dichtete Dryden grade in jenen Tagen Oden, die Meisterwerke sind, und dann beschränkte sich doch die englische Poesie nicht auf Oden, und die Unwissenheit Williams erstreckte sich eben so auf Shakespeare als auf Dryden. Man muß sehr milde gegen Makaulay gesinnt sein, wenn man solchen Wagnissen gegenüber bloß das sagt, was ein Londoner Kritiker ausspricht: wie Mendelssohn Lieder ohne Worte, so male jener Gemälde ohne Farben. Aber Makaulay begnügt sich nicht, um William zu verherrlichen, ihn selbst mit falschen Farben zu malen, er verdächtigt und verunziert dazu auch andere Männer, am

meisten Marlborough. Er bezeichnet den großen Feldherrn als ein „Wunder von Schändlichkeit“ und Gemeinheit. Er charakterisirt ihn als den vollendeten Harpagon, seine einzige Triebfeder sei Geiz und schmutzige Uebervortheilung anderer gewesen. Er nennt ihn Verräther und Heuchler und weist auf die Correspondenz hin, welche er mit St. Germain und dem jacobitischen Hofe unterhielt. Das sind alles Züge, die verurtheilt werden müssen, aber dennoch mit dem Bilde eines großen Mannes noch verträglich sind. Man muß dazu jene Zeit unparteiisch würdigen. Geldunterschlagungen waren ganz an der Tagesordnung, jeder Obrist that so im Kleinen, die Heerführer im Großen; und was die Correspondenz mit Frankreich anbetrifft, so ist selbst ein Russell, der Stammhalter einer der größten und glänzendsten Familien der Revolution, davon nicht freizusprechen, daß er dem vertriebenen König Anerbietungen zur Uebergabe der Flotte gemacht hat. Man versetze sich in jene Zeiten zurück, sie waren ganz darnach, um selbst feste Männer ins Schwanken zu bringen. Die englischen Großen sahen einen asthmatischen, kinderlosen König auf dem Thron, William konnte sterben, Jacob zurückkehren oder sein Sohn seiner Tochter Anna vorgezogen werden! Diese Ungewißheit hielt alle Politiker in Schrecken und Schwanken. Damals war es noch nicht so klar, als es Herr Makaulay nach zweihundert Jahren ist, daß König Jacob unmöglich sei, damals war die alte Treue und Loyalität, die alte Liebe zum König noch frisch und lebendig genug, um an die Erfüllung ihrer Hoffnungen zu glauben; damals erschien König Jacob noch in seinem wahren Lichte und nicht als die Caricatur, welche jetzt Makaulay aus ihm macht, indem er ihm, dem vom Ausgange Verurtheilten, noch nachträglich die für seine Verurtheilung nöthigen und nicht nöthigen Verbrechen aufbürdet. Es fällt Herrn Makaulay nicht ein, die Verdächtigung, als hätte König Jacob die Ermordung Williams betrieben, zurückzuweisen, obgleich Alles gegen solch einen Versuch spricht, der Charakter des Königs am meisten. Mit besonderer Geschicklichkeit malt Makaulay die Lust Jacobs zur Grausamkeit aus. Und was führt er dafür zum Beweise an? Daß in Schottland Gefangene mit körperlichen Martern gepeinigt wurden, und er malt das ins Einzelnste aus und läßt den König selbst wohlgefällig der Scene beiwohnen. Was er aber hier so malerisch und als etwas so Außergewöhnliches beschreibt, ist nichts weiter, als die Tortur, die damals in Schottland wie in anderen Gegenden der Welt als gewöhnliches Beweismittel in Criminalsachen angewandt ward, und als er dann unter der Regierung Williams ganz dieselben Scenen erwähnen muß, spricht er seine Bestürzung darüber, aber nicht den Irrthum aus, den er begangen hat, als er den König Jacob ausschließlich für diese Martern verantwortlich machte.

Ueberhaupt kann man sagen, daß bei M. alles, was auf die Seite Williams oder ihm nur nahe tritt, glänzende Farben erhält, Alles aber, was ihm fern steht, mit Tadel und Schärfe behandelt wird. Sogar

auf die Weiber, die William und auf die, welche Jacob gefielen, wird in dieser Rücksicht von M. verfahren. Der Whig nimmt sogar Courtisanen in Schutz, sie müssen nur Parteifarbe halten. M. wird durch diese eifrige Advocatur seiner Partei, die er auf William stützt und aus ihm neu constituirt hervorgehen läßt, oft ganz komisch. So redet er von der englischen Nationalschuld und indem er von ihrem Wachsen spricht und bemerkt, daß damals auch der Nationalwohlstand gewachsen sei, macht er folgende post hoc ergo propter hoc-Folgerung.

„Eine lange Erfahrung rechtfertigt unsern Glauben, daß England im zwanzigsten Jahrhundert besser im Stande sein wird eine Schuld von sechszehn hundert Millionen zu tragen, als es jetzt im Stande ist, die bisherige Schuld zu tragen.“ Dieser Satz ist nur als Apologie seiner am Ruder stehenden Collegen und ihres Finanzsystemes zu verstehen. Dieselbe Whigeinseitigkeit tritt in seiner Beurtheilung der Nonjurors hervor, jener heldenmüthigen Männer, welche ihren Collegen vom weiten Gewissen vorhielten, „eben so wie sie William schwören, müßten sie auch Cromwell schwören können.“ Wie weit M. in seiner Verdächtigung und **Fälschung** der Geschichte gehen kann, zeigt grade die Stelle seines Werkes, welche sich mit diesen Männern beschäftigt. Wir verweilen bei ihr einen Augenblick, um unsern Lesern zu zeigen, wie wenig zuverlässig der vielgepriesene Historiker ist. Sie zuerst allgemein charakterisirend, sagt er von ihnen:

„Die Nonjurors opferten nicht die Freiheit der Ordnung oder die Ordnung der Freiheit, sondern beides, Ordnung und Freiheit, einem so stupiden und erniedrigenden Aberglauben, als die ägyptische Anbetung von Katzen und Zwiebeln.“ (Vol. III. p. 448 der englischen Originalausgabe.) Um nun zu beweisen, wie dumm und beschränkt in der That diese Nonjurors waren, citirt er ein Wort Johnson's über sie: „Unter ihnen war nur einer, aber auch nur einer, der debattiren (reason) konnte.“ In der citirten Stelle aber sagt Johnson das nicht, sondern folgendes: „Leslie“ — von diesem spricht er — „war ein Dialektiker (reasoner), und ein Dialektiker, gegen den kein Aufkommen war.“ Hier ist also kein Wort von dem, was M. behauptet.

Ein weiteres Beispiel von der Art, wie er Quellenangaben „verbraucht,“ giebt folgende Stelle. Er schreibt von der nonconformistischen Geistlichkeit:

„Freilich wenige von der Parochial-Geistlichkeit waren so reichlich mit den Bequemlichkeiten des Lebens versehen, als der Lieblingsredner einer großen Versammlung der Nonconformisten in der City. Die freiwilligen Beiträge dieser wohlhabenden Zuhörer — Aldermen und Deputirte, Westindia-Kaufleute und Türkei-Kaufleute, Vorsteher der Fischhändler-Compagnie und der Goldschmiede-Innung — machten es ihm möglich, ein Grundbesitzer zu werden. Das beste Tuch von Blackwell-Hall und das beste Geflügel vom Leadenhall-Markt wurde häufig an

seiner Thür gelassen, und die Wittwen und Töchter reicher Bürger sollten besonders den nonconformistischen Pastoren zur Ehe gehören." Und wenn wir nun nachsehen, welche Autoritäten M. für diese Darstellung citirt, so finden wir 1) einen Spaßmacher angeführt, der von ihnen schreibt: „Ihr Predigen bringt Geld, und Geld bringt Land, und Land ist ein Vergnügen, das sie alle wünschen, trotz ihrer heuchlerischen Phrasen. Wäre es nicht der vierteljährlichen Pfarrersgehälter wegen, es würde kein Schisma und keine Secte mehr geben", 2) werden wir auf den „Spectator" verwiesen, wo ein populärer Prediger geschildert wird, den man mit guten Speisen regalirt und 3) auf Wilsons Geschichte der Dissenting Churches, wo geschrieben wird: „Es kommen mehrere Fälle vor, wo in dieser Zeit nonconformistische Prediger ziemliches Vermögen erworben, meist, wie es scheint, durch Heirath." Das sind die Quellen. Wo kommt in ihnen ein Wort von Tuch und Geflügel, Goldschmieden und Kaufleuten, von reichen Wittwen und Kaufmannstöchtern, die ganz besonders für die Nonconformisten dagewesen zu sein schienen, vor? Die whiggistische Abneigung M's. kommt hier mit seiner Lust zum Romanschreiben zusammen, um ein ganz unwahres Bild zu geben. Dasselbe wiederholt sich in seinem Buche hundertmal. Am weitesten von der Wahrheit führt ihn aber sein unausstehlicher Whiggismus ab, sobald er auf die Literatur jener Zeit kommt. Zwischen der englischen und der französischen Revolution hat es vier englische Schriftsteller gegeben, so groß, daß man ihre Namen nicht erst zu nennen nöthig hat; alle vier sind Makaulays Ansichten entgegen. Von diesem glänzenden Viergespann hat M. in den vorliegenden Bänden bereits zwei erwähnen müssen, Dryden und Swift. Letzterer, den die Engländer für ihren größesten „Writer" seit Shakespeare halten, wird flüchtig als ein Verleumder charakterisirt und ersterer verurtheilt als ein bestechlicher und bestochener Mann. Daß Dryden ein Mann der Ueberzeugungen war, daß er „Papist" wurde aus tieferen Motiven als einer Pension wegen, ist in der englischen Literaturgeschichte längst ausgemacht, und die Unwahrheiten über seine Pension, welche M. in den ersten Bänden wieder aufwärmte, wagt er auch jetzt nicht zu wiederholen, nur das allgemeine Urtheil behält er bei. Warum führt M. nicht an, daß Dryden um alles in der Welt nicht eine Dedication zur Virgilischen Äneis, eine jener Dedicationen, wie sie damals so sehr in allen Ländern Mode waren, an William richten wollte? (In der betreffenden sehr kostbaren Ausgabe, zu der man ihm die Dedication auftragen wollte, war sorgfältig auf allen Bildern dem Äneas das krummnasige Gesicht Williams gegeben.) Das ist auch einer der kleinen Züge, welche M. sonst so gut zu verwenden weiß, aber er paßt in sein Gemälde nun einmal nicht. Diese Parteilichkeit verläßt unseren Geschichtsschreiber auf keiner Seite, er hat für die Whigs förmlich eigene Eigenschaftswörter und für die Tories auch eigene. Ein Whig „irrt" bei ihm, wo ein Tory „Verrä-

ther" wird, ein Whig „lächelt", wo ein Tory „grinst". Es würde ermüdend sein, wollten wir die Einseitigkeit des berühmten Schotten mit mehreren Beispielen belegen; klar genug tritt, wie wir meinen, aus den wenigen Anführungen, die wir gaben, schon hervor, daß Parteirücksichten ihn abhielten, gerecht und wahr zu sein; klar genug tritt aber ferner aus seiner Beurtheilung der ganzen Zeitlage, ihrer Charaktere und ihrer Revolutionen hervor, daß ihm der tiefere sittliche Grund des Urtheils fehlt, daß er, um doch selbst ein Interesse an den Dingen zu gewinnen, für welche ihm das einzig dem Geschichtsschreiber zukommende Interesse, das der sittlichen Werthschätzung, fehlt, ein rein künstlerisches, das des Romandichters, annimmt und der Wahrheit, für die ihm der Sinn fehlt, damit auch bewußt entgegentritt. Rhetorische Uebertreibungen, maßlose Schilderungen, Ausmalungen, zu denen reine Laune trieb, werden daraus erzeugt. Das ist Makaulay, und er war es schon in den beiden ersten Bänden seines Werkes.

Aber er ist ein großes Talent, seine Zeichnung ist correct, wenn auch seine Composition fehlerhaft ist, seine Farben sind glänzend, wenn sie auch nicht ächt sind. Neben französischer Lebhaftigkeit und scenischer Gewandtheit besitzt er außerdem den Fleiß des Edinburgher Stubengelehrten: seine Quellen sind zahlreich, oft zum ersten Mal benutzt, oft nur für ihn zugänglich, oft von ihm entdeckt: Depeschen, Correspondenzen Williams mit dem holländischen Pensionär Heinsius, die Briefe von L'Hermitage, dem Agenten der Waldenser, die Manuscripte des Bischof Burnet in der sogenannten Harleian Collection, Briefe und Scripta, die hier und da in Privatbibliotheken zerstreut sind, Journale, Flugblätter, Bänkellieder, Zeitungen, oft auch die Façade eines alten Hauses, eine Münze oder die Thür eines Kamines, Gemeindebücher, Familiennachrichten — das bildet den bunten und fast einer Menschenkraft trotzenden Stoff seiner Arbeit. Seine Art, zu citiren, läßt indeß viel zu wünschen übrig, und unberechtigt ist sein indirect an die Nachwelt gestelltes Verlangen, man solle ihm, als einem klassischen Zeugen, trauen, denn es fehlt ihm die erste Tugend des Geschichtsschreibers.

In England sind ihm neben seinen absichtlichen Entstellungen bereits auch in den zwei neuesten Bänden seines Buches zahlreiche kleinere und größere Irrthümer nachgewiesen; wir übergehen sie hier, nur einen dieser Irrthümer wollen auch wir hervorheben, weil er einen berühmten deutschen Landsmann, den Marschall von Schomberg, betrifft, einen Mann, der auch preußischer Generalissimus gewesen ist. Dieser tapfre Degen fiel bekanntlich in der Schlacht am Boynefluß (1690). Geboren in der Pfalz, Sprößling einer alten deutschen Familie — seine Mutter war eine Engländerin, Tochter des Lord Dudley, und wohl mit der englischen Gemahlin Friedrich's von der Pfalz dahin gekommen, — begann er, aus der Heimath früh vertrieben, als einfacher soldat de fortune seine militairische Laufbahn, diente nach-

einander in den Armeen Hollands, Englands, Frankreichs, Portugals und Brandenburgs, erhielt die höchsten Ehren der meisten dieser Länder und starb, wie gesagt, als englischer Herzog auf dem Felde der Ehre. Makaulay schreibt in seiner poetisirenden Weise von ihm: „Jede Ehre wurde seinen Ueberresten erwiesen. Er, der für Englands Freiheit und Glauben gekämpft hat, konnte nur in der alten Abtei von Westminster neben so viel Fürsten und Heroen ruhen.“ Das ist rein erdichtet. Zu St. Patrick in Dublin lesen wir auf einem eingemauerten Steine die Worte:

Hic infra situm est corpus
Frederici Ducis de Schomberg
Ad Budindam occisi. A. D. 1690
Decanus et Capitulum maximopere etiam
Atque etiam petierunt,
Ut haeredes Ducis monumentum
In memoriam Parentis erigendum curarent;
Sed postquam per epistolas, per amicos,
Diu ac saepe orando nihil perfecere;
Hunc demum lapidem ipsi statuerunt,
Saltem ut scias, hospes,
Ubinam terrarum Sconbergensis cineres
delitescunt.
Plus potuit fama virtutis apud alienos,
Quam sanguinis proximitas apud suos.
A. D. 1731.

Der Dekan, den diese Grabschrift erwähnt, ist — Jonathan Swift.

Wir sind mit unserer Anzeige und Beurtheilung des Geschichtswerkes von Makaulay zu Ende. Ein fünfter Band, der im nächsten Monat erscheinen soll, wird uns kaum noch einmal zu diesem bedeutenden Schriftsteller zurückführen können, denn die Fortsetzung wird sicherlich keine Aenderungen eines so gereiften und in seine Eigenthümlichkeit aufgegangenen Mannes geben können.

Makaulay ist in seinen Vorzügen, wie in seinen Schwächen ein rechtes Kind der Zeit, groß in den Einzelnheiten, klein und schlecht in dem großen Grunde seines Wesens und Denkens. Und darum geht es ihm, wie allen Kindern der Zeit, er ist veraltet, ehe er fertig ward, und grade da, wo er die Studien seines Lebens zusammenfaßt, um seine wirklich glänzende Advocatenstreitschrift für den Whiggismus zu liefern, sind die Whigs bereits ausgewurmt und spottet das Echo des englischen Volksliedes hinter ihnen bereits her: „Worn out! — old — old Whigs!“

Tages-Ereignisse.

Noch nie ist in Preußen auf der Redner-Tribüne, ja selbst in der viel rücksichtsloser redenden Presse, den Männern, die sich jetzt κατ᾽ ἐξοχήν die „Verfassungstreuen" nennen und noch lieber genannt wissen möchten, ihr Standpunkt und ihr Wollen klarer und abweisender vorgehalten worden, als in der 20sten diesjährigen Sitzung des Abgeordnetenhauses durch einen Redner der Rechten. Mit wenigen Worten schlug er die Anmaßung dieses Wortes so vollständig aus dem Felde, daß eben nur die zähe Verbissenheit liberaler Doctrin dazu gehört, um das Wort Opposition durch Verfassungstreue zu übersetzen. Wo war die Verfassungstreue der Linken auf dem ersten vereinigten Landtage, wo im April 1848, wo, als die ganze provinzialständische Gesetzgebung mit einem Hurrah über Bord geworfen, wo, als das ganze preußische Gemeindewesen mit dem demokratisch vollgesogenen Schwamm der Gemeinde-Ordnung vom Jahre 1850 weggewischt wurde? — Hatte etwa Preußen vor dem Jahre 1848 keine Verfassung? Aber sie gefiel den Herren von der Linken nicht, wie man das später auch von anderen Verfassungen bei Andersgesinnten wahrgenommen hat. Wer nur da treu ist wo er liebt, ist nicht treu, sondern interessirt. Aber die Herren fühlen zu ihrem Unbehagen, daß man nicht mehr geistreich erscheint, wenn man nicht gegen Bestehendes opponirt, und befinden sich schon seit einiger Zeit in der nachtheiligen Lage der Conservativen, weil sie das durch Ueberrumpelung Errungene nun ihrerseits gern festhalten möchten und es mit Schmerz unter ihren Händen zerbröckeln sehen. Die conservative Partei kann sich wohl Achtung, selten aber den Beifall verschaffen, der dem Regirenden, dem Angreifer, dem Tadler so leicht wird. Und in diesem Vortheil des Regirens, des Angreifens, des Tadelns befindet sich gegenwärtig die wirklich und unter allen Umständen conservative Partei gegen die nur für ihre eigene Schöpfung Conservativen. Glaubt denn die Linke wirklich, daß das ganze Land ihr Gebahren seit dem ersten Auftauchen der: vier Fragen vergessen hat? Glaubt sie wirklich die ganze Masse des preußischen Volkes so vollkommen mit Blindheit geschlagen, daß es keines Vergleiches mit dem Verheißenen und dem nun Vorhandenen, keiner Erinnerung an ehemalige Zustände, keiner Pietät für das fähig sei, was Preußen zu dem gemacht, was es ist und zuverlässig auch ohne das laute Mitreden der Opposition in Europa gelten würde? Daß sie die Ueberzeugung von ihrer legislatorischen Unfähigkeit im ganzen Lande wachsen sieht, daß die rücksichtslose Praxis eines ihrer Theoreme nach dem andern über den Haufen wirft, und daß den Linken das jetzt mit vollster Berechtigung in der von ihnen selbst angestrebten und erreichten Form in's Gesicht gesagt wird, ist allerdings unangenehm für sie, und Phrasen müssen daher die allereinfachsten Thatsachen überdecken, persönliche

Verdächtigungen von den eigentlich streitigen Punkten ablenken, die civilisirenden Ideen von 1789 fortwährend dem widerstrebend zuckenden Körper des preußischen Staates einfiltrirt und vorgehalten werden. In der That datirt das ganze historische Recht, mit dem die Linke prunken möchte, aus den Märztagen 1848, und die eiserne Gedenktafel am Bank-Gebäude in Berlin ist das einzige Monument, das sie aufzuweisen hat. Und für eine solche Basis verlangt die Linke Pietät von den Conservativen? — und für ein solches Fundament will sie Treue? — Sie will das Gemachte, wir wollen das Gewachsene! — Sie will das Errungene, wir wollen das Gegebene! Am verlegensten werden die Herren von der Linken, wenn man sie auf das sonst so gern von ihnen citirte Frankreich verweist und ihnen zeigt, zu welchen Zuständen jene civilisirenden Ideen von 1789 führen. — Mit der nur wenig geistreichen Phrase: Frankreich sei Frankreich, und Preußen sei Preußen, wird der unbequeme Hinweis abzufertigen versucht, aber auch mit diesem etwas unklaren Argumente will es nicht mehr recht gehen. Die Zeitungen der Bourgeoisie bewundern es zwar und erkennen darin ein tiefes historisches Dogma, der Leser aber zuckt mitleidig die Achseln!

„Hüten wir uns vor Corruption, diesem wundesten Schaden der Zeit!" so rief der Abgeordnete Herr Reichensperger (Geldern) am Ende einer seiner langen und durchaus wirkungslosen Reden über den gefallenen gräflich Schwerin'schen Antrag. Ja wohl, hüten wir uns vor diesem furchtbaren Uebel, das sich mit fressender Gewalt noch jedesmal im Gefolge gemachter Constitutionen gezeigt hat, und dessen Alles durchdringende Entsittlichung zur Zeit der Usurpation des Herzogs von Orleans den abermaligen Zusammensturz einer solchen gemachten Constitution hervorrief. Aber nicht allein vor jener offenen und schamlosen Corruption durch Geld, Gunst und Drohung. Nein, vor jener Corruption durch schöne Phrasen, durch lügenhafte Versprechungen, durch das Ausmalen unerfüllbarer Utopien, durch das Schmeicheln der Massen und das behagliche Wühlen in den Schäden der menschlichen Gesellschaft, durch das Aufstacheln zur Unzufriedenheit und zum Widerstande, durch das Verheißen von Zuständen und Verbesserungen, die nicht eintreten können, ohne Gottes Ordnungen umstürzen zu wollen. Vor dieser schlimmsten aller Corruptionen, der Corruption der liberalen Phrase, mögen wir uns Alle hüten, daß sie nicht Gewalt über uns gewinne, wie schon einmal, und daß wir nicht untergehen an ihren Folgen, wie wir schon einmal beinah untergegangen wären, wenn das verständige Wort und der gesunde Menschenverstand dieser Corruption des Schmeichelns, Anfachens, Aufstörens, nicht noch zu rechter Zeit entgegentrat. Die Corruption des Buhlens um Volksgunst, die Corruption des gleißnerischen und vergifteten Wortes, die Corruption der Vorspiegelung und der Verdächtigung! — Gewiß hat der Herr Abgeordnete für Geldern

diese schlimmste aller Corruptionen gemeint, und wir stimmen von Herzen in seinen Warnungsruf dagegen ein. Vor 1848 haben wir wenigstens in Preußen nie darüber klagen hören.

Fast die ganze europäische Presse übersieht oder übergeht den Umstand, daß nicht Rußland den Frieden gesucht und angeboten, sondern daß ihm von einem der December-Verbündeten offen, von einem andern aber unter der Hand die Annahme von angebotenen Friedensbedingungen erleichtert wurde. Wir standen ziemlich vereinzelt mit unserer Hinweisung auf dieses eigentliche und wichtigste Moment für die so rasch eingetretene Wandlung zum Frieden. In der letzten Januar-Sitzung des britischen Oberhauses sprach indessen Lord Derby dieselbe Wahrnehmung aus, indem er sagte:

„Was die Unterhandlungen betrifft, deren Anknüpfung ich durchaus nicht tadle, obgleich sie mir keine blinden Friedenshoffnungen einflößen, — so wünschte ich nur, Oesterreich hätte die Erlaubniß Rußlands erlangt, seine guten Dienste für dasselbe bei den Westmächten anzuwenden, anstatt umgekehrt, denn es hat den Anschein, als ob England und nicht Rußland um Frieden ansuche!"

Obgleich ein: Nein! Nein! von den Ministerbänken dieser im englischen Oberhause allerdings naiven Anschauung auf dem Fuße folgte, so hat die Sache doch ihre vollkommene Richtigkeit, und selbst das Nein! Nein! auf der Ministerbank wäre schwerlich erfolgt, wenn Lord Derby statt: „England scheine den Frieden gesucht zu haben!" gesagt hätte: es habe den Anschein, als ob die Alliirten den Frieden gesucht hätten. Denn in der That ist der Königl. sächsische Gesandte in London nicht gleichzeitig mit dem Grafen Esterhazy nach Petersburg gereist. Daß diese Anschauung in England unangenehm berührt, begreift sich, daß sie aber von aufdringlichster Wahrheit ist, wird sich erst später noch mit ganzer Deutlichkeit herausstellen. Die Erwiederung Lord Clarendon's auf die einfache Darlegung des Factums von Seiten Lord Derby's ist ungemein schwach und läßt die Sache selbst eigentlich in vollkommenster Schwebe. Er sagte:

„Natürlich kann ich über die Unterhandlungen nur die allernothwendigste und unverfänglichste Auskunft geben. Es kam England und Frankreich nicht zu, der russischen Regierung mit Eröffnungen entgegenzukommen, und ich begreife — beinahe hätte ich gesagt, — achte ich, die Beweggründe und sämmtlichen Umstände, weshalb Rußland keine Eröffnungen machte. Aber Oesterreich war in der Lage, seine guten Dienste anzubieten, nicht als Vermittler, sondern einfach, um zu vermitteln, unter welchen Bedingungen West-Europa Frieden schließen möchte, und Rußland davon zu benachrichtigen. Oesterreich sah selbst die Nothwendigkeit ein, die Bedingungen so klar wie möglich zu fassen, und wollte sie ursprünglich auf eigene Verantwortlichkeit Rußland vorlegen!"

Dies ist der ganze Inhalt der ministeriellen Erwiederung auf den Angriff Lord Derby's und geschraubter kann man Thatsachen nicht wohl nothgebrungen zugeben, als es in diesen Worten der Minister thut. Die Sylbenstecherei mit Vermittler und Vermitteln ganz bei Seite gelassen, begreift und achtet England durch seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Beweggründe und sämmtichen Umstände, weshalb die Friedensvorschläge nicht von Rußland ausgingen. Unter diesen Beweggründen muß man doch wohl obenan die Ueberzeugung der russischen Regierung setzen, daß sie sich wohl beschädigt, aber nicht besiegt und nicht entkräftet fühlt, und unter den Umständen auch den Umstand, daß die Alliirten troß zweijähriger Kriegführung allerdings Rußland beschädigt, aber nicht lähmend besiegt haben. Existirt wirklich in Rußland eine unter allen Verhältnissen kriegslustige Partei, die durch einen anscheinend und für den Augenblick unvortheilhaften Friedensschluß die Ehre des Landes und der Armee gefährdet glaubt, so ist ihr nach diesem Begreifen und — beinahe hätte er Achten gesagt — des englischen Ministers jeder Vorwand genommen, eine Fortsetzung des Kampfes zu wünschen. Wenn Lord Clarendon ferner sagt: Oesterreich habe ursprünglich die Bedingungen auf eigene Hand vorlegen wollen, so kann das doch nicht anders heißen, als schließlich habe es diese Bedingungen unter Mitwissenschaft und Billigung der Alliirten vorgelegt. Der Zukunft wird es freilich vorbehalten bleiben müssen, zu entschleiern, welche der Westmächte mit gutem Willen und offen und welche unter der Hand und zögernd auf die Vermittelung oder das Vermitteln eingegangen ist. Dem ruhigen Beobachter datiren Geneigtheit und erste Schritte zu Unterhandlungen von dem Augenblicke, wo der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen einen großen Theil seiner Truppen und unter diesen namentlich die Garden aus der Krim zurückzog, um sie — abzulösen, während der Ersatz in nur sehr beschränktem Maße stattfand. Dem künftigen Geschichtschreiber dieses — am richtigsten unverantwortlich zu nennenden Krieges wird dieser Umstand nicht entgehen. Die liberale Presse wehrt sich zwar durch Schweigen und Uebergehen gegen die einfache, jetzt auch von der englischen Regierung zugestandene Thatsache, daß dem angeblich Besiegten von den angeblichen Siegern ur-sprünglich oder später, — vermittelnd oder selbstständig, — offen oder auf Umwegen, — einstimmig oder dissentirend, — direct oder indirect der Frieden angeboten wurde. — Wir haben in Partei-Rücksichten keinen Grund zu schweigen oder zu vermeiden und können daher nur noch auf das verweisen, was wir schon bei den ersten Nachrichten von den vorgeblichen Friedens-Anerbietungen Rußlands gesagt.

Wer sich durch das Geschrei des Augenblickes nicht irren läßt, wer inmitten allgemeiner Verwirrung der Begriffe und Verhältnisse fest bei dem einmal als Recht Erkannten bleibt, der hat bei Wiederkehr

ruhigerer Anschauung nur um so gewisser die vollste Anerkennung zu erwarten. So jetzt **Preußen** in **den** Ländern, die nicht Partei genommen haben. Auch dort hat man geschwiegen, während die Brandung hoch ging und irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß auch den festesten Entschluß doch möglicher Weise noch aus seiner Bahn werfen **konnte**! Jetzt aber, wo die Folgen allseitig zu Tage treten, wo die Leidenschaften sich zu legen beginnen, wo eine ruhige Anschauung wieder möglich ist und sogar schon gern gehört wird, beginnt das Zeugniß für die eben so geschickte als kräftige Aufrechterhaltung der Neutralität von Seiten Preußens. Unter anderen Stimmen in Schweden, Dänemark, Belgien und Holland, ist uns in neuester Zeit besonders die offene Anerkennung holländischer Blätter aufgefallen. Der „Neuigkeitsbote" im Haag, sagt z. B.: „Preußen zeigte sich inmitten der Zeitbewegung vollkommen kräftig, ließ sich nicht dienstbar machen und blieb bei allen Schmähungen der englischen und französischen Presse ruhig. Seine Politik rechtfertigt sich am besten durch den innern Zustand seines Landes. Handel, Gewerbfleiß, Landbau blühen, der öffentliche Schatz hat zugenommen, der Staats-Credit steht fester als je, und seine Kriegsmacht ist groß und stark genug, um nicht vergessen zu werden, wenn man über das Loos Europas berathschlagt. — In Petersburg leistete **sein** Einfluß dem Friedenswerke mächtigen Vorschub. Seine Regierung redete würdevoll, handelte bedacht, kräftig und trat muthig zurück, wo ihr ein Zurücktreten nützlich erschien. So war die Stellung Preußens im Jahre 1855 eine ehrenvolle unter den Staaten Europa's!"

Der Eifer eines Correspondenten in partibus, der politischen Tendenz seiner Zeitung zu dienen, verleitet ihn oft zu sonderbaren Stylformen. So berichtet dem „Journal des Débats" einer seiner Correspondenten aus Konstantinopel: „Die türkische Armee bei Erzerum soll auf 40,000 Combattanten gebracht werden und es sind **bereits** Befehle an die Provinzen Anatolien, Sivas, Konieh u. s. w. zur Ansammlung beträchtlicher Verproviantirungen abgegangen. Dieses **bereits**, — mehrere Monate nach dem Falle von Kars, — ist in der That die diensteifrigste Stylisirung, die der Redacteur des „Journal des Débats" nur wünschen kann, wenn es nicht vielleicht im Bureau des Sous-Redacteurs auch nachträglich hinzugefügt worden ist. Wer sich dadurch beruhigen lassen will, findet allerdings in diesem **bereits** die vollkommenste Veranlassung dazu: denn die kleinen Nebenfragen, ob denn diese in die Provinzen abgegangenen Befehle auch befolgt werden, ob die Befolgung bei dem Zustande derselben überhaupt möglich ist, ob 40,000 Mann dort vorhanden oder zusammenzubringen, ob ferner die Leute, welche bisher die Truppen zusammenzubringen und die Verproviantirungen zu besorgen hatten, plötzlich andere geworden sind; dergleichen kommt natürlich nicht in Betracht, denn die Befehle sind ja **bereits** gegeben.

Es ist der englischen Regierung mit ihren Absetzungen, ihrem Tadel und ihrer Mißbilligung während des letzten Jahres übel gegangen! — „Fighting Charley“ wird abgesetzt und desavouirt, weil er Kronstadt nicht angegriffen hat, und sein Nachfolger, Admiral Dundas, greift nicht allein Kronstadt ebenfalls nicht an, sondern läßt von dem erfolglos angegriffenen Sweaborg wieder ab. Lord John Russell wird abgesetzt, weil er in Wien beinahe einen für England unwürdigen Frieden gutgeheißen und zu Stande gebracht, und der Abgesetzte erklärt Jedem, der es hören will, daß der jetzt wahrscheinlich zu Stande kommende Friede um kein Haar anders sein werde, als der, welchen er damals beinahe abgeschlossen. Der Times-Correspondent über die schlechte Verpflegung des britischen Heeres in der Krim wurde getadelt und gelegentlich officiell berichtigt, und jetzt sagt das officielle Blaubuch fast Wort für Wort dasselbe, was nicht allein der Times-Correspondent, sondern auch die Correspondenten anderer englischer Zeitungen gesagt. Das sind unerfreuliche Widersprüche, und um so unerfreulicher, als sie von einer Presse gerügt werden, der es ersichtlich nur auf den Eindruck des Augenblickes ankommt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß ihre Rügen von ganz Europa gehört werden.

Wappen-Sagen.

Münchhausen.

Das beste Haus im Lande, das wär' erloschen schier,
Im Kampfe wurden erschlagen der tapfern Brüder vier,
Und als der Vater der Viere die Todeskunde vernahm,
Da fiel er zum Tode getroffen vom unermeßlichen Gram.
Vom alten Stamme der Edeln nur Einer noch übrig war,
Ein frommer Dominicaner, der diente am Altar,
Der war mit dreien Gelübden dem Predigerorden verlobt,
Ein Mann voll Ernst und Milde, im geistigen Kampfe erprobt.
Als nun die Brüder gefallen wie Helden in tobender Schlacht,
Der greise Vater erlegen des Grams gewaltiger Macht,
Da riefen die Edlen des Landes: „Der Stamm darf nimmer vergeh'n,
Der muß im Sturme der Zeiten wie immer auch künftig steh'n!“
D'rauf kamen sie zu dem Mönche: „Wach' auf, 's ist an der Zeit!
Aus Deines Klosters Frieden tritt in des Lebens Streit;
Bei dieses Landes Töchtern hast Du die freie Wahl,
Erkiese Dir die Schönste und nimm sie zum Gemahl,
Auf daß Dein edler Namen im Volk verklinge nie —
Das ist die Pflicht des Letzten, sei Mann, erfülle sie!“

Da zog der Mönch als Pilger zum heiligen Vater nach Rom,
Der löf'te seine Gelübde im lateranensischen Dom;
Als er so frei geworden, da traf er seine Wahl
Und nahm ein treffliches Fräulein zu seinem Ehgemahl.
Er hatte Söhne und Töchter mit ihr in manchem Jahr,
Bis in dem Haus des Mönches ein reicher Segen war.
Nun, da er fest begründet sein Haus nach Recht und Pflicht,
Gefiel's dem ernsten Manne im Leben fürder nicht.

Ihm winkt an heil'ger Stätte ein lang entbehrtes Glück,
Die Sehnsucht zog zum Kloster ihn immerdar zurück;
Da legt' die keusche Gattin den Wittwenschleier an
Und ließ zum Kloster wallen den vielgeliebten Mann;
Der Mönch, den einst die Kirche von seinem Orden schied,
Ward mit der Gattin Willen auf's Neu' des Ordens Glied.

Noch heute blüht im Lande des Mönchen edles Haus,
Das sandt' im Lauf der Zeiten manch' stolzen Streiter aus;
Manch' Einer mit dem Schwerte hat Ruhm und Gut gemehrt,
Manch' Andrer hohen Geistes gelehret und gewehrt,
Der war ein weiser Rather und der ein frischer Held —
Ernst steht das Bild des Ahnen, der Mönch, im Wappenfeld.
Und sank aus seinen Händen einst auch der Rosenkranz, *)
Mit ihm ist nicht gesunken des edlen Hauses Glanz!

*) Als die von Münchhausen evangelisch wurden, ließen sie den Rosenkranz weg, den bis dahin der Mönch im Wappen getragen.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Dessauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Eilftes Capitel.

Der Jäger Kriestaedt.

Ein märkischer Sonnabendnachmittag im November des Jahres 1806, die Witterung naßkalt, die Luft dick und nebelig, die Wege schmutzig und zwar unergründlich schmutzig, und doch war der Markt der belebten Kreisstadt zahlreicher besucht gewesen, als sonst vielleicht bei Wetter und Wegen der Art. Viel Geschäfte und Käufe freilich waren nicht gemacht worden; deshalb waren die Gutsherren und Prediger, die Pächter und Bauern der Umgegend auch nicht zu Markte gekommen, nicht der gewohnte Verkehr hatte sie zusammengeführt, wie sonst in friedlichen Zeiten, sondern lediglich das Bedürfniß, sich zu sehen oder sich mitzutheilen über das besondere Leiden in dem großen Elend, das über das ganze Vaterland hereingebrochen war und auf Allen gemeinsam lastete.

Die Unglücksbotschaften waren mit Blitzesschnelligkeit durch das Land geflogen, zuerst die Kunde von dem blutigen Vorspiel von Saalfeld, in welcher jener schlachtenkühne Neffe des großen Friedrich gefallen, dem so Viele die Hauptrolle in dem großen Drama zugedacht; aber man hatte kaum Zeit gehabt, den ritterlichen Prinzen zu beklagen, als es unheimlich und dunkel erst verlautete von den furchtbaren Niederlagen bei Jena, Auerstädt und Halle, dann aber wenige Tage später versprengte Trümmer des vaterländischen Heeres und dicht hinter ihnen her die feindlichen Vortruppen auch die trübsten Befürchtungen rechtfertigten.

Das Volk der Marken stand anfänglich starr und stumm bei diesen Unglücksfällen, es war unmöglich und doch war's geschehen! Zwar hatte viel fremdes, geworbenes Volk bei der Königlichen Fahne gestanden, aber den Kern der Regimenter bildeten doch treue und feste märkische, pommersche, schlesische und preußische Landeskinder, bei der Cavallerie zumal. Daß die nicht feige waren und schlechte Soldaten, das wußten deren Väter, Brüder und Weiber gut genug. Die Offiziere

gehörten dem Landesadel an und die alten Geschlechter wußten gut genug, daß der kriegerische Muth der Altvordern nicht erloschen war in ihren Söhnen. Feldherren vom höchsten Kriegsruhm hatten den Oberbefehl gehabt und dennoch geschlagen! so furchtbar geschlagen, daß auch kein einziges Reduit blieb, hinter welches sich der gekränkte, der aufs tiefste verletzte, der niedergeschmetterte Nationalstolz hätte flüchten können.

Man suchte nach Erklärungen des Unerhörten, man mußte etwas haben, sich daran zu halten, um sich selbst zu retten aus diesem heillosen Chaos des Unglücks, aber man suchte die Erklärung nicht da, wo sie war, in der antiquirten Kriegführung, in der schwerfälligen Heeresverwaltung, in den künstlichen militairischen Institutionen, denn um diese lag ja noch der Nimbus von Friedrichs des Großen Glorie; es war von dem Volk am wenigsten zu verlangen, in dem den Grund von Preußens Fall zu suchen, was es so lange als den Stolz Preußens betrachtet hatte, in der Friedericianischen Organisation, da sich selbst die Meisten der höheren und höchsten Offiziere und Feldherren über diesen Punkt täuschten.

In einer bequemen Verehrung für den Namen und die Schöpfungen des großen Friedrich hatte man den Geist Friedrich's verloren, hatte in eitler Selbstüberschätzung die ungeheuren Fortschritte der Kriegskunst und Kriegführung seit Napoleon Bonaparte's Auftreten ignorirt und dann die alte Heeres-Maschine in Bewegung gesetzt gegen des neuen Schlachtengenius kriegsgewohnte Völker, ohne auch nur noch die Kraft dazu zu haben, diese Maschine richtig zu leiten. Beim ersten Zusammenstoß mit den Sturmcolonnen der Revolution unter Napoleon's Führung brach die alte preußische Heeresmaschine zusammen und flog, in tausend Trümmer zerschmettert, klirrend auseinander. Was half's, daß die einzelnen Theile der Maschine vom besten märkischen oder pommerschen Stahl und Eisen? was half die Trefflichkeit vieler einzelner Stücke? die Bänder, die sie zusammenhielten, brachen.

Da liegt die Erklärung von Preußens Unglück in jenem Trauerjahr, aber wer suchte sie dort? nur sehr Wenige, und die große Masse verlangte und fand eine andere Erklärung. Sehr bald tauchte die furchtbare Sage auf, daß Preußen gefallen sei durch den Verrath Einzelner, und bald zürnte es grimmig durch das ganze Land: Verrath! Verrath! Der König ist verrathen worden, Preußen ist verrathen worden!

Kaum stand das fest bei diesem treuen, hartnäckigen Volke, und es mußte ihm bald zur Gewißheit werden, da es sich das Unbegreifliche nicht anders zu erklären vermochte, als auch nach den Verräthern gesucht wurde, und nun wurde in den Augen des Volkes Alles zu einem Acte der Verrätherei. Selbst die höchsten Führer der Armee wurden nicht geschont, und der Fluch des Verräthers auf das Haupt von Männern gewälzt, die in ehrenhaftester Weise ihre Pflicht gethan bis zuletzt, die aber freilich das Unvermeidliche nicht hatten hindern können. Die Um-

stände kamen diesem Verrath-Fieber, was die Massen ergriff, grauenvoll zu Hülfe. Schlag auf Schlag fielen die starken Festungen, um die sich die letzte Hoffnung gesammelt. Das hohe Bollwerk Preußens an der Elbe fiel, die Veste Magdeburg und der in stolzen Kriegsehren ergraute Gouverneur, General von Kleist, aus einem Geschlecht, in dem es niemals weder Verräther, noch Feiglinge gegeben, das eins oder mehrere seiner Glieder begraben hat auf jedem Schlachtfeld, wo eine preußische Fahne wehte, er war zum Verräther gestempelt. Die Organisation, welche das hohe Greisenalter, das zwischen Starrsinnigkeit und Muthlosigkeit hin und her schwankte, zum Gouverneur der Festung machte, das hat Magdeburg verrathen. Aber es war nicht Magdeburg allein, auch Spandau, Stettin und Küstrin fielen, Küstrin am schimpflichsten. Es waren das jammervolle Beispiele von Kopflosigkeit, Herzlosigkeit und Feigheit. Die Commandanten dieser Festungen waren Edelleute, natürlich, denn dem Adel gehörten die höhern Offizierstellen ausschließlich damals — daß die Artillerie-Offiziere der Plätze, unter denen mancher nichtadeligen Standes, einen großen Einfluß auf das Schicksal der Festungen hatten, soll nur nebenbei bemerkt werden, — und nun verbreitete sich in den Städten namentlich rasch die abscheuliche Kunde, durch Verrath oder Feigheit der adeligen Offiziere sei Preußen gefallen. Auf dem Lande, wo man die Junker kannte, fand diese schändliche Beschuldigung wenig Eingang, in den Städten aber, wo man sich an allerdings sehr traurige und leider auch zahlreiche Beispiele adeliger Unwissenheit, junkerlichen Hochmuths und militairischer Pedanterie erinnerte, wo namentlich der bürgerliche Beamtenstand den Adel haßte und neidete, da wurde mit einem beklagenswerthen Eifer Alles, was Einzelne gefehlt und gesündigt, einem ganzen Stande zum Vorwurf gemacht und ein ganzer Stand darum verdächtigt und mit Schmähungen überhäuft.

Da saßen sie hinter den grünen Tischen und am warmen Ofen und schleuderten, theils selbst getäuscht, theils in bewußter Niederträchtigkeit, ihren Fluch auf die Junker, die zu Hunderten ihr Leben ausgehaucht hatten, den Heldentod sterbend für den König und das liebe Vaterland, oder noch kämpften, altpreußischen Schlachtenruhms würdig, wo des Königs Fahne hoch wehete.

Das ist empörend, daß Diejenigen, die nichts thaten, das Gericht, das über ein ganzes Volk gekommen war, als die Verschuldung eines Theiles des Volkes darstellten, und zwar des Theils, der mit dem Schwert in der Hand unter Hunger und Kummer, Frost und Elend selbst da noch seine Pflicht that, als die Nichtsthuer meist schon überzeugt waren, daß Preußen aufhören werde, zu existiren.

Das ist empörend, aber das Empörendste ist's nicht, das ist erst das, daß diese Leute die Geschichte gefälscht haben bis auf unsere Zeit, daß noch heute in weiten Kreisen die Feigheit und der Verrath der Junker von 1806 als Kampfruf gegen den Adel dienen muß, jetzt, wo man

es lange weit besser weiß, was damals Preußen stürzte. Die Feldherren und Führer der preußischen Armee, welche die Fahnen Preußens zwei Mal siegreich bis Paris führten, es waren lauter Junker von 1806.

Was von einzelnen Individuen von adeliger Geburt in jener furchtbaren Zeit gefehlt und gesündigt, man möge es tadeln so scharf und so derb, wie man es verantworten zu können meint, aber es ist schändlich und verächtlich, damit noch immer, es geschieht fast täglich noch, einen ganzen Stand verunglimpfen zu wollen. Bürgerliche, von musikalischen Maurermeistern in Berlin an bis zu Königlichen Cabinetsräthen hinauf, alle Dicasterien der Beamtenwelt durch, könnte man genug anführen, um eine gewaltige Schaar von Feiglingen und Verräthern daraus zu bilden; dem Adel ist es nie eingefallen, aus diesen Individuen dem ganzen Bürgerstande ein Verbrechen zu machen. —

Mittag war lange vorüber. Unter den Letzten, welche die Kreisstadt verließen, befand sich ein schon älterer Mann mit ernstem Angesicht, dessen Auge, langsam umschweifend, den Jäger verrathen haben würde, hätte er auch den grünen Rock nicht getragen und das Waidmesser. Ein kleiner, enger Mantel, Matin nannte man so ein Ding damals, lag lose auf seinem linken Arm, nnd mit leichten Schritten ging er über die hölzerne Brücke, durch welche die letzten Häuser der Stadt mit dem Posthause verbunden waren, das drüben am anderen Ufer des Flusses lag.

Es dämmerte bereits, und der Jäger blieb, als er die Brücke überschritten, einen Augenblick stehen, dann ging er, nachdem er einen scharfen, prüfenden Blick auf die niedere mit Nadelholz bestandene Hügelkette geworfen, die ihm zur Linken lag, rechts hinüber in das Posthaus. Er trat in ein großes Zimmer zu ebener Erde, eine altmodige, aber anständige Wirthsstube, wo nicht nur die fremden Reisenden während des Umspannens abtraten, sondern auch die Honoratioren des Städtleins, der Neuigkeiten wegen, fleißig verkehrten.

Sein Eintreten erregte, wie das immer in aufgeregten Zeiten, einige Aufmerksamkeit; als er aber die Mütze abnahm und im Dialect des Landes seinen Gruß bietend nach dem Verschlag schritt, in welchem sich das Bureau des Posthalters befand, bekümmerte man sich weiter nicht um ihn, sondern fuhr in der Unterhaltung fort, die sich natürlich um die Ereignisse des Tages drehte. Nur Einer frug, dem Jäger nachblickend, seinen Nachbar: „Wer ist das? Den Mann muß ich schon mal gesehen haben?“

„Sehr wahrscheinlich, Herr Kämmerer,“ antwortete der Gefragte, eine dichte Dampfwolke aus seiner kurzen Pfeife emporwirbelnd, „es ist der Jäger des Kammerherrn von Königsmarck drüben!“

„Richtig!“ antwortete der städtische Finanzminister sehr zufrieden, ich täusche mich nie!“ Er belohnte sich mit einer großen Extra-Prise für seinen Scharfsinn.

Indessen war der Jäger in den Verschlag getreten, in welchem der Posthalter seine Expedition hatte. Der Posthalter war ein alter Offizier vom ehemaligen Freibataillon von Wunsch.

„Guten Abend, Herr Hauptmann!“ grüßte der Jäger.

„Guten Abend! guten Abend!“ antwortete der alte Soldat leise, aber hastig: „habe Ihn lange erwartet, Kriestaedt. Wo zum Teufel hat Er denn so lange gesteckt? Es ist aber noch nicht zu spät. Der Herr Kammerherr hat mir sagen lassen, daß Er der Mann wäre, ein schwer Stück Arbeit zu machen.“

Der Jäger nickte.

„Es gilt,“ flüsterte der Posthalter, „einige dreißig brave Burschen bis an die Oder zu bringen, die sich selbst ranzionirt haben; sind sie erst über die Oder, so wird Gott schon weiter helfen bis zur Armee, oder bis Colberg. Will Er Sr. Majestät dem Könige dreißig Soldaten erhalten, so führe Er sie an einen Ort, wo sie über die Oder kommen können.“

Die Augen des Jägers blitzten, er wollte reden.

„Sei Er still,“ flüsterte der Soldat. „Es ist ein schwer Stück Arbeit, Kriestaedt, ich kenne Ihn nur so von Ansehen!“

„Der Herr Kammerherr aber kennt mich!“ warf der Jäger leise ein.

„Richtig, Seine Herrschaft versichert mich, daß Er meilenweit aller Schliche kundig; getraut Er sich, das Stück Arbeit zu machen?“

„Mit Gottes Hülfe!“ entgegnete der Jäger ernst und bestimmt.

„Er ist ein braver Kerl, Kriestaedt,“ sagte der Posthalter leise, aber sehe Er sich vor, es sind böse Leute im Lande, der Teufel weiß seit der Franzose mächtig bei uns, hat alles schlechte Gesindel Oberwasser. Er glaubt gar nicht, was man jetzt für Reden zu hören bekommt, und überall drängt sich's ein und nistet sich's ein; ich weiß nicht was, aber es ist was Fremdes, was nicht nach Preußen gehört, und doch sind's Leute, die immer hier waren!“

„Ja, ja, Herr Hauptmann,“ antwortete der Jäger, als der Posthalter trübe sinnend schwieg, treuherzig; „jetzt zeigt sich, was ächt und was falsch; aber auf dem Lande ist's nicht so, es sind meist die Stadtleute, die jetzt den König, ihren eigenen König und die Großen schimpfiren. Sie brauchen mir nicht zu sagen, daß die Landsleute, die ich führen soll, in der Höhle am Colmberge liegen: in der Stadt hörte ich's schon, deshalb komme ich so spät; ich habe dem Kerl, er ist Schreiber bei dem Justiz-Commissär, einen tüchtigen Rausch angehängt, wir müssen die Leute in Sicherheit bringen, so lange der Rausch dauert, denn ich bin überzeugt, daß die Canaille unsere Landsleute an die Franzosen verrathen wird.“

„Vor dem Kerl muß man sich in Acht nehmen,“ murmelte der Posthalter, „warte, ich will Dich — also darum? Nun, Kriestaedt, hier hat Er eine Düte Zweigroschenstücke, die kann Er besser brauchen,

als die zwei Friedrichsd'or, die mir Sein Herr dazu gegeben; nun stecke Er sich in jede Tasche eine Flasche Branntwein und nehme Er den Sack Taback unter den Arm. Wenn die Leute einen warmen Schluck und eine Pfeife Taback haben, geht das Marschiren viel besser, weiß das aus Erfahrung. Geh' Er mit Gott und denke Er, daß kein Dienst vergessen wird, den Er dem Könige leistet. Die Losung ist: Friedrich Wilhelm, das Feldgeschrei: Schwertknopf!"

Der Jäger steckte die Flaschen ein und nahm den Tabacksack unter den Matin, dann sagte er: „Gott befohlen, Herr Hauptmann; ich möchte Sie noch bitten, im Fall daß ich nicht wiederkomme, Sie wissen schon, daß das passiren kann, also grüßen Sie den Herrn Kammerherrn noch vielmals von mir, und er möchte nicht vergessen, den braungefleckten Jagdhund, der in der Dressur ist, Niclot zu nennen, ich hab's dem Mecklenburger versprechen müssen, von dem wir ihn haben, und möchte doch gern mein Wort halten!"

„Es soll geschehen, gewiß, mein Sohn!" antwortete der Hauptmann, der, von einer Rührung ergriffen, des Jägers Hand nahm und sie herzhaft drückte.

Der Königsmarck'sche Diener grüßte militärisch und ging, der Posthalter aber murmelte vor sich hin: „Das ist unsre ächte märkische Art, und so haben wir noch Viele. Weiß der Teufel, wo das verfluchte Gesindel herkommt, das jetzt den Mund so weit aufreißt; na, wartet nur, wenn der König wiederkommt, wollen wir Euch zu einem Tanze aufspielen, der Euch nicht gefallen soll!"

Obgleich es fast dunkel war, als der Diener des Hauses Königsmarck das Postgebäude verließ, und der Regen, der wiederzurieseln begann, schwerlich Leute in's Freie lockte, so schlug Kriestaedt doch nicht den geraden Weg ein zu dem Fichtenholz, in welchem er die Ranzionirten finden sollte, sondern machte einen scheinbaren Umweg, der ihn indeß zu einem Richtsteig führte, der Wenigen bekannt sein mochte. Dadurch hatte er ein Paar Späheraugen getäuscht, denn in der Gaststube saß seit mehreren Stunden schon ein verdorbener Kaufmannsdiener aus der Stadt, der so gut wie der Posthalter wußte, wo die preußischen Ranzionirten versteckt lagen, der auch wußte, daß dieselben aus dem Posthause mit Speise und Trank versehen worden waren, und den Aufenthalt der Soldaten seines Königs bereits an das nächste französische Commando verrathen hatte. Dieser Mensch, der in der Gaststube den Erfolg seiner Anzeige abwartete, hatte einen unbestimmten Verdacht gegen den Jäger, er folgte ihm leise beim Hinausgehen, kehrte aber beruhigt zurück, als er denselben scheinbar die entgegengesetzte Richtung einschlagen sah.

Kriestaedt hatte indessen, rüstig zuschreitend, im Geist seinen Feldzugsplan entworfen; vor seinen Augen stand das ganze Terrain, das er bis zur Oder zu durchmessen hatte, er sah das ganze Netz der Wege

vor sich, und erwog genau die Beschaffenheit derselben in jetziger Jahreszeit. Er war bald damit fertig. Dann kehrten seine Gedanken nach dem Hause seiner Herrschaft zurück, und er war unzufrieden mit sich, daß er vergessen, der Frau Kammerherrin durch den Posthalter sagen zu lassen, wo er gewisse Vorräthe von Feldfrüchten versteckt, um sie vor dem Feinde zu bergen. Endlich beruhigte er sich: „Entweder komme ich zurück, ehe die Herrschaft sie braucht, oder ich komme nicht wieder, dann ist's nicht meine Schuld, und die Herrschaft denkt zu gut von mir, daß sie mich's sollte entgelten lassen."

Kriestaedt betrat einen schmalen Waldpfad, er trat mit Absicht fester auf, als sonst seine Gewohnheit war, denn er war nahe der Höhen am Colmberge. Es dauerte auch nicht lange, so wurde er halblaut angerufen: „Werda!"

„Gut Freund, Freund des Königs von Preußen!" antwortete der Jäger.

„Hast Du Losung und Feldgeschrei?"

„Friedrich Wilhelm und Schwertknopf! Ich bin der Jäger Kriestaedt."

„Es ist schon recht, Landsmann, komm, die Kameraden sind zum Abmarsch bereit! —"

Er führte den Jäger in die Höhle; einige dreißig Soldaten, halb in abgerissenen Uniformstücken, halb in Lumpen, umringten ihn und begrüßten ihn herzlich. Es waren Soldaten von verschiedenen Regimentern, sie waren versprengt, gefangen, hatten sich einzeln selbst befreit und sich nun zusammengefunden; es waren Leute darunter, die in ihre Heimath viel leichter hätten gelangen können, als über Elbe und Oder zum Heere, aber der preußische Soldaten-Geist war lebendig in ihren Herzen unter den Lumpen noch, sie wollten zur Fahne, zu der sie geschworen.

Ein Unteroffizier war darunter vom Regiment Jung Larisch, dem hatten bis jetzt Alle unbedingt Gehorsam geleistet, es war ein Vorgesetzter; die preußische Disciplin hatte sich auch hier noch bewährt. Der Unteroffizier trat jetzt das Commando an Kriestaedt ab, der es mit einer gewissen Würde übernahm und kurz bemerkte, er könne nur dann sich anheischig machen, das Detachement, wie er sich ausdrückte, über die Grenze zu bringen, wenn man ihm unbedingtes Vertrauen schenke. Dann verlangte er drei Mann, mit denen er die Vorhut bilden wollte, während er den Unteroffizier mit zwei Mann zum Nachtrab commandirte.

Mit der Bewaffnung des Detachements sah es traurig aus; es zählte drei Regiments-Mousqueten, vier Pistolen, ein Dutzend alte Bajonette, einige Säbel und Hirschfänger, Alle aber hatten tüchtige Stöcke.

Bevor abmarschirt wurde, erquickte Kriestaedt jeden Mann mit einem Schluck Branntwein, den er einzeln ausschenkte, und vertheilte den Taback in so viel Theile, als Raucher in der Schaar waren.

Dann ließ er einen Kreis schließen und sagte: „Kameraden, wir sind im Kriege mit Frankreich, deshalb werden wir den Franzosen auf unserm Wege bis zur Oder so viel Schaden und Abbruch thun, als nur irgend möglich, das ist unsere Soldatenpflicht, namentlich müßt ihr so gut bewaffnet als möglich in Colberg, oder bei der Armee Seiner Majestät des Königs ankommen, denn dort wird's fehlen. Ihr kennt mich noch nicht, ich kenne keinen von Euch, aber ich vertraue Euch, und daß Ihr mir vertrauen könnt, das werdet Ihr bald merken. In der Stadt drüben ist ein französischer Kerl, der erwartet dort heute einen seiner Gesellen, einen Kerl, der, wie ich glaube, wichtige Papiere hat, dem wollen wir seine Papiere abnehmen, damit leisten wir vielleicht einen großen Dienst. Waffen wird er auch wohl haben und Geld auch, an beidem fehlt es bei der Armee. Leise, schreit nicht, aber Jeder sage: Gott segne den König!"

„Gott segne den König!" klangs rings im Kreise.

Und sie zogen dahin lautlos mit leisem Tritt, aber die Pfeifen dampften, und es war in die Leute eine Zuversicht gekommen, wie sie solche lange nicht gespürt.

Eine Viertelstunde später hatte man die Landstraße erreicht, Kriestaedt ließ Halt machen und wechselte einige Worte mit dem Unteroffizier, das Detachement vertheilte sich zu beiden Seiten der Straße, gedeckt aufgestellt. Es wehete scharf, aber der Regen hatte ganz aufgehört, zuweilen brach ein fahler Mondenschimmer durch die grauen Wolken. Es mochte etwa acht Uhr Abends sein.

Noch keine halbe Stunde lag das Detachement im Hinterhalt, da hörte man das Rasseln eines Wagens. Kriestaedt erhob sich und stellte sich quer auf in der Straße.

Eine mit vier Pferden bespannte Postchaise rollte heran.

„Halt!" rief Kriestaedt mit seiner tiefen Stimme.

Der Postknecht, der auf dem Sattelpferde saß, hielt.

„Was ist das?" fragte eine Stimme aus dem Wagen.

„Zehn Mann vor!" antwortete Kriestaedt.

Zehn Mann sprangen auf die Landstraße, zwei hielten die Pferde, während der Jäger zu dem Postknechte sagte: „Fürchte Dich nicht, Landsmann, Dir geschieht nichts!"

„Herr Jesus, preußische Soldaten!" rief jetzt eine Stimme vom Kutschbock; der Diener der dort saß, hatte im schwachen Mondlicht die Reste der preußischen Uniformen und die Gewehrläufe blitzen sehn.

Kriestaedt öffnete den Wagenschlag.

„Ausgestiegen!" befahl er.

Es blitzte und knallte! eine Pistolenkugel streifte des Jägers Wange. Kaltblütig wischte er sich mit der Hand das Blut von der Wange und wiederholte: „Ausgestiegen!"

Ein zweiter Schuß knallte, aber er fuhr in die Decke des Wagens, denn der Jäger hatte im Moment des Abfeuerns den Arm des Schießen-

den in die Höhe geschlagen, im nächsten Augenblick hatte er denselben mit eisernem Griff an der Brust gefaßt, aus dem Wagen gerissen und mit solcher Gewalt an die Erde geschleudert, daß derselbe besinnungslos liegen blieb.

„Unteroffizier, untersuchen Sie den Kerl!“ befahl er, dann sich wieder nach dem Innern des Wagens wendend: „Wer ist noch hier, zwei Frauenzimmer, daß Dich! das Volk ist nie mit Einer zufrieden! Ausgestiegen, marsch!“

Vor Schreck zitternd stiegen zwei Damen aus, eine Aeltere und eine Jüngere. Keine von Beiden war auch nur eines Wortes mächtig.

Der Wagen wurde aufmerksam untersucht, einige Mäntel, ein Pistolenkasten mit Munition, ein Reisedegen, ein wohlversehenes Flaschenfutter, ein leichter Koffer wurden genommen, ein anderer Koffer, von dem der Diener, den man vom Bock geholt und Hirschfänger und Pistolen ohne Gegenwehr abgenommen hatte, behauptete, es sei der Koffer des gnädigen Fräuleins, wurde nicht angerührt.

„Hier sind die Brieftasche und die Börse des Gefangenen, Herr Lieutenant!“ rapportirte der Unterofficier, um sich ein Ansehn zu geben.

„Behalten Sie Beides an sich, Unterofficier!“ erwiederte Kriestaedt würdevoll.

„Eingestiegen!“ commandirte er dann.

Die Damen gehorchten ohne Widerrede, der Herr, der sich von seinem harten Fall etwas erholt hatte, begann zu schimpfen.

Aber er sagte nur wenige Worte, dann besann er sich und sagte freundlich zu Kriestaedt: „Guter Freund, gebt mir meine Brieftasche, ich will —“

„Steigen Sie ein —“ antwortete Kriestaedt kurz, „Sie haben es hier nicht mit Räubern, sondern mit Königlich preußischen Soldaten zu thun!“

Er beförderte dann den Franzosen beinahe eben so gewaltsam in den Wagen, als er ihm kurz zuvor aus demselben geholfen.

„Unterofficier, schließen Sie den Schlag!“ befahl er dann, „Schwager, fahr zu!“

Der Wagen rollte davon.

„Herr Jeses, Schwager!“ sagte der Kutscher der Herrschaft, der wieder auf dem Bock saß, „der Krieg muß doch noch nicht ganz alle sein, wenn die Soldaten des Königs von Preußen noch hier sein!“

„Ne,“ antwortete der Postknecht, „ganz alle ist der Krieg auch noch nicht, er fängt erst recht an, das war man so ein preußischer Kniff, die Schlacht bei Jena, um die Franzosen alle in's Land zu locken und dann bis auf den letzten Mann zu vernichten!“

„Ach, du meine Güte!“ rief der Sachse, aber er hatte keine Zeit, seine Verwunderung weiter auszusprechen, denn in dem Augenblick preschte ein einzelner Reiter heran: „Halte là, qui vive!“ die Pistole in der Faust, den Säbel an der Hand hängend.

Der Wagen hielt abermals; zwei, drei Reiter jagten vorüber; es waren französische Chasseurs.

Der Herr im Wagen rief die Reiter auf französisch an, einen Augenblick später hielt ein junger Lieutenant an dem Schlage, es folgte ein kurzes aber sehr eifriges Gespräch.

Der Herr stieg aus, der Officier stieg ab, der Postknecht und der deutsche Bediente mußten ein Gleiches thun; sie wurden scharf examinirt, Beide versicherten, der ganze Wald stecke voller Preußen.

„Es ist unmöglich!“ schrie der französische Officier wie besessen, „feindliche Infanterie und in dieser Anzahl hier, es ist unmöglich!“

Aergerlich stieg er wieder zu Pferde, empfahl sich ziemlich kalt und ritt weiter.

Der Wagen hatte sich kaum wieder in Bewegung gesetzt, so knallte ein Schuß, zwei, drei, vier folgten.

Dann folgte eine förmliche Salve. Die Franzosen feuerten, weil sie glaubten, eine Abtheilung wirklicher preußischen Infanterie vor sich zu haben. Sie hüteten sich nun, in den Wald vorzudringen, wo rechts von der Landstraße Kriestaedt von den Leuten, welche Schießgewehr hatten, einzelne Schüsse abfeuern ließ, während die Ranzionirten mit ihrer Beute bereits nach links hin abgezogen waren. Erst als sich die Franzosen zurückzogen, folgte Kriestaedt mit seinen Schützen den Voranziehenden, die er glücklich noch vor dem Morgen erreichte.

In dem nicht zehn Minuten auf geradem Wege entfernten Posthause an der Brücke hatte man zuerst die beiden Pistolenschüsse vernommen, die der französische Herr auf Kriestaedt abgefeuert hatte, aber man hatte ihnen nicht allzu viel Bedeutung beigelegt, das Knallen von Schüssen war damals nichts Besonderes; als aber kurz darauf ein Commando von sechszig Pferden im scharfen Trabe vorüberging, dem Colmberge zu, da war die allgemeine Aufmerksamkeit rege. Gleich darauf folgte das scharfe Feuern, dessen wir bereits gedacht.

Alle Gäste der Posthalterei standen vor der Thür und folgten dem Aufblitzen und dem Knall der Schüsse mit Augen und Ohren. Die Phantasie vergrößerte Alles, was man sah und hörte.

„Teufel, das ist ein ordentliches Gefecht!“ hatte der Posthalter gesagt, der mit der Pfeife im Munde vor die Thüre trat.

Eine Schlacht wurde vor den Augen seiner Gäste daraus.

Als die Schüsse der Preußen rechts von der Landstraße blitzten, sagte der Posthalter nicht ohne Absicht: „Die Preußen ziehen sich nach dem Colmberge, da wird vermuthlich ihre Hauptmacht stehen!“ Der erfahrene Soldat wußte es besser, er dachte aber, Kriestaedt den Abzug nach links zu erleichtern.

Das Schießen hörte auf.

Gleich darauf fuhr der Reisewagen des französischen Herrn vor; der Postknecht und der Sachse erzählten unglaubliche Dinge von der

Stärke der Preußen im Walde. Der französische Herr verlangte sofort frische Pferde, der preußische Posthalter hatte natürlich dafür Sorge getragen, daß keine da waren.

Der gewöhnliche Streit und Zank bei solchen Gelegenheiten hatte ein Ende, als das französische Cavallerie-Detachement zurückkam; es hatte zwar keine Todte, aber doch vier Verwundete.

„Die Todten werden wir wohl morgen finden!“ flüsterten sich die Patrioten in der Gesellschaft zu.

„Man hat mich in eine Falle locken wollen! man hat mir einen Hinterhalt gelegt!“ schalt der französische Offizier, und flüsterte dann leise mit seinem Landsmann, in welchem der Leser den sogenannten Grafen d'Entragues bereits erkannt haben wird.

Der Posthalter bewirthete die französischen Gäste so schlecht und kärglich, als es irgend möglich war, und erklärte mit wahrem Vergnügen dem Grafen d'Entragues, der nun mit denselben Pferden noch eine Station weiter fahren wollte, daß der Postknecht mit denselben bereits vor einer geraumen Weile nach seiner Station zurückgeritten sei. Daß er selbst, nach dem Eintreffen der französischen Cavallerie, dem Postknecht diesen Rath gegeben, hielt er nicht für nöthig, zu bemerken.

Der französische Offizier, der indessen dem „gnädigen Fräulein“, wie der Sachse sagte, seinen Hof gemacht, befahl alsbald seinem Wachtmeister, mit sechs Mann in die Stadt zu reiten und vier Pferde zu requiriren.

„Das wird ein schönes Gespann werden!“ lachte der Posthalter in sich hinein.

Der Chasseur-Offizier hatte indessen eine Meldung an seinen Chef geschickt, die zwar nicht so übertrieben, wie die Aussagen des Postknechts und des Sachsen, die aber immerhin noch gewaltig irrig war. Der Lieutenant hatte sich gegen eine preußische Infanterie-Abtheilung geschlagen, und das Auftreten einer solchen in dieser Gegend war geeignet, bedeutende Besorgnisse zu erwecken. Nach Mitternacht, Graf d'Entragues hatte immer noch keine Pferde, traf ein Capitain mit vierzig Chasseurs ein. Er hatte den Befehl, mit Tagesanbruch eine genaue Untersuchung der Gegend vorzunehmen. Dieser Offizier bezeigte sich ungemein ungnädig und mißtrauisch, selbst gegen den Grafen d'Entragues; er ließ Vorposten aussetzen, examinirte sämmtliche Bewohner des Posthauses, und verstand sich nur mit Mühe dazu, den Grafen abreisen zu lassen, als endlich wirklich Pferde für ihn gefunden worden waren. Ein schlechtes Subject, das sich lange als Tanzmeister in der Kreisstadt aufgehalten, hatte ein Gespräch mit dem Agenten, er hatte demselben den Versteck der Pferde verrathen.

Der Verräther der preußischen Ranzionirten ließ sich nicht sehen. Er hatte sich entfernt, als die ersten Schüsse fielen.

Zur Therapie socialer Gebrechen.

Die Gesetze der organischen Natur lassen sich nur auf dem Wege der Erfahrung mit einiger Sicherheit erkennen. Auch die Völker sind organische Gebilde, aus kleineren und kleinsten Organismen organisch verbunden, nicht blos aus losen Einzelnwesen aneinander gereiht. Wollen wir darum die Quelle socialer Gebrechen erforschen, so müssen wir, unbeirrt durch Meinungen und Vorurtheile, die Zustände untersuchen, unter denen sie sich sehr stark oder nur in geringem Grade entwickelt haben. Ebenso müssen wir den Erfolg der bisher angewendeten Heilmittel an dem Maßstabe der Erfahrung abmessen. Auf solchem Wege dürfte es dann möglich werden, zu richtigeren Grundlagen für die Praxis zu gelangen. Sollten diese den herrschenden Tagesmeinungen zuwider sein, so legt gerade das die Verpflichtung einer sehr sorgfältigen Prüfung auf.

Von dem ausgedehnten Gebiet socialer Gebrechen soll hier zunächst die Armenpflege einer Untersuchung unterworfen werden.

Die folgenden Angaben sind größtentheils einem Werke entlehnt, welches in zwei Bänden einen Auszug aus 181 gedruckten und 91 handschriftlichen Quellen giebt. [1]) Denn neuere Schriften haben nichts gebracht, was die dort entwickelten Erfahrungssätze modificiren könnte. Insbesondere stimmen auch die neueren Erfahrungen über die englischen Arbeitshäuser mit den älteren durchaus überein. [2])

Untersuchen wir zunächst die Entwickelung und den Erfolg der gesetzlichen Armenpflege.

Das älteste Beispiel gesetzlicher Armenpflege bietet England, worunter hier das eigentliche England und Wales zu verstehen ist. Vor Eduard III. war der Bauer in England leibeigen und der Gutsherr verpflichtet, für seinen Unterhalt zu sorgen. Als unter Eduard die Herren ihre Leibeigenen freiließen, trat neben einer Steigerung der Lohnsätze auch die Hülfsbedürftigkeit hervor. Eduard III. setzte die Taxe des Arbeitslohnes fest, das Betteln wurde bei harten Strafen verboten, auch der Almosengeber büßte mit Gefängniß. Im Jahre 1388 erschienen unter Richard II. Vorschriften über die Heimathsberechtigung; die

---

[1]) Das Armenwesen von Duchatel und Neuville, im Auszuge frei bearbeitet von einem deutschen Staatsbeamten. Weimar bei Voigt, 1837.

[2]) Die Armentaxe hat im Verhältniß zu den Getreidepreisen, ohnerachtet der Arbeitshäuser, von denen man die größten Erwartungen hegte, fortwährend zugenommen. Berücksichtigt man den Preis des Getreides, so ist die Armentaxe in folgender Proportion gestiegen, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet:

1837	100	1842	95,0	1847	102,5
1838	92,2	1843	119,7	1848	104,2
1839	78,4	1844	121,1	1849	132,5
1840	83,9	1845	123,5	1850	142,9
1841	91,8	1846	112,6	1851	145,5

Bettler wurden mit Halseisen und Gefängniß belegt. Bald faßten die Kerker nicht mehr die Menge der Bestraften. Unter Heinrich VII. milderte man die Gesetze über das Betteln, und bis zum Jahre 1530 erlaubte man unter Heinrich VIII. den arbeitsunfähigen Armen, innerhalb ihres Districts Almosen zu heischen. Heinrich wechselte in seinen Ideen oft, und so verurtheilte er im Jahre 1530 die arbeitsunfähigen Bettler zur Einkerkerung und zum Auspeitschen; die arbeitsfähigen wurden an einen Karren gebunden und bis auf's Blut gepeitscht. Im Jahre 1535 wurde das Almosengeben an Bettler mit Strafen belegt. Man errichtete eine Gemeinkasse, wohin die Almosen gegeben werden mußten; von den Geistlichen wurde verlangt, daß sie die Wohlthätigkeit empfehlen sollten; man organisirte freiwillige Einsammlungen; die Kirchspiele, welche ihre Armen ohne Beistand ließen, wurden zur Strafe gezogen; der Almosen-Ueberschuß reicher Kirchspiele mußte in die Kasse benachbarter ärmerer abgeliefert werden. Dagegen wurden die Strafen gegen das Betteln geschärft. Dem schon einmal bestraften Bettler wurde beim zweiten Betretungsfalle das rechte Ohr abgeschnitten, beim dritten wurde er gehangen.

Da diese Strafen nicht hinreichend schienen, so schärfte man sie zwölf Jahre darauf unter dem minderjährigen Eduard VI. nochmals. Jeder arbeitsfähige Arme, der drei Tage lang müßig ging, wurde mit glühendem Eisen auf der Brust gebrandmarkt und mußte der Person, die ihn angezeigt hatte, zwei Jahre als Sklave dienen. Ein solcher Sklave sollte widrige Nahrungsmittel bekommen und durch harte Behandlung zu den schwersten Arbeiten gezwungen werden. Entwich er, so wurde er auf dem Backen oder der Stirn gebrandmarkt, auf Lebenszeit zur Sklaverei verurtheilt, bei nochmaligem Entweichen aber mit dem Tode bestraft. Er konnte verkauft oder abgetreten werden. Sein Herr konnte ihm, wenn er zu entfliehen suchte, ein eisernes Halsband umlegen.

Unter der Königin Maria wurde den arbeitsunfähigen Armen das Betteln in ihren Bezirken wieder gestattet, doch mußten sie ein Abzeichen tragen.

Elisabeth legte den Schlußstein zu dem Gebäude der Armenpflege, die in England ihre höchste Vollkommenheit erreicht hat, sowie auch in England alle Folgen derselben sich am bestimmtesten entwickelt haben. Nach mehreren vorbereitenden Maßregeln erschien 1601, im 43sten Regierungsjahre der Königin, die berühmte Acte, die jedem Armen den gesetzlichen Anspruch auf Unterhalt von Seiten des Staats ertheilte. Durch dieses Statut, das im Wesentlichen noch jetzt zur Richtschnur dient, erhielt die gesetzliche Armenpflege ihre geregelte Form. Abgaben auf die Häuser, die Ländereien, die Zehnten, die Kohlengruben, sollten theils den Unterhalt arbeitsunfähiger Armen, theils die zwangsweise Beschäftigung von Müßiggängern und Vagabunden sichern. Dabei wurden die grausamen Gesetze gegen Bettler nur wenig gemildert. Noch 1572 verurtheilte das Gesetz den Bettler zur Brandmarkung am

Ohrläppchen und Peitschenhieben, im zweiten Betretungsfalle zum Tode, wenn sich nicht (sonderbar) eine mitleidige Person fände, die den Verurtheilten auf ein Jahr in Dienst nähme. Im Jahre 1597 wurde das Brandmarken durch Auspeitschen bis auf's Blut, die Todesstrafe durch Galeerenstrafe oder Deportation ersetzt. Doch schon unter Jakob I. wurden diese Strafen definitiv abgeschafft und nur Auspeitschen und Gefängniß beibehalten.

Die Ausführung des Gesetzes von 1601 wurde in die Hände der Grund-Aristokratie gelegt, auf welche die Last der Armenpflege größtentheils zurückfiel. Es lag in ihrem Interesse, dem Zuströmen der Armen einen Damm entgegenzusetzen, und sie übte, mit ausgedehnter Macht ausgerüstet, eine Art Vormundschaft über die niederen Volksklassen aus, hemmend, belästigend für die Besitzlosen, dagegen schützend für alle Uebrigen. So hielt sich der Zustand der Armenpflege in England, ohne erhebliche Gefahr für den Staat, fast 200 Jahre lang. Erst die Ideen der französischen Revolution waren es, welche auch hier das Staatsleben tief erschüttern sollten. Die Gesetzgebung von 1795 hob Beschränkungen auf, die sich mit den herrschenden Ansichten nicht länger vertrugen. Collegien, Vestrys, aus allen Häuserbesitzern erwählt, regelten die Armenpflege. Die Gerichtshöfe entschieden über Streitigkeiten zwischen den Vestrys oder den Kirchspiel-Beamten und den Hülfsbedürftigen.

Diese menschenfreundlichen Bestrebungen wurden Veranlassung, daß der Strom der Armuth, seine Ufer überfluthend, sich in ein Meer verwandelte. Im Jahre 1680 hatte die Armentaxe etwa vier Millionen Thaler betragen, und von da bis 1750 war sie nicht bedeutend gestiegen. Im Jahre 1800 aber betrug sie schon 25 Millionen Thaler, im Jahre 1817 52 Millionen. Von da an nahm die Taxe bis zum Jahre 1823 scheinbar etwas ab; scheinbar, weil diese Abnahme in dem verringerten Preise des Getreides und aller Lebensbedürfnisse ihren Grund hatte. Im Jahre 1823, wo sie zwischen 1815 bis 1834 am niedrigsten stand, kam sie dennoch der Hälfte aller Staats-Ausgaben Englands gleich, wenn man die Zinsen der Nationalschuld abrechnet. Bis zum Jahre 1834 war sie wieder über 53½ Millionen Thaler gestiegen. Sie verschlang mehr als ⅙ des Einkommens vom Grundbesitz. Fast ⅓ der sämmtlichen Bevölkerung empfing die Armen-Unterstützung.

Die entsetzliche Taxe wird dadurch noch schwerer, daß sie ungleich vertheilt ist. Nach den Berichten der Königlichen Commissarien vom Jahre 1833 giebt es Kirchspiele, denen die Bezahlung der Taxe ganz unmöglich fällt, wo das reine Einkommen zur Hälfte, zu drei Viertheilen, ja ganz von den Dürftigen verschlungen wird, wo die Pächter nur auf Entrichtung der Taxe pachten, wo man den Boden brach liegen läßt, weil sich kein Pächter findet, der die Taxe zahlen möchte.

Man könnte veranlaßt sein, diese fürchterlichen Folgen in den eigenthümlichen Verhältnissen Englands aufzusuchen. Aber die Erfah-

rung lehrt, daß in allen Staaten, wo eine Armentaxe besteht, die Resultate genau dieselben sind. In Kopenhagen stieg die Taxe von 1825 bis 1829 auf das Vierfache, in Berlin von 1821 bis 1832 über das Dreifache, in Augsburg in sieben Jahren um das Doppelte. In einem der reichsten Districte der Schweiz, Vevay im Canton Waadt, empfing mehr als ¼ der Einwohner Unterstützung. In einzelnen Communen des Cantons Bern ist die Taxe seit einer Reihe von Jahren auf das Doppelte, Dreifache, Zehn- [3]), Zwanzigfache [4]), ja Sechszigfache [5]) gestiegen. Die Wohlhabenderen wandern aus, die Bürger suchen ihr Bürgerrecht eben so eifrig los zu werden, als sie es früher zu erlangen strebten. Man liest, wie in Schottland an verschiedenen Orten die Taxe in wenigen Jahren auf das Doppelte, Vierfache, das Zehnfache gestiegen ist, wie es Kirchspiele giebt, wo die Ländereien und Bergwerke verlassen stehen und so verwüstet sind, als hätte sie ein Erdbeben zerstört.

Selbst die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wo unermeßliche Flächen des fruchtbarsten Bodens, von schiffbaren Strömen, von Eisenbahnen durchzogen, unerschöpfliche Quellen reichlichen Erwerbs darbieten, wo das Arbeitslohn sehr hoch ist, selbst diese glücklichen Länder unterliegen den schädlichen Wirkungen der Armentaxe. So stieg in New-York binnen 16 Jahren die Taxe auf das Dreifache, im Staate New-Hampshire binnen 20 Jahren über das Vierfache, in Massachusetts in 20 Jahren wie zwei zu fünf.

Kein bürgerlicher Zustand schützt gegen den verderblichen Einfluß der Armentaxe. Schon Tacitus legt dem Tiberius die prophetischen Worte in den Mund: Wenn die Armen anfangen, von der Verwaltung Unterstützung zu begehren, so sind die Einzelnen nicht zu ersättigen, während der Staat darbt. Das sind nicht mehr Bitten, es sind Forderungen, die den Staatsschatz endlich erschöpfen müssen. Treiben Furcht und Hoffnung den Menschen nicht mehr an, so schwindet der Fleiß, die Faulheit wuchert. Unbekümmert erwarten Alle die fremde Unterstützung, für sich träge, uns eine Last.

Wir zeigten, daß die gesetzliche Armenpflege, oder eine Armentaxe, denn Beides ist untrennbar verbunden, für die Besitzenden eine in hohem Grade drückende, ja fast unerträgliche Bürde ausmacht. Wir wollen jetzt darthun, daß dieser Druck eine der geringeren Folgen des Uebels ist.

Folgende Arten der Armenpflege sind bisher angewendet worden. Man hat den Unbeschäftigten Arbeit verschafft; man hat ein zu geringes Tagelohn durch Zulage ersetzt; man hat unmittelbar, ohne Arbeit zu fordern, Unterstützung gereicht; man hat gegen nutzlose Arbeiten Unterstützung gewährt; man hat die einzelnen Armen einzelnen Personen, für

[3]) Eggiwyl, Röthenbach und andere.
[4]) Ruderswyl und andere.
[5]) Mehrere Communen des Oberlandes.

welche sie arbeiten mußten, zur Erhaltung überwiesen, entweder gezwungen auf eine bestimmte Zeit oder nach freiwilligem Uebereinkommen gegen Entschädigung; man hat die Armen und ihre Arbeitskräfte in Masse an einzelne Unternehmer verdungen; man hat Armenhäuser erbaut, wo die freiwillig sich meldenden Armen Arbeit und Unterhalt finden; man hat Zwangs-Armenhäuser errichtet, wohin man die Bettler und Vagabunden einsteckt; man hat nach gleichen Grundsätzen auch freiwillige und Zwangs-Colonien gegründet.

An diese Mittel, welche die gesetzliche Armenpflege anwendet, reihen sich die Unterstützungen, welche milde Stiftungen, freiwillige Gaben und dergleichen gewähren, und endlich das Verhältniß, in dem man die Armen ganz der Privatmildthätigkeit überläßt.

Jede dieser Unterstützungsarten hat ihre großen Nachtheile; jede hat vor der andern relative Vortheile: wenn man es Vortheile nennen will, daß ein Gebrechen durch ein anderes beseitigt wird. Wir werden die Nachtheile kurz anführen und auch die Vortheile angeben, bei denen sich leider die Kürze von selbst findet.

Verschafft man dem Unbeschäftigten Arbeit [6]), so geht die Triebfeder des Arbeiters verloren; der Sporn seines Fleißes ist die Aussicht, durch Thätigkeit möglichst viel zu verdienen, die Furcht, durch Nachlässigkeit am Lohne einzubüßen, ja wohl gar die Arbeit ganz zu verlieren. Räumt man diese Furcht hinweg, so leistet der Arbeiter entweder wenig, wenn er nach dem Tage, oder er arbeitet schlecht, wenn er nach dem Stück bezahlt wird, und obenein verfallen nur die schlechteren Arbeiter der Armenpflege.

Allen nicht unterstützten Arbeitern wird die erzwungene Concurrenz verderblich. Die Arbeit, welche von den Unterstützten geleistet wird, geht den übrigen verloren. Der schon überfüllte Markt wird noch mehr überschwemmt. Ein volles Gefäß aber fließt über, wenn man wenige Tropfen zugießt. Dabei müssen die von den Arbeitern verfertigten Waaren wohlfeiler gegeben werden, sonst sind sie unverkäuflich. Uebrrhaupt ist deren Absatz sehr schwer: die Waaren häufen sich bald in den Magazinen. Der niedrigere Preis drückt auf das Lohn auch der ordentlichen Arbeiter. Die Unterstützung wird sehr ausgedehnt, und darum sehr kostspielig.

Eine Zulage auf das zu geringe Tagelohn [7]) hat zwar nicht den Nachtheil schlechter Arbeit, doch theilt sie andere Gebrechen der erwähnten Unterstützungsweise. Die Fabrikanten lassen für das erniedrigte Lohn Arbeiten fertigen, die ihnen sehr wohlfeil zu stehen kommen, und die sie darum sehr wohlfeil verkaufen können [8]). Lockt auch der niedrigere

---

[6]) Massachusetts, Hamburg, München, Mannheim, Gotha, Anspach, Straßburg, Canton Zürich, Ober-Italien an mehreren Orten.

[7]) Vorzüglich im südlichen England, auch in Hamburg, Mannheim u. a. O.

[8]) Im Jahre 1844 kam am Eulengebirge der Fall vor, daß ein Fabrikant in Folge solcher Maaßregeln den Lohn so herabsetzen konnte, daß die Leute zum Theil nur 9 Pfennige täglich verdienten.

Preis mehr Käufer an, so ist dennoch das Bedürfniß bald befriedigt. Während sich der Begehr auf einem überschwemmten Markte nicht anders herstellen läßt, als durch verringerte Fabrikation, bleibt er fortdauernd überfüllt. Dabei hat diese Unterstützungsweise noch den Nachtheil, daß sie die möglichst ausgedehnte ist, indem sie bald alle Arbeiter in dem gedrückten Fabrikationszweige umfaßt.

Diese Schwierigkeiten sind Veranlassung gewesen, daß man bei länger dauernden Unterstützungen das Arbeitgeben bald verlassen und die Unterstützungen an die Dürftigen ohne Weiteres ausgetheilt hat. Um den Andrang auf Unterstützung zu hindern, verbindet man mit dieser eine Menge Chicanen und Quälereien aller Art. Nicht nur, daß man den Unterstützten den Besuch der Wirthshäuser, so wie Spiele und Tänze untersagt[9]), daß man sie unter Vormundschaft stellt[10]), daß man sie hindert, zu heirathen[11]), oder sich aus ihrem Wohnorte zu entfernen[12]): man demüthigt sie öffentlich, man macht ihre Namen durch den Druck bekannt, schlägt sie an den Wirthshäusern, den Kirchenthüren, den Straßenecken an, den Betrag der Unterstützung daneben[13]); man führt sie unter Aufsicht in die Kirche, an besondere Plätze[14]), man zeichnet sie auf entehrende Weise durch besondere Kleidung, durch Abzeichen aus[15]), man läßt sie lächerliche Arbeiten verrichten, mengt Erbsen und Linsen, die sie auslesen müssen, und dergleichen[16]). Dabei macht die größere oder geringere Verschuldung keinen Unterschied. Nicht das schlechte Betragen, sondern die Armuth wird geahndet und beschimpft.

Diese Barbareien sind leider nicht ein Ergebniß herrischen Uebermuthes. Sie sind nothwendig, um den Anmaßungen der Armen einen Zaum anzulegen, den Folgen der Idee eines Rechtes auf Unterstützung entgegen zu arbeiten.

Da es, wie gezeigt worden, unthunlich erscheint, die Armen mit nützlichen Gegenständen zu beschäftigen, so hat man seine Zuflucht zu beschwerlichen, wenig nützlichen oder ganz unnützen Arbeiten genommen[17]). Man läßt die Armen Wege bessern, Straßen fegen, Gräben ziehen, selbst wo Nichts zu bessern, Nichts zu fegen ist, wo man die Gräben wieder zuschütten muß. Diese Art der Beschäftigung gehört leider unter die besseren. Sie erhält die Armen thätig und vermindert den Andrang auf Unterstützung, wenngleich Nichts dadurch geschafft wird.

Um den Aufwand für Armenunterstützung zu verringern, hat man die Arbeitskräfte und die Verpflegung der Armen in Masse an den Min-

---

9) Bern, Freiburg, Unterwalden.
10) Schweiz, Deutschland an verschiedenen Orten.
11) Ibid.
12) Baiern.
13) Grafschaft Lancaster, Liverpool, Freiburg, Appenzell.
14) Unterwalden.
15) Triest, Unterawlden, Thurgau.
16) England.
17) England.

bestfordernden, verdungen[18]). Die Unternehmer pflegen harte Arbeit, schmale Kost, wo es angeht, Verpflegung im Armenhause, Quälereien aller Art anzuwenden, um den Andrang der Armen abzuhalten. Diese Art der Armenpflege ist eine der wohlfeilsten, aber zugleich eine der drückendsten für die Armen.

An manchen Orten werden die Armen einzeln für ein Jahr, selbst für einen Monat an den Mindestfordernden öffentlich versteigert[19]). Gewöhnlich erstehen Leute, denen es selbst an Brod fehlt, die Verpflegung. Greise, Gebrechliche vergraben so ihr Elend in unbekannten Winkeln. Insbesondere aber ist das Schicksal der Kinder zu beklagen, welche man oft von Pflegeeltern trennt, wo sie gut erzogen und behandelt wurden, welche sie liebten und an denen sie mit Liebe hingen, um sie Leuten zu überweisen, die für einen geringeren Preis das Recht erkaufen, sie zu mißhandeln und geistig und körperlich zu verwahrlosen.

In einigen, besonders in ärmeren Gegenden auf dem Lande ist die Reiheverpflegung üblich[20]). Der Pflegling (Roundsman) wandert von einem Wirth zum andern; jeder muß ihm Wohnung, Kost und Arbeit geben. Dieses System ist eines der lästigsten für alle Theile. Der Landwirth soll oft mehreren Roundsmen Arbeit geben, wenn er vielleicht selbst keine hat. Er muß gute Arbeiter entlassen, um schlechte anzustellen. Manchmal rechnet er auf die Roundsmen und bekommt keine, dann mag er sein Vieh im Stalle stehen lassen und die nothwendigste Feldarbeit versäumen. Die Verpflegten, meist schlechtes Volk, verderben ihm die Leute, die Kinder; er wird von ihnen betrogen und bestohlen. Häufig erpressen die schlimmsten Subjecte ein Abfindungsgeld: solche sind bisweilen der Schrecken ganzer Gegenden.

Dagegen pflegen sich die Wirthe an den unglücklichen Roundsmen zu rächen. Unfreundliche Aufnahme, schlechte Nahrung, Mißhandlung ist ihr Loos. Kinder besonders wachsen bei einem solchen Vagabundenleben zu wahren Taugenichtsen heran. Niemand bekümmert sich um sie, Niemand lernt sie nur kennen. Jedem schädlichen Einfluß sind sie preisgegeben, jeder besseren Einwirkung entzogen.

Von Armenhäusern hat man überall, wo sie errichtet wurden, die ausschweifendsten Hoffnungen gehegt. Es lassen sich zwei Arten derselben wesentlich unterscheiden: freiwillige Armenhäuser, wo die sich meldenden Armen Beschäftigung und Unterhalt finden, und Zwangs-Armenhäuser, wo man die Bettler und Vagabunden mit Gewalt hineinbringt. Die letzteren sind nichts als Straf-Anstalten, und müssen aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet werden. In Beziehung auf die Armenpflege haben wir es nur mit den freiwilligen Armenhäusern zu thun.

---

18) Cumberland, Appenzell, Massachusetts.
19) Donaueschingen, England, Schweiz, Amerika.
20) England, Schottland, Amerika, Dänemark, Norwegen, das nördliche Schweden.

Die Armenhäuser haben überall, wo sie errichtet wurden, die Last der Armenpflege anfänglich vermindert. [21]) Dieser scheinbare Erfolg, die günstigen Berichte, welche die Directoren der Häuser im Anfange bekannt machten (später pflegen sie zu unterbleiben), täuschen Jedermann. Leider aber ist die günstige Wirkung nicht dauernd. [22])

Die Armenhäuser wirken ganz einfach als Abschreckungsmittel. Man hat an einzelnen Orten die Furcht noch verstärkt. Man bringt die ganze Familie in das Armenhaus, wenn ein Mitglied sich zur Aufnahme meldet. [23]) Man zwingt die Aufgenommenen, zu verweilen, bis sie ihre Kosten abverdient haben, [24]) man trennt die Familie, man sperrt die Armen ein, man peinigt sie auf manche Art. Die Furcht aber hat keine Dauer oder Wirkung auf den Menschen. Bald zwingt die Noth mehr und Mehrere, sich zur Aufnahme in das Armenhaus zu melden: je menschlicher die Behandlung darin ist, desto früher. Bald füllen und überfüllen sich die Räume. Alsdann dient das Armenhaus, wie ein verbrauchter Popanz, auf den sich die Sperlinge setzen. [25])

Dabei sind die Armenhäuser sehr kostspielige Anstalten. Schon der Bau, der Unterhalt, die Verwaltung erfordern große Summen. Die Arbeit der Verpflegten ist sehr wenig werth. Alles, was wir oben von der Beschäftigung der Armen mit Arbeit sagten, findet auf die Armenhäuser in noch höherem Grade Anwendung. Die Pfleglinge, ohnehin träge oder ungeschickt, arbeiten nur gezwungen. Meistens ist ihnen die Art der Arbeit fremd. Häufig ist das verarbeitete Material nicht mehr werth, als das rohe. [26]) Die mit Wegbesserung beschäftigten Arbeiter verdienen kaum, was das Werkzeug zu unterhalten kostet. [27]) Die Rechnungen fast aller Armenhäuser, selbst derer, wo nur Arbeitsfähige aufgenommen werden, beweisen, daß kaum die Hälfte der Verwaltungskosten verdient wird.

Vor Allem aber demoralisiren die Arbeitshäuser in hohem Grade. Man hat beobachtet, daß die Armen, sobald sie darin eintreten, ihre wenige Kraft und Thätigkeit vollends verlieren. Dieselben Individuen kehren, entlassen, stets wieder dahin zurück, ja vielleicht hat noch nie ein

---

[21]) So hatte England in Folge des neuen Systems im Jahre 1835 fast $^2/_7$ der Taxe erspart.

[22]) England, Niederlande, Württemberg, Berlin, Pforzheim, Hamburg (Vogth's Anstalt), München (Rumford's Anstalt), Schaffhausen, Spanien, Südamerika, Mexico, Frankreich, überhaupt an sehr vielen Orten.

[23]) Grafschaft Warwick, Grafschaft Derby.

[24]) Maryland.

[25]) Auch in England ist es nur möglich gewesen, einen sehr kleinen Theil der Armen in den Arbeitshäusern zu unterstützen, im Durchschnitt nicht ganz den siebenten Theil. Nach dem Durchschnitt vom 1. Januar 1849, 1. Juli 1849 u. s. w. bis 1. Januar 1852 betrug in England und Wales die Zahl der Unterstützten in den Werkhäusern 100,800, außerhalb 742,600. Es ist dabei merkwürdig, daß nach dem englischen Gesetze die Unterstützung der Armen außerhalb der Arbeitshäuser nur als ein Mißbrauch betrachtet wird.

[26]) Kirchspiel Lambeth in London.

[27]) England an mehreren Orten.

Dürftiger in einem Arbeitshause so viel Thatkraft erlangt, um sich selbst forthelfen zu können. Aeußerste Sittenlosigkeit, alle Laster sind in Arbeitshäusern im Schwunge, ertödten jedes bessere Gefühl. Die Entlassenen sind gebrandmarkt für das ganze Leben, sie werden überall verabscheut, sie sind darauf angewiesen, zu stehlen, oder Hungers zu sterben.[28]) Es erscheint empörend, wenn man einen Menschen, der das dritte Mal in ein Armenhaus gebracht wird, zeitlebens einkerkert,[29]) aber man möchte solche Leute, wie Pestkranke, von der menschlichen Gesellschaft trennen.[30])

Die Armencolonieen haben eine sehr kurze Geschichte. Nachdem sie ungeheure Summen gekostet hatten, sind sie sämmtlich verunglückt. Entweder sind sie eingegangen, oder sie liegen in den letzten Zügen. Die Zwangscolonieen in Holland gehören unter die Straf-Arbeitsanstalten und theilen alle Vortheile und Nachtheile derselben. —

Aber die gesetzliche Armenpflege hindert das Betteln, so wird man entgegnen. Sie sichert einen großen Theil der Bevölkerung vor dem äußersten Elende; sie sichert Alle gegen die gewaltsamen Eingriffe in das Eigenthum, zu denen der Mangel die Menschen sonst treiben würde. Diese Vortheile sind groß genug, um alle erwähnten Nachtheile der Armenpflege zu überragen. — Ja, sie würden Gewicht haben, wenn sie wahr wären, leider aber beweist die Erfahrung, daß die Armenpflege nicht Einen der Vortheile erreicht, welche sie verspricht.

Gesetze gegen das Betteln finden wir in den meisten Ländern, in Spanien, in Frankreich, in England, in fast allen deutschen, in den meisten italienischen Staaten schon seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Wie diese Gesetze beschaffen waren, haben wir oben gezeigt. Bis auf die neuere und neueste Zeit wurden die Vorschriften häufig wiederholt, verschärft, ermäßigt, je nach den Zeitideen.[31]) Alles vergeblich. Napoleon, dessen eiserne Faust die ältesten Reiche zerbrach oder erschütterte, Napoleon befahl am 24. November 1807: „Ich will, daß Frankreich mit dem Eintritt des Frühlings ohne Bettler sei." Der Frühling kam; die Bettler waren noch da, sie erlebten und überlebten Napoleons Sturz und alle Revolutionen.

Man findet in ganz Europa nicht eine Stadt, nicht ein größeres Dorf ohne Bettler, auch da nicht, wo das Betteln auf das Strengste bestraft wird.[32]) Vertreibt man die Bettler auf kurze Zeit von den

---

[28]) Instruction des königl. bairischen Staatsministeriums des Innern vom 24. December 1833, § 18 und 39.

[29]) In Florenz, in Augsburg.

[30]) In Holland, Belgien, England in mehreren Grafschaften, Canton Bern, Nordamerika in mehreren Staaten.

[31]) Im Brandenburgischen allein zählte schon Winterfeld über 100 Verordnungen gegen das Betteln.

[32]) Man zählte im Jahre 1815 in London über 14,000 Bettler. Man arretirte in Hamburg im Jahre 1800 deren 993; zwei Jahre darauf 1754. In Mannheim im Jahre 1831 deren 721.

Straßen, so flüchten sie desto mehr in die Häuser.[33]) Sie nehmen einen kleinen Handel zum Vorwand, lauern die Bettelvögte ab, setzen sich in ärmlichem Zustande an den Straßenecken nieder u. s. w.

In bedrängten Zeiten zumal ist die Verhinderung des Bettelwesens unmöglich. Die Verwaltungen selbst machen ein Auge zu. Ja ärmere Gemeinden widersetzen sich der Vollziehung der Gesetze gegen das Betteln.[34]) In der Noth sucht man wohl das Betteln zu organisiren. Man versieht die Bettler mit einem Abzeichen, worauf sie betteln dürfen. Man erlaubt das Betteln an gewissen Tagen; bisweilen in Masse unter der Begleitung von Gensd'armen.[35]) Gelingt es aber wirklich, die Bettelei durch zweckmäßige Anstalten zu unterdrücken, so ist das Resultat nur scheinbar. Entweder man vertreibt die Bettler von einem Orte auf einen andern, oder die Bettelei ist in Kurzem so stark, als je vorher.[36])

So wenig die gesetzliche Armenpflege das Betteln hindert, eben so wenig hindert sie das äußerste Elend. Wenn der Staat den Armen Hülfe ins Ungemessene verspricht, so verkennt er sowohl den Umfang der Verbindlichkeit, die er eingeht, als die Größe der Mittel, über die er verfügen kann. Die Armen, der Unterstützung sicher, leben unbesonnen in den Tag hinein, schließen thörichte Ehen, die Bevölkerung vermehrt sich, der Andrang um Arbeit wird größer, die Arbeitslöhne nehmen ab. Diese stellen sich bald auf den Bedarf, nicht der Familie, sondern des einzelnen Arbeiters. Die Folge davon ist die äußerste Dürftigkeit der Mehrzahl des Volks. Die Vorsichtigen werden von den Unbesonnenen in das gemeinschaftliche Elend mit fortgerissen.

Die Armen fordern von der gesetzlichen Armen-Pflege das, worum sie früher baten. List und Betrug,[37]) Drohungen treten an die Stelle der bescheidenen Bitte; höhnische Unverschämtheit an die des herzlichen Dankes.[38]) Schlechte Subjecte, Banditenfamilien, Brandstifter erhalten 10 bis 12 Mal mehr als arme Wittwen oder schwache Greise. Die Privatmildthätigkeit vermindert sich oder hört auf. In schlimmen Zeiten befinden sich die Armen unter dem System der gesetzlichen Armenpflege nicht besser, sondern übler, als da, wo keine Armenpflege besteht. Sie kommen vor Elend um, ja ganze Familien sterben

---

[33]) In Chambery hatte man die Straßenbettelei wirklich eingeschränkt. Die Bettler fanden aber, daß sie in den Häusern weit mehr bekamen. Früher nannten sie ihr Gewerbe das 5procentige, weil sie berechneten, daß von 100 Personen je 5 ihnen Almosen reichten. Nunmehr sagen sie: „Die Rente ist gestiegen."

[34]) In der Schweiz, auf dem Eichsfelde, im Lüneburgschen, in Westphalen u. a. O.

[35]) Unterwalden, Spanien, Baiern, Florenz, Liefland.

[36]) So sah man im Jahre 1820 in Venedig keine Bettler. Im Jahre 1830 war ihre Zahl so groß als jemals. Eben so in Lyon, Bordeaux, München, Hamburg, Mannheim, Berlin, Innsbruck, Freiburg (Schweiz) u. a. O.

[37]) Ein Individuum in London z. B. empfing in 14 Kirchspielen Unterstützung.

[38]) „Ich werde das auf Ihre Gesundheit vertrinken" u. dergl.

Hungers. [39]) Selbst in gewöhnlichen Zeiten ist der Zustand der Armen unter der Armentare höchst traurig. [40])

Wenn die gesetzliche Armenpflege das Elend nicht vermindert, so kann sie natürlich auch den Staat nicht gegen das Uebergreifen der Armuth in das Eigenthum schützen. Es wurde bereits erwähnt, daß die Armen-Tare das Arbeitslohn herabdrückt, theils durch Besteuerung des redlichen Arbeiters [41]), theils durch Erleichterung einer maßlosen Waarenproduction, theils durch thöricht geschlossene Ehen. Hiernach muß eine Armen-Tare die Noth und also die Verbrechen aus Noth vermehren, wie dieses auch die Erfahrung überall bestätigt. Noch weit schlimmer aber ist die tiefe, durchgreifende Demoralisation, die aus der Armenpflege entspringt. Ueberall, wo die Armen-Tare besteht, wird über den Müßiggang und die Trägheit der Armen geklagt. Weit entfernt, Arbeit zu suchen, weisen diese selbst die Gelegenheit zur Arbeit von sich. Sie nehmen Ländereien nicht an, die man ihnen ohne Miethzins in Pacht überlassen will. Auch die mindeste Arbeit leisten sie unwillig und nur gezwungen. Man rechnet, daß ein Pflegling der Armen-Anstalten nur den vierten bis fünften Theil desjenigen arbeitet, was ein freier Arbeiter im Gedinge leistet. Selbst die nicht unterstützten Arbeiter, die Anspruch auf Unterstützung machen können, sind träger als andere [42]). Die Verpflegung unterdrückt alles Ehrgefühl [43]); selten sucht ein solcher Pflegling je wieder für sich zu sorgen. Die Unterstützten zeichnen sich wie durch Faulheit, Völlerei und Verschwendung [44]), so durch Schmutz und Schamlosigkeit aus.

Um das Recht auf Unterstützung zu erwerben, verschwenden Leute ihre wenige Habe, wagen sich an keine lohnende Arbeit. Eltern verlassen einander oder ihre Kinder, um abgesondert reichlichere Unter-

---

[39]) Man liest während der Handelskrisen häufig in den Londoner Zeitungen, daß Familien Hungers gestorben sind. In den Schweizer Cantonen, wo die Armentare besteht, sind im Jahre 1817 eine Menge Unglücklicher vor Hunger umgekommen. Zu Hundweil in Appenzell erlagen von 275 Verstorbenen 198 der Noth.

[40]) In London fallen oft die Armen vor Entkräftung auf der Straße um. Unter 5000 Todten stirbt in London einer vor Hunger.

[41]) Im Jahre 1830 wurden in London 50 Familienväter wegen Entrichtung der Tare vor Gericht gefordert Manche hatten schon ihr ganzes Mobiliar bis auf das Bett verpfändet. In der Schweiz müssen oft die Leute das Geld für die Armen zu wucherischen Zinsen aufborgen.

[42]) So bezahlt man in Putney, Grafschaft Surrey, Fremden gern 3—4 Schill. mehr als Einheimischen. Zu Ely, Grafschaft Cambridge, ist das Lohn der Fremden 50 pCt. höher als das der Einheimischen. Zu Royston, in derselben Grafschaft, verpflegt man die Armen ganz ohne Arbeit und läßt alle Feldarbeit von Fremden verrichten.

[43]) In der Grafschaft Buckingham wollten die Armen-Inspectoren zwei Feldarbeiter, die für ihre Familien selbst sorgten, durch ein Geschenk belohnen, und gaben Jedem 1 Pfd. St. Gleich darauf trugen die Leute auf Unterstützung an, und das Kirchspiel hat sie seitdem erhalten müssen.

[44]) Feldarbeiter, die in der Erntezeit Ersparnisse machen konnten, Zimmerleute, Maurer und Matrosen, die während der schönen Jahreszeit wöchentlich eine Guinee und mehr verdienen, fallen im Winter den Communen zur Last.

stützung zu erhalten [45]). Andere nehmen ihre kranken Kinder aus den Krankenhäusern, um dafür eine Unterstützung zu bekommen. Die Verstorbenen beweinen sie nur um deshalb, weil ihnen durch den Todesfall die Unterstützung geschmälert wird. Alte und schwache Eltern werden von ihren Kindern mitleidslos verlassen, oder in das Armenhaus verwiesen. Die Kinder wachsen unter dem schlechten Beispiel der Eltern zur Trägheit, Trunksucht und allen Lastern auf. Die Verruchtheit erbt sich fort. Dieselben Familien bleiben durch Jahrhunderte den Communen zur Last.

Strenge Gesetze gegen das Betteln führen überall in Kurzem zur Armen-Taxe [46]). Will man die Armen nicht umkommen lassen, so muß man sie ernähren. Gestattet man nicht die Privat-Mildthätigkeit, so muß der Staat die Dürftigen erhalten. Eins folgt consequent aus dem Andern; wie es aber folgt, das haben wir gezeigt.

Die beschränkte Armenpflege findet da statt, wo gewisse Fonds aus irgend einer Quelle, aber nicht mehr, für die Armen verwendet werden. In Spanien z. B. ist es zwar gesetzlich, daß jede Commune ihre Armen verpflegen soll, doch wird das Gesetz nur insoweit beobachtet, als Fonds dazu vorhanden sind, die in Armen- und Krankenhäusern, in verschiedenen geistlichen Einkünften, in Antheilen an den Erträgen der Lotterie, der Post, des Tabak-Regals, und an einigen Orten auch der Zölle bestehen. Bisweilen nimmt aber die Regierung diese Revenüen in Anspruch. Wieviel den Armen jetzt davon bleiben mag, ist uns nicht bekannt.

In der Schweiz besteht die beschränkte Armenpflege in den Cantonen Genf, Neufchatel, Zug, Uri, Wallis und Stadt Basel. In Neufchatel wurde im Jahre 1772 die Taxe eingeführt und, eine höchst merkwürdige Erscheinung, 1819 wieder abgeschafft. In der Regel ist das Abschaffen der Taxe unmöglich, wo diese einmal besteht.

In Irland votirte früher das Parlament jährlich eine gewisse Summe, welche jedoch nur für einen geringen Theil der Dürftigen ausreichte. Durch das Gesetz von 1838 wurde das englische System der Arbeitshäuser und seit 1847 auch die Unterstützung außer dem Arbeitshause in Irland eingeführt. Doch erst im Jahre 1851 erlangten die Arbeitshäuser einen beträchtlicheren Fassungsraum, und zwar für etwa 309,000 Personen. Deshalb sind die Erfahrungen noch nicht entscheidend [47]).

---

[45]) In England und Schottland enthalten die Provinzial-Zeitungen häufig dergleichen Anzeigen. In der Schweiz eben so.

[46]) England, s. oben dessen Geschichte der Armenpflege. Deutschland. Appenzell, Bern, Graubündten 2c.

[47]) Das Fallen der Unterstützung außerhalb der Werkhäuser von 834,000 am 1. Juli 1848 auf 23,000 am 25. März 1851 zeigt noch deutlich die Wirkung der Furcht. Es läßt sich nicht absehen, warum bei gleichem Bedürfniß von 1848 die Zahl der Unterstützten geringer sein sollte, weil deren 300,000 in den Arbeitshäusern verpflegt werden.

In Frankreich ist die beschränkte Armenpflege am regelmäßigsten organisirt. Die Armen werden in Armen- und Krankenhäusern unterstützt, welche eigenes Vermögen haben. Da der Staat denselben wenig oder gar keine Zuschüsse leistet, so dirigirt er dagegen die Verwaltung, die nach Einem Schnitte in ganz Frankreich geführt wird. Commissionen, aus fünf Mitgliedern bestehend, welche der Präfect oder der Minister des Innern ernennt, denen der Maire (ebenfalls vom Präfecten oder Minister ernannt) präsidirt, leiten die Verwaltung. Die Rechnungsführer, Aerzte, Krankenwärter, bis zu den Oekonomen und Controleurs werden eben so vom Präfecten oder Minister ausgewählt. Die Budgets, so wie alle wesentlichen Verwaltungsgegenstände, unterliegen der speciellen Prüfung und Genehmigung des Präfecten oder des Kaisers.

Außerdem bestehen in Frankreich seit 1796 Wohlthätigkeitsbureaus (bureaux de bienfaisance), deren Ausgabe theils aus ihrem Stammvermögen, theils aus Zuschüssen der Communen bestritten wird. Dergleichen Bureaus sollten in jeder Gemeinde sein, doch besitzt deren Mehrzahl keine geordnete Armenpflege. Die Verwaltung der Wohlthätigkeitsbureaus ist mit der der Armen- und Krankenhäuser genau gleichartig [48]). Der Aufwand aller dieser Armen-Anstalten wird zum Theil für Krankenhäuser, ein kleiner Theil für Blinde, Taubstumme oder Wahnsinnige, der bei weitem größte jedoch für die Findelhäuser verwendet. In letzterer Beziehung ist die Armenpflege als eine unbeschränkte anzusehen. Auch mehren sich die Findlinge von Jahr zu Jahr. Uneheliche und eheliche Kinder werden in Menge den Findelhäusern übergeben [49]). Wie durch die Armen-Anstalten die Zahl der Armen und der Verbrecher, so wird durch die Findelhäuser die Zahl der Findlinge, und selbst der Kindermorde, vermehrt. Alle Assisen sind von Anklagen dieser Art voll. Der Sittenverfall, das Vergessen der heiligsten Pflichten wird befördert. Dagegen wirken die Findelhäuser auf die Verminderung der Bevölkerung außerordentlich ein. Nach Hufeland's Makrobiotik erreicht von 10 Kindern, welche in das Findelhaus zu Paris gebracht werden, nur Eins das Alter von zehn Jahren. Man darf auf den Erfolg schließen, wenn man erwägt, daß im Jahre 1818 etwa 99,300, im Jahre 1824 etwa 119,900 Kinder in die Findelhäuser gebracht wurden, und daß die Zahl

---

[48]) Diese Verwaltungsweise in einem constitutionellen Staate, wie Frankreich mindestens war, dürften Viele sonderbar finden, aber jeder Verwaltungszweig in Frankreich, auch der kleinste, wird in derselben Weise geführt. Der Minister besetzt vom Präfecten bis zum Nachtwächter jede Stelle, oder verkauft resp. dieselbe. (So zahlte ein Steuereinnehmer von Valenciennes seinem Vorgänger 60,000 Francs. Notariats-, Mäklerposten ꝛc. gelten häufig weit mehr.) Die Constitution der Barricaden supponirt bei Niemand einiges Talent für Verwaltung, der nicht ein Staatsamt hat. In Rußland giebt ein solches nur den Rang. In Frankreich außer diesem auch noch den Verstand.

[49]) Bekanntlich wählte der berühmte Verfasser des Contrat social, der Gründer der französischen Freiheitstheorien, J. J. Rousseau, ebenfalls diese Erziehungsmethode für seine Kinder.

von Jahr zu Jahr zunimmt. Das chinesische System ist kürzer, indem man dort die Findlinge einfach ersäuft. In der Wirksamkeit möchten beide sich wenig nachgeben. In Peking, einer Stadt, die über eine Million Einwohner zählt, werden jährlich nur etwa 3000 ausgesetzte Kinder ertränkt [50]); man darf kaum annehmen, daß dieses Verhältniß als ein Durchschnitt für das ganze Reich gelten kann, aber selbst dieses angenommen, so bringen die Findelhäuser doch weit mehr um's Leben!

Man findet die Spuren der beschränkten Armenpflege in allen kultivirten und selbst barbarischen Ländern, indem, wie in Frankreich und Deutschland, ebenso auch in der Türkei, Persien und Arabien gewisse Fonds für Arme, Kranke, Wahnsinnige u. s. w. vorhanden sind.

Die Wirkung der beschränkten Armenpflege ist nützlich, wenn sie nur das besondere und zufällige Elend lindert, sie ist schädlich, sobald sie das allgemeine umfassen will. Unterstützt man Kranke, Wahnsinnige, Krüppel, Blinde oder Taubstumme, so werden sich darum weder die Blinden noch die Kranken vermehren. Sammelt man für ein Brandunglück, so brennt deshalb nicht mehr ab. Reicht Jemand einem Dürftigen Unterstützung, so giebt dieses keinem Zweiten das Recht, eine solche zu fordern. Unterstützt man aber die Armen im Allgemeinen, so düngt man ein Feld, das nur Unkraut trägt.

Mit der gesetzlichen Armenpflege ist das Heimathsrecht untrennbar verbunden. Wenn Jemand verpflegt werden soll, so muß auch feststehen, wo und von wem. Die Heimathsberechtigung schließt, wie die Armenpflege, ein ungeheueres Maaß von Elend und Bedrückung aller Art in sich. Doch zuviel schon haben wir Widriges dem Gefühl unserer Leser geboten. Oder sollen wir entwickeln, wie hier der Bankerott einer Fabrik die Armentaxe plötzlich auf das Sechs- und Achtfache steigert; wie dort einzelne Gemeinden der Last beinahe erliegen; wie die Ortsbehörden ängstlich sorgen, fremde Personen fortzutreiben; wie die Ungleichheit des Lohnes auf die Arbeiter drückt; die Menge der Streitigkeiten und Prozesse; der Feindseligkeiten zwischen Nachbarn und Gemeinden; wie man List und Gewalt, ja Lüge und Betrug anwendet, um die Armen los zu werden; wie man die Hütten der Armen niederreißt; wie man einzelne Hülfsbedürftige, Schwangere, Gebärende, oft ganze Familien, ja 30—40 Familien auf einmal [51]) in Regen und Kälte von einem Orte zum andern treibt; wie man den Heimathslosen nicht nur den Aufenthalt, sondern das Begräbniß selbst versagt, eine Mutter zwingt, die verwesende Leiche ihres Kindes im Arm, von Ort zu Ort zu wandern [52]). Doch genug dieser Gräuel. Das Heimathsgesetz ist, mag es, wie in der Schweiz, auf dem Bürgerrecht ruhen, mag

---

[50]) Le Comte, mémoires sur la Chine etc. Die Angabe ist älter, indeß bleiben in China die Verhältnisse sehr stabil.

[51]) „Edinburgh Review“, Mai 1828, p. 314.

[52]) „Journal de Genève“, 1. September 1832.

es, wie in England, auf den Aufenthalt sich gründen; ein Gesetz des Unglücks, des Jammers und der Verzweiflung.

Die gesetzliche Armenpflege bietet, wie wir gesehen haben, sehr wenige Anhaltspunkte, sei es für die Hebung oder Milderung der Noth, sei es für die Beseitigung drohender Gefahren. Wir müssen darum auf die Quelle der Verarmung zurückgehen, um mehr geeignete Hülfsmittel aufzusuchen.

Bunsen — Stahl — Toleranz.

Wider Bunsen von Stahl. Berlin. Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1856. Kl. 8. 157 S.

I.

Bekanntlich hat der Wirkliche Geheime Rath rc. Bunsen aus seiner jetzigen Muse zu Heidelberg ein Buch hervorgehen lassen, „Zeichen der Zeit" titulirt, welches, aus einer Reihe von Briefen an den alten Arndt in Bonn bestehend, eigentlich wohl für die Adresse des ganzen deutschen, besonders preußischen Volkes und seines Hauptes, die höchsten und allerhöchsten*) keineswegs ausgenommen, bestimmt ist. Unter den Entgegnungen, die dasselbe von conservativer Seite hervorgerufen hat, ist die von Stahl die bedeutendste und uns nächstliegende. Um sie hinlänglich würdigen zu können, müssen wir uns aber zum Eingang der Mühe eines Berichtes über das Bunsen'sche Buch selbst unterziehen, obwohl es in diesen Blättern schon einmal kurz und treffend charakterisirt worden ist.

Herr Bunsen hatte, wie er erzählt, schon seit einiger Zeit Meditationen über mehrere der hervortretenden Züge in der Physiognomie der Gegenwart angestellt: über das allgemeine Verlangen nach Gewissensfreiheit einerseits und die modernen Gewaltthaten kirchlicher Intoleranz andererseits, über das Wachsthum der freien religiösen Vereinsthätigkeit hier und das Anschwellen der religiösen Macht dort. Unter diesen Betrachtungen sei es geschehen, daß ihm um den Maimonat des vorigen Jahres zwei, gleich damals vielbesprochene, Schriften kirchlicher Würdenträger, eines römisch-katholischen und eines protestantischen in die Hände kamen: der Hirtenbrief des Bischofs von Mainz aus Anlaß der Bonifacius-Feier, und der im evangelischen Vereine gehaltene Vortrag des K. Ober-Kirchenraths Stahl über christliche Toleranz. Beide erregten durch ihren gesammten Geist wie durch einzelne Auslassungen seine Indignation in dem Maße, daß er sie gerade zur Folie wählte bei der

*) Im zweiten Bändchen ist auf der Rückseite des Titelblattes eine Vignette zu sehen, die unter der Ueberschrift: „Zum funfzehnten October 1855 und zum ewigen Frieden" (!) ein Kreuz zeigt mit der Inschrift: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit", und darunter das Motto: „In hoc signo vinces."

Darstellung seiner eigenen Anschauungen und Vorschläge über das, was der kranken Zeit, zunächst in religiöser und kirchlicher Hinsicht, Noth thue.

Und allerdings sind der Bischof Ketteler und der Ober-Kirchenrath Stahl hervorragende Vertreter derjenigen Richtungen, die dem von Bunsen verkündigten Heilplane — dessen Summe lautet: Gewissensfreiheit, Gemeinde, Persönlichkeit — am meisten im Wege zu stehen scheinen, nämlich der Römischen und der Lutherischen (bei Bunsen constant: Lutheranischen) Kirchlichkeit. Diese beiden Systeme hätten, so führt Bunsen aus, ein jedes in seiner Weise die religiöse und politische Knechtung der freien Persönlichkeit und der freien Gemeinde zum Ausgangs- und zum Zielpunkt. Sie stehen in dieser Hinsicht dem orientalisch-russischen Kirchenthume wenigstens nicht voran. Die bischöfliche Kirche von England, als hierarchische Anstalt nicht viel besser als die vorigen, habe sich doch mit der politischen Freiheit des Volks zu verbünden gewußt und auch sonst in ihrer Verwaltung und in ihrem Cultus ein gewisses Recht des gemeindlichen Elements anerkannt. Aber nur jene reformirten Gemeinschaften, vornehmlich des angelsächsischen Stammes in England und Nordamerika, welche auf einer freien Gemeinde- und Synodal- (resp. Congregational-) Verfassung erbaut sind, bewahrten den vollen, reinen Typus des Protestantismus, ja des apostolischen Christenthums. Und dieser befähige und bestimme sie zum Siege über alle die unfreien Gestaltungen eines blos priesterlichen und theologischen Kirchenthums.

Inzwischen freilich thue die Verfolgungssucht, die zur Natur jedes hierarchisch-theologischen Systems gehöre, nach kurzer Rast wiederum ihr Bestes, um das römisch-katholische und lutheranische Europa und Deutschland zu entwürdigen und zu verwirren. Denn welcherlei der Charakter und die Folgen des intoleranten Fanatismus seien, das lehre die Geschichte von ihren Anfängen bis auf unsere Tage zur Genüge. *)

Die allein ausreichende Schutzwehr gegen so große Uebel und Gefahren sei nun die Abschaffung der priesterlichen, wie der fürstlichen Kirchengewalten und der von einer scholastischen Theologie erzeugten und an die Stelle des freien Bibelgebrauchs gesetzten dogmatischen Glaubensbekenntnisse, vom apostolischen (?) an bis auf die Concordienformel. Der örtlichen Gemeinde und nur ihr gebühre nach der ersten apostolischen Anlage das volle Kirchenregiment über ihre Glieder. Nur sie könne die rechte Form der kirchlichen Verwaltung aus sich erzeugen, und je nach dem in ihr vorwaltenden Bewußtsein diejenige Fassung der Lehre bestimmen, welche zu jeder Zeit als die rechte gelten solle. Nur sie werde das unveräußerliche Recht der christenmenschlichen Persönlich-

*) Wie sehr mitunter die zahlreichen historischer Rück- und Umblicke mit denen B. dies zu erläutern sucht, auf den oberflächlichsten Effecten berechnet sind, zeigt sich z. B., wenn er den ersten Brief, der auf die Stahl'sche Toleranzrede näher eingeht, vom 24. August, dem Bartholomäustage datirt und mit einer Identitätserklärung des Fanatismus, der die Pariser Bluthochzeit eingab, und der Stahl'schen Meinungen einleitet!

keit respectiren, nämlich daß sich ein Jeder aus der heiligen Schrift, als der alleinigen Quelle und Richtschnur, auch seine eigene Auffassung der Wahrheit bilden und sich mit den Gleichgesinnten zu einer religiösen Gemeinschaft frei einigen möge. Ueberhaupt dürfe man die Zukunft des Christenthums ruhig den Händen des überall mächtigen Vereinsgeistes überlassen, in welchem sich mit der größten Freiheit die größte Kraft zusammenfinde. Nur um in das rechte Geleits einzuleiten und die Unordnungen einer plötzlichen Emancipation zu vermeiden, bedürfe es wohl bei den protestantischen Gemeinden (denn die katholischen werden bei diesen Plänen zur positiven Gestaltung vorläufig noch nicht in Betracht genommen) einer vorübergehenden fürstlichen Dictatur. Dieselbe werde zunächst in Preußen vor allen Dingen den ursprünglichen Gedanken der Union — Verschmelzung der Confessionen — wieder aufzunehmen und darum die lutheranischen Tendenzen der Partei Stahl zu beseitigen haben. Die dann wahrhaft unirten sechs östlichen Provinzen wären in etwa 20 Gemeindegruppen, Kirchengemeinden, zu theilen, an deren Spitze je ein Bischof, doch nur mit den Befugnissen eines lebenslänglichen geistlichen Präsidenten, ferner ein bleibender Verwaltungsrath und eine von Zeit zu Zeit versammelte Aeltestensynode, als die selbst gewählten Organe der souverainen Gemeinden zu stehen kämen. Ein Gebetbuch mit „schönen Gottesdiensten" für die Gemeinde, und die Umwandlung der Sacramente und ähnlicher kirchlicher Handlungen in „heilige Gelöbnisse" würden den apostolischen Charakter des neuen Kirchenwesens vollenden. So wäre endlich der Standpunkt gewonnen, auf dem die Lösung aller Fragen, der rein kirchlichen sowohl, als der zwischen Staat und Kirche schwebenden, überaus leicht, und der Weg „zum ewigen Frieden" nicht mehr weit sein würde.

Wir haben hier mit möglichster Objectivität, so weit es die Inconsequenzen, versteckten und offenbaren Widersprüche und Gedankenlücken des Bunsenschen Buches zulassen wollten, den wesentlichen Inhalt dieser „Zeichen der Zeit" nochmals referirt. Wir möchten den Vorwurf abschneiden, als wären wir mit seinen Doctrinen nur aus der vorliegenden Polemik Stahl's bekannt und daher geneigt, ihn schwärzer vorführen zu lassen, als er sich eben selbst zeigt. So viel ist jedenfalls klar, daß Stahl den dringendsten Beruf hatte, wider Bunsen aufzutreten, kaum so sehr zu seiner eigenen Vertheidigung, als zur Vindication derjenigen Wahrheiten, die er von jeher mit so viel Glanz vertreten hat.

„Autorität, nicht Majorität" — dieser Wahlspruch Stahl's könnte keine günstigere und würdigere Gelegenheit finden, geltend gemacht zu werden, als in diesem Kampfe wider Bunsen, auf dem Boden der Religion, die, wenn irgend eine menschliche Lebensgestaltung, die Autorität zu ihrem A und O hat. Es ist ja die christliche Religion, in der wir alle Gnade und Wahrheit von oben empfangen, vom Sohne Gottes, der Mensch geworden und wieder in den Himmel erhöht ist, um von

oben her die Kirche und die Welt zu regieren. Der natürliche Mensch, der von unten ist (Joh. 8, 23), wird ihr zugethan und Glied der Kirche als der himmlischen Gemeinschaft mit dem Erhöhten, nur durch eine Umschaffung von oben her (ἄνωθεν Joh. 3, 3). Ihre ursprünglichen Regierer und Lehrer werden ausdrücklich bezeichnet als Gaben von oben her (Ephes. 4, 10. 11), und selbst den Gehorsam gegen die oft genug willkürlichen menschlichen Ordnungen lehrt sie betrachten und üben als einen Gehorsom gegen „den Herrn". Man braucht in der That mit dem Christenthum nur wenig bekannt geworden zu sein, um zu wissen, daß es vor allen Dingen als göttliche Thatsache und Institution, mit aller Objectivität und Autorität auftritt, daß es den Gehorsam des Menschen fordert, und ihm nur darin, nur in dem Dienste Gottes die wahre Freiheit verheißt.

Nur zu sehr wird aber, selbst von sonst Wohlgesinnten, gerade das Gebiet der Religion, der Kirche und ihrer Verfassung und Verbesserung als ein Tummelplatz für allerlei menschliche Pläne und die Rathschläge menschlicher Convenienz betrachtet und gebraucht, während der große Haufen der Freiheitsdürftigen wenigstens einen solchen Plan des kirchlichen Aufbaues von unten her, wie Bunsen ihn liefert, mit Jubel willkommen heißt.

Und wäre das Christenthum eine Frucht der Speculation und seine Kirchenverfassung durch eine richtige social-philosophische Construction zu ermitteln, so wäre doch die Bunsensche Lösung falsch und einseitig von Grunde aus. Mit geschickter Hand hat Stahl in seinem ersten Capitel „Freiheit" den wissenschaftlich schon veralteten, maßlosen Subjectivismus enthüllt, der allen Bunsen'schen Aeußerungen zu Grunde liegt:

> „Es dürfte ihm doch bei einigem Besinnen nicht entgangen sein, daß er den Bau der ganzen kirchlichen Ordnung lediglich aus dem einen der beiden Pole aufführt, welche die sittliche Welt bilden. Persönlichkeit, Gewissen, Gemeindegewalt, freiwillige Vereine — das sind die alleinigen Gedanken, womit er arbeitet. Dagegen Obrigkeit, gegebene Autorität, gegebene Wahrheit, Institution, Kirche sind kein Material in seiner Werkstätte; er erwähnt sie nicht, oder er befehdet sie. Also überall nur der eine Pol: der Mensch und sein Wille, seine Ueberzeugung und die Addition dieser Ueberzeugungen, und nicht der andere Pol: gottgebotene und gottgefügte Ordnungen und überkommene Wahrheiten und Güter über dem Menschen. Das aber ist die Auffassung zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Damals gründete man deshalb für das politische Bereich alles auf Menschenrecht und Volkswillen. Jetzt übersetzt das Bunsen in's Kirchliche, und für Menschenrecht sagt er Gewissen, für Volkssouverainetät sagt er Recht der Gemeinde. Sein Programm ist nichts Anderes als die Verkündung des contrat social auf dem religiösen Gebiete." (S. 15.)

Bei solcher Bewandtniß war es denn doch weiterhin unabweislich,

nach der Art von Götzenthum, aus dem Bunsen jene Grundgedanken seiner Auslassungen bezogen, näher zu forschen, um so mehr, da derselbe sich so feindselig gegen die Symbole erklärt, nicht etwa bloß gegen die mehr oder minder theologisch ausführlichen Scheidungsformeln der Confessionen aus dem 16. Jahrhundert, sondern auch gegen jene ehrwürdigen ökumenischen Bekenntnisse aus den ersten Jahrhunderten, welche die gesammte Christenheit noch stets als den Ausdruck ihres gemeinsamen Glaubens anerkannt hat. Er will dies zwar lediglich zu Gunsten der alleinigen Geltung der h. Schrift gethan haben; allein mit Recht hat man immer den Glauben Derjenigen für verdächtig gehalten, welche sich zu dem Inhalt der Bibel bekannten, während sie doch jede präcisirte Fassung dieses Inhalts in den Symbolen — nun gar in jenen wahrhaft katholischen Grundsymbolen — ablehnten.

Indem Stahl in seinem zweiten Capitel „Christenthum" auf diesen Punkt eingeht, hat er wohlgethan, über die betreffenden mehr beiläufigen Aeußerungen der „Zeichen der Zeit" hinauszugreifen (deren bloße Interpretation als bösliche Unterstellung erscheinen könnte) und die zusammenhängenderen Darstellungen Bunsen's in dessen „Hippolytus und seine Zeit" herbeizuziehen. Daraus constatirt er nun, daß B. in gehäuften und entschiedenen Aussprüchen ein mixtum compositum von veraltetem Rationalismus und modernem Pantheismus zu Christenthum, zu der wahren christlichen Erkenntniß stempeln möchte. Ihm zufolge bedarf die Bibel, eine semitische Urkunde voll national befangener semitischer Vorstellungen, einer Uebersetzung, einer Umdeutung aus dem Geiste der iranischen oder japhetischen (der alten classischen und der neueren europäischen) Völker, um zum Weltspiegel und zum Codex der ewigen Gesetze der Geschichte der Menschheit zu werden. Denn dies, erst durch die iranisch-philosophische Interpretation zu Gewinnende ist das Wesentliche der Offenbarung, nicht aber die äußerlichen historischen Acte, in welche die semitische Vorstellung jene ewigen Gesetze einhüllt. So z. B. sei bei dem Grunddogma alles Christenthums, bei „der Idee" der Fleischwerdung, der philosophische oder unendliche Factor (nicht etwa der geschichtliche, die Thatsache des Mysteriums) der wesentliche und ursprüngliche. Diese Idee erscheine auch bei Johannes und Paulus völlig unabhängig von jeder übernatürlichen Zeugung. Jeder Gläubige werde zum Sohne im Zustande verschwindender Unvollkommenheit!!

Wir brauchen den Gang der Bunsen'schen Gedanken, mit denen es Stahl in seinem zweiten Abschnitte aufnimmt, nicht weiter zu verfolgen. Ihre bloße Anführung war ihre Widerlegung in den Augen jedes gesunden Christenverstandes. Es bedurfte keiner großen Beweisfülle für den letzteren, um zu zeigen, daß „das vernünftige Gewissen, welches man den gesunden Menschenverstand zu nennen pflegt, und seine allgemeinste Aeußerung, die öffentliche Meinung,"*) zumal so,

*) Citat aus den „Zeichen der Zeit" II., 27, bei Stahl S. 55.

wie es sich bei Bunsen vernehmen läßt, nicht der rechte Ausleger und Richter über das Wort Gottes oder gar das kirchliche Lehrorakel ist, das „nicht irren kann". Solche Versuche, die Versöhnung des Christenthums mit der öffentlichen Meinung zu bewerkstelligen und ihm mit Anrufung der Patronage von Spinoza, Lessing, Goethe das Maß von Popularität zu verschaffen, wie es B. für unentbehrlich hält, mußten im Namen des Glaubens entschieden abgelehnt werden.

Hierbei können wir doch einen Ausdruck der Verwunderung nicht zurückhalten, daß Bunsen bei so Vielen in Deutschland und, wie es scheint, auch bei Stahl, „bis jetzt im Rufe des Christenthums stand" (S. 5.). Es kann uns natürlich nicht beikommen, ein Urtheil über des Mannes persönliche, innere Herzensstellung fällen zu wollen; aber wir meinen, ein gut Theil seiner Anschauungen und Doctrinen, bei denen er hoffentlich nicht weiß, was er thut, hätte schon längst als unverträglich mit jenem Rufe erkannt werden können. In England wenigstens haben conservative und kirchliche Männer bereits seit Jahren die Lehren Bunsen's als Pantheismus und seine Vorschläge als anarchische Willkür kritisirt. Und wer mit diesen englischen Verhältnissen etwas genauer bekannt geworden ist, weiß, wie sehr B. durch seine (an einem fremden Gesandten doppelt auffällige) Geschäftigkeit in der Opposition gegen die high church und in der Importirung „deutscher Philosophie und Kritik" dazu beigetragen hat, bei einer intelligenten Klasse der Tories jenes Odium gegen „verderbliche deutsche Einflüsse" und speciell gegen Preußen wach zu rufen, das in den letzten Jahren auf so mannichfache Weise bemerklich geworden ist. Die Anklagen jener achtbaren englischen Kreise konnten einem Deutschen aus specifischem Anglicanismus hervorzugehen scheinen: seit dem Erscheinen des „Hippolytus", in dessen religionsphilosophischen Aphorismen B. seine stets unverändert gebliebene Ueberzeugung schon aus den zwanziger Jahren des Säculums datirt, und nun gar seit diesen „Zeichen der Zeit" wird man die englischen Urtheile wohlgerechtfertigt finden. Aber es schien längere Zeit, als ob es bei uns genüge, mit „historischer" Kritik angeblich gegen den Romanismus und Episcopalismus zu Felde zu ziehen, die (gleichviel wie verstandene) Rechtfertigung durch den Glauben zu betonen und bei der vielbeliebten Kirchen-Verfassungs- und Liturgieen-Fabrikation mit Geräusch thätig zu sein, um sich einen so nachhaltigen „Ruf des Christenthums" zu begründen.

In seinem dritten Capitel, „Toleranz", hat Stahl mit Schärfe die Confusion bloßgestellt, deren sich B. schuldig macht, wenn er die Toleranz, welche die französische Philosophie des 18. Jahrhunderts predigte, auf dem christlichen Boden der Reformation gewachsen sein läßt. Die Toleranzforderungen der alten Protestanten, selbst der Quäker und Independenten, fanden ihre Motive und ihre Grenzen an dem, was sie für die Wahrheit des Evangeliums hielten: die der Deisten flossen aus

Gleichgültigkeit gegen alle religiöse Wahrheit und zielten auf Entchristlichung des Staates zu Gunsten jedes ungläubigen Einfalles. Die von B. übertrieben verschrieene Meinung Stahl's geht dahin, daß er ein gewisses Maß polizeilicher Repression gegen das aggressive Auftreten der Secten für eine Pflicht erklärt, welche die christliche Obrigkeit gegen ihre Landeskirche habe; auch kann er sich dabei auf die Uebereinstimmung mit den von der Eisenacher Conferenz der deutsch-evangelischen Kirchenregimente aufgestellten Sätzen berufen. Eine gewisse Unsicherheit über das Angemessene solcher Repressionen ist indessen bei Stahl unverkennbar. Wir werden weiter unten auf diesen Punkt zurückkommen.

Das 4. Capitel, „Kirche", und das fünfte, „Union", rechtfertigen die von Stahl hinsichtlich dieser beiden Angelegenheiten eingenommene Position. Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und die Anerkennung der Bibel-Autorität — das sogenannte materiale und formale Princip einer vertrockneten modernen Theologie des Protestantismus — genügten für sich allein keinesweges, um das Band der evangelischen Kirche abzugeben. Sie dürfe nicht jedem Angriffe auf den sonstigen Bekenntnißstand ihre Schranken öffnen, nur, weil derselbe etwa jene zwei Grundsätze auf seiner Fahne trüge. Sie muß vielmehr den ganzen Glauben, wie er durch die Handreichung der Heiligthümer von Geschlecht zu Geschlecht überliefert ist, in seiner Unversehrtheit und seiner Ausschließlichkeit gegen die einmal abgewiesenen Irrthümer (z. B. des Baptismus) bewahren. Insbesondere sei dies gerade bei der preußischen Union der wesentliche Punkt, daß dieselbe nicht, wie Bunsen es deutet, die Aufhebung der beiden Sonderbekenntnisse in ein einheitliches Dogma zum Zwecke habe, sondern dem gesammten Bekenntnißstande der Lutheraner sowohl, als der Reformirten, Schutz und Pflege gewähre unter der Bedingung, daß die Confessions-Gemeinden durch ihren freiwilligen Beitritt zur Union einander die Abendmahlsgemeinschaft gewährten und unter ein einheitliches Kirchenregiment träten. Die Organisation dieses letztern in dem confessionell gegliederten Ober-Kirchenrath durch die Cabinets-Ordre vom 6. März 1852 sei nur die consequente Durchführung der schon vom hochseligen König in der Cabinets-Ordre vom 28. Februar 1834 aufgestellten Grundsätze. Wenn dabei auch einem dritten Elemente, das sich als neutral auf die dogmatische Uebereinstimmung beider Confessionen stellt, Stätte und Recht gewährt sei, so würde die Union damit doch keinesweges zu einer Bunsen'schen Bekenntnißlosigkeit oder doch Bekenntnißverschmelzung gestempelt, auf Grund deren alle Diejenigen, welche den ganzen Reichthum ihres Confessionsgehaltes festhalten möchten, sofort „ausscheiden müßten in Frieden."

Ob nun Bunsen, zumal bei seiner Unklarheit über die praktische Ausführung seiner Ideen, mit diesem letztern Ausdrucke das gemeint hat, was Stahl ihm beimißt, daß die gesammte confessionell gesinnte Geistlichkeit „aus Amt und Brod" geworfen werden sollte, wollen wir nicht

unterschreiben. Es wäre das allerdings ein merkwürdiger Gedanke bei einem Verfechter der Toleranz. Aber das erscheint doch als die Summe der Bunsenschen Auslassungen, was Stahl ihm als eine „andere Merkwürdigkeit“ zurechnet:

„Ein hochgestellter Staatsmann stellt Sr. Majestät dem Könige zu seinem Geburtstag vor, daß nur die reformirte Kirche (in England, Holland, der Schweiz) bürgerliche Freiheit gegründet hat, die lutherische Kirche dessen unfähig ist, und giebt ihm deshalb den Rath, dem Lutherthum in seinem Lande doch je bälder desto besser ein Ende zu machen, als welches sein Volk verhindert, die bürgerliche Freiheit zu gewinnen und damit der höchsten Obrigkeit die Stelle anzuweisen, die sie in jenen reformirten Ländern einnimmt.“ (S. 154.)

Endlich verdient auch das treffende Schlußurtheil der Stahl'schen Polemik gegen das Buch von Bunsen hier Erwähnung:

„Ich will ihm den leichten Literatenstyl nicht anrechnen, mit dem es über die höchsten und heiligsten Fragen hin- und herläuft. Aber es ist ein Buch ohne Kenntniß der wirklichen Rechtsbestände, ohne Sinn für Geschichte, ohne Klarheit der eigenen Gedanken, von einer unglaublichen Vermengung des Widersprechendsten, ein Buch der Schlagworte statt der Begriffe und Gründe, in welchem selbst die Wahrheiten zu Irrthümern sich verkehren, ein Buch unter der Fahne der heiligen Schrift bei der gründlichsten Aufhebung der heiligen Schrift, ein Buch endlich von der Wirkung, aus der Christenheit statt ein Reich Gottes ein Reich des Unglaubens und der Massenherrschaft zu machen.“

Es ist wirklich etwas darin von Prophetie der Macht, die aus den Wogen der Volksmassen heraufsteigen möchte, und Stahl hat in dieser Polemik wirklich einen guten Kampf gekämpft. Bunsen wird sich über die Empfindlichkeit der Züchtigung, die ihm darin widerfahren ist, nicht zu beschweren haben: er hat sich selbst den Gegner gesucht, dem er doch in keiner Hinsicht gewachsen ist.

Zum Abschluß möchte aber noch Einiges zur Erklärung der Doctrinen zu sagen sein, zu deren überlautem Verkündiger sich Bunsen gemacht hat.

Pariser Kunstbrief.

Léonard de Vinci et son école par F. A. Rio.

Paris, 20. Februar. Die allgemeine Kunst-Ausstellung, die im verflossenen Jahre zur Seite der Industrie-Ausstellung das Interesse eines ungeheuren Publicums, in welchem alle civilisirten Nationen vertreten waren, in Anspruch nahm, war zugleich der Impuls zu einer höchst mannichfachen literarischen Thätigkeit. Zahlreiche Federn waren

in emsiger Bewegung bemüht, der unendlichen bunten Eindrücke, welche diese große Heerschau der Talente und Leistungen der Kunst in der Gegenwart hervorrief, Herr zu werden, dem Publicum das Verständniß der verschiedenen Richtungen, Gegensätze und Rangstufen zu vermitteln, die große Bilanz der in der Werkstatt des Kunstgenius dieser Zeit verwandten Kräfte, Arbeiten und Ideen mit dem Erreichten, mit den Resultaten, mit demjenigen, was der Kunst Bleibendes gewonnen worden, zu ziehen. Zwei Punkte waren es, die bei aller sonstigen Verschiedenheit der Standpunkte und Ansichten dem aufmerksamen Beurtheiler der Kunst-Ausstellung allgemein auffielen: die Unmasse der Bilder von geringem Umfange und von leichten, minder das Gefühl angreifenden, als die Freude am Stillleben und am Behaglichen des irdischen Daseins reproducirenden Gegenstände, der geringen Anzahl und der völligen Unzulänglichkeit der religiösen Darstellungen gegenüber. Trotz der großen Anzahl bedeutender Leistungen, trotz der Menge der Kunstwerke, in denen reichbegabte Künstlernaturen, glänzende Talente sich offenbarten, hat es schwerlich einen aufmerksamen und ernsten Beschauer der großen Ausstellung gegeben, der, wenn er von der Allée Montaigne in die Museen des Louvre wanderte, nicht mehr oder weniger das Gefühl hatte, als komme er aus einem Ballsaal in einen Tempel. Ruhe und Größe sind die Eigenschaften, welche die Kunstwerke der großen Italiener in der Malerei kennzeichnen, es sind aber zugleich die Haupterfordernisse des Stils in der Kunst im Allgemeinen. Und eben darum waltete der Eindruck der Ruhe und Größe in der allgemeinen Kunst-Ausstellung nicht vor, weil, so Glänzendes die rastlose Thätigkeit der kunstgeübten Hände in unserer Zeit in den einzelnen Kunstwerken geleistet, doch das allgemeine Kunstwerk, der Stil, nicht mitgeschaffen worden, und so den einzelnen Kunstwerken das Gepräge der Nothwendigkeit, die Umgebung eines geistigen, allumfassenden Elementes fehlt, in dem es reichlich leben und sich frei bewegen kann, wie der Vogel in der Luft. Wir wollen mit Denen nicht rechten, welche mit dem ganzen Gesicht der Zukunft zugewandt sind und in den Productionen, welche durch die Hast der Bewegung und durch jähe leidenschaftliche Empfindungen den herrschenden Charakter der Zeitstimmung ausdrücken, den Aufgang einer neuen Morgenröthe der Kunst mit Begeisterung begrüßen. Wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß ein Gebiet der Kunst, welches weniger angebaut ist, — nicht als ob Gefahr vorhanden sei, daß es auf immer verlassen worden, sondern weil dasselbe den vorherrschenden Charakter der momentanen Zeitrichtung energischer als die übrigen Genres der Kunst von sich abweist, — seinen vollgültigen, allseitig entwickelten Kunststil bereits besitzt: wir meinen das Gebiet der religiösen Kunst. Möge das Genre und die Landschaft, das Interieur, das Schlachtenbild, das Historienbild ihr Gesetz, ihre Wahrheit, ihren Stil noch im Unbekannten suchen; das religiöse Bild kennt

den seinen und besitzt ihn in der großen Vergangenheit der Schulen von Siena, Florenz, Perugia und Mailand. Die Vorbilder der Frömmigkeit, die Muster der christlichen Liebe, welche die Vorzeit aufgestellt hat, lassen der Andacht und den christlichen Tugenden in den nachfolgenden Zeiten Raum und Freiheit; eben so bannt der Stil der Meister der religiösen Malerei die Künstler der Neuzeit nicht in beengende Grenzen, sondern weist mit deutendem Fingerzeig den richtigen Weg an; wie die festgestellten Dogmen der Kirche den Weg der Wahrheit anzeigen, ohne die reiche Entwickelung der Individualitäten in Gedanken und Thaten zu hindern. Dasselbe gilt von dem Stil der religiösen Kunst, den die alten Italiener ausgebildet haben. Eine Rückkehr der religiösen Kunst zu jenen großen Vorgängern würde, obgleich ein Schritt zurück in die Vergangenheit, doch zugleich ein Schritt vorwärts in die Zukunft, zur Läuterung der ganzen modernen Kunst von den Schlacken der Mode und dem beherrschenden Einflusse schnell vorübergehender Richtungen der Literatur sein.

Zu diesen Bemerkungen wurden wir angeregt durch die Lectüre eines Buches, das im verflossenen Jahre erschienen ist und das dem Besten, was bisher über die Geschichte der italienischen Malerei in ihrer großen Zeit geschrieben worden ist, an die Seite gestellt werden muß. Wir meinen das Werk von F. A. Rio: Léonard de Vinci et son école. Es ist der zweite Theil zu einem Buche desselben Verfassers, das bereits vor vielen Jahren unter dem Titel: De la Poésie chrétienne, mit dem Nebentitel: de l'art chrétien erschienen ist.

In demselben stellte der Verfasser, auf Grund der umfassendsten Studien, den Gang dar, den die christliche Malerei als Ausdruck des Glaubens und der frommen Begeisterung der modernen Völker, namentlich der Italiener, genommen hat von den frühesten Zeiten an, wo die verfolgten Christen mit einfachen, aber erhabenen Symbolen die Katakomben schmücken, bis zur Blüthe der mystischreligiösen Schule Umbriens und bis zu Raphael, der in seinen späteren Werken andere Bahnen einschlug; er führte ferner aufs Lebendigste den tiefen Einfluß vor, den die von Savonarola in Florenz versuchte Reform auf die Kunst ausübte; den Schluß jenes Buches endlich machte die Darstellung der venetianischen Schule in ihren Beziehungen zur umbrischen und deutschen. In dem Werke, welches Rio gegenwärtig herausgegeben hat, giebt er die Geschichte der Mailändischen Schule, die unter dem Schutze des hohen Hauses Visconti und unter dem Einflusse des Giotto sich heranbildete, um endlich das große Genie Leonardo da Vinci's aufzunehmen. In enger Beziehung zur Zeitgeschichte, zu dem Hofe und der Politik des Mailänder Herzogs Lodovico, genannt Moro, und zu den Erfolgen und Niederlagen der Franzosen in Ober-Italien, sehen wir Leonardo da Vinci zu verschiedenen Malen Mailand verlassen und dahin zurückkehren; wir bewundern die Allseitigkeit seines Genies, das zu

gleicher Zeit in der Architektur, der Sculptur und der Malerei glänzte, und sehen, wie es nach und nach zu seiner begeistertsten Schöpfung, dem Christusideale, sich erhebt. Von vorzüglichem Interesse sind die Beziehungen, welche zwischen der italienischen Schule und der französischen in Mailand sich anknüpfen. Besondere Capitel sind der Darstellung der Mailändischen Schule nach Leonardo da Vinci, ferner der ebenfalls unter dem Einfluß dieses Meisters stehenden Schulen von Lodi und Bergamo gewidmet. Die künstlerischen Individualitäten des Soloria, des Melzi, Oggione und zahlreicher anderer hochbegabter aber noch nicht genügend bekannter Maler jener Zeit treten mit großer Lebendigkeit portraitirt in der Darstellung Rio's hervor; überall weist das vorliegende Buch da den Beginn des Verfalles nach, wo die maßlose Bewunderung der Werke des klassischen Heidenthums, welche das hohe Haus der Medicäer unter Andern begünstigte, an die Stelle des unbefangenen Christenglaubens tritt. Das erwähnte Buch ist während der Epoche der Kunstausstellung erschienen; möchte ihm jetzt, da größere Stille eingetreten, die allgemeinste Aufmerksamkeit zu Theil werden, denn es ist ganz vorzüglich geeignet, zu dem Bestreben auf die Ruhe und Größe eines ächten Kunststiles hinzuleiten durch seine eben so gründliche als lebendige Darstellung der Zeiten und der Männer, denen wir das Höchste, was in der Malerei erreicht worden, die Meisterwerke der christlichen Kunst, verdanken.

Französische Revuen.

Bücher, nichts als Bücher. — Die Romantiker: Frau von Arbouville, Victor Hugo und Michelet. — Zur Geschichte des Infanten Don Carlos. — Türkische Frauen und Jesuiten-Missionen. — Die europäischen Arbeiter und eine Anekdote von Voltaire.

Mehr mit Büchern als mit Menschen beschäftigen sich die neuesten Revuen, die literarischen Zustände haben dieses Mal den Vortritt vor den socialen oder politischen, doch verliert unsere „social-politische Wochenschrift" nichts dabei, denn in den literarischen Zuständen spiegelt sich das Leben. Die Aufsätze, mit denen wir es zu thun haben, sind von verschiedenem Werth, und das Unbedeutende steht oft hart neben dem wirklich Schönen. Dieselbe Nummer der „Revue des deux Mondes", die sich über Charles Dickens eine wahre Schülerarbeit von einem Herrn Taine hat gefallen lassen, bringt zugleich einen trefflichen Artikel von Charles de Remusat über das Romantische im Geist der Literatur. Aus der Schülerarbeit erlauben wir uns zum Ergötzen unserer Leser nur einen Satz anzuführen; er lautet: „— da brachte er der Familie drei Bände in Quart, jeden zu achthundert Seiten, deren leichter Styl selbst einen Berliner Deutschen einschläfern würde!" Was muß der brave

Mann für Begriffe von „Allemands de Berlin“ haben? Er ist sicher überzeugt, daß wir noch lange nicht im Besitz der Buchdruckerkunst sind und unsere Journale in Mönchsschrift auf Pergament schreiben. Wir gehören nicht zu den unbedingten Verehrern des englischen Novellisten und seiner Colorir-Manier, aber selbst unsern Gegnern wünschen wir eine einsichtigere Beurtheilung.

Herr von Remusat hat in seinem Aufsatz mit großem Glück Madame von Arbouville, ihre Gedichte und Novellen, gewählt, um das zu bezeichnen, was er unter dem Romantischen im Geist der Litteratur versteht; wir können ihm hier in seiner Deduction nicht folgen, er giebt uns eben auch nur eine Erklärung, wie wir schon viele haben; unsere Leser aber werden mit uns der Ansicht sein, daß Madame von Arbouville, die zu früh verstorbene Dichterin, die zarte, edle Seite des Romantischen würdig repräsentirt, wenn Sie die wenigen Verse gelesen haben werden, die wir in allerdings, was die Form betrifft, sehr flüchtiger Uebersetzung hier folgen lassen. Frau von Arbouville sammelte ihre ersten Gedichte unter dem Titel „Das Manuscript meiner Großtante“, sie fühlte eine mädchenhafte Scheu vor der Oeffentlichkeit und wollte deßhalb die Blumen, die ihrer jugendlichen Phantasie entsprossen waren, einem verstellten Alter unterschieben. Sie ist selbst die junge Frau, welcher der „Engel der Poesie“ erscheint, dem sie antwortet:

„Ich höre Deine Stimme in voller Harmonie,
Deine Träume von Liebe, von Ruhm und von Genie.
Meine Seele erzittert, wie beim Anblick der Sonne,
Blitzend tritt in's Auge mir eine Thräne der Wonne —
Doch darf's in der Welt nicht ein Einz'ger erfahren,
D'rum mußt Du, oh Herz, das Geheimniß bewahren!
Oh! nimm Deinen Schleier und hülle mich d'rein,
Meine Seele antwortet nur Dir, Dir allein!
Und wenn von dem Mund mir ein stammelnd Wort weht,
Du sagst es ja Gott nur, der's lächelnd versteht.
Talente, sie zeigen sich gern vor der Welt,
Ein träumendes Herz sein Geheimniß behält;
Man muß gar geistreich wissen zu leiden,
Um die Sinne der leichten Menge zu weiden.
Meine schwache Stimme scheut Glanz und Schall,
Sie singt nur Nachts, wie die Nachtigall.
Lebwohl denn, laß mir mein Träumen süß
Und schwinge Dich auf zu dem Paradies. —“
Der Engel lächelt der weinenden Frau,
Eine Feder aus seiner Schwinge blau,
Die reicht er ihr still, sie weigert sich bang,
Da klingt's in den Lüften wie süßer Gesang;
Der Engel verschwand, die Feder, sie blieb,
Und lächelnd in Thränen die junge Frau — schrieb!

Man wird in diesem Stück Poesie, das in der Uebersetzung natürlich von seiner Anmuth viel eingebüßt hat, wahrscheinlich noch immer

ein Korn von der französischen Eitelkeit finden, die sich überall in Positur setzt, Engeln wie Teufeln gegenüber, aber man wird schwerlich leugnen können, daß wirkliche Reinheit und zarter poetischer Sinn in seltener Fülle aus diesen Versen sprechen; sie repräsentiren in der That würdig die zarteste Seite der Romantik.

Von französischer Romantik sprechen und Victor Hugo vergessen, wäre ein schweres Unrecht, in Frankreich, selbst im neukaiserlichen, eine Unmöglichkeit. Man erwartet in diesen Tagen das Erscheinen eines neuen Werkes des berühmten Dichters, den der Politiker so unglücklich gemacht hat. Wir kennen diese „contemplations" noch nicht, aber wir wollen unsern Lesern mittheilen, was die Freunde des Dichters in der Presse über den Inhalt des neuen Buches bereits verrathen haben. Es sind 12,000 Verse in 6 Büchern, welche folgende Ueberschriften führen: 1. Aurore. 2. L'ame en fleur. 3. Les luttes et les rêves. 4. Pauca meae. 5. En marche. 6. Au bord de l'infini. Nach den vorliegenden Mittheilungen sind in dem Gedicht alle Töne angeschlagen, von dem Laut der Rohrflöte bis zum Hall der Posaune des Gerichts; Frühlingsliebe und Schäferscenen sollen wechseln mit apokalyptischen Visionen, hier ist Alles rosenfarben, dort ist Alles dunkel. Die Ueberschrift: Pauca meae — einige Verse für meine Tochter — soll den Schlüssel des Gedichtes enthalten. Ist das der Fall, so kann man wirklich auf Schönes hoffen, denn diese rührende Liebe zu seiner früh geschiedenen Tochter, die wie ein sanftes, stilles Trauerband sich durch das ganze nachfolgende so bewegte Leben des Dichters zieht, ist das erhabenste und edelste Gefühl, aus welchem Hugo je gesungen und gedichtet. In der innern Form hat das Gedicht wahrscheinlich Aehnlichkeit mit den feuilles d'automme, in denen doch das Beste ist, was uns Hugo gegeben.

Von einem andern Romantiker, Michelet, ist auch ein neues Buch fertig: Die Vögel — jedenfalls werden diese Vögel nichts gemein haben mit denen des Aristophanes. Es läßt sich leicht errathen, in welchem Sinne diese Vögel geschrieben sind, wenn man sich erinnert, daß Michelet, wie Montaigne und Lafontaine vor ihm, stets ein Advocat der Thierwelt war. Montaigne nannte die Thiere immer: „nos frères inférieures", und Michelet sagt in seinem Buche „Origines du droit": „Der ragende Baum, der alle Zeiten gesehen, der Vogel, der alle Räume durchfliegt, können wir von ihnen nichts lernen? Liest der Adler nicht in der Sonne? und die Eule, sieht sie nicht im Dunkeln? Die mächtigen Stiere dort im Schatten der Eiche, sollten keine Gedanken sein in ihren langen Träumen?" Es sind das Fragen, die wohl einer dichterischen Bearbeitung würdig sind. Außerordentlich angesprochen hat uns immer die Michelet'sche Benennung der Hunde, er nennt sie „Candidaten der Menschheit". Wer Hunde mit Liebe beachtet hat, wird fühlen, wie schön das Wort ist. Zur Romantik kann man ja auch wohl

die Uebersetzung eines großen deutschen romantischen Gedichts rechnen; ein Lütticher, Amedée de la Rousselière, hat so eben Schiller's Don Carlos in französische Verse übersetzt. Wir können nicht über die Uebersetzung urtheilen, die sehr gerühmt wird, aber vielleicht sind unsern Lesern einige historische Details über Don Carlos interessant, die nicht so allgemein bekannt sind. Der Infant Don Carlos war 1545 zu Valladolid (sprich Vajadoli) geboren. Der Enkel Kaiser Karl's V. war der Sohn Don Philipp's II. und der schönen Maria von Portugal, der seine Geburt das Leben kostete; neun Jahre später heirathete Don Philipp die Königin Maria Tudor von England, bestieg den Thron 1556 und wurde 1558 zum zweiten Male Wittwer. Er vermählte sich nach dieser Ehe mit einer Tochter von Frankreich, Madame Elisabeth von Valois. Don Carlos hatte nie einen zärtlichen, sondern stets nur einen finstern, mißtrauischen Vater gekannt.

Es war in der Nacht des 28. December 1567, Don Carlos lag in tiefem Schlaf, als der König mit einer Schaar von Bewaffneten, die Fackeln und bloße Schwerter trugen, in das Gemach seines Sohnes drang. Vergebens versuchte der Prinz Gegenwehr, man bemächtigte sich seiner, ehe er Gebrauch von den Pistolen machen konnte, die unter seinem Kopfkissen lagen. Man durchsucht das Gemach und erbricht eine Cassette, die Papiere darin waren ohne Zweifel compromittirend, denn Don Carlos machte eine verzweifelte Anstrengung, den Händen, die ihn hielten, zu entrinnen. Man zieht dem Infanten Trauerkleider an, der König läßt die Fenster vernageln und giebt seinen Sohn unter die Wache des Herzogs von Feria. Don Carlos verlebte furchtbar lange Wochen in der Gefangenschaft, am 24. Juli 1568 war er todt. Die Inquisition hatte den Sohn auf Anklage seines Vaters zum Tode verurtheilt. Die Todesart ist ungewiß, nach den neuesten Forschungen ist Don Carlos enthauptet worden. Elisabeth von Frankreich war die Tochter König Heinrich's II., nach Brantôme war sie sehr schön, und Don Philipp, der sie erst mit seinem Sohne Don Carlos verlobt hatte, fand sie im Portrait schon so liebreizend, daß er sie für sich selbst nahm. „Seitdem, ich habe es aus bester Quelle" — erzählt der ehrliche Brantôme — „war besagter Prinz Don Carlos so außer sich und hatte eine solche Eifersucht auf seinen Vater sein Leben lang, und war so zornig darüber, daß der ihm eine so schöne Beute geraubt, daß er ihn laut tadelte und sagte, er habe sehr unrecht gethan gegen ihn, daß er ihm das weggenommen, was ihm so feierlich versprochen und zugesagt gewesen!" Die Ausbrüche der Leidenschaft des Prinzen wurden natürlich dem von seinen Spionen gut bedienten Könige hinterbracht, und Don Carlos entschloß sich, um der Härte seines Vaters zu entgehen, aus Spanien zu flüchten. Man behauptete nun, der Prinz wolle nach Flandern gehen, Protestant werden und sich an die Spitze des Aufstandes stellen. Diese Anklage brachte ihm den Tod. Neun Wochen nach Don Carlos' Tode

starb Elisabeth von Valois unter furchtbaren Schmerzen, wahrscheinlich an Gift; man hatte sie angeklagt, die sträflichen Hoffnungen bei dem Prinzen genährt zu haben. Brantôme, der schreibt, als habe er die unglückliche Fürstin persönlich gekannt, entwirft folgendes Portrait von ihr: „Ihr Angesicht war sehr schön, ihre Augen und ihr Haar waren schwarz und schatteten sich so reizend ab gegen ihren weißen Teint und machten sie so hinreißend, daß man mir versichert hat, daß die spanischen Seigneurs sie nicht anzusehen wagten aus Furcht, sich in sie zu verlieben, die Priester namentlich schlugen die Augen vor ihr nieder, um nicht in Versuchung zu kommen. Ihre Taille war sehr fein, ihre Haltung voll Majestät, ihr Gang war zugleich stolz, wie der einer Spanierin, und anmuthig, wie der einer Französin. Wenn sie ausging bei Hofe oder zur Promenade in die Gärten, oder Kirchen und Klöster besuchte, gab es stets ein gewaltiges Gedränge, das Volk umwogte jeden ihrer Schritte, in dieser Masse war es nicht möglich, sich zu bewegen, und glücklich schätzte sich Jeder, der am Abend sagen konnte: „Ich habe die Königin gesehen!"

Nach dieser Beschreibung sind Don Philipp's Eifersucht, wie Don Carlos' Zorn erklärlich genug, die Schauspielerinnen aber, welche die Königin Elisabeth darstellen, sollten Brantôme's Portrait etwas studiren. Wir erinnern uns einige gesehen zu haben, die den armen Brantôme geradezu Lügen straften.

Wir finden im neuesten Heft der „Revue des deux mondes" ferner den Anfang einer Reihe von „Erzählungen aus der asiatischen Türkei" von der durch ihre politischen Excentricitäten hinlänglich bekannten Prinzessin Christine von Trivulzio de Belgiojoso. Die erste dieser Erzählungen: Emina, liegt noch nicht vollständig vor, das Stück aber ist ungemein interessant durch die Schilderung des Lebens der türkischen Frauen der mittleren und unteren Stände, wenn man so sagen darf, da in der Türkei nur der Besitz Unterschiede macht; die Erziehung, oder vielmehr die Nichterziehung der Kinder, ihre Verheirathung im zartesten Alter, ihr Leben in dem Harem u. s. w. werden mit meisterhaftem Pinsel ausgeführt. Freilich stimmen die Schilderungen der Prinzessin unglaublich schlecht zu dem Türkenjubel der letzten Jahre, aber derselbe beginnt ja auch bereits sehr kleinlaut zu werden und zur Ernüchterung können diese, wie es scheint, sehr gewissenhaft ausgeführten Lebensbilder nur beitragen.

Ein Artikel über „die Jesuiten in China einst und jetzt" von Charles Lavallée leidet an einer sehr breiten Darstellung, doch bringt er eine Fülle von Notizen aus zwei neu erschienenen Büchern von Jesuiten. Es sind wie gesagt immer wieder Bücher, auf die wir dieses Mal in den französischen Revuen stoßen. „Voyages et missions du Père Alexandre de Rhôdes, de la compagnie de Jésus, en la Chine et autres royaumes de l'Orient", erschien 1653 und ist jetzt nur wieder

abgedruckt. Das zweite Buch betitelt sich: „Memoire sur l'état actuel de la mission du Kiang-nan (1842—1855) par le R. P. Broullion, de la compagnie de Jésus.

Eine Reise nach China, eine Reise überhaupt war zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts kein Kinderspiel, keine Vergnügung wie heute. Der Pater de Rhodes verließ mit dem Segen Papst Paul V. Rom im October 1618 und ging zu Lande nach Lissabon, wo er sich einschiffen wollte. Vier und einen halben Monat brauchte er zu dieser Reise. Portugal war damals im vollen Glanze seiner Meeresherrschaft. Wir können hier dem Jesuiten nicht weiter auf seiner Missionsreise folgen, sondern wollen nur Diejenigen, die sich für die Missionsthätigkeit überhaupt interessiren, auf die beiden citirten Bücher aufmerksam machen. Wir schreiben keine Apologie des Jesuitenordens, aber man braucht nur diesen Artikel der „Revue des deux mondes" zu lesen, um zu begreifen, daß ein Orden, der so gewaltige Werke verrichtet hat und in so riesigen Dimensionen das Christenthum verbreitet, doch mit andern Waffen angegriffen werden muß, wenn man ihn vernichten will, als bisher meist geschehen.

Auf der Ausstellung zu Paris im vorigen Jahre bemerkte man einen prächtigen Band aus der kaiserlichen Druckerei, betitelt: Les ouvriers européens, études sur les travaux, la vie domestique et la condition morale des populations ouvrières de l'Europe par M. Le Play, ingenieur en chef des mines. Dieses Werk enthält sechs und dreißig Monographieen oder Beschreibungen von Arbeiterfamilien in den verschiedenen Ländern Europa's. Fünf dieser Monographieen sind den Russen, eine den Bulgariern, zwei den Schweden, fünf den Oesterreichern, vier den Deutschen, zwei den Schweizern, zwei den Spaniern, vier den Engländern und eilf den Franzosen gewidmet. Ueber dieses reichhaltige Buch bringt die „Revue des deux mondes" einen Artikel von Herrn Leonce de Lavergne vom Institut. Wir beschränken uns auf diese Notiz, da die „Berliner Revue" dieses Buch jedenfalls einer eigenen Besprechung und eingehenden Beurtheilung unterwerfen wird. Schwerlich dürfte der preußische Herr von Lavergne-Peguilhen mit den Ansichten seines französischen Namensvetters übereinstimmen. Namentlich wird Herr von Lavergne-Peguilhen, den in seinem leider noch immer nicht genug gewürdigten national-ökonomischen Schriften entwickelten Sätzen nach, sich schwerlich mit den Folgerungen des französischen Akademikers einverstanden erklären. Uns ist bei der Arbeit des französischen Lavergne eine Anekdote von Voltaire eingefallen. Der Dichter studirte einer jungen Schauspielerin eine Rolle ein, diese recitirt eine höchst leidenschaftliche Stelle mit größter Gleichgültigkeit. „Aber, Mademoiselle," rief Voltaire außer sich, „was würden Sie denn thun, wenn man Ihnen den Geliebten entrisse?" Die junge Schauspielerin machte einen Knix und sagte sehr aufrichtig: „Ich würde einen andern nehmen!" Es ist kein

Ernst bei den meisten französischen Arbeiten auf socialem Gebiet, so Viele auch schreiben, sie haben selten ein Herz für die Sache — sie würden auch einen andern nehmen, nämlich einen andern Stoff, um darüber zu schreiben, wenn's jetzt nicht so gewissermaßen zum guten Ton mit gehörte, die sociale Frage mit einem großen Aufwande von Federn und Dinte und Unverstand zu maltraitiren.

Tages-Ereignisse.

Trotz einiger, wenig erfreulicher Erfahrungen und noch weniger erfreulicher Aussichten, klingt das gesprochene und geschriebene Wort aus Sardinien — wie sollen wir gleich sagen? — volllautender als je. So volllautend, daß nichts als die Macht dazu fehlt, um Oesterreich sofort zum Aufgeben seiner italienischen Provinzen zu veranlassen. Man ist zwar längst gewöhnt, in rein constitutionellen Staaten bei Anleihe-Gelegenheiten allerlei große Worte zu eigenem Lobe und zur Verkleinerung der Nachbarn zu hören. In Sardinien wird aber gegenwärtig etwas mehr als das Gewöhnliche in dieser Beziehung geleistet. Herr Pinetti, ein verfassungstreuer sardinischer Abgeordneter, also ein Linker, äußerte sich nämlich folgendergestalt: Piemont wird von jetzt an kräftiger sein, um den Nachstellungen gegen seine Freiheit (Bravo links) und Unabhängigkeit (allgemeines Bravo), von welcher Seite sie auch auftauchen mögen (Zischen rechts), zurückzuweisen (Bravo links), und jede Gefahr zu entfernen, die ihm aus der Nachbarschaft einer großen Macht erwachsen dürfte, welche, obschon eine fremde in Italien (Bravo links), hier eine so große Herrschaft ausübt. (Sehr wahr! rechts.) Welche Bedeutung Oesterreich (Zischen links) auch durch seine Friedens-Vermittelung erlangt hat (nein! nein! links), so kann sie sich doch auf dem Congreß nicht mit der Piemonts messen (allgemeines Bravo! einzelne Stimme: Oho!), weil Piemont ein kriegführender Staat ist. England und Frankreich können nicht zugeben wollen, daß der österreichische Einfluß (Zischen links) in Italien zunehme, und werden deshalb die Unabhängigkeit und die Zukunft Piemonts dauernd zu sichern suchen. Die Zukunft Piemonts ist aber die Zukunft der italienischen Nationalität. (Allgemeines Bravo und natürlich auch Bewilligung der Anleihe.)

„Trema, Austria! —“

In nichts sind die früher Uneinigen jetzt einiger, als in der Besorgniß, daß die mit so vielem Pomp für die Türkei verkündeten Reformen doch am Ende wohl nicht ganz den Hoffnungen entsprechen möchten, welche namentlich die gesammte englische Zeitungspresse vorausgesagt.

Erst jetzt giebt man sich das Ansehen, dahinter zu kommen, daß die Türken selbst sich möglicherweise gegen die ihnen zugedachten Segnungen sträuben könnten, daß die Rajahs doch wohl noch lieber den Haradsch bezahlen, als mit Türken und namentlich unter Türken in der Armee dienen, daß man die Ulema's nicht aufheben kann, ohne den Koran aufzuheben, und daß der Koran nicht eine Zeile seines Inhalts ändern darf, ohne sofort die Existenz des Türkischen Reiches überhaupt in Frage zu stellen. Daran ist nun freilich nichts verwunderlich, als daß die Herren erst jetzt dahinter kommen, nachdem sie in diesen Reformen das Radical-Mittel für die künftige Kraft, Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Türkei so lebhaft empfohlen haben. Der kranke Mann bleibt krank, wenn auch Hunderttausende hingeschlachtet worden sind, um ihm ein frischeres, gesunderes Blut einzuflößen, ja, er ist sehr viel kränker geworden, als er vor der fränkischen Colonisirung von Gallipolis war. Man wird ihm zwar einige Jahre verschiedene uniformirte Krankenwärter in Form von Occupations-Truppen an sein Schmerzenslager stellen; man wird ihm durch Defensions-Kasernen, befestigte Lager und dergleichen Eisenschienen die dislocirten Glieder zusammenzuhalten suchen; man wird ihm Eisenbahnen, Banken, Papiergeld, Anleihen als allerlei lindernde und für Augenblicke stärkende Tröpfchen eingeben; aber man wird dem siechen Körper doch kein neues Leben einflößen können. Der Aufnahme in das europäische Concert werden die Mißtöne bald genug folgen, denn Janitscharen-Musik paßt nicht in Cabinette und Kammern, und man wird sich überzeugen, daß jenem in Europa unberechtigten Reiche nicht mehr zu helfen ist, namentlich aber nicht durch die Reformen, welche mehr oder weniger darauf hinauslaufen, dem Koran seine Suprematie streitig zu machen. Der Koran kann ohne die Türkei fortbestehen, nicht aber die Türkei ohne den Koran. So lange die Erregung des Kampfes dauerte, ja, so lange die Erregung des Erwartens noch dauern wird, was sich aus den Friedens-Conferenzen entwickelt, ist freilich nichts zu fürchten, kommt aber erst Ruhe für die Türkei und mit ihr das Nachdenken, so wird die Bilanz zwischen Debet und Credit, zwischen dem Gehofften und Erlangten, wenig erfreuliche Streiflichter auf die Hülfe werfen, welche der Türkei geworden. Einstweilen ist eine solche Menge von Gährstoff durch die englisch-deutsche Legion, die andern Fremden-Legionen, die polnischen Kosaken, Aegypter, Tunesen und Flüchtlinge aller Nationen an die Gestade des Bosporus geworfen worden, daß dieser vielleicht ganz von selber bald gestaltet, was sich doch endlich gestalten muß.

Da gegenwärtig die preußischen Liberalen so wenig Tröstliches im eigenen Vaterlande vernehmen und erfahren, so wird es ihnen gewiß wohl thun, wenn sie erfahren, daß andere Leute sich ihrer annehmen und sie wieder aufzumuntern suchen zu fortgesetzter Phrasenbildung. „Wartet nur ruhig ab" — so ruft ein Leitartikel des englischen „Globe" den preußischen

Liberalen zu — „und macht nur ja keine Revolutionen, denn auch in England hat die Revolution unsere Verfassung nicht gemacht, sondern nur ratificirt. Laßt den Muth nicht sinken, wenn die Reaction für den Augenblick auch triumphirt, und bedenkt vor allen Dingen, daß der Liberalismus durch Revolutionen nichts Dauerndes erreicht, denn noch in keinem Lande ist eine durch Gewalt errungene Verfassung am Leben geblieben.“ Es scheint in hohem Grade befremdlich, daß der „Globe“ auf diese Weise die preußischen Liberalen mit der Revolution identificirt, denn die preußischen Liberalen nennen sich ja selbst die Verfassungstreuen und eigentlich Conservativen, und in der That hat es mit dem Revolutionswesen der Liberalen jetzt keine Gefahr mehr! — Für ihr Geschwätz wird keine Barricade mehr entstehen. Wer sich in so dürftiger Blöße gezeigt, wie es die preußischen Liberalen gethan, dessen Blöße kann man wohl mit dem Mantel christlicher Liebe verzeihend zudecken, aber gefährlich ist er nicht mehr. Der „Globe“ wird also Recht haben, wenn er den Liberalen zum Abwarten räth! —

Die „polnischen Kosaken des Sultans“ scheinen den Krieg überdauern zu sollen, um vielleicht später zu einer Zurückwerfung Rußlands nach Asien — so lautete ja wohl anfänglich der Zweck des Krieges? — benutzt zu werden, denn kurz vor dem Beginn der Friedens-Conferenzen meldet der „Moniteur“, daß der General Graf Zamoyski von dem Prinzen Czartoryski dem Kaiser Napoleon III. in einer Abschieds-Audienz vorgestellt worden ist und sich nach Konstantinopel begeben wird, um dort an die Spitze der oben genannten Regimenter zu treten. Auf die mehr als seltsamen, geradezu abstrusen Widersprüche in dem Titel dieses Regiments, welcher Polnisch, Russisch und Türkisch auf curioseste Weise durch einander mengt, haben wir schon früher aufmerksam gemacht. Die mit Ostentation vom „Moniteur“ angekündigte Abschieds-Audienz eines polnischen Emigranten und dessen Abreise aus Paris, kurz vor dem Eintreffen der russischen und österreichischen Friedens-Gesandten, hätte auch wohl an und für sich keine besondere Bedeutung, wenn nicht gleichzeitig das Gerücht auftauchte, Lord Palmerston beabsichtige, auf den Friedens-Conferenzen auch die polnische Frage zur Sprache zu bringen, die sich — wenn wir auch die russischen Bevollmächtigten ganz bei Seite lassen, — in Gegenwart des österreichischen ganz eigenthümlich ausnehmen dürfte! Wäre anzunehmen, daß irgend einer anderen paciscirenden Macht, außer England, daran gelegen sein könnte, das Friedenswerk scheitern zu lassen, so würde die Berührung dieser schwierigsten aller Fragen das geeignetste Mittel dazu sein. Möglich indessen, daß die Hindeutung darauf die betreffenden Mächte nur angenehm einschüchtern soll. Gewiß aber, daß dann Preußen, wenn auch nicht auf den Friedens-Conferenzen, so doch anderweitig, sehr vernehmlich mitsprechen würde. Der Zeitpunkt für das Behandeln der polnischen Frage

wäre überdies nicht übel gewählt. Durch den Tod des Fürsten Feld-Marschall Paskiewitsch und die Ungewißheit, was Kaiser Alexander II. demnächst mit Bezug auf Polen beschließen wird, sind Erwartungen erregt, die sich wohl irgendwo einen Ausdruck suchen dürften, und um so mehr, als von ungewöhnlichem Verkehr von Seiten der russischen Regierung mit dem päpstlichen Stuhle verlautet, welcher eine Art von Concordat in Aussicht stellt, das für Rußland von sehr viel größerer politischer Bedeutung werden müßte, als für Oesterreich, denn für Rußland ist katholisch und polnisch, in den Hauptzügen wenigstens, gleichbedeutend. Ob diese Erscheinungen und wie sie vielleicht zusammenhängen? darüber wird freilich erst die Zukunft Aufklärung bringen können. Wir begnügen uns damit, auf Entstehendes aufmerksam zu machen. Ueberrascht würden wir wenigstens nicht sein, wenn sich in dieser Beziehung gerade jetzt neue Fäden verschlingen, deren treibende Kraft sich erst später erkennen lassen wird. Obgleich den Westmächten nicht entgangen sein kann, daß die Massen in Polen kein bereites Mittel mehr für eine Bewegung sind, und daß die Revolution von 1831 nur deshalb so lange widerstehen konnte, weil es eine national-polnische Armee gab, so schließen doch diese Wahrnehmungen den Gedanken einer „douce pression" nicht aus, und Paris ist bekanntlich der gewohnte Ort für eine Phrase der Sympathie für Polen, denn unter Louis Philipp endete keine Adreß-Debatte ohne eine solche. Es ist also wenigstens nicht geradezu unmöglich, ja nicht einmal unwahrscheinlich, daß man auch diesmal eine dergleichen irgendwo einfließen läßt. Sie wird allerdings unwirksam sein und bleiben, wie ihre Vorgänger, aber sie wird wenigstens Künftiges reserviren. Daß man sich in Polen und namentlich in Warschau in gewissen Kreisen mit der Hoffnung trägt, auf den Friedens-Conferenzen irgend etwas für die polnische Nationalität zu erreichen, ist gewiß.

Die Revolutionäre in Glacéehandschuhen und lackirten Stiefeln sind in gewaltiger Aufregung und strömen ihre sittliche Entrüstung in liberalen Blättern über die Rücksichtslosigkeit aus, mit der das verwerfliche Institut der Polizei sich untersteht, Buch und Register über Leute zu führen, die zur Zeit des Völkerfrühlings mitgerathen, hin und wieder auch mitgethan haben, um die quellenden Knospen der Volksfreiheiten zu rascherem Aufspringen zu treiben. Schon seit einiger Zeit begegnen wir heftigen Recriminationen liberaler Redacteure, wie z. B. des Herrn Carl Biedermann in der „Weimarschen Zeitung", gegen den in Dresden erschienenen „Anzeiger für die politische Polizei Deutschland", eine Art von schwarzem Register aller Persönlichkeiten, die sich im Jahre 1848, so wie vor- und nachher, durch Rede, Schrift und That bemerkbar gemacht. Daß darunter auch allerlei Leute sich befinden, die jetzt in Amt und Würden, oder in Redactions-Bureau's, oder sonst ganz behaglich

auf „gewandelte Staatsformen" zurücksehen, ist wohl begreiflich, und daß es ihnen unangenehm ist, irgendwo in einem Register zu stehen, das vor allen Dingen zu gelegentlicher Auffrischung des Gedächtnisses bestimmt zu sein scheint, noch viel begreiflicher, die heftigen Diatriben gegen das „rücksichtslose" Verfahren der Polizei also am begreiflichsten. Wir kennen das genannte Buch nicht, das seinem Wesen nach nothwendig ein geheimes und nur dienstliches sein muß. Gleicht es aber dem in Berlin und Hannover zusammengestellten Buche: „Die Communisten-Verschwörungen des 19. Jahrhunderts. Im amtlichen Auftrage zur Benutzung der Polizei-Behörden der sämmtlichen deutschen Bundesstaaten auf Grund der betreffenden gerichtlichen und polizeilichen Acten dargestellt," so haben allerdings verschiedene Persönlichkeiten, namentlich aber einige Redacteure liberaler Zeitungen, Ursache, in Harnisch zu gerathen, daß man sich ihrer früheren Verhältnisse so genau und sogar gedruckt erinnert. Der zweite Theil jenes, uns zufällig einmal zu Gesichte gekommenen Buches enthält die Charakteristik und das curriculum vitae von nicht weniger als 760 Personen, von denen man sich einst — nach dem juristischen Ausdrucke — der That wohl versehen konnte. Das Dresdner Buch scheint noch weiter zu gehen, und auch die gothaische Partei mit Erinnerungen zu belästigen. Die Angriffe gegen dasselbe müssen auch wohl noch allgemeiner gewesen sein, als sie uns aufgefallen sind, denn das „Dresdner Journal" vom 13. Februar enthält eine Art Rechtfertigung des Polizei-Buches, in welcher es ja nur eine „dienstliche Geheimschrift" genannt wird. Uns kommt diese Rechtfertigung wie etwas sehr Ueberflüssiges vor, denn Demokraten, Liberale und Gothaer werden dadurch nicht bekehrt und Hellersehende in ihren Anschauungen nicht befestigt werden. Vor allen Dingen bedarf aber keine Regierung einer Rechtfertigung, wenn sie nicht vergißt und nicht vergessen **will**, wer die Revolution von 1848 vorbereitet, wer sie entwickelt, wer sie geleitet, und am wenigsten, wer sein Schäfchen durch sie vor der Hand in's Trockene gebracht hat.

Was wir schon früher mit tiefstem deutschen Bedauern über die Absicht und die Wirkungen des Bündnisses zwischen Frankreich und England ausgesprochen, findet gegenwärtig in einer zu Paris erschienenen Broschüre des Barons Gustave de Romand eine wenig erfreuliche Bestätigung. Wir sagten, daß die Vernichtung der heiligen Allianz der bewußte oder unbewußte Zweck dieses Bündnisses sei; wir sagten, daß die Segnungen, welche das gesammte deutsche Vaterland in einer beispiellos vierzigjährigen Blüthe von der heiligen Allianz empfangen, ein Grund für dieses Bündniß der Westmächte sei; wir sagten, daß der Bonapartismus nicht ruhen werde, bis er auch den letzten Faden des Bundes zerrissen, der einst auf dem Schlachtfelde bei Leipzig geknüpft wurde; und Baron v. Romand sagt **jetzt**, wo die entscheidenden Con-

ferenzen beginnen sollen, dasselbe, aus französischem Standpunkt nur noch sehr viel deutlicher. „Von dem Augenblicke an, wo Frankreichs Militairmacht in Europa obenansteht, ist die heilige Allianz zerstört!" — ruft der Verfasser aus, und er hat Recht! — „Was Frankreich in dunklem Drange, Anfangs scheu und gebannt durch Tractate, dann offener und gestärkt durch den Schrecken, den seine Juli-Revolution dem wieder besorgt werdenden Europa einflößte, endlich rücksichtslos, mächtig durch eine nicht für möglich gehaltene Verbündung, unablässig durch 40 Jahre erstrebt, zu erringen oder zu erzwingen gesucht und suchen mußte, ist die Zerstörung der heiligen Allianz," — so deducirt der Verfasser, und er hat Recht! Ist nur erst jene hemmende Schranke gefallen, so werden auch die Früchte und Folgen der Frankreich im tiefsten Innern feindlichen „heiligen" Coalition fallen, so sagt der Verfasser zwar nicht, — aber es liest sich zwischen den Zeilen, und der so Lesende hat Recht! — Vierzig Jahre europäischer Geschichte scheinen umsonst durchlebt worden zu sein. Wir sind wieder da angelangt, wo die praktische Wirkung der civilisirenden Ideen von 1789 auf Deutschland begann. Die Lehren sind vergessen. Die Lehre fängt an. Daß die Broschüre Aufsehen in Paris macht, glauben wir gern, denn sie schmeichelt dem Nationalgefühle der Franzosen so offenkundig, — nebenbei auch mit so vollkommener Berechtigung, — daß sie dort die Theilnahme verdient, welche sie findet. Mag es der jetzige Zustand der gesammten französischen Presse entschuldigen, wenn man bei allen solchen Erscheinungen sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß die Regierung oder doch wenigstens regierungsbefreundete Regionen den „Aufsehen machenden Broschüren" nicht fremd sind. Wenigstens weiß man genau, daß das nicht erscheint, was die Regierung nicht will, womit wir freilich noch nicht sagen wollen, daß die Regierung alles das selbst will, was erscheint. Vor und während des Krieges hat weder die englische, noch die französische Presse diesen einschneidendsten Punkt der ganzen Frage berührt. Jetzt wird es nicht an Commentaren dazu fehlen, und jeder dieser Commentare wird ein zunächst für Deutschland unerfreulicher sein. Zu allen Zeiten hat es Stichworte des Liberalismus gegeben, welche die Rolle des schwarzen Mannes beim Einlullen der Kinder übernehmen mußten. Dazu gehörten vor 1830 die „Jesuiten", dann der deutsche Bund, die heilige Allianz, russische Knute, Reaction, Muckerthum, nicht um ein Haar anders, als jetzt die „kleine, aber mächtige Partei." — Je mehr es an Beweisen für die Existenz oder die schädlichen Einflüsse dieser Worte und Dinge fehlte, je lauter wurde das Geschrei der sogenannten öffentlichen Meinung dagegen. In der „Verwischung der heiligen Allianz und der Tractate von 1815 aus dem Buche der Geschichte" hat nun auch Frankreich ein solches Stichwort gefunden, das wir noch sehr viel weiter in unsere Zustände hinein klingen hören werden. Wir begreifen die Freude, mit der ein solcher Ruf

in Frankreich begrüßt wird, aber wir verzweifeln an der Indifferenz, die ihm in Deutschland begegnet. Leider wird die Zeit bald genug kommen, wo die praktische „Verwischung“ von 40 Jahre europäischer Geschichte auch von denen empfunden werden möchte, die jetzt eine liberale Genugthuung fühlen, eins der Schreckgespenster, mit dem sie lange gedroht, jetzt selbst so ernstlich bedroht zu sehen.

Unter allen Erscheinungen, welche die so unerwartet eingetretenen Friedens-Neigungen in der europäischen Presse hervorgerufen, ist wohl das unverhohlene Lamento der sardinischen Blätter die, wenn nicht auffälligste, so doch beachtenswertheste. Dort spricht es sich am deutlichsten aus, daß man sich vollkommen verrechnet und von alle dem nichts erreicht hat, was man theils zu erreichen hoffte, theils von den mächtigeern Verbündeten als erreichbar geschildert wurde. Außer einer sehr ansehnlichen Vermehrung der Staatsschuld und einem bedeutenden Antheil an der Krim-Hekatombe hat Sardinien, welches bekanntlich „stets für die gerechte Sache den Degen zieht,“ — keine besonderen Erfolge aufzuweisen. In Konstantinopel ist sein Gesandter von den Conferenzen über die künftige Stellung der Christen in der Türkei ausgeschlossen und Anfangs für die Pariser Friedens-Conferenzen sogar vollkommen vergessen worden. Der Telegraph zwischen Turin und Paris hat erst eine sehr vermehrte Mühwaltung gehabt, ehe man Sardinien dort für berechtigt anerkannte, an den Friedens-Unterhandlungen Theil zu nehmen. Die Turiner Zeitungen klagen deshalb über Undank, Hintenansetzung und getäuschte Hoffnungen, und zwar so laut, daß selbst das „Journal des Débats“ sich der unterdrückten Freunde annimmt und ihnen einen Seufzer des Mitgefühls und der Theilnahme widmet. Der Trost liegt allerdings nahe, und Sardinien wird auf die wohlwollendste Weise mit einem Hinweis auf Schweden getröstet, welches ja auch, trotz des bekannten Vertrages wegen der lappischen Grenze nicht zur Theilnahme an der Conferenz eingeladen sei. Dieser Trost ist allerdings schwach und wir glauben kaum, daß er in Turin eine bedeutende Wirkung hervorbringen wird. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die sardinischen Truppen in der, durch Occupation zu civilisirenden Türkei nicht mehr lange bleiben, sondern, da sie nicht ferner nöthig sind, nach Hause zurückkehren werden. Man wird in Turin das begeisternde Schauspiel einer siegreich zurückkehrenden Division haben, dann aber auch Zeit zum Nachdenken über das Sprüchwort, daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen ist. Die Freundschaft mit den Westmächten hat nicht einmal vermocht, einem benachbarten kleinen italienischen Staate einen beliebigen Gesandtschafts-Secretair schicken zu dürfen. So sind denn die Erfolge des Bündnisses gegen Rußland in der That nur gering, und selbst ein späterer Ersatz kaum ersichtlich! —

Wappen-Sagen.

Bathory-Simolin.

In jedem Lande klinget die Sage ohne Trug
Von einem stolzen Helden, der einen Drachen schlug —
Es sind die alten Sagen nicht voll des eitlen Ruhms,
Sie künden leise mahnend den Sieg des Christenthums;

Das Kreuz des Ritterschwertes — des Glaubens Wappenbild,
Symbol des Heldenthumes — der Zauberdrachen wild,
Den eigenen Sanct Jürgen hat jedes alte Land,
Und nach dem Drachentödter wird noch manch Haus benannt;

In Wälschland ein Visconti, ein Sax war's in der Schweiz,
Ein Stillfried, der in Böhmen gesiegt für's heil'ge Kreuz,
Als Drachentödter prangen sie in der Sage Kranz,
Der Ahnherr'n Ruhm die Enkel umstrahlt mit hellem Glanz;

In Ungarn war's, Held Vitus, der dort den Lindwurm schlug,
Den Ehrennamen Bathor er von dem Siege trug,
Denn Bathor heißt verdeutschet ein Drachentödter recht,
Vom Bathor ist entsprossen ein mächtiges Geschlecht;

Das führte in dem Wappen drei Drachenzähne frei,
Zum Zeichen, daß es Erbe des Drachentödters sei,
Der Thron von Siebenbürgen ward diesem Haus zu Theil
Und König Stephan Bathor war Polen's Stolz nnd Heil. —

Ein Sproß vom Bathorstamme, Herr Michael genannt,
Der gab dem schönsten Fräulein in Liebe Herz und Hand,
Doch weil Sophie Simonfy Kumanischen Geschlechts, *)
Entsetzten ihn die Vettern seines guten Rechts.

Es sollte sich nicht sippen des Bathor stolzes Blut
Selbst mit dem Fürstenkinde aus schnöder Heidenbrut.
Und ließ sie auch sich taufen, Kumanisch Heidenthum
Warf einen argen Flecken auf reinen Ritterruhm.

Doch Michael von Bathor kannt' weder Furcht noch Scheu,
Schrieb auf sein Schild entschlossen den Wahlspruch: „Frei und treu!"
Treu seiner süßen Liebe und frei von Vorurtheil
Versucht er mit den Waffen kecken Muths sein Heil.

Und ward er auch geschlagen in mancher heißen Schlacht,
So konnte doch ihm brechen die Treue keine Macht;
Die Söhne wandten grollend sich ab vom Vaterland,
So ward im Zorn zerrissen der Bathor Stammverband;

*) Die Kumanenstämme, die aus dem Orient herüberkamen und sich in Ungarn festsetzten, sie waren zum Theil Moslemin, zum Theil wirklich Heiden und sträubten sich lange gegen die Annahme des Christenthums.

Gekränkt von ihren Vettern an Recht und Erbe schwer,
Sie wollten auch nicht führen der Bathor Namen mehr,
Simonfy nach der Mutter benannten sie ihr Haus,
Es wurde Simolinus dann auf lateinisch d'raus;

Des Drachentödters Wappen, sie warfen's grollend hin,
Doch „frei und treu" sie blieben nach ihres Vaters Sinn,
Der Mutter fremdes Wappen, sie nahmen's trutzig an,
Den Arm aus Wolken reichend die prächt'ge Tulipan.

Das ist ein Wappenzeichen, aus dem man klar erkennt,
Daß die Kumanen kamen aus fernem Orient,
Doch für die Simoline war es der Mutter Hand,
Die hielt die selt'ne Blume aus fremdem Morgenland. —

Jahrhunderte entschwanden, der Báthor-Stamm ging hin,
Er steht allein noch aufrecht im Zweig der Simolin,
Noch blüht in seinem Wappen der Ahnfrau Tulipan,
Auf Gräbern liegt zerbrochen das mit dem Drachenzahn.

Was an dem Zweig gesündigt, gerochen hat's die Zeit,
Und sitzt auf Bathor's Gräbern auch die Unsterblichkeit,
So sind die Simoline doch heut noch frei und treu,
Den Glanz des alten Stammes erwecken sie auf's Neu.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Dessauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Zwölftes Capitel.

Die grünen Särge.

Einige Tage nach den im vorigen Capitel geschilderten Ereignissen finden wir den gewandten sächsischen Cavalier von Moritz wieder in Berlin, das er im September verlassen hatte, um dem Kriege, den er verabscheute, wie er gern bemerkte, aus dem Wege zu gehen.

Der Agent hatte nie eine Thätigkeit entfaltet, wie in den letzten Monaten, reiche Spenden und Belobungen der Kaiserlichen Regierung waren ihm dafür zu Theil geworden; unter den verschiedensten Namen und Verkleidungen hatte er die Hauptquartiere der preußischen Generale umschwärmt, er war in preußischen Festungen gewesen, die gleich nachher capitulirt hatten, seine Verdienste mußten in den Augen der Kaiserlichen Regierung sehr bedeutend sein, denn seit den letzten Tagen des Octobers standen dem Herrn von Moritz ganz unglaubliche große Summen zur Disposition, und in Hamburg, wohin er gegangen war, kurz ehe er nach Berlin zurückkehrte, hatte er mit Gleichmuth Tausende verloren. Nach Hamburg war der Agent gegangen, um die Person abzuholen, die Herr von Moritz für seine Schwester ausgab, die im Dunkeln dem englischen Lord gegenüber die Rolle der armen Claire gespielt hatte, kurz vor der Katastrophe von Jena hatte er die allerdings schöne Person in Hamburg in Sicherheit gebracht, wie er für dieselbe überhaupt sich stets in einer Weise besorgt zeigte, die sonst nicht in seiner Art lag, die er nie für ein anderes Weib, am wenigsten für die arme Claire, an den Tag gelegt hatte. Die Sinnlichkeit war jedenfalls ein mächtiges Band, das ihn an Mademoiselle Calliste fesselte, ein zweites war ein gemeinsam verübtes Verbrechen, das dritte und mächtigste aber war der Vortheil; Mademoiselle Calliste war klug und herzlos wie er, aber sie war vielleicht noch erfinderischer als er bei der Wahl von Ausflüchten und Auswegen in all den zweifelhaften und gefährlichen Lagen,

welche das Leben des bonapartischen Agenten mit sich brachte. Der Herr d'Anethan hatte die arme Claire geheirathet, um in Verbindung mit den vertriebenen bourbonischen Prinzen zu bleiben, er hatte sie mit sich genommen, als er sich an Fouché verkauft hatte, um diese Prinzen verrathen zu können, anfänglich hatte er auch wohl geglaubt die weiche, sanfte Frau als Werkzeug benutzen zu können. Diese Ansicht hatte sich ihm bald als irrig gezeigt, er hatte eine Art von Furcht vor der frommen, stillen aber festen Art Claire's bekommen und als sich sein Zorn über die Vorfälle in Warschau gelegt, war er eigentlich recht froh, daß er nicht mehr die stumme Anklage in dem Auge der armen Frau vor sich hatte. In Demoiselle Calliste hatte er Alles gefunden, was er bei Claire vermißte, und noch mehr.

Auf der Rückkehr von Hamburg war dem Agenten jenes Abenteuer mit den Ranzionirten begegnet, das wir oben geschildert.

Uebrigens hatte der sächsische Cavalier eine einfache, wiewohl sehr anständige Privatwohnung bezogen, in welcher er sich mit seiner angeblichе Schwester, deren Kammerfrau und seinem sächsischen Kutscher, wie es schien, für längere Zeit einrichtete.

Der sächsische Kutscher war eine Hauptperson in diesem Haushalt, ohne es zu wissen; er war der Beweis, daß Herr von Moritz ein sächsischer Herr, eines Weitern bedurfte es in jener Zeit der allgemeinen Verwirrung nicht, wenn man sich nämlich mit der französischen Polizei abzufinden vermochte, wie es in der Macht des Herrn von Moritz stand.

Aeußerlich hatte Herr von Moritz durchaus keine Verbindung mit den französischen Behörden, und selbst wenn er in Gesellschaft mit französischen Offizieren und Beamten zusammentraf, vermied er jede weitere Annäherung mit Höflichkeit. Ueberall aber gab er sich als großer Verehrer der Musik und zeigte ohne Affectation zuweilen eine wirkliche Meisterschaft auf der Violine. Seine Passion für das Spiel, für hohes Spiel, verbarg er nirgend und gab sich derselben überall hin, ohne jedoch in jenen Zeiten Aufsehn zu erregen.

Das Treiben der Berliner Gesellschaft nach der Jenaer Schlacht war Abscheu und Eckel erregend; wie verworfen diese Gesellschaft war, wie gänzlich verloren in Egoismus, grober Sinnlichkeit und Materialismus, das kam nun erst recht zu Tage. Die Gebildeten, die sich mit Hochmuth ausschließlich die Gebildeten nannten, überboten sich in schändlicher Verachtung ihres Vaterlandes, in Verhöhnung des Unglücks, in Uebertreibung der Schwachheiten und Mängel, in geflissentlicher Bloßstellung von Personen und Zuständen, und endlich in einer so niedrigen Franzosenschmeichelei, Kaiseranbetung und plumpem Schranzenthum, daß dem wahren Preußen wohl hätte das Herz brechen können über solch hündisches Gebahren. Ist auch manch edles Preußenherz gebrochen dazumal in stummem Zorn.

Fremd war diesem Treiben der Landesadel, es muß ernst darauf hingewiesen werden; an allen adligen Heerden saß damals die Trauer um den Tod eines oder mehrerer Familienmitglieder, und die Trauer um den Fall der Monarchie war selbst über die leichtsinnigsten Junker gekommen; fremd diesem Treiben war ferner die ländliche Bevölkerung und die Bewohnerschaft der kleinen Städte. In der Hauptstadt endlich zeigte der eigentliche Handwerkerstand von Anfang an eine weit größere Theilnahme an dem Unglück des Vaterlandes als die Gebildeten. Es fehlt nicht an herzerhebenden Beispielen wahrer Vaterlandsliebe in den kleinbürgerlichen Kreisen Berlins, und mancher ehrliche Meister sah mit Wuth, daß sich eine Schaar von Kaufmannsdienern in goldbeblechten Uniformen zu einer französischen Ehrengarde formirte und vor den französischen Generalen und ihren Maitressen paradirte.

Ueber diesen gebildeten Pöbel, über diese Schaar von eidbrüchigen und ehrlosen Beamten, über diese gelehrte und halbgelehrte Bedientenschaft der Revolution mußte erst das kalte Kriegselend der folgenden Jahre kommen, der Mangel, der Hunger, die grinsende Noth — bei vielen war selbst das vergebens — dem heißen Kriegsjammer in Tod und Blut waren sie glücklich entronnen und darob jauchzten ihre Dreckseelen und bestrebten sich, den fremden Herren zu dienen, denn sie waren der Meinung, daß es keinen König von Preußen mehr geben werde, daß es aus sei mit Preußen für alle, alle Zeit.

In dieser Gesellschaft verkehrten die französischen Offiziere, die auf längere oder kürzere Zeit in Berlin waren, verkehrte das unendliche Geschleppe von Armeebeamten, Lieferanten und Employés aller Art, mit dem preußischen Schmutz den französischen Koth mischend, jedes sittliche Band zerrissen, alle Lüste losgelassen, das Ganze so scheußlich, daß das Verbrechen in seiner Nacktheit weniger abscheulich war.

Es war fast Mittag, Herr von Moritz saß verdrießlich auf dem Lehnstuhl vor dem Schreibtisch und selbst Calliste vermochte ihn nicht zu erheitern, obwohl sie ihren üppigen Körper in einer kaum glaublichen Attitude, halb liegend halb schwebend, auf der Stuhllehne des Agenten balancirte und ihren weißen Arm um des mürrischen Mannes Hals geschlungen hatte.

„Hören Sie endlich auf, mein Freund," rief die Pariserin ungeduldig, „den Stummen zu spielen; Sie haben heute Morgen Depeschen bekommen und wie ich da sehe bedeutende Wechsel, man ist also mit uns zufrieden, warum nun dieses Schmollen?"

Der Graf seufzte tief auf, dann sagte er mit heftigem Ton: „Der Teufel soll die Bestie holen!"

„Meinetwegen!" rief Calliste, „aber wer ist die Bestie, der Sie so Freundliches wünschen!"

Der Graf reichte der Dirne einen Zettel und sagte: „Der lag bei der Depesche; Salmon, der geheime Secretair Talleyrands, hat ihn geschrieben."

Calliste las: „Lord Bathurst hat sich zu Triest in der Trunkenheit gerühmt, die Gunst der Madame d'Anethan genossen zu haben, und einen Toast auf das Wohl gefälliger Ehegatten ausgebracht.“

Die Dirne drehte den Zettel um und um, da aber weiter nichts darauf stand, so brach sie in ein unbändiges Gelächter aus.

„Lachen Sie nicht!“ befahl der Graf zornig, „die Sache ist von Wichtigkeit, ich könnte die englische Bestie ermorden!“

„Nun, nun!“ begütigte Calliste, „geniren Sie sich nicht, morden Sie, wenn Sie's ohne Aufsehn können, aber sagen Sie mir, was liegt Ihnen daran, daß sich der Lord der Gunst der keuschen Claire rühmt! Würden Sie ihm diese lieber gegönnt haben als —“

„Kindereien“, rief der Agent, „aber bemerken Sie denn nicht, dieser Lord mit seiner Indiscretion kann mir höchst gefährlich werden, überlegen Sie nur einen Augenblick — Salmon fühlt auch recht gut, daß diese Notiz von großer Wichtigkeit, sonst hätte er sie gewiß nicht selbst geschrieben. Selbst wenn ich Sie hier und anderwärts hätte für meine Frau gelten lassen, Calliste, und ich bereue jetzt, daß ich Ihnen darin nicht folgte, paßte die Rolle des gefälligen Ehemann's nicht in meinen Plan und namentlich nicht zu den Dingen, die ich hier ausführen soll, doch es ist zu spät und ich muß sehen, was ich machen kann.“

„Jedenfalls,“ meinte Calliste, „könnte Ihnen doch der Lord erst schaden, wenn er hier wäre, und das wird so bald nicht möglich sein!“

„Sie sind ein Kind“, entgegnete der Graf unmuthig, „glauben Sie denn, daß England hier keine Agenten hat? daß hier keine Menschen sind, die auf Winke von London her, in mir den Grafen d'Anethan, den ehemaligen Agenten der Bourbons, entdecken und meine Pläne hier kreuzen werden?“

Einen Hauptgrund seines Zornes hielt der Graf nicht für nöthig, seiner Maitresse mitzutheilen; er hatte noch nicht der Hoffnung entsagt, durch seine Verbindung mit Claire gemach sich den Bourbonen wieder zu nähern, er wußte, daß man sich Agenten seiner Art auch bedient unter Umständen, obgleich man überzeugt ist von ihrer Verrätherei. Man weiß, daß man von ihnen nie die ganze Wahrheit erfährt, aber man weiß auch, daß sie einen Theil der Wahrheit berichten müssen, um das Falsche glaublich zu machen, und dann hält man sich immer für klug genug und ist überzeugt, daß man das Wahre von dem Unwahren unterscheiden und benutzen könne. Der Graf wußte ferner, daß die Bourbonen keine große Auswahl hatten und daß ihnen viel daran lag, mit Fouché in Verbindung zu bleiben; er wußte weiter, daß Fouché, seinem eigentlichen Meister, ebenfalls viel daran lag, mit den Bourbonen Verbindungen zu haben, die nicht immer zum Nachtheil der Bourbonen waren, und endlich hatte der Graf selbst das höchste Interesse, sich neue Ansprüche auf die Dankbarkeit des verbannten Königshauses zu erwerben, den üblen Eindruck seines Verrathes zu verwischen, so viel als möglich,

und ihm Dienste zu leisten, für die er nicht auf Geld rechnete. Das klingt räthselhaft, aber es wird klar, wenn wir mittheilen, daß der Graf nicht an die Dauer der Napoleonischen Herrschaft glaubte. Ein unbestimmtes Gefühl von der Wandelbarkeit der Kaiserlichen Zustände hatte er schon seit einiger Zeit gefühlt, seit seinem letzten Besuche in Paris hatte er aus seinen Unterredungen mit Fouché die Ueberzeugung gewonnen, daß auch der nicht an eine lange Dauer des Kaiserthums glaube, und die beiden Männer richteten, Jeder auf seine Weise, ihre Politik so ein, daß sie sicher sein konnten, auch bei der Wiederherstellung des Königthums zu gewinnen.

Uebrigens theilten viele gerade der höchsten Beamten des Kaiserthums diese Ansicht im Stillen, sie hatten ein Gefühl von dem nahen Fall der glänzenden Schöpfung, und seltsam, je gewaltiger das Kaiserreich wurde, desto fester glaubten diese Leute an seinen nahen Fall. Dieses Gefühl heftet sich als Fluch an alle revolutionären Institutionen, trägt zum schnellsten Fall derselben wesentlich bei und macht diesen Fall jäher und tiefer.

Einige Minuten lang versuchte Calliste sich klar zu machen, welche Gefahren für sie und ihren Freund die Indiscretion des Lords haben könne, sie konnte dieselben nicht bedeutend finden: „Ah", rief sie endlich unwillig, „wir werden uns rächen an diesem groben Kerl, der uns den Morgen verdorben hat!"

„Wir werden uns rächen!" sagte der Graf energisch, dann erhob er sich rasch, die Dirne in seinem starken Arm aufhebend und sie auf die Füße stellend.

„So gefallen Sie mir!" flüsterte Calliste, den Grafen mit unverhehlter Bewunderung und einer Art von Scheu anblickend.

Wir wissen, daß der Graf ein schöner Mann war, aber den eigentlichen Ausdruck bekam seine Schönheit, wenn in seinem Gesicht jene finstere, unbeugsame, nichts achtende Energie zum Vorschein kam, die wie die Katze lauert, wie die Schlange kriecht, sich todt stellt, wie das Krokodill, Umwege macht wie der Fuchs, wie der Vogel lockt und endlich mit einem Tigersprunge ihre Beute packt. In solchen Momenten, sie waren sehr selten, war der Graf mächtig schön, er hatte dann ein Stück von dem Abglanz des gefallenen Engels, das den Teufel großartig und furchtbar schön macht.

Der Graf vollendete rasch seine Toilette, die nie vernachlässigt, aber auch nie auffallend, sondern stets die eines Mannes von Geschmack war, dann nahm er freundlich Abschied von seiner Gefährtin mit dem Versprechen, sie zum Diner abzuholen.

Der Agent des französischen Kaisers ging den Linden zu, war aber gezwungen, stehen zu bleiben an einer Querstraße, aus der so eben ein Leichenzug herauskam. Es waren zwei Särge, die man da hertrug neben einander. Die Särge waren ganz schlicht, aber sie waren mit

grüner Farbe angestrichen; das schon fiel dem Grafen auf, aber noch mehr der unendlich lange Zug von Leidtragenden, der paarweise an ihm vorüberwallte und sich noch vergrößerte durch Männer, die hier und da einzeln aus den Häusern oder gruppenweise aus den nächsten Straßen hervortraten und sich anschlossen. Die Leidtragenden gehörten sichtlich zum größten Theil dem Handwerkerstand an, aber man sah auch alte Herren darunter, deren Haltung den Soldaten verrathen haben würde, auch ohne das pour le merite- oder Johanniterkreuz am Halse und die Ordensbänder im Knopfloch. Der Graf ließ den langen Zug an sich vorübergehen und erschöpfte sich in Vermuthungen. Die Haltung des Leichengefolges, die ernst war, aber auch hier und da eine Art von Trotz verrieth, imponirte ihm. Er sah sich um nach Jemandem, der ihm das Räthsel löse.

„Was ist das?“ fragte er einen alten Mann in langem blauen Rock.

„Ein Leichenzug, wie Ihr seht!“ antwortete der im feindseligen Ton.

Der Patriot mochte den Franzosen in dem Frager erkannt haben und schloß sich dem Zuge an.

Der Graf, noch mehr betroffen, ging einige Schritte weiter, wo zwei französische Offiziere, die sich über diesen Zug, der auch ihnen aufgefallen sein mochte, bei einem überhöflichen Geheimen Secretair erkundigten.

„Es ist das eine unschädliche Demonstration,“ erklärte der Gefällige, „es ist ein alter Schneidermeister, den sie dort begraben; er ist an einem Tage mit seiner Frau gestorben und hat letztwillig verfügt, daß man ihm und seine Frau in grünen Särgen beerdigen möge, weil grün die Farbe der Hoffnung sei und er sowohl als sein Weib in der festen Hoffnung sterbe, daß der König und die Königin bald wieder siegreich zurückkommen würden nach Berlin. Sie wissen nun, meine Herren, daß alle Verständigen nicht mehr an die Rückkehr des Königs glauben, da Seine Majestät der Kaiser unüberwindlich ist, aber das Volk sieht das nicht ein in seiner Beschränktheit, es denkt wie der alte bornirte Schneidermeister, und zum Zeichen, daß es an die siegreiche Rückkehr des Königs glaubt, zieht es hinter den grünen Särgen her. Das ist dumm, gewiß, aber es ist ganz unschädlich.“

„Ich sehe aber doch da mehrere Herren mit Orden dabei!“ bemerkte einer der Offiziere.

Der Geheime Secretair zuckte vornehm die Achseln und meinte verächtlich: „Ein paar Dutzend alte Invaliden und Junker, die an der Blamage bei Jena noch nicht genug haben, die finden vielleicht, daß der Marsch hinter den grünen Särgen her ihnen nicht so unbequem ist, wie das Laufen bei Jena!“

„Nun, nun,“ meinte einer der Offiziere, „Sie übertreiben, mit dem Laufen Ihrer Armee bei Jena war's so schlimm nicht, mein Kaiser

Mem weiß das besser; wir hatten Küraßier's vor uns, die besannen sich lange genug und hieben sich mörderisch mit uns herum; erst als sie auf beiden Seiten überflügelt waren, gingen sie im Schritt zurück. Ich habe nie Cavallerie gesehn, die sich so brillant geschlagen hätte, wie das Regiment!"

„Sie sind sehr gütig!" rief der Geheime Secretair enthusiastisch, „es geht doch nichts über die französische Großmuth! immer gerecht, allzu gerecht, selbst gegen die Feinde!"

„Infame Canaille!" sagte der französische Dragoner-Offizier grob und wendete sich indignirt ab von dem Königlich preußischen Herrn Geheimen Secretair, der ihm ganz verblüfft nachstarrte und gar keine Ahnung hatte, was ihm diese Beschimpfung von Seiten des Franzosen zugezogen.

„Das muß ein Mißverständniß sein!" murmelte er, aber in seiner Anbetung des Franzosenthums machte ihn eine solche Kleinigkeit nicht irre.

Der Graf beeilte sich, den Italienerladen, so nannte man das damals, zu erreichen, wo sein Freund der Geheime Rath von Beireis gewiß schon ziemlich ungeduldig mit dem Frühstück auf ihn wartete. Als er bei dem Italiener eintrat, fand er alle Tische bereits besetzt, und nur mit Hülfe des Wirths gelang es ihm, in einer behaglichen Ecke seinen Gastfreund zu entdecken, der an einem Glase Burgunder sog mit den Lippen und mit beiden Ohren hörte.

Auf Anordnung des Geheimen Rathes nahm der Graf, oder vielmehr Herr von Moritz, hinter dem Tisch neben seinem Gastfreund Platz.

„Wir behalten so die Versammlung im Auge!" bemerkte Beireis leise und schmunzelte begehrlich, als der Italiener eine köstliche kleine Straßburger Pastete aufsetzte und sein „gestern erst angekommen!" dazu über den Tisch flüsterte.

„Ich weiß," bemerkte Herr von Moritz leise seinem Nachbar, „daß Sie vor dem Essen nicht gern von Geschäften sprechen —"

„Und nach dem Essen gar nicht!" lachte Beireis, ein Stück Trüffel auf der Spitze seiner verwöhnten Zunge prüfend.

„Deshalb," fuhr Herr von Moritz fort, „deshalb muß ich um Entschuldigung bitten, wenn ich Ihnen jetzt wenigstens eine Mittheilung mache, die Ihnen indeß den Appetit schwerlich verderben wird. Sie können zu jeder Stunde bei mir zwei Hundert Stück Napoleons in Empfang nehmen, außerdem eröffne ich Ihnen bei mir einen Credit auf die gleiche Summe zu gewissen Ausgaben, und unter uns, wir wissen, daß da auch noch manche hübsche Kleinigkeit abfällt!"

„Ich bin Ihnen gewiß sehr dankbar," entgegnete der Geheime Rath, dessen Gesicht einen ungemein freundlichen Ausdruck angenommen, „aber Sie haben sich selbst einen viel größeren Dienst erzeigt, Herr von Moritz, als Sie glauben!"

„Wie so?"

„Nun," erklärte Beireis sehr gefällig, „unser Dejeuner würde sehr frugal gewesen sein, ohne diese Mittheilung, denn ich bin dem braven Manne hier eine kleine Summe von etwa Hundert Thalern schuldig; jetzt hat das nichts mehr zu bedeuten, ich bin nicht mehr in meinen Arrangements gehindert!"

Herr von Moritz lächelte und fragte: „Darf ich Ihnen meine Börse in die Hand stecken? es werden einige vierzig Napoleons darin sein — wir rechnen dann nachher ab."

„Sehr verbunden, das nehme ich an!" entgegnete der Geheime Rath hastig, die Börse unter dem Tisch annehmend und in der Hand behaltend; dann winkte er dem Wirth und machte eine Menge von kleinen hübschen Bestellungen.

Der Wirth sagte kein Wort und blieb sehr höflich, in seinem ganzen Wesen aber gab sich eine Verlegenheit und Aengstlichkeit kund, die den Geheimen-Rath außerordentlich zu belustigen schien; als derselbe sich mit seiner Last der kostspieligsten Bestellungen zögernd zurückzog, kam Beireis der Gedanke, daß er vielleicht langsam oder schlecht bedient werden könne, wenn er nicht die Maske abwerfe, und er sagte deshalb: „Da fällt mir ein, daß Sie mir schon ein paar Mal Ihre Rechnung geschickt haben, bringen Sie mir dieselbe quittirt herein und setzen Sie das kleine Frühstück mit darauf, ich werde wohl so viel Geld bei mir haben!"

Das Gesicht und das Benehmen des Wirths waren augenblicklich völlig verändert, Unsicherheit und Verlegenheit hatten einer würdigen Dienstbeflissenheit Platz gemacht, und Geheime Rath Beireis und sein Gast frühstückten ganz ausgezeichnet. Beide waren starke Esser, der Deutsche hatte mehr Burgunder getrunken, im Champagnertrinken kam er dem Franzosen aber nicht gleich. Der Herr von Moritz ließ jeden Bissen schwimmen, er nahm kleine Schlucke, aber unendlich viele und sehr rasch hinter einander. Er leerte zwei Bouteillen Champagner, ohne daß sie einen irgendwie wahrnehmbaren Eindruck auf ihn gemacht hätten.

Beide Herren sprachen während des Essens fast gar nicht mit einander, aber sie hörten desto mehr, ohne daß es das Ansehen hatte.

Dicht vor ihnen war ein großer runder Tisch, französische Employé's und Berliner Kaufleute, meist verlorene Söhne der sonst so achtbaren französischen Refugié-Colonie, trieben daran ihr Wesen; die Wohlthaten, die ihre Väter und Großväter von dem hohen Hause Brandenburg genossen, waren vergessen, sie waren nur noch Franzosen. Schmähungen gegen Preußen, gegen die erhabene Person des Königs auf den Lippen, verläugneten sie den letzten Rest von Scham und Scheu, indem sie gegen besseres Wissen, freilich dem abscheulichen von Oben gegebenen Beispiele folgend, selbst die fleckenlose Tugend der edlen Königin Louise zu begeifern wagten.

An einem anderen Tisch zechten französische Offiziere, „gloire“ das dritte Wort, Selbstüberschätzung, Hochmuth genug, Selbstsucht und Eitelkeit im Uebermaß, aber erquicklich ihr Gespräch gegen das der abtrünnigen Preußen.

Der elende Zeitungsschreiber Lange führte an einem dritten Tische das Wort; er, der ein Blatt, den „Telegraphen“, begründet hatte, lediglich um die Siege der preußischen Armee zu verkünden, er hatte jetzt nicht Worte genug, um Preußen zu beschimpfen und Napoleon zu erheben. Ein ehemaliger Lehrer am Cadettenhaus unterstützte ihn dabei nach Kräften, und der Kriegs- und Domainenrath Heckert trank bei jedem Glase die Gesundheit eines andern französischen Marschalls oder Generals.

Unter der Gemeinheit und Verworfenheit hatte die Dummheit ihren gebührenden Platz gefunden; es saßen da wirklich Menschen, die den Franzosenkaiser für eine Art von übermenschlichem Wesen hielten, und Viele, die sich ihr Lebelang geschämt, zum allmächtigen Gott zu beten, oder nie an ihn gedacht, sie fühlten sich stolz in der Anbetung des korsischen Feldherrn, der die Revolution so siegreich bis nach Berlin geführt.

Hier und da gewahrte man auch wohl ernste, verdrießliche und bekümmerte Gesichter, aber hinter denselben war nur selten der Kummer um den Untergang preußischer Ehren und Kriegsruhms, meist galt es eigenem Mißgeschick.

„Nun, man kann Dir wohl gratuliren!“ zischelte ein Geheimer Rath dem Andern zu: „Deine Tochter hat sich ja wohl mit dem Capitain verlobt?“

„Gott sei's geklagt,“ antwortete der Andere, „der Kerl hat nichts als seinen Säbel, aber das Mädchen war rein toll; ich wollte, sie wären schon copulirt — ach, Bruder, mir brennt der Kopf.“

„Nun, nun,“ tröstete der Andere, sich selbst halb getröstet fühlend durch des Collegen Elend; sieh mich an, Bruderherz! was muß ich mir von meinem Weibe gefallen lassen? Tod und Hölle, ich könnte den glatten Colonel, den sie mir ins Quartier gelegt haben, mit diesen meinen eigenen Händen erwürgen!

„Bruder —“, wollte der Erste trösten.

„Still!“ — flüsterte der arme, betrogene Ehemann grimmig, „spare Dir Deine Tröstungen, habe mir das Alles schon selbst zehnmal und öfter noch gesagt, alles das, was Du mir irgend sagen könntest. Hilft aber nichts! Auch die erhabenen Beispiele alle helfen mir nichts, denn ich liebe das schändliche Weib, ja, zum Henker! ich liebe es noch immer! Ach, Bruder,“ setzte er dann, plötzlich in eine weichere Stimmung gerathend und eine neue Flasche entkorkend, hinzu, „Du weißt gar nicht, wie lieb und gut und schön Jettchen sein kann, ach! wie glücklich habe ich gelebt!“

Der eine Geheime Rath weinte vor Rührung bei der Erinnerung an sein verlorenes eheliches Glück, der Andere wagte nicht aufzusehen, denn er begriff die Komödie nicht, die sein College spielte. Die junge Frau Geheime Räthin war zwar sehr hübsch, aber wahrhaftig kein Tugendspiegel, und die Verhältnisse, unter denen sie sein Freund und College geheirathet hatte, waren stadtkundig der Art, daß von Tugend und Treue dabei überall nicht die Rede sein konnte. Deshalb begriff der Eine die Trauer des Andern nicht, bis ihm das Verständniß ziemlich unerwartet in die Hand gegeben wurde, denn sein College erhob sich und grüßte einen hübschen Cavallerie-Offizier von der kaiserlichen Garde, der so eben eintrat. Der französische Colonel ermunterte den Geheimen Rath zur Heiterkeit, bestellte Wein — kurz, es war für den Einsichtigen bald klar, daß sich der Geheime Rath die Trauer über Jettchens Untreue von dem französischen Offizier anständig und über den Werth bezahlen ließ.

An einem Tisch allein saß ein Mann mit weißem Kopf, unangenehm rothen Backen und grob sinnlichen Zügen; er frühstückte reichlich, ohne besondere Auswahl, und schlürfte behaglich seinen Wein dazu, seine blauen Augen blickten vergnüglich, ihn amusirte sichtlich das Treiben ringsum. Ein dehnbarer, zäher Kautschuk-Egoismus sprach sich in allen seinen Bewegungen aus.

Es trat ein Herr ein mit feinem Gesicht, der war in seinen besten Jahren; mit einem raschen Blick musterte er die Gesellschaft, dann nahm er Platz an der freien Seite des Tisches, an welchem der eben geschilderte Mann saß, es war kein anderer Platz leer; er bat mit einem höflichen Wort um Erlaubniß, der Andere antwortete kaum durch ein Wort der Höflichkeit, aber mit einer cordialen Zudringlichkeit sagte er gleich: „Ich werde Ihnen ein Glas von diesem trefflichen Bordeaux einschenken, Sie haben noch nichts so Schönes getrunken und Sie bekommen's auch nicht, aber ich bin ein alter Kunde hier, der Wirth giebt's nur mir."

„Ich danke," entgegnete der Herr kalt ablehnend, „ich danke Ihnen, aber ich trinke nie Bordeaux."

„Dann thun Sie sehr Unrecht," entgegnete der Allzufreundliche unverschämt, „das zeugt nicht für Ihren Geschmack, oh! wie können Sie das Zeug trinken?"

Der Wirth brachte dem Herrn eine kleine Flasche spanischen Weines, echten Val de Pennas, wie er sagte, und nannte den Gast sehr achtungsvoll dabei: „Herr Kammerherr!"

„Sie waren Kammerherr des Königs?" fragte der Freundliche zudringlich.

„Ich bin Kammerherr Sr. Majestät des Königs!" antwortete der Fremde ernst, ohne sich durch die Zudringlichkeit reizen zu lassen.

„Nun ja," meinte der Freundliche mit der Miene der suffisantesten Ueberlegenheit, „ich bin auch Hoflieferant, Titel ist Titel, da es aber

keinen Hof giebt und einen König von Preußen auch wohl bald nicht mehr geben wird, so hat's mit unsern beiden Titeln wohl ein Ende, und ich bin bloß noch ein —"

„Ein Schurke! ein ganz infamer Schurke!" sagte der Kammerherr etwas heftig und entsetzlich verächtlich.

„O nein!" entgegnete der Andere ganz gelassen, „sondern ein Seidenhändler."

Der Kammerherr von Königsmarck stand auf und verließ das Zimmer.

Der wackre Edelmann war gewohnt, bei dem Italiener ein Glas spanischen Weins zum Frühstück zu trinken, wenn er nach Berlin kam, aber vermochte nicht mehr auszudauern in der Atmosphäre von Gemeinheit, die über der Hauptstadt Preußens lagerte.

Der Geheime Rath von Beireis und Herr von Moritz, die ihr Frühstück beendet hatten, waren Zeugen dieser Scene gewesen; der Agent namentlich hatte den märkischen Edelmann mit einem Interesse beobachtet, das dem Geheimen Rath aufgefallen war.

„Begleiten Sie mich in meine Wohnung!" bat Herr von Moritz, ich möchte von Ihnen einige Auskunft erbitten."

„Ich würde Sie darum als eine Gunst ersucht haben," entgegnete Beireis mit flammendem Auge, „ich muß die Hand Ihrer reizenden Fräulein Schwester küssen!"

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr," warnte der Graf lächelnd, „meine Schwester, übrigens meine Stiefschwester," schaltete er mit Absicht ein, „hat schon manchen klugen Kopf wirbeln gemacht, sie hält etwas auf ihre Unabhängigkeit, mehr als mir lieb ist!" setzte er schlau hinzu.

Die Herren gingen.

Unterwegs fing der Graf bereits an zu fragen, und zwar in der nackten, blanken Art, in der man nur mit einem Manne spricht, den man kennt und mit dem man ein gemeinsames Ziel verfolgt.

„Ist es möglich, Herr von Beireis, einen Theil des Landesadels für den Kaiser zu gewinnen?"

Der Geheime Rath sah den Frager verwundert an, dann sagte er unwillig: „Das ist mal wieder so eine von den überklugen Ideen aus Paris, aber Sie fragen rund und nett, ich will eben so antworten: „Nein, es ist unmöglich!"

„Aber! — —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr von Moritz, sie wollen mir da ein halb Dutzend Namen nennen. Versuchen Sie Ihr Heil. Sie finden da auch vielleicht noch ein Dutzend verlaufener Kerle und verkommener Gesellen, aber einen Theil des märkischen, oder pommerschen und schlesischen Adels zu gewinnen, lassen Sie das sein! Sie werfen Ihr Geld weg und blamiren sich nebenbei gründlich. Das ist's ja eben, lieber Mann, daß die Herren da in Paris Alles nach französischem Schnitt

messen; ich sage Ihnen, diese breitstirnigen Junker kennen Sie nicht, haben gar keinen Begriff von diesen Leuten. In denen steckt ein Mißtrauen gegen alles Fremde, Menschenalter gehören dazu, um das zu besiegen; sie sind darin gar nicht verschieden von ihren Bauern. Sie glauben nicht, was für ein zähes Geschlecht auf diesem leichten märkischen Sande sitzt. Ich sage Ihnen, der Sand wäre längst nach allen Strichen der Windrose verweht, wenn diese zähen Junker und Bauern nicht, so zu sagen, jedes Sandkorn zusammenhielten. Diese Leute aber mit ihrem Mißtrauen sind nicht zu gewinnen. Denken Sie sich, daß, als fast vor einem halben Jahrtausend die Hohenzollern, das preußische Königs-Geschlecht, in's Land kamen, Menschenalter und eine Reihe der trefflichsten Regenten dazu nöthig waren, um dieses märkische Mißtrauen zu besiegen. Diese Hohenzollern waren weise Herren; sie fuhren zwar, wenn's noth that, mit eisernem Wetter drein, aber sie schonten auch, wo sie irgend konnten, denn sie begriffen frühe schon, daß dieses zähe Junkerthum der Kitt ihres Staates sein würde. Ja, als sie endlich dieses Mißtrauen besiegt, da hatten sie keine besseren Vasallen, als diese Junker, die ihnen so viel Noth gemacht, denn wer diese zähen Geschlechter einmal hat, der hat sie ganz und für immer. Diese märkischen und pommerschen Sippschaften, sie haben den preußischen Staat mit ihrem Blut gekittet, sie haben viele preußische Erwerbungen kurzweg mit ihrem Gelde bezahlt. Meines Erachtens leistet man dem Kaiser einen schlechten Dienst, wenn man ihm vorlügt, daß es mit Preußen zu Ende sei. Ich sage Ihnen, es ist nicht zu Ende; der preußische Staat ist aus den Fugen, ja, sie können hier oder dort ein Stück abbrechen, entzweibrechen, zerschlagen, ich aber sage Ihnen, diese festen, zähen Junker mit ihren festen und zähen Bauern in Pommern und in den Marken, denen sich die Schlesier und Preußen anschließen, denn da hinten steckt auch noch eine tüchtige Kraft, sie leimen ihnen das alte Preußen mit ihrem Blut wieder zusammen, sobald nur ein Mann kommt, der das Zeug hat, sie anzuführen. Und so ein Mann kommt, verlassen Sie sich drauf, denn diese Junker verstehen zu warten."

„Sie brauchen sich gar nicht so zu echauffiren, Herr von Beireis," unterbrach der Agent, „ich habe selbst ziemlich zahlreiche Erfahrungen gemacht, ich selbst bin überzeugt, daß Sie im Allgemeinen Recht haben, diese dickköpfigen, störrischen Junker mit ihrer Tradition von Lehnstreue mögen nicht zu gewinnen sein!"

„Sie sind es nicht," bekräftigte Beireis, „glauben Sie mir, seit sechs Jahren bin ich da bekannt mit einem von Bredow, das ist so eine von diesen ächten märkischen Sippen, der Mann wird sozusagen mein Freund, das heißt, er ladet mich zu Tische, er hört mich gern reden und spielt mit mir, er borgt mir Geld, verlangt es auch weiter nicht wieder, aber glauben Sie, daß es mir gelungen wäre, auch nur eine Spur von Einfluß zu gewinnen? Jetzt ist der alte Kerl wüthend über die Niederlage

bei Jena, ein Sohn, ein Schwiegersohn, drei Vettern und der Bräutigam seiner jüngsten Tochter sind dort geblieben, zwei Söhne hatten sich hierher gerettet, er hat nichts Eiligeres zu thun, als sie zur Armee des Königs nach Preußen zu befördern und Alles, was an baarem Gelde im Hause war, dazu, und als ich ihm Vorstellungen machen wollte, das Geld zu behalten, da die Kriegsnoth ihn selbst in Verlegenheit bringen könnte, da sagte er mir kurz und gut die Freundschaft auf, nannte mich „Er" und meinte: Er ist kein Preuße, der König braucht mein Geld und meine Jungen, da sind sie, und Er ist mein Tischcumpan gewesen und hat mich amüsirt, dafür habe ich Ihm zu essen gegeben und Ihm Geld geborgt, das schenke ich Ihm, und da nun hinfort bei mir nicht mehr geschmaus't wird, so scheere Er sich zum Teufel! So war mein Abschied! Und ich versichere, so oder ähnlich sind sie Alle."

„Nun, dann bleibt weiter nichts übrig," sagte Herr von Moritz, „als diese furchtbaren Junker dem Könige sowohl wie dem Volke verdächtig zu machen, durch Schriften, durch Bücher, durch Zeitungen!"

„Das ist etwas!" meinte Beireis, „bei dem Stadtvolk wird's ziehen, bei dem Landvolk, das nicht liest, freilich nicht, aber es ist doch etwas; auch in den kleinen und Mittelstädten, wo der Einfluß der Junker bis jetzt groß, vielleicht gelingt es da Zwietracht zu säen und auf diese Weise einen Riß in das Volk zu sprengen; der Gedanke ist gut. Der Federhelden können wir für ein paar Napoleons genug haben. Vielleicht gelingt es uns auch, einen oder ein paar Malcontente von Namen zum Schreiben zu bringen: Ja, der Gedanke ist gut, ich bin dabei, wir wollen diesen Junkern wenigstens einen Stoß versetzen, den sie so bald nicht verwinden sollen!"

Die Herren gingen am Schauspielhause vorüber, ein junger Mann grüßte den Geheimen Rath.

„Guten Tag, Herr Riese, guten Tag!" erwiederte dieser, „Sie gehen doch gewiß heut Abend in's Schauspiel!"

„Gewiß!" antwortete der junge Mann ernsthaft.

„Viel Vergnügen!"

Damit ging er weiter, Herr Riese aber, der junge Mann, blieb einen Augenblick stehen und sagte, den Männern nachblickend, „das ist ein Gesicht, wie man's nie wieder vergißt, wenn man's einmal gesehen hat."

Die Herren standen vor der Wohnung des Herrn von Moritz.

„Gehen Sie", sagte der Graf, „küssen Sie meiner Schwester die Hand, ich kleide mich zum Diner um!"

Die Creditfrage.

Es ist Aufgabe des Gesellschafts-Forschers, das Leben in der Mannichfaltigkeit der Gestaltungen zu beobachten, welche innerhalb desselben sich unausgesetzt hervorbilden; den allgemeinen Gesetzen näher zu treten, welche dem gesellschaftlichen Massenleben zum Grunde liegen, und solcher Art den Einfluß kennen zu lernen, welchen der Staat darauf auszuüben berufen ist. Dieser aber wird seinen Einfluß geltend zu machen haben, damit die Gesellschaft mehr und mehr zu einer den Cultur-Interessen entsprechenden Entwickelung gelange. Und wie reich und wie ergiebig ist das Beobachtungsfeld, welches die neuere Zeit darbietet.

Ueberall ist die mittelalterliche Gebundenheit gelöst, der Landbau von der Natural- zur Geldwirthschaft hinüber geführt worden. An die Stelle des hörigen, auf Naturalien angewiesenen, ist der freie, bezahlte Arbeiter getreten; an die Stelle des zünftigen Gewerbsmannes der in Ungebundenheit Concurrirende. Auch der Staatshaushalt kennt nur noch Geldleistungen. Dazu die colossalen Summen von Werthpapieren, die unermeßlich gesteigerte Bewegbarkeit der gesellschaftlichen Güter, die allgemeine Mobilisirung des Grundvermögens u. s. w.

Es liegt auf der Hand, daß unter so gänzlich veränderten Verhältnissen auch die Aufgabe des Staats in Beziehung auf das Geldwesen eine bedeutungsreichere sein müsse, als ehedem, wo der Landbau von den Bewegungen des Geldmarktes kaum berührt wurde, wo dieselben selbst auf das Staatsleben kaum einen Einfluß übten. Denn die Lehre, daß der Staat diese Verhältnisse ignoriren dürfe, daß sich Alles von selbst am besten mache, darf nun wohl als antiquirt angesehen werden. Wir haben die entscheidende Wichtigkeit in einer geordneten Leitung des Geldwesens von Anbeginn behauptet und die Stellung des Staates zu demselben prägnant bezeichnet, indem wir in dem Gelde den Staats-Deputirten für die unstrittigen Geschäfte des bürgerlichen Lebens, den allgemeinen Vermittler der gesellschaftlichen Associationen erkannten. (Vergl. die Art. über Doctrin Bd. I. u. II. der Berliner Revue.)

Dort ist nachgewiesen, wie das wirthschaftliche Leben in unserm Vaterlande so vielfach gelähmt, das sociale so vielfach beschädigt worden, dadurch, daß die Regierung auch bei gänzlich veränderten Verhältnissen fort und fort an den altpreußischen Traditionen in Beziehung auf die Behandlung des Geldwesens festgehalten, daß sie sich darauf beschränkt, Steuern zu erheben und zu verausgaben, einzelne große Landes-Cultur- und Industrie-Anlagen auszuführen oder zu unterstützen — im Uebrigen aber jeden befruchtenden Einfluß auf das wirthschaftliche Leben zurückzuweisen. Sie hält mit Strenge an dem Geldregal der Krone fest, und die Association der Capitalien ist in überaus enge Bahnen verwiesen.

Gar mancher Fortschritt ist hierdurch gehindert worden, ja die Ausbildung unserer Credit-Verhältnisse war den socialen Zuständen so wenig entsprechend, daß dicht an unseren Landesgrenzen ein großes Credit-Institut nach dem andern errichtet wurde, alle mit der ersichtlichen Aufgabe, einen Theil der vorhandenen Lücken in Preußen auszufüllen. Diese Banken beschäftigen sich nämlich durchweg nur mit den Interessen des Handels und der Industrie, Landbau und das kleine Gewerbe liegen ihnen fern. — Die Dessauer, die Braunschweiger, die Weimarsche Bank machen in Preußen brillante Geschäfte, und die vielen jetzt in der Anlage begriffenen, wie die Geraer, Sondershauser, Leipziger rc. versprechen ähnliche Erfolge, wenn ihnen nicht durch Begründung gleichartiger Institute im Inlande der Markt abgeschnitten wird. Die hier gemachten Erfahrungen wirken um so gewichtiger, weil inzwischen auch die Bedürfnisse des Lebens prägnanter hervorgetreten, weil die Gesetze der Geldwirthschaft mit größerer Bestimmtheit erkannt worden sind, als ehedem. Man ist heute im Stande, die Aufgabe unter Vermeidung erheblicher Mißgriffe zu lösen. Man ist aber zugleich außer Stande, dieser Aufgabe sich ferner zu entziehen, ohne dem Vaterlande die ernstesten Gefahren zu bereiten.

Eine gewichtige Anregung giebt auch die Begründung der großen Credit-Institute in Frankreich, Oesterreich rc. Bei der Solidarität der europäischen Interessen kann keiner der größeren Staaten zurückbleiben, sobald die Nachbarn neue und wichtige Bahnen in der Behandlung ihrer Angelegenheiten betreten haben. Die Errichtung des Crédit foncier zu Paris und Wien, noch mehr aber des Crédit mobilier, welche, über ungeheuere Capitalkräfte gebietend, mit denselben in einer Art und Weise operiren, wie man es bisher nicht gekannt oder gewagt hat, sind Thatsachen, die sich nicht ignoriren lassen. Es ist augenfällig, wie neben solchen großen Finanzgewalten unsere inländischen Geldmärkte alle Bedeutung verlieren und in ein drückendes Abhängigkeits-Verhältniß gerathen müssen, wenn wir versäumen, entsprechende Geldkräfte so zu organisiren, daß sie durch Concentration eine Macht bilden, die sich gegen die Macht des Auslandes zu behaupten im Stande ist. Dazu kommt, daß die großen Credit-Institute des Auslandes mehr oder weniger unter dem Einflusse ihrer Gouvernements stehen und dadurch leicht veranlaßt werden könnten, eine den preußischen Interessen feindliche Stellung einzunehmen, und selbst bei ganz neutraler Stellung würden sie naturgemäß die inländischen Geldkräfte anziehen, wenn nicht ein Gegengewicht aufgestellt wird.

Inzwischen wird das Bedürfniß, eine dem Auslande entsprechende Geldmacht in unserm Vaterlande zu concentriren, so allgemein erkannt, daß wir darüber uns nicht weiter auslassen dürfen. Dem Vernehmen nach ist die Errichtung zweier derartiger Institute für Preußen bereits beantragt. Während das Eine, an dessen Spitze hervorragende thei-

nische Banquiers stehen, fast durchweg ihr Augenmerk auf die gewöhnlichen Bankgeschäfte richtet, und während hier der Wunsch, die Interessen des Grundbesitzes zu fördern, nur dadurch Ausdruck gefunden hat, daß einzelne große Grundbesitzer der Monarchie in den Verwaltungsrath aufgenommen wurden, hat das andere Credit-Institut sich ersichtlich die Aufgabe gestellt, den Interessen des Grundbesitzes zu dienen. Ein entscheidender Einfluß auf die Geschäftsleitung ist dem Grundbesitz hier dauernd gesichert. Wir stützen auf diese letztere unsere Hoffnungen für eine gedeihliche Entwickelung der Verhältnisse und wollen uns mit den Aufgaben beschäftigen, deren Lösung wir von derselben verhoffen, so wie mit den Fragen der innern Politik, welche dabei in Betracht kommen.

In ersterer Beziehung können wir zunächst auf den Bericht verweisen, den die Finanz-Commission des Hauses der Abgeordneten unter dem 16. Februar c. abgestattet hat und worin vorgeschlagen wird, die Staats-Regierung zu ersuchen:

3) Das Grundsteuer-Entschädigungs- und Ausgleichungs-Verfahren möglichst mit der Errichtung von Credit-Anstalten für ländliche Grundstücke zu verbinden, um insbesondere die Abwickelung der Privat-Hypotheken, die Vorbeugung übermäßiger Privat-Belastung des ländlichen Grundvermögens und die Beschaffung von Meliorations-Capitalien herbeizuführen und damit zugleich verstärkte Grundlagen der Steuerfähigkeit zu gewinnen.

Wir erkennen in diesem Beschluß der Finanz-Commission einen entschiedenen Fortschritt. Obwohl wir damit die Zweckmäßigkeit einer veränderlichen und erhöhbaren Grundsteuer an und für sich nicht anerkennen wollen, wird die Grundsteuerfrage doch ihrer Lösung augenscheinlich näher geführt, indem sie in Verbindung mit der Creditfrage behandelt wird. Die Staatskunst hat bisher die Solidarität der Staatshandlungen zu wenig berücksichtigt, sie hat geglaubt, durch einen Act der Gesetzgebung ihre Zwecke erreichen zu können. Die erleichternden, gewissermaßen die geburtshelferischen Mittel, welche die Heilkunst allgemein anwendet, sind von der Staatskunst bisher unbeachtet geblieben. Wie schwierig auch die Aufgaben sein mögen, welche unseren Staatsmännern vorliegen, in dem hier angedeuteten Wege, — durch eine Mannichfaltigkeit von Mitteln, durch das einheitliche Zusammenwirken der Staats-Ressorts werden sie sich lösen lassen. Der vorliegende Beschluß weiset zugleich auf die wesentlichen Aufgaben hin, deren Lösung den Credit-Anstalten im Interesse der Landwirthschaft obliegen würde. Die Abwickelung der Privat-Hypotheken ist ein unermeßlich wichtiger Gegenstand. Was ein mäßig verschuldeter, wirthschaftlich blühender Grundbesitz zu leisten vermag, davon hat neuerdings das kleine Schleswig einen glänzenden Beweis geliefert. Wie wenig ist dagegen von einem Grundbesitz zu verhoffen, der, hochverschuldet, von den Gefahren der Geldkrisen, der Capital-Kündigung, einer rücksichtslosen Concurs-Ordnung bedroht ist? Nicht minder

wichtig ist die Beschaffung der Meliorations-Capitalien. Wie muß der Landbau erblühen, sobald zu Ent- und Bewässerungen, zu Drainagen, zu Chaussee-Bauten, zu Cultur-Zwecken, zu Schul- und Kirchenbauten die Fonds sich ohne Schwierigkeit darbieten und deren energische Amortisation vermittelt wird, um demnächst neue Capital-Verwendungen eintreten lassen zu können. Durch das Ein- und Ausströmen der Capitalien wird das wirthschaftliche Leben befruchtet, und stellt dasselbe gewissermaßen die Respirations-Thätigkeit des wirthschaftlichen Organismus dar. Während eine derartige Einwirkung des Geld-Capitals auf das Grund-Capital unendlich befruchtend, Leben erzeugend wirkt, tritt eine lähmende, eine endlich ertödtende Wirkung hervor, sobald in Folge der Speculation die Hypotheken-Folien fast bis zum vollen Werth des Grundstücks belastet werden. Der wirthschaftliche Organismus kann von diesem Alp nur durch Subhastationen befreiet werden, die überall von einer Erschöpfung der Bodenkraft begleitet sind.

Die Credit-Anstalten können in Preußen, wenn sie sich der Lösung der landwirthschaftlichen Aufgaben widmen, mit fast absoluter Sicherheit operiren, sobald sie in den Kreisen ihre richtigen Grundlagen suchen. Die Mitglieder des Kreistages, aus Grundbesitzern bestehend, besitzen eine vollkommene Kenntniß von dem Werth der im Kreise belegenen Grundstücke, mindestens können sie sich auf Grund der überall vorhandenen Vermessungs-Register und ohne weitläufige Taxen die bestimmteste Ueberzeugung verschaffen. Werden innerhalb der einzelnen Kreise Credit-Institute errichtet, und müssen etwanige Ausfälle von den ländlichen Grundbesitzern des Kreises nach einem vorher zu bestimmenden Maßstabe übernommen werden, so darf man mit Zuversicht darauf rechnen, daß sie auch überall mit der erforderlichen Vorsicht zu Werke gehen. Der ferneren Verschuldung aber würde mit der Dauer derartiger Kreis-Institute immer wirksamer vorgebeugt werden können, sobald die Bestimmung getroffen würde, daß die Grundbesitzer, welche neue Hypotheken zu anderen, als zu Meliorations-Zwecken aufnehmen, das Anrecht auf den zu ihren Gunsten angesammelten Amortisationsfond verlieren, dieser Eigenthum des Instituts würde. Die landwirthschaftlichen Kreis-Credit-Anstalten würden dadurch nicht allein eine hohe wirthschaftliche, sondern zugleich eine eminent conservative Bedeutung erhalten. Sie sind überdies die Grundbedingung der Lösung der Lebensmittelfrage.

Aber die landwirthschaftlichen Kreis-Credit-Anstalten können für sich allein nicht bestehen. Die Kreis-Obligationen können nicht verwerthet werden, sobald sie nicht mit Erfolg an den Markt gebracht, oder eventuell preiswürdig und unter günstigen Bedingungen beliehen werden. Die Bestimmung des preußischen Central-Credit-Instituts müßte vor allen Dingen sein, daß es jenen Kreis-Credit-Anstalten Halt und Stütze gewährte, daß es die Interessen der Landwirthschaft energisch

förderte. Zunächst hätte es gegen mäßige Provision die Banquiergeschäfte der landwirthschaftlichen Kreisbanken zu besorgen, die Papiere derselben, welche nach Provinzen, oder für die ganze Monarchie übereinstimmend, auszufertigen wären, umzusetzen, die Zinszahlungen zu besorgen u. s. w. Bei der Großartigkeit der Summen, um die es sich hier handelt, würde das Central-Institut auch bei mäßiger Provision sehr ansehnliche Einnahmen für absolut sichere Geschäfte beziehen.

Im Uebrigen bot dem preußischen Central-Credit-Institut sich das ausgedehnteste Feld für eine unmittelbare und gewinnbringende Geschäftsthätigkeit dar. Nur in den Westprovinzen, in Schlesien, Sachsen und einem Theil der Marken ist das industrielle Leben bisher zur Entwickelung gediehen, und auch hier wird das Capital noch Gelegenheit zu reicher Verwendung finden. Die schönen Provinzen Preußen, Posen und Pommern harren noch der Entwickelung des industriellen Lebens. Die große Triebkraft der zahlreichen Flüsse dieser ausgedehnten Landestheile wird noch in dürftigster Weise genutzt. Die reiche Hanf-, Flachs- und Wollproduction derselben gereicht vielfach dem Auslande zum Nutzen. Die zahlreiche ländliche Bevölkerung bedarf noch der Beschäftigung während der langen Wintermonate. Es wird dieserhalb auf den am 15. Januar 1847 erstatteten Bericht der Commission zur Erörterung der Ursachen des in der Provinz Preußen öfter wiederkehrenden Nothstandes verwiesen. An Gelegenheit zu gewinnbringender Capitalverwendung kann es dem preußischen Credit-Institut unter diesem Umstand schon hiernach nicht fehlen. Auch das kleine Gewerbe, die Handwerker- und Sparkassen werden in demselben ihre Stütze finden. Es wird ihnen Vorschüsse zu bewilligen, oder deren Ersparnisse zu verwalten haben u. s. w. Es handelt sich nur darum, daß ein einsichtiger Vorstand und Verwaltungsrath die Aufgabe des Instituts in seiner großartigen vaterländischen Bedeutung erfasse und die nachhaltig rentabelsten Geschäfte werden auch überall diejenigen sein, welche dem Lande zugleich den größten Segen bringen.

Aber es darf nicht übersehen werden, daß der Staat einer Gesellschaft von Privaten eine Aufgabe delegirt, die recht eigentlich zu seinem Ressort gehört, lediglich deshalb, weil sie von unbetheiligten und besoldeten Beamten nicht gelöst werden kann, die Aufgabe nämlich: das wirthschaftliche Leben der Nation durch eine mächtige, centralisirte Capitalkraft zu befruchten. Der große Friedrich hatte bei Stiftung des Seehandlungs-Instituts eine ähnliche Aufgabe im Auge; dasselbe konnte damals seine Zwecke erreichen, obwohl es überwiegend den Charakter einer Königl. Anstalt bewahrte. Wenn dieser Charakter heut nicht mehr festgehalten werden kann, so ist es dennoch durch das wirthschaftliche, wie das politische Interesse geboten, daß der Staat nicht eine Macht erstehen lasse, die mit seinen Zwecken und Interessen collidiren kann. In welcher Weise die Staats-Regierung sich Garantieen schaffen will, daß Collisionen nicht

eintreten, und daß die Landesocultur-Interessen gewahrt bleiben werden, muß natürlich dem Ermessen derselben anheimgegeben bleiben. Es darf dabei vorausgesetzt werden, daß diese Garantieen nicht durch Beschränkung des Geschäftskreises angestrebt werden, da hierdurch die Sache selbst gelähmt werden würde.

Wie auch die Creditfrage gelöst werden möge, jedenfalls ist es ein Wendepunkt in dem wirthschaftlichen Leben unserer Zeit und ein überaus zukunftsreicher Gedanke, daß nachdem längere Zeit hindurch Staat, Grund- und Geldcapital zum großen Nachtheil der Gesellschaft abgesonderte Bahnen verfolgt haben, das Bedürfniß einer Association dieser mächtigen Gewalten endlich erkannt wurde, daß die Realisation dieses Gedankens in naher Aussicht steht. In der solcher Art angebahnten Versöhnung und Association bisher heterogener Gesellschaftskräfte erblicken wir zugleich die Wahrzeichen einer Versöhnung im Geiste einer politischen Verständigung unter den Vertretern der Staatsgewalt, des Grundvermögens, wie des Geldcapitals. In dem Maße, wie dieses große Associationswerk gelingt, wird auch die Machtstellung Preußens nach Außen hin um so kräftiger hervortreten.

Militairische Betrachtungen über die Vertheidigung von Sebastopol.

Eine Festung ist nicht genommen, wenn man ihre Citadelle, ihr Kernwerk, oder den sie dominirenden Punkt nicht besitzt. Das lehrt jedes Kriegsbuch, nebenbei aber auch der gesunde Menschenverstand. Danach wäre nun die Festung Sebastopol nicht genommen, wenn auch die Stadt mit ihrer Enveloppe und sonst wichtige fortificatorische Objecte in die Hände der Alliirten fielen, denn das Hauptwerk der Festung auf der dieselbe dominirenden Höhe ist noch intact. Und doch ist Sebastopol genommen und zwar in dem Sinne und zu dem Zwecke genommen, welchen die Alliirten bei ihrem Zuge nach der Krim offen aussprachen. Stadt, Docks, Arsenale, alle Hülfsbauten, die dem Punkte seine Gewichtigkeit gaben, sind zerstört und — wenigstens für einige Jahre — unbrauchbar. Wie Sebastopol viele Monate lang die Aufmerksamkeit der ganzen politischen Welt gefesselt, so wird es noch Jahre lang die Aufmerksamkeit der militairischen Welt vollauf in Anspruch nehmen, denn Angriff und Vertheidigung gehören zu den glänzendsten Erscheinungen der modernen Kriegsgeschichte. Wer erinnerte sich nicht der allgemeinen Spannung, mit welcher ganz Europa auf die Belagerung der Citadelle von Antwerpen blickte, obgleich kein erfahrener Militair zweifelhaft war, daß sie binnen Monatsfrist fallen mußte, und als die

Lunette Saint Laurent genommen war, in Wirklichkeit schon viel früher fiel. Damals hörte unser preußisches Observations-Corps bei Gailenkirchen an der belgischen Grenze mit Gewehr bei Fuß, den ungeheuren Kanonendonner von Antwerpen her. Auch damals wurde unter dem Tadel aller Ingenieurs und zum Jubel aller Artilleristen entsetzlich viel geschossen. Auch damals war von ganz besonderen Zerstörungs-Werkzeugen — einem Mortier-monstre — viel die Rede, und auch damals war die ganze liberale und demokratische Partei in Europa mit dem Angriff, und die conservative mit der Vertheidigung. Fast Aehnliches sahen wir bei Sebastopol. Die Angriffs-Artillerie hat unglaublich viel Lärm gemacht, aber außerordentlich wenig ausgerichtet, so lange der Spaten sein stilles, aber sicheres Werk nicht ausgiebig begonnen hatte. Dann trat die Artillerie in ihre Rechte und dann that sie auch Wunder.

Es läßt sich mit Gewißheit voraussehen, daß die Literatur der Kriegsgeschichte in den nächsten Jahren durch die Monographieen über Sebastopol einen sehr bedeutenden Zuwachs erhalten wird, und in der That concentrirt sich die Geschichte der zwei Feldzüge 1854 und 1855 so ausschließlich auf die Belagerung dieser Festung, daß von vornherein das Interesse des Lesenden, wie des Studirenden auf diesen einen Punkt hin gefesselt werden wird, um so mehr, als Belagerung und Vertheidigung der Pontusfeste sehr wohl geeignet sind, zum Nachdenken anzuregen, weil beides für wichtige, seit 1816 angeregte und noch schwebende Fragen der Ingenieur-Wissenschaft manches entscheidende Argument der Erfahrung und Erprobung in die Wageschale wirft. — Erd- oder Steinbau, Kasematte oder Contre-Approche, Geschütz oder Spaten? — Vor und in Sebastopol findet sich manche Beantwortung für diese Fragen. Da wir dergleichen Monographieen mit Gewißheit von sehr verschiedenen Standpunkten aus zu erwarten haben, — französische, englische, russische, ob auch sardinische und türkische, ist freilich die Frage — so wird der Vergleich ein sehr interessanter werden und vorzugsweise der deutsche Militair im Stande sein, unbeirrt sein Urtheil zu fällen. Rüstow hat dazu bereits einen sehr beachtenswerthen Anfang gemacht. Besseres liegt gegenwärtig in dem Werke eines Ungenannten vor, dessen Titel wir zur Ueberschrift gewählt, und noch Ausführlicheres und Vollständigeres läßt sich erwarten, wenn alle betheiligten Nationalitäten ihre Bausteine erst zusammengetragen haben werden. Das vorliegende Werk nimmt indessen den künftigen einen großen Theil ihres Reizes vorn weg, denn es spricht jetzt schon einen bedeutenden Theil der Gedanken aus, die das Resumé des Studiums sein werden, wenn erst alles Material authentisch und verglichen vorliegt. Wahrscheinlich ist der Verfasser ein Offizier in activem Dienst, und zwar glauben wir aus einigen Hindeutungen erkannt zu haben, ein preußischer Ingenieur-Offizier, und eben dies mag der Grund für die Anonymität sein, die wir achten, wenn auch nicht lieben. Der Verfasser ist kein Verehrer der Ingenieurs-Doctrinairs. Wir auch nicht,

und es scheint fast, als könne und solle dies eine Art von Anregung sein, um verschiedenen Fragen ernstlicher auf den Leib zu gehen, die seit ungefähr 10 Jahren zwischen französischen, englischen, spanischen und preußischen Ingenieuren sehr angelegentlich verhandelt werden, ohne bisher das mächtige Gewicht praktischer Erfahrung und Durchlebung in eine der Wageschalen werfen zu können. Wir finden auf dem Titelblatte ein Motto aus Burke — beiläufig bekennen wir in schuldiger Aufrichtigkeit, es in dieser Fassung nicht gekannt zu haben — welches also lautet:

„Das Capital der Verstandeskräfte ist bei jedem Individuum schwach, und die Menschen werden immer wohlthun, die allgemeine Bank und die öffentlichen Fonds der Nationen und der Jahrhunderte zu ihrem Vortheil zu benutzen."

Wer wollte die intensive Wahrheit dieses Satzes bezweifeln? Wer aber, fragen wir weiter, befolgt ihn? — Niemand! Wie jedes Individuum, will jedes Heer, jeder Staat, jede Gemeinschaft eigene Erfahrungen, und Alle glauben es autodidaktisch besser zu machen, als ihre Vorgänger. Jeder Schüler lernt die Lebensregeln des Jesus Sirach auswendig; aber er befolgt sie nicht eher, bis das Leben ihm, und oft recht empfindlich, ihre Richtigkeit dargethan hat. Aus zehn, zwanzig Kriegslehrbüchern läßt sich der Lehrsatz allegiren, daß man keine Festung in der bestimmten Voraussetzung auf einer Seite fester bauen soll, als auf der andern, weil der Angriff auf der stärkeren Seite wahrscheinlicher ist, als auf der schwächern. Und doch hatte Rußland Sebastopol nur zur See riesenstark, zu Lande aber zwergenschwach befestigt. Alle Kriegslehrbücher ohne Ausnahme erklären den gewaltsamen Angriff einer Festung für gefährlich und nur unter ganz besondern Voraussetzungen anzurathen. Und doch gehen Franzosen und Engländer im Anfange blind drauf los, um den Stier bei den Hörnern zu fassen, ja sie bleiben monatelang dabei, bis die allerernsthafteste Lection am 18. Juni sie endlich den Spaten hervorsuchen läßt. Die einfachste Instruction für den Vorpostendienst sagt, daß man vor allen Dingen sich Kenntniß von den Mitteln und der Kraft des Feindes verschaffen müsse, ehe man ihn angreift, und die Alliirten gehen mit einer Naivetät an die Belagerung von Sebastopol, die in der That voraussetzen lassen könnte, es wären keine „öffentlichen Fonds an Verstandes-Krafts-Capitalien" zugänglich gewesen. Werden die Lehren, die sich aufs Neue und vor unsern Augen zu Lehrsätzen erhoben haben, und durch Blut und Wunden Tausender aufs Neue besiegelt worden sind, in den nächsten Kriegen befolgt werden? Aller Wahrscheinlichkeit nach: Nein!

So wäre es denn eigentlich ein eben so undankbares als vergebliches Beginnen, die Geschichte der Kriege zu schreiben und militairische Betrachtungen daran zu knüpfen? Fast scheint es so, wenn man die Hoffnung damit verbindet, die durch Jahrhunderte festgestellten Regeln befolgt zu sehen, und allerdings macht überwiegendes Genie, rücksichts-

loses Wagen, das Zusammentreffen besonderer Umstände oft das strikte Befolgen der Regeln unnütz. Doch bleibt es interessant und lohnend, den Menschen in seiner höchsten Potenzirung, und das ist der Krieg, bis in die innerste Werkstatt seiner Gedanken zu verfolgen und in dem vorliegenden Buche des ungenannten Autors haben wir einen geschickten und vertrauenswerthen Führer dafür.

Wahrlich, es mag sich jede Armee, die einen langen Frieden durchlebt hat, fragen: Würden wir Sebastopol so angegriffen oder so vertheidigt haben? denn was die Soldatentugenden bei Beiden angeht, so steht das Trauerspiel von Sebastopol in erster Reihe neben den großartigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte da. Wir sehen einen Belagerungspark und andererseits ein Vertheidigungs-Material, sowohl in der Anzahl, als in dem Kaliber um das Zehnfache stärker, als bisher je bei einer Belagerung in Anwendung gekommen ist. Wir sehen Hunderttausende vortrefflicher Truppen sich gegenüberstehen. Wir sehen einen gleichzeitigen Angriff zur See und zu Lande mit äußerstem Nachdruck führen und an äußerstem Nachdruck scheitern; eine Kriegsflotte, technisch so musterhaft ausgerüstet, wie nie eine Flotte vor ihr, vergebens gegen Küstenbatterieen unerhörte Eisenlasten schleudern; eine Festungs-Enceinte improvisiren; Wolfsgruben und Steinbruchlöcher zu Citadellen werden, und bei dem Allen kein vollständiger Sieg auf einer Seite! —

Wenn Rußland von Anfang an wirklich Krieg mit der Türkei gewollt hätte, so würde es nicht mit nur 35,000 Mann über den Pruth in die Donau-Fürstenthümer eingerückt sein, und wenn Fürst Mentschikoff geglaubt hätte, daß man 56,000 Mann jetzt mit derselben Schnelligkeit landen kann, wie früher 10,000 Mann, so würde er nicht mit nur 26,000 Mann auf den Alma-Höhen die Alliirten erwartet haben. Was wir wiederholt in diesen Blättern ausgesprochen, daß Oesterreich wesentlich bei der Eroberung der Südseite von Sebastopol mitgeholfen, finden wir auch in den „Militairischen Betrachtungen" angenommen, und in der That würde die Belagerung Sebastopols sehr bald ihr Ende erreicht haben, wenn eine russische Armee in die Donau-Fürstenthümer und über diese hinaus, in Rumelien hätte eindringen können, das heißt, wenn in Galizien keine „pression strategique" stattgefunden hätte. Es sind dies Dinge, die scheinbar außerhalb des Kreises liegen, der eine Betrachtung umgiebt, welche sich auf die Belagerung nur eines Platzes beschränkt, aber sie sind die Atmosphäre, in denen dieser scheinbar enge Kreis überhaupt Leben in Action und Reaction gewinnt.

Vortrefflich erscheint uns in den „Betrachtungen" die Beschreibung, Motivirung und Kritik der durch den General Todleben fast improvisirten Festungswerke der Landseite. Auch wir sind den nach und nach bekannt gewordenen Beschreibungen dieser Tracés und dieser sich gegenseitig deckenden Einzelwerke mit Aufmerksamkeit gefolgt, aber ein so

deutliches Bild derselben, wie es dieses Buch giebt, haben wir nicht gewinnen können. Erst jetzt sind wir im Stande, die russische Vertheidigung des anfangs sehr schwachen und gegen das Ende an vielen Stellen noch schwachen Platzes in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen. Kein vollständiger, genügend tiefer und breiter Graben; die Mauer nicht sturmfrei wegen ihrer geringen Höhe; keine Flankirung des Grabens; kein gedeckter Weg, dessen Mangel durch Wolfsgruben, Jägergruben, Steinhaufen u. s. w. ersetzt werden mußte; keine bombensichern Räume für die Besatzung. Und doch ein Widerstand von eilf Monaten. Ehre den braven Truppen, die das vermocht! —

Mit schlagenden Gründen weist der Verfasser Diejenigen zurecht, welche den unsterblichen Ruhm der Russen durch die Bemerkung schwächen möchten, daß die Besatzung ja ununterbrochen mit der im Felde stehenden Armee in Verbindung blieb, und durch Ablösung der Dienst daher weniger anstrengend wurde. Er beginnt mit dem leider vollgültigen Vorwurf, daß diese Herren die glänzende Vertheidigung wohl nur um deswillen herabzusetzen suchen, weil sie von Russen ausgeführt wurde, — giebt die Thatsache dann zwar zu, sagt aber: Erwiesen war anfangs die Besatzung Sebastopols zu schwach, eben so erwiesen konnte sie erst nach und nach auf die angemessene Stärke gebracht werden. Angemessen ist die Stärke einer Besatzung aber doch erst dann, wenn sie den Ansprüchen genügen kann, die nach Beschaffenheit der Festung an sie gemacht werden müssen. Die Werke waren mangelhaft, also gehörte eine um so bedeutendere Truppenzahl zu ihrer Vertheidigung, und wenn sie herangezogen werden mußte, so beweist das nur, daß sie im Anfange fehlte. Was den Wechsel oder die Ablösung der Besatzung betrifft, so ist das eher ein Nachtheil, als ein Vortheil, wenn sonst nämlich die Besatzung überhaupt stark und tüchtig genug ist. Es ist ein Erfahrungs-, also Lehr-Satz, daß man gut thut, die Vertheidigung eines bestimmten Festungstheiles einem bestimmten Truppentheile dauernd anzuvertrauen. Die Mannschaften werden mit den Details der Werke, so wie mit dem vorliegenden Terrain vollständiger vertraut, lernen die Eigenthümlichkeiten ihrer Gegner kennen, und knüpfen ihre militairische Ehre an die Vertheidigung des ihnen ausschließlich anvertrauten Werkes. Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß ein solcher Truppentheil auch stark genug ist, um einen solchen Auftrag auf die Dauer auszuführen, und daß er im Werke selbst, oder in dessen Nähe, ein Unterkommen findet, nicht allein als Schutz gegen das feindliche Feuer, sondern auch zum Ausruhen, Wärmen, Erholen. Das Alles konnte die Festung den Truppen nicht bieten, und es mußte daher zu Ablösungen geschritten werden, die indessen aus den eben angeführten Gründen kein Vortheil, sondern ein Nachtheil für die Vertheidigung waren.

Mit Recht verweilt der Verfasser bei der bis jetzt beispiellosen Verwendung der Artillerie auf beiden Seiten, weil es sich in der That aus

allen Berichten ergiebt, daß die Zahl der Geschütze, so wie deren Kaliber eine größere war, als die Kriegsgeschichte bis jetzt auf irgend einem Schlachtfelde oder bei irgend einer Belagerung kennt. Am 9. April 1855 läßt sich auf je zwanzig Schritt vor der Festung ein Geschütz nachweisen. 518 Geschütze, darunter 32- und 64-Pfünder, spieen von der Stern-Batterie bis zu den Inkerman-Höhen an einem Tage über 20,000 Geschosse auf die Festung, darunter Vollkugelgewichte von 100 bis 200 Pfund aus den französischen Bomben-Kanonen zu 30 Centimeter Bohrung. Diese Zahl von 20,000 Geschossen gilt indessen nur für die Zeit der Tageshelle und die Horizontalschüsse. Das Verticalfeuer während der Nacht ist dabei noch gar nicht mitgerechnet. Und diesem Feuer stand die Festung vom 9. bis zum 22. April, ohne daß die Belagerer dadurch den geringsten Vortheil erreicht hätten. Gegen das Ende der Belagerung hatten die Alliirten über 800 Geschütze in Batterie, und doch, während der ganzen Dauer derselben, das russische Artilleriefeuer auf den Wällen nicht ein einziges Mal dauernd zum Schweigen gebracht. Es ist dies unstreitig das bewunderungswertheste Resultat der russischen Vertheidigung und seine Bedeutung wohl nur von Militairs in seiner ganzen Ausdehnung anerkannt worden.

Wer dem Gange dieser außerordentlichen Kriegsthat mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird zu demselben Schlusse wie der Verfasser gekommen sein, daß das Hauptverdienst derselben in der oberen Leitung der Vertheidigung zu suchen und anzuerkennen ist. Somit wird die Geschichte dem Ober-Commando von Sebastopol den verdienten Lorbeer nicht versagen. In der Würdigung dieses Verdienstes tritt der Verfasser aber auch auf das eigentliche Feld seiner Aufgabe, die Betrachtungen allgemeiner Verhältnisse in anderen Staaten. Er faßt seine Bedenken in den Satz zusammen: Die Leitung des Festungs-Krieges ist allerdings leichter als die des Krieges in offenem Felde, aber nur unter der Bedingung, daß die Commandanten den Festungskrieg auch verstehen. Dies letztere glaubt er aber nur ausnahmsweise bei den Festungs-Commandanten annehmen zu können und giebt als Grund dafür an, daß der Glaube vorherrscht, man müsse Festungen als mechanische Kunstwerke vollständig verstehen, ehe man mit ihnen umgehen und sie als Waffe handhaben könne. Diese Annahme ist deswegen eine so allgemeine geworden, weil die Ingenieure ihr Fachwissen gar zu gern mit einer Art von höherem Nimbus umkleiden und durch Kunstausdrücke, Formeln und Künsteleien anderen Offizieren das Studium verleiden möchten. Und doch übt die mangelnde Kenntniß den nachtheiligsten Einfluß auf die Leitung der Vertheidigung aus, denn der Commandant wird dadurch gezwungen, einen zu hohen Werth auf die Meinungen des Artilleristen und des Ingenieurs vom Platze zu legen, die sich noch obenein häufig entschieden widersprechen. Allerdings muß der Commandant die Ansicht und den Rath derselben

beachten, wie der Commandirende den seiner Generalstabs-Offiziere, aber er darf sich nicht wie ein Befehlshaber neben und mit ihnen betrachten, sondern muß unter allen Umständen über ihnen stehen. Dazu gehört aber, daß er sich nicht von dem Nimbus blenden und verwirren läßt, den die Specialwaffe etwa affichirt. In Sebastopol findet der Verfasser den Gedanken dieser Unabhängigkeit des Oberbefehls zunächst in der Wahl des Capitains Todleben für die obere Leitung der Befestigungs-Arbeiten, als unter dem Schutze jenes Nimbus Schwierigkeiten von dem im Range höher stehenden Ingenieur des Platzes gemacht wurden. Wir gestehen, daß dieser Act der Selbstständigkeit dem Ober-Commandanten um so höher anzurechnen ist, als in der russischen Armee die hierarchischen Verhältnisse noch viel straffer angespannt sind, wie in anderen Armeen. Das Reglement ist dort im Größten wie im Kleinsten so unbeugsam, daß eben ein so glänzender Erfolg dazu gehört, um ein Abweichen von demselben verzeihlich erscheinen zu lassen und auch wirklich verzeihen zu machen.

Für Sebastopol trat unstreitig der merkwürdige Fall ein, daß der Verlust des Vertheidigungs-Objectes überhaupt schon in dem Verluste des Terrains vor demselben lag. Wenn Süd-Sebastopol überhaupt vertheidigt wurde, so geschah es wohl nur in der Absicht, die Flotte und deren Arsenale zu sichern. Von dem Augenblicke an, wo der Feind sich der Festung so weit genähert hatte, daß er Schiffe und Arsenale erreichen konnte, war überhaupt kein Vertheidigungs-Object auf der Südseite mehr vorhanden. Eben so gut hätte die Südseite gleich im Anfang aufgegeben werden können, da sie ja vollständig unter dem Feuer des Nordforts liegt; ein Verhältniß, das auch heute noch gilt und für den Satz beweist, daß mit größerer Annährung des Belagerers an die Enceinte der Südseite eigentlich kein Vertheidigungs-Object mehr vorhanden war, wenigstens dasjenige nicht, für welches die Festung eigentlich erbaut war.

„Gott gebe, daß die Erfahrungen, welche der militairischen Welt durch die Befestigung von Sebastopol und deren Vertheidigung als Material geboten worden sind, nicht unbenutzt bleiben!“ mit diesem Ausrufe schließt der Verfasser eine Reihe von Betrachtungen, welche ihm der Vergleich vieler, während langer Friedenszeit mit äußerster Künstlichkeit erbauten Festungen mit den fast passagèren Bauten Todleben's eingiebt. — Sie sind begreiflich ausschließlich technischer Natur und würden dem größeren Publicum eben deshalb unverständlich oder wenigstens nicht geläufig sein. Desto dringender tritt aber die Frage an den Leser heran, ob der Verfasser mit diesen modernen, im Frieden gebauten Festungen die preußischen gemeint haben kann? Denn die mancherlei Angriffe fremdländischer Ingenieure gegen die Principien, nach welchen in den letzten 30 Jahren in Preußen Festungen gebaut wurden, lassen dies fast vermuthen. Hier ist in der That für die Sachverstän-

digen Stoff zu Betrachtungen und Nachdenken. Die Anzeichen mehren sich, daß in dieser Beziehung doch wohl nicht Alles so sein möchte, wie es sein sollte, und somit stimmen auch wir in den Ruf ein: Möge das Material, welches die Vertheidigung von Sebastopol liefert, auch von denen beachtet werden, welche in Preußen dazu berechtigt und verpflichtet sind. Wir wollen das in einem Buche Gesagte nicht auf das journalistische Feld verpflanzen, aber wir machen Diejenigen darauf aufmerksam, welche es angeht.

Tausend Geschütze, 200,000 Centner Kugeln und 50,000 Centner Pulver genügen einem aus guten Truppen bestehenden Corps, um jeden Platz binnen 2 bis 3 Wochen zu einer Festung zu machen, die eine sehr bedeutende Widerstandsfähigkeit hat. Das ist die große Lehre, welche aus der Vertheidigung von Sebastopol hervorgeht. Freilich gehören zu diesem Lehrsatz eben Tausend Geschütze u. s. w., und wenn auch die Eisenbahnen der Neuzeit die Zusammenbringung des dazu Nöthigen erleichtern, so kann es doch nur da zusammengebracht werden, wo der Feind etwas erzwingen will, also nicht vorräthig und vorsorglich. Bei Sebastopol war dieser Vorrath und diese Vorsorge keinesweges bloß auf eine besonders glänzende Vertheidigung der Festung, sondern auf ganz andere, weiter liegende Zwecke gerichtet gewesen.

Betrachten wir nun aber unsererseits die politisch-militairische und strategische Lehre, welche aus dem merkwürdigen Kampfe um Sebastopol hervorgeht, so ist es die vollständige Ueberwindung der seit den Napoleonischen Kriegen fast allgemein angenommenen Idee von der Ueberflüssigkeit der Festungen, von dem Liegenlassen und von der geringen Bedeutung derselben für den großen Krieg. Schon die Revolutionskämpfe der Jahre 1848 und 1849 haben die Festungen wieder zu der Ehre gebracht, die ihnen gebührt und die sie namentlich nach den Jahren 1814 und 1815 gänzlich verloren zu haben schienen. Den großen Festungen Sweaborg, Kronstadt und Sebastopol verdankt Rußland sehr viel, und wenn Bomarsund, Kertsch und Kinburn verloren gingen, so beweist das eben nur, daß es keine guten Festungen und nicht so musterhaft vertheidigt waren, als Sebastopol.

Ob die Alliirten nicht sehr viel andere und entscheidendere Resultate erreicht haben würden, wenn sie Sebastopol gar nicht angegriffen, sondern ausgehungert hätten, ist freilich eine andere Frage. Wir haben schon früher, als Alles noch in Frage stand, darauf hingedeutet, daß in Perecop der Schlüssel und der Schwerpunkt für die ganze Krim liegt. Hätten sich die Alliirten bei Kinburn, statt am Genuesischen Fort ausgeschifft, hätten sie sofort Perecop angegriffen und wahrscheinlich bald genommen, so wäre die kleine russische Armee in der Krim paralysirt und Sebastopol ohne einen Kanonenschuß durch Hunger zur Uebergabe gezwungen gewesen. Es mußte aber bataillirt werden, und so hat denn 1 Jahr gedauert, was vielleicht in wenigen Wochen abgemacht gewesen wäre.

Wenn eine Festung es vermag, Hunderttausende von Feinden, eine zahlreiche Flotte, geschickte Generale und ein beispiellos mächtiges Material so lange in Schach zu halten, wie es Sebastopol gethan, so bedarf es überhaupt wohl keines Wortes mehr für die Wichtigkeit der Festungen. Aber freilich nicht die todte Festung, nein, die lebende Festung, ihre Besatzung macht sie wichtig und erzwingt ihr Achtung.

Preußen hat sehr viel besser gebaute Festungen, als es die Südseite von Sebastopol war. Aber nicht diese, sondern die in ihnen kämpfenden Truppen werden zu allen Zeiten in Frage kommen. Wir haben vor Kurzem erst diesen Gegenstand ausführlicher besprochen, und brauchen daher jetzt nur darauf zurückzuweisen. Wir sind übrigens begierig darauf, ob die „Militairischen Betrachtungen über die Vertheidigung von Sebastopol“ ohne alle Antwort, oder, — wenn ohne Antwort, — ohne verstärkte Fortsetzung und deutlicheres Aussprechen des zwischen den Zeilen Liegenden bleiben werden? —

Erinnerung an den Director Dr. Karl Friedrich von Klöden.

Vortrag, gehalten in der Februar-Sitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg.

In der December-Sitzung unseres Vereins sahen wir den Director v. Klöden zum letzten Male in unserer Mitte; an dem Tage unserer Januar-Versammlung ward unser Freund abberufen aus seiner irdischen Thätigkeit; so erscheint es wohl als Pflicht, die Februar-Sitzung mit einer Erinnerung an das zu eröffnen, was der Verewigte für die Geschichte der Mark Brandenburg geleistet hat.

Klöden, nachdem er zuerst kartographisch in einer Reihe schöner Arbeiten vorzugsweise vom nördlichen Deutschland ein Bild gegeben, ging dann zur Urgestaltung und Terrain-Plastik dieser Lande über und stellte damit den Boden fest, welcher der Schauplatz der in seinen späteren Forschungen und Darstellungen erläuterten Geschichte war.

In einer Reihenfolge von 10 Programmen, die in die Jahre 1828 bis 1837 fallen, erhalten wir die so schätzbaren „Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniß der Mark Brandenburg“ und innerhalb dieser Zeit: „Die Versteinerungen der Mark Brandenburg, insonderheit diejenigen, welche sich in den Rollsteinen und Blöcken der südbaltischen Ebene finden. Mit Abbildungen. Berlin, 1834. 8.“ — Für die Geschichte des Monumentalen, sowohl der heidnischen Vorzeit mit ihren Steingräbern, Opfersteinen und Werkzeugen von Stein, wie für die Baukunde, die bis in die Gegenwart ragt, sind Vorlagen dieser

Art von entschiedener Bedeutsamkeit. Aber auch direct greifen diese Programme in die Geschichte der Mark ein, wie z. B. die schätzbaren Nachrichten über die älteren Salzwerk-Betriebe der Mark.

Immer mehr widmen diese Programme, durch welche sich das von unserm Klöden begründete Institut der Gewerbeschule vor allen Gymnasien und ähnlichen Lehr-Anstalten der Monarchie am vortheilhaftesten auszeichnet, sich der eigentlichen Local- und Landes-Geschichte. Ich vermag nur unvollständig und andeutend darüber zu berichten. Kaum war das von Fidicin edirte, wichtige Berlinische Stadtbuch aus dem Ende des 14. Jahrhunderts aufgefunden und erschienen, so finden wir unsern Klöden in 3 Programmen (1838 — 1840) schätzbare Erläuterungen zu demselben geben. Eine weitere Reihenfolge, von denen mir die über den Oder-Handel, die Stadt Frankfurt, über die alten Handelsstraßen x. augenblicklich nicht zur Hand sind, wohl aber ein Programm vom 2. April 1841, giebt u. A. Auskunft über die Stellung des Kaufmannes während des Mittelalters. Die allmähliche Umgestaltung der Verhältnisse des Kaufmannsstandes in Deutschland, besonders im nordöstlichen, im Laufe der Jahrhunderte seit dem Zeitalter Karl's des Großen wird hier auf eine sehr belehrende Weise dargethan. Namentlich ist § 4 der für die Mark Brandenburg so wichtigen Gilde der Gewandschneider, d. i. der Tuchhändler, gewidmet, und deren Stellung zu den Tuchmachern und Wollenwebern gezeigt.

Für G. Gropius Chronik der Königl. Haupt- und Residenzstadt Berlin für die Jahre 1837 und 1838 lieferte Klöden einige hier zu erwähnende Aufsätze: über die Boden-Verhältnisse Berlins, zur Geschichte des Berliner Rathhauses; über Stralow, seine Gegend und sein Volksfest in historischer Beziehung, so wie besonders wichtig über Hans Kohlhase mit Urkunden.

Die drei Abhandlungen von bedeutenderem Umfange, womit Klöden unsere Vereinsschrift „die Märkischen Forschungen" ausgestattet hat, legen ein Zeugniß von der vielseitigen Kenntniß und Richtung ihres Verfassers ab. Zunächst: „Ueber den Verfasser der niedersächsischen (v. Buchschen) Glosse zum Sachsenspiegel und des Richtsteiges" (2. Bd. S. 242—296.) Ein höchst schätzbarer Beitrag nicht bloß zur Geschichte der wichtigsten Rechtsquelle für das Sachsenland, sondern auch eines erloschenen bedeutenden altmärkischen Geschlechtes, welches wir hier mit kritischer Schärfe vor den oft begangenen vielfachen Verwechselungen mit mehreren anderen gleichnamigen Familien geschützt sehen. In der zweiten Abhandlung: „Die ehemalige große Heide Werbellin" (3. Band S. 152—186) werden wir in eine zwischen den Städten Liebenwalde, Zehdenick, Angermünde, Neustadt-Eberswalde und Biesenthal gelegene Waldregion, in das Lieblings-Jagdrevier der askanisch-brandenburgischen, so wie der früheren hohenzollernschen Fürsten eingeführt, von der Hand eines Kundigen, der überall uns auf zahlreiche wüste Dorfstätten

und deren Geschichte, so wie auf die noch vorhandenen älteren oder die in späterer Zeit erst erwachsenen Ortschaften aufmerksam zu machen weiß. Die dritte Abhandlung: „Die Götter des Wendenlandes und die Orte ihrer Verehrung" (2. Band S. 193—303) versucht es, die slavische Mythologie auf die indische Mythenwelt zurückzuführen und in den Ortsnamen die Stätten der Verehrung der Götter des Wendenlandes, die er in slavisch-indische und slavisch-parsische eintheilt, nachzuweisen. Der Verfasser war sich dessen wohl bewußt, daß es gewagt sei, an die bloßen Namen und Namens-Anklänge der Topographie (andere Anknüpfungspunkte haben diese Conjecturen kaum) eine Götterlehre aufzubauen, und spricht es daher auch aus, daß Vieles in dieser Arbeit einer Berichtigung bedürfen, hoffentlich aber auch dieselbe finden werde.

In eben diese Zeit fallen verschiedene selbstständig in den Buchhandel gekommene Schriften unsers Klöden: „Ueber die Entstehung, das Alter und die früheste Geschichte der Städte Berlin und Kölln. Mit Karte und Plänen. Berlin, 1839. 8." — und: „Erwiederung auf die Schrift des Herrn E. Fidicin: Die Gründung Berlins. Mit einem Plane. Berlin, 1841. 8." — So unerquicklich, der Polemik wegen, die zweite dieser Schriften ist, so giebt doch auch sie dem Verfasser Gelegenheit zu den schätzbarsten Mittheilungen über die älteren Handels-Verhältnisse Norddeutschlands, über Städtegründungen in der Mark, über das Zunftwesen und Anderes mehr. Sollte man auch der Meinung sein, daß das Zeigen bloß einer Wahrscheinlichkeit, daß das Alter und die Bedeutung von Berlin weit über die Zeit der ersten Erwähnung desselben hinausgehe, diesen Aufwand von Scharfsinn kaum lohne, so fallen doch namentlich bei der ersten der beiden Schriften so köstliche Früchte ab, betreffend die Geschichte der Germanisirung der slavischen Länder, zum Nachweise der Ursachen, die es uns erklärlich machen, warum aus frühester Zeit alle Berlin betreffenden Urkunden fehlen, und anlangend den Zustand der Mark Brandenburg vor der deutschen Besitznahme, daß wir auch hier ein Bedeutendes gewonnen haben. Die Darstellung von der natürlichen Beschaffenheit des Terrains um Berlin und die hieraus gefolgerte Nothwendigkeit einer uralten Passage über die Spree gerade nur an dem Punkte, wo Berlin gelegen ist — darf eine meisterhafte genannt werden. So etwas vermag nur ein Klöden zu leisten.

Eine sehr werthvolle Monographie erhalten wir in der Schrift: „Zur Geschichte der Marien-Verehrung, besonders im letzten Jahrhunderte vor der Reformation in der Mark Brandenburg und Lausitz. Berlin, 1840. 8." Nach Voraussendung einer allgemeinen Geschichte des Marienkultus bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts, geht der Verfasser auf die Darlegung der Verbreitung desselben in den bezeichneten Landen über. Vollständiger und ausführlicher als bisher werden die

sämmtlichen Klöster in denselben aufgeführt. Viel Neues, gedruckten und ungedruckten Quellen enthoben, bieten die den Regenten des Hohenzollernschen Hauses bis zur Reformation gewidmeten Abschnitte, wo die weitere Ausbildung der Marien-Verehrung in den derselben gewidmeten Festen, Brüderschaften, Kapellen, Bildern, Altären, Gedichten und Stiftungen nachgewiesen wird.

Das Jahr 1840, das der größten literarischen Fruchtbarkeit Klöden's, war das Todesjahr König Friedrich Wilhelm's III. Hunderten von berufenen und unberufenen Händen war dies Ereigniß der Stoff schriftstellerischer Thätigkeit. Eine der besseren Arbeiten verdanken wir unserm Freunde: „Lebens- und Regierungs-Geschichte Friedrich Wilhelm's des Dritten, Königs von Preußen. Berlin, b. Plahn. 1840. VI u. 390 S. 8." In anspruchsloser und eben dadurch höchst ansprechender Form werden uns aus dem an Ereignissen und Wechseln der Zeit so reichen Regenten-Leben die wichtigsten Thatsachen vorgeführt.

Aber es ist Zeit, daß wir uns den beiden Hauptwerken unsers Autors zuwenden und ihrer, wenn auch nur in wenigen Worten, gedenken. Es sind dies: „Die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV bis zu ihrem ersten hohenzollernschen Regenten; oder die Quitzows und ihre Zeit. 1836. 1837. 4 Bände. gr. 8." — und „Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg. Unmittelbar nach den Quellen dargestellt. Mit Karten. Berlin, 1844. Ebenfalls 4 Bände gr. 8."

Was zunächst die Quitzows und ihre Zeit betrifft, so höre ich manchen Historiker sagen: Ein vortrefflicher Roman, in dem sich freilich die Natur des Landes treu und wahr, wie in keinem anderen Werke spiegelt, die Menschen in ihren Sitten und Anschauungen der Zeit entsprechend sich bewegen, und die Begebenheiten in einer von den tiefsten, gründlichsten und speciellsten Quellenforschungen zeugenden Weise sich abwickeln, als läse, als sähe man nur Geschichte; und den Aesthetiker wieder höre ich sagen: Schade, daß der reiche historische Stoff, so viel urkundliches Material und geschichtliches Detail nicht zu einem mehr poetischen Kunstwerke abgerundet ist. Weder dem strengen Historiker, noch dem Dichter, genügte das historische Gemälde: denn ein solches ist das Werk. Ich glaube, der Verfasser selbst hat es nur dafür gelten lassen wollen: ich berufe mich auf das Motto auf dem Titel des 2. Theiles, welches lautet: „Die Restauration des geschichtlich gegebenen Gemäldes einer Zeit ist nicht minder verdienstlich, als die freie Composition eines historischen Bildes." Wir verzichten damit jedoch keineswegs auf den wirklich geschichtlichen Werth, der dieser von hoher geistiger Begabung und umfangreicher historischer Forschung Zeugniß ablegenden Arbeit zuerkannt werden muß. Nicht gering schlagen wir auch den Vortheil an, daß die hier gewählte, fast dramatische Form in einem größeren Leserkreise, als unseren ernsteren Forschungen zu

Theil wird, den Sinn für die Geschichte unserer Mark Brandenburg geweckt hat.

Einen viel höheren wissenschaftlichen Werth nimmt das Werk über den Markgrafen Waldemar von Brandenburg in Anspruch. Ja, es sichert dem Verfasser eine der Ehrenstellen unter den Historikern unserer Mark. — Urkunden, deren etwa drittehalb Tausend gedruckte und 500 ungedruckte benutzt worden sind, bilden die Grundlage dieses Werkes, welches in den beiden ersten Bänden die Regierung des Markgrafen Waldemar von 1295 bis 1323 darstellt, und in den beiden letzten Bänden die Geschichte des gewöhnlich für falsch erklärten Markgrafen Waldemar von 1345 bis 1356 behandelt. Er nimmt nämlich die Aechtheit des letzteren an. Möge indessen das Resultat, selbst nach einer solchen Forschung, noch in Zweifel gestellt werden; darüber kann kein Zweifel sein, daß in diesem Werke viel Licht gegeben ist: über den Gang der Begebenheiten, über den Charakter des Landes und der Zeit und über eine ganze Reihe wichtiger Einzelheiten. Ganz besonders lehrreich und interessant sind die den beiden Hauptabschnitten vorausgeschickten Einleitungen.

In den letzten Lebensjahren sehen wir unseren Klöden noch auf anderen Gebieten der historischen Wissenschaften thätig, auf dem der Genealogie, Kunstgeschichte und Biographie.

Im Jahre 1852 erschienen: „Nachrichten zur Geschichte des Geschlechts der Herren von Kröcher; aus Urkunden, Archivalien und Familiennachrichten zusammengestellt." — Gewidmet ist dies, je dem Liebhaber der Genealogie willkommene Buch seinem verehrten Freunde, dem Landesdirector der Altmark, Herrn Friedrich Wilhelm Karl von Kröcher. „Nehmen Sie es an," schreibt der Verfasser in seiner Widmung, „als eine Herzensgabe, die nichts beabsichtigt, als Ihnen durch ihr Dasein Freude zu machen, und wenn sie diesen Zweck erreicht, ihre Bestimmung erfüllt hat." Ueber die hier gezogenen bescheidenen Grenzen hinaus, bildet eine nicht unbedeutende und höchst anziehende Episode in der Geschichte der Mark Brandenburg das, was in dieser Familien-Geschichte über das hervorragendste ältere Mitglied des Geschlechtes, nämlich über Johann gen. Droiseke (S. 22—74), gesagt wird.

In der „Geschichte einer Altmärkischen Familie im Laufe der Zeiten von ihrem Anfange bis zur Gegenwart. Berlin, 1854. 8." erhalten wir die nach Urkunden und Familien-Papieren bearbeitete Geschichte seines eigenen Geschlechtes. Was er selber von der hier aufgeführten Reihe von Männern und Frauen sagt: „Keiner hat diesen Namen hoch berühmt, Wenige ihn gefürchtet gemacht, hoffen wir, daß um so Mehrere ihn geliebt gemacht haben" — nun das gilt in Rücksicht auf die Liebe wohl Keinem ungetheilter, als dem Dahingeschiedenen; aber wir dürfen auch von dem Ruhme sprechen, der gerade durch Ihn, den Wieder-Erwerber des Adels seines Geschlechtes, auf dieses selber zurückstrahlt. —

Klöden weiß auch diesem Buche für die Landesgeschichte noch dadurch einen höheren, über den Kreis der Familie hinausreichenden Werth zu verleihen, daß er die Umgegend von Klöden (in der Altmark) innerhalb der nächsten Meilen rings um den Mittelpunkt des Ortes (S. 42—121) zum Gegenstande einer Darstellung macht, wodurch „der Schauplatz des nächsten Lebens und Wirkens der Familie von Klöden" zuvor beschrieben wird, ehe von ihr selber die Rede ist.

Das letzte Werk von Klöden's Hand ist ein lange vermißtes biographisches Denkmal einer der wichtigsten künstlerischen Persönlichkeiten, für die Geschichte der Architektur im Allgemeinen, wie insbesondere für Berlin, nämlich: „Andreas Schlüter. Ein Beitrag zur Kunst- und Bau-Geschichte von Berlin. Nach amtlichen Urkunden bearbeitet. Nebst zwei Grundrissen des Königl. Schlosses in Berlin. Berlin und Potsdam bei Riegel. 1855." Es erschien zugleich mit dem Doppel-Titel: „Biographieen berühmter Baumeister und Bildhauer. Erster Band. Andreas Schlüter" — als eine Kundgebung, daß noch weitere Biographieen in der Absicht des Autors, wie des Verlegers lagen.

Werfen wir noch einmal einen Blick zurück auf den vorgeführten, damit jedoch keineswegs erschöpften Cyclus der Thätigkeit Klöden's auf dem Gebiete der Geschichte der Mark Brandenburg, wodurch wiederum nur ein Theil seiner literarischen Gesammtthätigkeit dargestellt wird, — so möchten wir uns nur noch die Bemerkung erlauben, daß allen seinen Schriften der Stempel der Liebenswürdigkeit des Verfassers, die Signatur der Liebe für den gewählten Stoff aufgedrückt ist. Daher kann es dann nicht fehlen, daß er seine Quitzow's lieb gewinnt, während er sich mit ihnen beschäftigt, und daß er, in dem Gefühle des Unrechts und der Verkennung, welche eine spätere, das mittelalterliche Fehderecht und Leben nicht fassende Zeit sich in ihrem Urtheile über jene Zeit hat zu Schulden kommen lassen, über die Grenzen gerechter Würdigung hinaus, vieles zu sehr in dem Lichte der Verherrlichung sieht. — Klöden vertieft sich in die Zeit der Erscheinung des Pseudo-Waldemar: er kann kaum anders als Interesse für diese räthselhafte Persönlichkeit gewinnen, in ihm nicht den Betrüger oder das willenlose Werkzeug Anderer, er muß in ihm den Dulder und Märtyrer erblicken.

Aber die Liebe für den gewählten historischen Stoff, ein nothwendiges Requisit jeder fruchtbringenden Thätigkeit, macht viel weniger blind, als vielmehr hellsehend, und giebt erst die rechte Fähigkeit, Uebersehenes, Unerkanntes, Ungewürdigtes an das Licht der Erkenntniß zu ziehen — und solcher Lichtblicke und Funde verdanken wir unserm Klöden unzählich viel — Dank ihm und Ehre seinem Andenken!

Englische Revuen.

Eine englische Hofdame vertheidigt die Sclaverei in Nordamerika. — Very shocking! — The Macaulay Controversy und Macaulays Verurtheilung. — Constitutionelle Geschichten aus normännischer Zeit. — Die Insel Jersey. — Die modernen Dichter: Bailey und Reade.

In den Londoner Correspondenzen der deutschen Presse war in den letzten Wochen mehrfach von einer Hofdame der Königin von England die Rede, von der Honourable Amelia M. Murray, die, von einer Reise durch Nordamerika zurückkehrend, der Königin ein Buch, das ihre Reise-Eindrücke schilderte, widmen wollte, von ihrer Herrin aber, nachdem diese den Inhalt des Buches durchmustert, nicht nur nicht die Erlaubniß dazu erhielt, sondern auch ihre Stelle bei Hofe verlor, und das aus dem Grunde, weil in dem Buche die Sclaverei, welche in den südlichen Staaten der Union herrscht, in Schutz genommen war. Es wurde, wie wir aus einer englischen Quelle erfahren, diese Entlassung damit motivirt, „daß am englischen Hofe und im Dienste des Hofes Niemand geduldet werden könne, der öffentlich eine Frage discutirt, welche die amerikanische Union zu zerreißen drohe." Ein demokratisches Blatt, „The Leader", bemerkt dazu: „Es mag eine gesunde Politik und ein gutes Völkerrecht hinter dieser strengen Bethätigung der Neutralität stecken, aber es fällt uns dabei zu unserer Verwunderung doch ein, daß die Frage, welche die Union zu zerreißen droht, schon früher discutirt worden ist, daß eine gewisse Mrs. Beecher Stowe in dieses Land herübergekommen ist und ein besonderer Empfang für sie von keiner geringeren Person, als von der Herzogin von Sutherland, die „Mistress of Robes" am Hofe ist, bereitet ward. Das hieß doch gewiß ordentlich die Frage, welche die Union zu zerreißen droht, discutiren; aber ward damals eine Manifestation des Königlichen Mißvergnügens über diese Hofdemonstration zu Gunsten der Abolitionisten gemacht? So ist also die Neutralität des Hofes ganz auf einer Seite." Diese freie und ehrliche Sprache des englischen radicalen Blattes verdient alle Anerkennung. — Das Buch der Hofdame nun ist natürlich schon durch die Folgen, welche es seiner Verfasserin gebracht hat, ein Gegenstand des öffentlichen Interesses geworden, und es wird in den Revuen und Wochenblättern eifrig besprochen. Wir verweilen deshalb ebenfalls einen Augenblick dabei.

Amerika lernt man aus den beiden eleganten Bändchen, welche unter dem Titel: „Lettres from the United States, Cuba and Canada. By the Honourable Amelia M. Murray" bei J. W. Packer and son erschienen sind, eben nicht kennen; die Dame macht verschiedene Versuche, Natur und Politik in den Bereich ihrer Betrachtung zu ziehen, aber das gelingt ihr wenig; auch die gelehrten Namen aus der Botanik und Mi-

neralogie und Astronomie, welche sie nicht selten einfließen läßt, imponiren nicht. Aber es giebt andere Punkte, in denen gerade die Erzählung einer Frau uns interessant wird. Zunächst, was die Beobachtung ihres eigenen Geschlechtes in Amerika anbetrifft. Sie schildert das wüste Gasthofsleben, das in Nordamerika fast allgemein ist, mit interessanten Farben. „Es ruinirt," sagt sie, „Sitten und Manieren und den häuslichen Charakter der jungen Frauen, es ist theuer, ich zahlte wöchentlich zehn Pfund, obgleich ich am öffentlichen Tisch speiste, es macht die Frauen frivol und unnütz. Die Frauen sollen wohlerzogene Gesellschafterinnen, nicht Nebenbuhler ihrer Männer sein, herzliche Trösterinnen, Schwestern der Schwesterlosen, nicht ganz Königin oder Spielpuppe des Mannes. So falsch die Stellung der Frauen, so falsch ist ihre Toilette. Falsche Busen, falsche Hüften, falsche Haare." So schildert die Dame den Norden, aber im Gegensatz zu der Unwahrheit, Haß und Unzufriedenheit der nördlichen Provinzen giebt sie dann ein schönes, und wie wir glauben, wahres Bild des Südens. Die Sclaverei ist nach ihr dort eine Art Fegefeuer für die armen Sclaven, während dessen ihre Gesichter regelmäßiger, ihre Lippen dünner werden, während dessen sie die Religion kennen lernen und eine gewisse Kraft der Selbstregierung sich aneignen. „Die Race des Südens ist glücklich," sagt sie; „in jeder Hütte findet man einen pot au feu, oft allen kleinen Comfort des englischen Pächterhauses. Sclaverei ist dort in vielen Fällen wirkliche Freiheit. Der Schöpfer bildete die Menschen zur Arbeit, zur Arbeit unter Aufsicht und Leitung, und hier bei diesen Sclaven ist sicherlich eine Absicht der Voraussehung, dem Christenthum seine Wege zu bereiten. Wir (Engländer) haben uns blindlings bemüht, dieser Absicht entgegenzuarbeiten, wir haben uns in allen Punkten für weiser als unsere Vorväter gehalten, weil wir in einigen über sie hinausgekommen sind, und es ist zur Gewohnheit geworden, uns in England für religiöser, tugendhafter und wohlthätiger zu halten, als diese Sclavenhalter; während, wie ich fürchte, doch ein größerer Betrag von Irreligiosität in einer einzigen englischen oder nördlichen Unionsstadt zu finden ist, als in allen südlichen Staaten zusammengenommen. Wenn ich auf die Freundlichkeit, Geduld und Achtung blicke, welche von weißen Herren und Frauen diesen Schwarzen bewiesen wurde, so kann ich zu manchem Antisclavereimann nur sagen: Gehe hin und thue desgleichen." Es geht, wie die Hofdame schildert, den Sclaven in den südlichen Staaten viel besser, als den Arbeitern in England. Ein Sclavenmädchen war erstaunt, als Miß Murray ihr erzählte, daß englische Arbeiter selten im Stande wären, ein Mal täglich Fleisch zu essen, wie viel weniger drei Mal täglich. „Mrs. Stowe," schreibt unsere Verfasserin, „zeigt große Achtung vor einer jungen Dame, welche, als sie einige Sclaven erbte, allen die Freiheit gab. Ich habe wohl davon gehört, daß eine junge Dame Sclaven erbte, aber nichts weiter; hätte sie sie emancipirt, so möchte sie wohl in

hohes Ansehen bei den Abolitionisten gekommen sein, und nicht nur eine große Verantwortlichkeit, sondern auch große Ausgaben von sich gethan haben; statt dessen aber suchte sie nach Existenzmitteln für ihre armen Schwarzen. Welche von beiden jungen Damen handelte da aber christlicher?"

Merkwürdiger Weise sollen die Neger selbst die freien Neger verachten. „In meiner Gegenwart ward einer Negerin ihre Freiheit angeboten; sie nahm dies Anerbieten wie eine Beschimpfung auf und sagte: „„Ich weiß, was freie Neger sind, es sind die schlechtesten Neger, die es je gab, ich hoffe, niemals eine freie Negerin zu sein, Missus!"" Ein Sclave, der mit einem andern Schwarzen im Streit war, gab ihm verschiedene Schimpfnamen und sagte zuletzt, um Allem die Krone aufzusetzen: „„Du bist ein verdammter Neger, der nicht einmal einen Herrn hat!"" Dies ist nur eine Folge von der Thatsache, daß freie Neger verworfen und arm und elend sind."

In der That, solch' eine Sprache konnte und durfte nicht in dem fashionablen England geduldet werden, wo jede Lady ihre paar Pfund jährlich zur Befreiung und Christianisirung der Neger hergiebt; diese Sprache war mehr als shocking, und ich glaube, daß Ihre Maj. die Königin von England wirklich durch die Rücksicht auf die englische Gesellschaft gezwungen ward, der kühnen und wahrheitliebenden Hofdame ein ostensibles Zeichen des Königlichen Mißfallens zu geben.

Außer diesem interessanten Buche ist es noch immer die Geschichte Englands seit Jacob II., von Macaulay, welche die Revuen und das Publicum beschäftigt. Fehler und Irrthümer genug werden ihm immer noch vorgeworfen, wenn man daneben auch die Größe seines Talentes und seines Stiles anerkennt. In den Revuen kann man jetzt hier und da sogar die Ueberschrift: „The Makaulay Controversy" finden, und diese Ueberschrift bezieht sich hauptsächlich auf einen Streit, den Hepworth Dixon mit dem Geschichtsschreiber führt. Es handelt sich um die Auffassung des Charakters William Penn's, den Makaulay ganz falsch und willkürlich gezeichnet hat. Das Buch, in welchem Dixon ihm das nachweist und welches den Titel führt: „William Penn, an historical Biography. With a Reply to Mr. Makaulay's charges against Penn", ist ein Meisterstück ernster Kritik und Forschung. Die ganze englische Kritik, — und das ist ein seltener, ja unerhörter Fall in England — selbst „Edinburgh Review", Makaulay's altes Hauptquartier, hat dem Verf. gegen M. Recht gegeben. Eine ältere Polemik gegen Makaulay ruft der so eben erschienene dritte Band der Noctes Ambrosianae by Professor Wilson wieder wach. Die ersten beiden Bände dieses interessanten Werkes, das die berühmten Artikel sammelt, welche der verstorbene Prof. Wilson unter dem Namen „Christopher North" für „Blackwood's Magazine", den Tory-Gegner des „Edinburgh Review" in der schottischen Hauptstadt, geschrieben hat, haben wir früher einmal an dieser

Stelle schon gewürdigt. Der dritte Band enthält viel Bitteres gegen Makaulay und seine Thätigkeit am „Edinburgh Review". Ueberhaupt wird man durch dies Buch recht in das Innere der englischen und schottischen Literatur und literarischen Kritik eingeführt.

Von den neuen Erscheinungen hebe ich mit besonderer Vorliebe noch die „Constitutional History of Jersey. By Charles Le Quesne, Longman and Co." hervor, ein Buch, das den conservativen Staatsmann auf das Angenehmste und Belehrendste unterhalten muß. Jersey verhält sich in seiner inneren Verfassung zu England, wie England zum heutigen Frankreich. Jersey ist eine Versteinerung des uralten Normannenthums. Es hat sieben und funfzigtausend Einwohner, und wohl eben so viel alte Gewohnheiten und alte Gesetze. Die Jury of Appeal zu Jersey ist noch immer aus vier und zwanzig Männern zusammengesetzt; in der Legislatur sind noch immer zwölf Juraten, die lebenslänglich sitzen, zwölf Doctoren der Kirchspiele und zwölf Constables oder Repräsentanten. Die Gerichtshöfe sind unabhängig von denen zu Westminster. In Prozessen wegen Sachen-Eigenthums wird noch heut zu Tage der „Clameur de Haro" (der Haro-Rufer) gehört.

Der Clameur de Haro ist eine uralte Institution. Der „Royal Court" hat nämlich die höchste Gerichtsbarkeit zu Jersey. Wenn nun vor irgend einem andern Tribunal ein Entscheid ausgesprochen ist, so kann die Person, die sich dadurch in ihrem Rechte beschädigt fühlt, auf ihre Kniee fallen, in Gegenwart von Zeugen und den Namen Rollo's anrufen. Solch ein Appellirender muß dann rufen: „Haro, Haro, Haro, à l'aide, mon Prince, on me fait tort." (Haro! zur Hülfe, mein Prinz, man thut mir Unrecht!) Haro ist eine Verdrehung von Rollo oder vielmehr Ah Rou, denn das war der Name, bei dem dieser berühmte Herzog stets genannt wurde. Sobald nun diese Worte erschallt sind, muß ein jeder Arbeiter, der sie hört, sein Werk oder Geschäft verlassen, der Gerichtshof muß vertagt werden, keine schwebende Sache kann dann eher entschieden werden, bis die königlichen Richter oder die Königin im geheimen Rath über diese Appellation entschieden hat. Wenn aber die Person, welche auf diese Weise zu einem letzten Mittel Zuflucht nahm, dies Privilegium gemißbraucht hat, so wird sie bestraft, verliert den Prozeß und muß alle Kosten desselben bezahlen.

Eine andere Eigenthümlichkeit ist die Form der Eidesleistung. Sie ist ganz Normännisch, ohne das Neue Testament oder ein anderes Buch. Der Zeuge erhebt nur seine Hand und erklärt, daß er vor dem Angesichte des allmächtigen Gottes verantworten will, daß er die Wahrheit spricht. So können denn jetzt Leute aller Religionen vor den Tribunalen Jersey's schwören.

Der Verfasser des ungemein interessanten Buches, le Quesne, ist selbst eine Insel-Obrigkeit, ein jurate für Lebenslänge.

Er preis't die alte Verfassung seiner Heimath und vor allem die

Gewohnheiten, welche die Erwerbung von Eigenthum reguliren, weil sie sehr entschieden darauf hingewirkt haben, das Eigenthum einer und derselben Familie zu erhalten. Der älteste Sohn erbt beim Tode des Vaters das Haus und einen bestimmten Theil des Landes und erwirbt jährlich von seinen Brüdern und Schwestern ihre respectiven Antheile des Landes. Die feudalen Herren sind heut noch wie vor tausend Jahren gezwungen, einmal im Jahre vor der Assize de la Cour d'Héritage zu erscheinen, ihr Vorhof ist dann mit Hellebarden- und Keulenträgern gefüllt, es werden Namen von Bischöfen, Aebten und Aebtissinnen aufgerufen, deren Stelle längst von der Erde verschwunden ist, dann beginnen die Geschäfte. Eines derselben, die viermal im Jahre gebotene Besichtigung der Straßen und Wege, wollen wir hier noch kurz erwähnen. „Der Constabel wird gerufen" — schreibt le Quesne — „und muß eine Jury von zwölf guten und unparteiischen Männern vorführen, die unter seinen Gemeindegliedern erwählt ist. Die Jury muß dann einen Eid schwören, den hohen Gerichtshof auf den schlechtesten Wegen der Gemeinde zu führen. Diese Männer werden die Voyeurs (Seher) genannt, weil sie auf der Wanderung um sich schauen und Fehler des Weges oder Hindernisse desselben ausspähen sollen. Sie gehen mit dem Constabel an der Spitze des Zuges, dann kommt der Vicomte mit seinem Stabe, der Bailiff und die Juraten, begleitet vom Generalanwalt und vom Greffier. Wenn die Voyeurs einen Fehler am Wege erblicken oder einen unglücklichen Baum, der zu weit überhängt, dann statten sie dem Hofe sogleich einen mündlichen Bericht ab, der die Wegebesserung oder die Fällung des Baumes befiehlt. — Auch verfügt er gegen den betreffenden Grundbesitzer, wo der Schaden sich findet, eine Geldstrafe."

Mit großem Respecte erwähnen alle Revuen, ob radical, ob Whig, ob Tory, dieses Buch und seinen Inhalt. Selbst die kleinen Wochenblätter für die Arbeiter citiren es und geben Auszüge daraus und sind sicher, daß ihr Publicum mit Interesse lesen wird, was die feudalen Barone und Vicomtes und Richter und Hellebardiere zu Jersey reden und thun. Das ist der Segen, den die zähe Festigkeit der äußeren Einrichtungen Englands und ihre tägliche Anschauung Jedem in England verleiht. Die Zerstörung ruht freilich auch in England nicht. Eine Hyper- und Afterbildung, die aus Deutschland kommt, die halb Romantik ist und halb Philosophie, macht den Maulwurf. Ich habe von ihr an diesem Orte schon mehrfach gesprochen; ich komme heut, wo von zwei sehr talentvollen Männern, die dieser destructiven Richtung angehören, neue Bücher erschienen sind, auf sie zurück. Unter dem bezeichnenden Titel „Latter-Day Poetry" fassen die Kritiker diese Erscheinungen zusammen. Da ist zuerst ein Buch von dem talentvollen Philipp James Bailey, dem Verfasser des Festus. Es führt den Titel: „The Mystik and other Poems". Das andere heißt: „The Man in Paradise, a poem in six books: with Lyrical Poems. By John Edmund

Reade.“ Ich schweige von der Würdigung, die diese Bücher bei den derb realistischen Kritikern von der alten Schule gefunden haben, von ihrer Art und Weise der Kritik theilte ich früher, als ich von Tennyson's und Longfellow's weichen und verschwommenen Dichtungen redete, Einiges mit. Der „Leader“, den der geistreiche, des Deutschen vollkommen kundige G. Lewes, dessen Buch über Goethe ich neulich lobend erwähnte, redigirt, sagt von diesen Büchern: „Beide gehören zu der Ordnung der ultramystischen. Allerdings sind die literarischen Tendenzen dieses materiellen, gußeisernen, dampftreibenden Zeitalters merkwürdiger Weise auf eine äußerst spirituelle Gefühligkeit gerichtet, aber, obgleich wir die letzten sind, das Gute zu läugnen, das aus dieser tieferen Erforschung des mysteriösen Untergrundes des Universums kommt, so scheint uns doch unser germanischer Mysticismus nachgrade alle Grenzen gesunder Vernunft überschritten zu haben. Unsere Poesie ins Besondere ist nachgrade zu einer kranken, schwächlichen, träumerischen, melancholischen, sentimentalen, mädchenartigen Muse herabgekommen, die um Vieles unter ihren robusten älteren Schwestern steht. „Abgründe“, „Sterne“, „uranfängliche Tiefen“, „Stimmen des Chaos“ und „Sphären-Melodieen“ mit vielem Thränenverluste und Seelenkrämpfen sind das Hauptmaterial, aus welchem die Poesie der letzten funfzehn Jahre gemacht worden ist. Beide (erwähnte) Poeten sind einander in dieser Beziehung so gleich, daß es schwer ist, zu sagen, wer von ihnen den höchsten Platz auf dem Parnassus dieser Dichtung verdient. Mr. Bailey behandelt den siebenfachen Fortschritt von Vollkommenheit zu Vollkommenheit eines göttlichen Mannes, der schon vorher, ehe er fortzuschreiten begann, vollkommen gewesen zu sein und gar nicht die Reinigungen und Fegefeuer seiner Entwickelung verdient zu haben scheint.“ Die Sprache Baileys wird dabei so unenglisch als sein Gedanke es ist, wunderbare Neuerungen und Zusammenfügungen kommen dabei vor. In den andern Gedichten dieses begabten Mannes finden wir Nachahmungen des Milton'schen Stiles, welche vollständig lächerlich werden, aber darum doppelt schmerzlich berühren, weil aus den Verirrungen plötzlich Reste eines edlen Stiles, einer wahrhaft poetischen Schilderung auftauchen. Ganz wie Bailey ist auch Mr. Reade beschaffen. Er liebt und wiederholt unaufhörlich Phrasen, wie „das Unbegrenzte, das Unendliche, das Unaussprechliche, das Reinschöne.“ Im ersten Theile seines Gedichtes sucht er eine Schilderung der Weltschöpfung zu geben, indem er die modernen geologischen Systeme in Verse bringt, aber er liefert dabei nur einen neuen Beweis davon, daß diese moderne Wissenschaft mit der Poesie unverträglich ist.

Und doch sind diese Poeten die Lieblinge des höheren Publicums, sie erleben eine Auflage nach der andern von ihren Gedichten, und die Jugend schwärmt für sie.

Tages-Ereignisse.

Der Antrag der Commission des Abgeordnetenhauses, welcher die schon geschehene theilweise Verwendung der letzten Anleihe für die erhöhte Kriegsbereitschaft der Armee und die mögliche künftige Verwendung der noch vorhandenen Theile derselben zu gleichen Zwecken bevorwortet, ist eine der wichtigsten Erscheinungen in unserem Staatsleben, weil er zugleich eine unumwundene Billigung der bisher befolgten Politik der preußischen Regierung ausspricht. Die entscheidende Sitzung dieser Commission fand am 2. Februar statt, und außer dem Kriegs-Minister waren auch der Minister-Präsident und der Finanz-Minister gegenwärtig. Aus dem, was öffentlich über die Verhandlungen in dieser Commissionssitzung bekannt geworden, geht hervor, daß Preußen diesmal von der sonst gewöhnlichen Aufstellung eines Observations-Corps, sowie überhaupt von der Zusammenziehung von Truppen abgegangen und dagegen seine Fürsorge besonders auf die innere Kriegsbereitschaft des Heeres, namentlich an Material und an den beim Ausbruche eines wirklichen Krieges immer schwer und theuer zu beschaffenden Gegenständen gewendet. Ist einerseits die leichte Communication und Transportfähigkeit durch das Netz der Eisenbahnen ein materieller Grund für dieses Nichtaufstellen eines oder mehrerer Observations-Corps, so scheint uns andererseits ein anderes dadurch gewonnenes Resultat noch ungleich wichtiger. Jedes Observations-Corps ist mehr oder weniger eine Drohung, eine Herausforderung. Zunächst bewirkt es die Aufstellung von Observations-Corps jenseits der benachbarten Grenzen, vermehrt die Verwickelungen, die Gereiztheit und veranlaßt auch wohl — wir geben zu unabsichtlich — Conflicte. In dieser moralischen Bedeutung der Maßregel liegt für uns das besondere Verdienst der Regierung, keinerlei äußerlich wahrnehmbaren Schritt für die Entwickelung der Waffenkraft des Staates gethan zu haben. Wenn der Kriegs-Minister es mit Zuversicht aussprach, daß die Armee gegenwärtig in einer Weise gerüstet dastehe, wie nie zuvor, so ist dies nur die volle und ganze Wahrheit. Namentlich gilt dies in Bezug auf die Artillerie, welche selbst zur Zeit der höchsten Anspannung der Wehrkraft des Landes im Jahre 1814 nie so zahlreich und augenblicklich schlagfertig gewesen ist, wie gerade jetzt. Man weiß das auch an anderen Orten ganz gut, und wenn unsre Neutralität unangefochten blieb, so haben wir es dieser Kriegsbereitschaft zu verdanken. Die Totalsumme von circa 15 Millionen, welche dazu verwendet werden mußte, ist allerdings eine ansehnliche und kommt derjenigen einer vollständigen Mobilmachung gleich, nur mit dem Unterschiede, daß von den Kosten, welche eine Mobilmachung bei unserer Heeres-Organisation verursacht, nichts übrig bleibt und die Summen vorzugsweise von dem persönlichen und lebenden Material verbraucht werden; bei den vom Kriegs-Minister angeordneten

Maßregeln aber der Staat einen dauernden Gewinn hat, eine Art von Capital-Anlage, von deren Product man noch lange zehren wird. Gegen die Darlegungen des Kriegs-Ministers erhob sich in der Commission keine Stimme des Bedenkens, es läßt sich demnach annehmen, daß die erwiesene Sparsamkeit in jeder einzelnen Position auch den nicht-militairisch Sachverständigen gezeigt haben wird, daß die Regierung für ihre Gewissenhaftigkeit so wenig jetzt wie bisher einer Controlle bedurfte. Aber auch für das von der Regierung gestellte Verlangen einer discretionären Verfügung über die noch vorhandenen 15 Millionen zu möglicherweise ähnlichem Zwecke zeigte sich die Commission geneigt und empfiehlt den Antrag dem Abgeordneten-Hause zu unbedingter Annahme. Daß diese Annahme aber eben so unbedingt ohne die gewöhnlichen Redensarten des habituellen Redeflusses der Opposition erfolgt, möchten wir kaum mit Sicherheit erwarten. Der zweite Theil des Antrages ist zu verführerisch für Excursionen auf das Gebiet der äußeren Politik, als daß sich einige der dafür bekannten Abgeordneten die einladende Gelegenheit sollten entgehen lassen. Der Minister-Präsident sprach es ganz offen aus, daß Preußen vielleicht in den Fall kommen könnte, vorzugsweise seine Ostseeküsten schützen zu müssen, und erinnerte daran, daß die Königin von England in ihrer letzten Thronrede trotz der immer bestimmter hervortretenden Friedensaussichten die Fortdauer nachdrücklichster Kriegsrüstungen verkündet habe. Mehr zu sagen, konnte der Minister-Präsident natürlich nicht verantworten, da eine Aeußerung im Schooße einer Commission der Landesvertregung ein politischer Act ist und — wir wissen es aus dem Beispiel des letzten Kriegsministers, — auch schon in unserem Vaterlande geworden ist. Jedenfalls ist durch die Haltung und Billigung der Commission für den Antrag der Regierung schon viel gewonnen, und wahrlich, keinem ihrer Anträge ist von unserer Seite ein so volles und unbedingtes Eingehen der Abgeordneten zu wünschen, als gerade diesem. Je kräftiger man ist, je ruhiger kann man sein. Je sicherer man auf die bereiten Mittel sehen darf, je unbefangener kann man dem Kommenden in's Auge schauen.

Die Anzeichen mehren sich, daß es im Verlauf der Pariser Friedens-Conferenzen oder bei dem darauf folgenden „Congresse" auf eine gründliche Beseitigung der heiligen Allianz abgesehen ist und daß etwas geschehen wird, diese Allianz, die Europa 40 Jahre hindurch gesegnet hat, eben so de jure zu beseitigen, wie sie de facto bereits beseitigt ist. Noch war unter der Presse, was wir im vorigen Hefte über diese immer deutlicher hervortretende Tendenz gesagt, als von Paris schon neue Bestätigungen dafür kamen; diesmal nicht mehr in der Form vagen Raisonnements, sondern mit ganz bestimmten, sehr verständlichen und der angestrebten — theils auch schon erreichten Präponderanz Frankreichs angemessenen Argumenten. Die vorzugsweise zu panegyrischem Festlärm gebrauchte

Zeitungs-Trompete Graniers de Cassaignac ertönt im „Constitutionnel“ und erzählt dem horchenden Europa, daß es eigentlich zwar nicht mehr nöthig sei, die heilige Allianz zu sprengen, weil das schon geschehen und das fait accompli mächtiger sei, als das geschriebene Wort. Nichtsdestoweniger wäre jetzt die Zeit, jenen Paragraphen aus der Wiener Schlußacte zu streichen, in welchem die Theilnehmer der heiligen Allianz sich verpflichten, nie mit einem Gliede der Familie Napoleon unterhandeln zu wollen. Da in diesem Augenblicke Rußland und Oesterreich in der That mit einem Gliede der Familie Napoleon und zwar sehr angelegentlich unterhandeln, so ist die Hauptschwierigkeit bereits hinweggeräumt, und Herr Granier de Cassaignac hat somit Recht, wenn er es einen Hauptfehler des Wiener Congresses nennt, in diesem Tractate einen — „unbegründeten Haß gegen den Geist der französischen Republik“ — affichirt zu haben. Damit wird denn folgerichtig die europäische Geschichte von 1793 bis 1812 ausgestrichen, was indessen im Gedächtnisse der Völker nicht ganz so leicht sein dürfte, als in einer Spalte des „Constitutionnel.“ Sehr richtig sagt er, daß keine europäische Organisation gegen oder ohne Frankreich auf Bestand zählen könne, aber er vergißt dabei nur, daß Frankreich unter seinen rechtmäßigen Königen Ludwig XVIII. und Carl X. sich den Grundsätzen der heiligen Allianz angeschlossen und daß Frankreich sie zuerst wieder durch seine glorreiche Juli-Revolution in Frage gestellt. Allerdings schreibt der Verfall der heiligen Allianz sich von dem Augenblicke her, wo die 3 sogenannten nordischen Mächte nicht gegen die Usurpation des Herzogs von Orleans einschritten, wo sie die belgischen Provinzen vom Königreiche der Niederlande losreißen ließen, welchem sie ebenfalls in der Wiener Schlußacte die Integrität seines Gebietes garantirt hatten. Der Congreß zu Paris 1856 soll also die Ungerechtigkeiten des Congresses zu Wien 1815 wieder gut machen, und Herr Granier de Cassaignac sagt ganz folgerichtig, daß schon die Wahl des Congreßortes Paris eine große Sühne sei, die dem Genius Frankreichs dargebracht werde, und daraus läßt sich schließen, was etwa noch weiter aus dieser ersten Sühne — oder vielmehr der zweiten, denn als die erste kann man wohl den Besuch der Königin von Großbritannien am Grabe Napoleon's I. betrachten — sich entwickeln wird. Wahrscheinlich als eine Erwiederung auf die Times und deren neuliche nichts weniger als allirte Behauptung, daß Frankreich die Vergangenheit repräsentire, für England aber die Zukunft sei, ruft Hr. Granier de Cassaignac aus: „Pour tous les peuples de l'univers, la France et Paris, c'est le présent et l'avenir!“ Was sich Deutschland gesagt sein lassen mag, um so mehr, als es zur Erklärung dieser an und für sich etwas unklaren Phrase heißt: „Welche Fortschritte auch Deutschland, Oesterreich und Preußen seit einigen Jahren gemacht haben, immerhin bleibt das rechte Rhein-Ufer, Berlin, Wien und Frankfurt — die Vergangenheit, und die Völker der heiligen Allianz müssen zu Frank-

reich und durch dasselbe zu den Ansichten einer weisen Freiheit zurückkehren." Wenn damit die gegenwärtige Freiheit des französischen Volkes gemeint ist, so bewundern wir den kühnen Schwung der Cassaignac'schen Phantasie um so mehr, bemerken aber gleich dazu, daß die Auflage dieser Nummer des „Constitutionnel", welche für die Provinzen bestimmt war, sofort in freiheitlichster Weise confiscirt wurde.

Vergleicht man den groben und polternden Ton der englischen Blätter mit diesen Posaunenstößen der französischen, welche sich offenbar gegenseitig railliren, so sollte man meinen, daß die neue heilige Allianz, welche jetzt in Paris für alle Zukunft geschlossen werden soll, doch wohl kaum Hoffnung auf eine so lange Dauer haben dürfte, als die jetzt untergrabene alte heilige Allianz denn doch erweislich gehabt hat.

In der interessanten Broschüre des Grafen Ficquelmont: „Zum künftigen Frieden", welche sich jetzt auf allen Lesetischen findet, begegnen wir einer Angabe, die um so mehr frappirt, als sie vieles bisher Unerklärte erklären würde. Es heißt dort (Seite 79): Der Kaiser Louis Napoleon führt Krieg gegen Rußland, weil er persönlich beleidigt wurde. Unter Wissenden war schon längst davon gesprochen worden, daß Louis Napoleon sich bald nach seinem Staatsstreiche in offenster und zuvorkommendster Weise an den Kaiser Nikolaus gewandt und ihm das angeboten, wozu es gegenwärtig wahrscheinlich mit seinem Nachfolger kommen wird. Man wollte auch wissen, daß die vertrautesten Diener und Rathgeber des Kaisers Nikolaus zur freundlichen Annahme dieses Entgegenkommens gerathen; daß dieser Rath bekanntlich nicht befolgt wurde, war der Beginn der Begebenheiten, die wir mit dem Streite um einen Kirchenschlüssel anfangen und mit Sprengung der Docks von Sebastopol endigen sahen. Auch Kaiser Nikolaus erklärte sich für persönlich durch den Sultan beleidigt, und das Ueberschreiten des Pruth durch russische Truppen, um die Donaufürstenthümer als Zwangspfand zu besetzen, war die Folge. Graf Ficquelmont spricht unseres Wissens dies rein persönliche — darum aber freilich auch nachhaltigste Motiv für die Handlungsweise des französischen Staats-Oberhauptes aus. Mit welchem Rechte und welcher Begründung durch Wissen, vermögen wir freilich nicht zu beurtheilen. Die sonstige politisch publicistische Thätigkeit des Grafen gewährt indessen eine Garantie, die für uns wenigstens so lange dauert, bis das Gegentheil glaubhaft erwiesen ist. Vollständige Aufklärung darüber wird allerdings erst die Zeit bringen können. Aber schon jetzt ist es nicht unwichtig, Act von dieser „Enthüllung" zu nehmen. Sie erklärt wenigstens und widerspricht keinem der bisherigen Vorgänge.

In der Paulskirche wurde 1848 von einem begeisterten Redner gesagt: „Vorüber ist die Zeit der Cabinets-, der persönlichen Politik!

Von jetzt an werden die Völker gegenseitig offen ihre Angelegenheiten unter einander regeln." Hat Graf Ficquelmont Recht, so scheint sich diese staatsmännische Ansicht eines Deutschen Liberalen indessen doch nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllt zu haben, denn einige Cabinets- und persönliche Politik dürfte sich im Verlaufe der letzten Jahre doch wohl nachweisen lassen.

Das Gebahren der Bourgeoisie-Presse über die Vorgänge und den Geschäftsbetrieb im Hause der Abgeordneten, nimmt nun nachgrade eine belustigende Färbung an. Sie wundert sich, daß der so eifrig von ihr empfohlene und errungenschaftete Mechanismus sich auch einmal gegen den Liberalismus kehren kann, daß die so lange siegreiche Phrase vor dem gesunden Menschenverstande und den Erfahrungen des praktischen Lebens verstummen muß und daß jetzt die „Verdummung", die „Umkehr", der „Rückschritt" plötzlich geistreich erscheinen, weil das conservative Princip auch seinerseits Opposition macht. Der Leitartikel der Bourgeoisie ist nun schon so weit gebracht, sich gegen Persönlichkeiten zu richten, da er gegen Wahlen, Debatten und Abstimmungen nichts mehr ausrichtet und die Landesvertretung es wagt, gar keine Rücksicht mehr auf die Omnipotenz der wirklich liberalen, noch weniger aber der forcirt liberalen Presse zu nehmen. Die Herren stehen verwundert vor ihrem eigenen Werke, wie eine Henne, die junge Enten ausgebrütet, gackernd am Ufer steht und in höchster Angst zusieht, wie ihre flügge gewordene Progenitur sich im Wasser umhertummelt. Das so lange und beharrlich angepriesene Instrument versagt ihnen den Dienst und der Erbfeind des Liberalismus und der civilisirenden Ideen von 1789 wendet den errungenschafteten Mechanismus gegen seine Protectoren an. Man sucht sich zu helfen, indem man die Reden und Argumente der Rechten nicht abdruckt, oder nur kurz mit einer abweisenden Bemerkung versieht, weil man die Stelle der Zeitung, wo im Jahre 1847 die siegreichen Reden der Liberalen und in der Zeit Aufgegangenen prangten, wo 1848 und 1849 eine, selbst den Liberalismus beängstigende Art von Volksbeglückung geprebigt wurde, für entweiht halten würde, wenn man jetzt die Reden der hervorragenden Mitglieder der rechten Seite eben dahin drucken wollte. Da es nun aber auch damit nicht geht, sondern die „Finsterlinge" immer weiter reden, der Linken eine Niederlage nach der anderen beibringen, auch das Stichwort der „kleinen" Partei nichts mehr hilft, da fast jede Abstimmung das Stichwort Lügen straft, so beginnen in natürlicher Folge die persönlichen Angriffe gegen einzelne Führer der Rechten. Auch das ist ein verbrauchtes und eben durch die Freiheit der Presse unschädlich gewordenes Mittel. Man wird sich bald von seiner Unwirksamkeit überzeugen. So lange Witz, Ironie, Satyre, öffentliches wie gedrucktes Wort im ausschließlichen Dienste der Opposition standen, waren

das gefährliche und einschüchternde Waffen, so gefährlich, daß zur Zeit des vereinigten Landtages nur sehr Wenige es wagten, sich als Conservative zu bekennen, weil sofort der Sturm des Witzwortes, der Caricatur, der öffentlichen Verhöhnung über sie hereinbrach. Auch das ist jetzt anders geworden. Schon theilen Witz, Ironie und Satyre ihre Nadelstiche oder Keulenschläge nach beiden Seiten hin aus, schon macht sie keinen Unterschied mehr zwischen „entschiedenen Progressisten" und „entschiedenen Reactionären", ja wollte man die Bilanz in der Verhöhnung ziehen, so würde die „Umkehr des Liberalismus" vielleicht sogar den Kürzeren ziehen. Das Alles sind unerquickliche Zeichen der Zeit für die Helden der Phrase, unerfreuliche Erfahrungen der Eltern an dem aufgewachsenen Kinde. Der so verhätschelte und nach den neuesten Educations-Principien erzogene Junge wird unbändig und zeigt, daß er den Windeln zu entwachsen beginnt. Er verräth sogar Symptome von Undankbarkeit und betrübt seine Vormünder. — Und sie haben ihn doch so rationell erzogen, sie haben Jean Jacques Rousseau, Voltaire, die Gironde, ja sogar Ronge und Dowiat bei seiner Ausbildung zu Rathe gezogen. Nun fängt er an, sich unabhängig zu fühlen und nun wächst er heraus aus dem Rollkorbe der politischen Chablone, in welchem er durchaus laufen lernen sollte. Wer hätte das gedacht! — Der Liberalismus der Bourgeoisie freilich hat es anders erwartet. Er wird noch andere Erfahrungen machen, und mag sich jene Henne zum Muster nehmen, deren Gackern die ungerathene Brut nicht mehr aus dem Wasser zurückbringt.

Wir erzählten vor Kurzem, daß zur Zeit des Bürgerkrieges in Spanien zwei Schiffe in einem englischen Hafen nebeneinander lagen, von denen das eine Waffen, Munition und Uniformen für die Carlisten, das andere Uniformen, Munition und Waffen für die Christinos lud. Das wußte damals Jedermann, hielt es für ganz natürlich, und kein Engländer wunderte sich auch nur im Mindesten darüber, obgleich die Regierung bereits offne Partei für die „unschuldige Isabella" genommen hatte, einstweilen aber deren Mutter unterstützte, welche weiter keinen officiellen Beinamen hatte. Als bestätigendes Gegenstück dazu wird neuerdings aus Hamburg berichtet, daß die vom englischen Geschäftsträger Obersten Hodges veranlaßten Untersuchungen gegen Hamburger Handelshäuser ein eigenthümliches und jedenfalls dem Obersten Hodges unerwartetes Resultat gehabt haben. Die englischen Zeitungen hatten bekanntlich sehr laut darüber geschrieen, daß Rußland von Hamburg aus mit Salpeter, Schwefel, Blei und anderen Kriegsbedürfnissen versehen werde. Beschwerden beim Hamburger Senat führten jene Untersuchungen herbei, und es ergaben sich allerdings dergleichen Speditionsgeschäfte, nur mit dem bemerkenswerthen Nebenumstande, daß englische Häuser aus eng-

lischen Häfen 2 Schiffsladungen Blei, 3 dito Salpeter und 11 dito Schwefel zu diesem Zwecke nach Hamburg gesandt haben. Noch unerfreulicher für britischen Patriotismus lauten die weiteren Nachrichten, daß nämlich ein Parlamentsmitglied und mehrere hochgestellte Persönlichkeiten diesem „mit der Ehre vereinten Geschäft" durchaus nicht fremd sein sollen.

Wappen-Sagen.

Strein von Schwartzenau.

In Armiden's Zaubergarten
Stund ein selt'ner Rosenstrauch,
Trug die schönsten weißen Rosen
Und trug rothe Rosen auch;
Zarter als Armiden's Busen
Dort die weiße Rose blüht,
Holder als Armiden's Wange
Dort die rothe Rose glüht;
Aber Niemand wagt zu brechen
Eine Rose von dem Strauch,
Denn die stärksten Zauber hüten
Dort die höchste Schönheit auch.

Kam des Weg's daher gezogen
Einst ein junger Rittersmann,
Schaut die Zauberpracht der Rosen,
Schaut sie mit Entzücken an:
„Rosen," ruft er, „holde Rosen,
„Rosen deuten Frauenhuld!"
Bricht die Weißen, bricht die Rothen
Mit der Jugend Ungeduld.

Da verfinstert sich die Sonne,
Jäher Sturm durchheult den Wald
Und den Rittersmann umringen
Ungethüm und Ungestalt:
Dräuend reckt die ries'gen Glieder
Blitzumloht der Zaubermohr,
Und er hebt zum Todesstreiche
Seine Keule schon empor —
Da streckt betend seine Hände
Himmelan der Schwartzenau,
Fleht, auf seine Kniee sinkend,
Fromm zu Uns'rer Lieben Frau.

Jäh entweichen da die Schatten,
Heulend flieht der Zaubermohr,
Aus der purpurfarbnen Wolke
Tritt die Jungfrau licht hervor:
„Willst Du Rosen, so nimm diese!“
Redet sie den Knie'nden an,
Eine Rothe, eine Weiße
Reichte sie dem Rittersmann.
Darauf war sie ihm entschwunden
Und alleine stund der Held,
Doch die Rosen blüh'n noch heute
In der Streine Wappenfeld;
In Armiden's Zaubergarten
Gab sie einst dem Schwartzenau
Für die Frauen seines Stammes
Ewig Uns're Liebe Frau.

Berichtigungen

der Liste der Mitglieder des Johanniter-Ordens.

Seite.	Nr.		
5	35	lies:	Ogrosen, Kreis Kalau, statt Berlin.
9	171	"	Freih. Schilling v. Canstatt, statt v. Schilling.
12	301	"	Oberst zur Disposition, zu Berlin, statt Oberst a. D.
19	558	"	auf Nieder-Heiersdorf, Kreis Fraustadt, statt zu Glogau.
25	820	"	General-Lieutenant, statt General-Major.
25	837	"	Major a. D., auf Berghof bei Mettkau in Schlesien, statt Major und Führer des 2. Aufgebots ꝛc.
26	846	"	v. Riedesel Freih. zu Eisenbach, statt Eisenach.
26	860	"	Major und Führer des 2. Aufgebots des Landwehr-Bataillons (Wohlau) 38. Infanterie-Regiments, auf Dieban bei Steinau a. O., statt Major a. D.
27	900	"	Stavenhagen, statt Stannhagen.
28	939	"	Oberst a. D., statt Oberst-Lieutenant ꝛc.
28	942	"	Rittmeister, statt Premier-Lieutenant.
30	1022	"	v. Kleist, Hauptmann a. D., ist bereits 1855 gestorben und nur um deshalb noch mit aufgeführt worden, weil bisher über seinen Tod keine Anzeige vorlag.
31	1047	"	Ratibor Graf Wrschowetz-Sekerka v. Sedczicz, Oberst-Lieutenant a. D., zu Düsseldorf.
32	1078	"	Rittmeister, statt Premier-Lieutenant.
32	1081	"	Düsterloh, statt Dusterloh.
32	1104	"	General-Lieutenant, statt General-Major.
36	1257	"	Ritterschafts-Deputirter, statt Ritterguts-Deputirter.
36	1260	"	Major a. D., statt Rittmeister a. D.

Inserate.

Von Sr. Maj. dem Könige von Preußen patentirter

Spanischer Carmeliter Melissen=Geist,

der durch seine Güte bereits einen Weltruf besitzt, à Fl. 15 Sgr., das Dtzd. Fl. in 2 Kisten 5 Thlr.; halbe Fl. à 7½ Sgr., das Dtzd. Fl. 2 Thlr. 20 Sgr.; so wie

doppeltes Eau de Cologne,

von der Clementine Martin, Klosterfrau in Köln, zu denselben Preisen, welche Beide in London die Preis=Medaille erhielten und sich in der Pariser Ausstellung befinden;

ächtes Kölnisches Wasser,

von dem ältesten Hause JOHANN MARIA FARINA,

gegenüber dem Jülichsplatz,

zum Fabrikpreise à Fl. 12½ Sgr., das Dtzd. Fl. in 2 Kist. 4 Thlr. 18 Sgr., und

Extrait d'Eau de Cologne double,

von FRANÇOIS MARIA FARINA, Nr. 4711 Glockenstraße, à Fl. 15 Sgr., das Dtzd. Fl. in 2 Kist. 5 Thlr. 10 Sgr., und von CARL ANTON ZANOLI, Nr 92 Hohestraße, à Fl. 15 Sgr., das Dtzd. Fl. in 2 Kist. 5 Thlr. 15 Sgr., letzteres auch in großen, zu Geschenken sich sehr eignenden Strohflaschen, sind mit vielen sich zu Weihnachtseinkäufen besonders vortheilhaft empfehlenden Toiletten= und Luxusartikeln, die ich während der Industrie=Ausstellung in Paris persönlich eingekauft habe, arrivirt.

LOHSE, 46. Jägerstrasse, Maison de Paris.

☛ Dieses Haus hat das Princip, „nur ächte Artikel zu verkaufen, um dem Publicum eine reelle Waare zu sichern.“

Schwedt & Markstein,

Friedrichsstr. 180, Ecke der Taubenstr.,

empfehlen ihr großes Lager **feiner Eisengußwaaren,** als:

Hand= u. Tafel=Leuchter, Schreibzeuge, Aschbecher, Cigarren=Ständer, Uhrhalter, Thermometer, Nachtlampen, Gruppen, Figuren, Toilettenspiegel, Briefdrücker, Schirm= u. Feuergeräthe, Ständer rc. zu den billigsten Fabrikpreisen.

Fabrik der neuesten

Fußteppiche, Wachstuche, Rouleaux, Fenstervorsetzer rc.

von **Hermann & Lehmann,**

Königl. Bauschule, Laden Nr. 3.

Fr. Austern, Hummern, so wie sämmtliche Französische, Englische und Ital. Delicatessen,

namentlich alle Sorten Französ. Liqueure, Französ. Geflügel und Genueser Früchte empfiehlt

Julius Ewest, Hof=Lief. Sr. Kgl. Hoh. des Prinzen von Preußen,

Friedrichsstraße 82, Ecke der Behrenstraße.

Bronze=Kronleuchter rc.,

nach den neuesten **französischen u. englischen Modellen,**

empfehlen zu **Fabrikpreisen**

Schwedt & Markstein,

Friedrichsstraße 180, Ecke der Taubenstraße.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Dessauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Dreizehntes Capitel.

Die Prophezeiung von Mainz.

Die uralte, deutsche Stadt am Rheine, wo sich des Domes tausendjähriger Bau wölbt über dem Grabe Fastrada's, der ersten Gemahlin Kaiser Karl's des Großen, wo hundert Erzbischöfe schlafen, Erzkanzler und Kurfürsten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, wo die Stiftskirche von Sanct Stephan ihren schlanken Thurm ernst aufsteigen läßt in deutsche Luft, Mainz, das alte, deutsche Mainz, hei! wie war das zu Ehren gekommen, seitdem das Kaiser-Meteor in funkelndem Glanze aufgegangen am Himmel Frankreichs und seine Strahlen über ganz Europa schoß!

Die Reichsstadt hatte abgethan all' den deutschen Plunder verblichener Herrlichkeit, sie hatte sich plötzlich erinnert, daß der Cäsarensohn Drusus sie einst begründet, und mit Jubel und Jauchzen empfing „la bonne ville de Mayence," nunmehr chef-lieu der 24. Militair-Division, den neuen Cäsar. Der neue Cäsar aber mußte sich die Ohren zuhalten mit beiden Händen, so furchtbar schrieen die treuen Mainzer ihr „Vive l'empereur!" Augenzeugen berichten's.

Dafür liebte der Kaiser Napoleon denn auch „la bonne ville de Mayence" gar zärtlich, er ließ die versumpften Wallgräben reinigen, er nahm den Mainzer Schiffern das Stapelrecht nicht, wie doch erst seine Absicht gewesen, und machte das Gouvernementshaus zu einem Palais Impérial. Mainz schwamm in Entzücken; aber der chef-lieu der vierundzwanzigsten Militair-Division sollte bald noch größere Beweise der Zuneigung des neuen Cäsar erhalten. Als der gewaltige Schlachten-Kaiser auszog zum Kriege gegen Preußen, da vertraute er, von der Besatzung abgesehen, seine Familie den treuen Mainzern an.

In der neukaiserlichen Pfalz zu Mainz residirte, während der siegreiche Napoleon seine Decrete aus Berlin datirte, die Kaiserin Josephine

mit ihrem Hof, der so reich geworden an alten, edlen Namen, und wenige Schritte von der Kaiserlichen Mutter, in einem Hause an der Rheinbrücke, wohnte Hortense von Beauharnais, die neue Königin von Holland, mit ihren beiden kleinen Söhnen; den Rhein herab kam Stephanie Tascher de la Pagerie, die neue Großherzogin von Baden, Josephinen's Nichte, eine Kaiserliche Adoptiv-Tochter, und über den Rhein kamen die Herrschaften von Darmstadt und Weilburg, und von Frankfurt kam der Fürst Primas des Rheinbundes, ein neuer napoleonischer Großherzog, wenn auch ein alter deutscher Freiherr und Erbritter des deutschen Reichs, ein Dalberg aus dem Geschlecht der Kämmerer von Worms.

Das war ein Leben damals in Mainz! Deutsche und brabantische Ehrengarden zu Fuß und zu Roß überboten einander in der Pracht ihrer Uniformen und in der Dienstbeflissenheit; es wimmelte von Großwürdenträgern und Ehrendamen, Kammerherren und maitres d'hôtel — Kaiserlich-Königlich Alles und Alles funkelnagelneu.

Oh! Mainz hat seine großen Tage auch in der neuen Zeit gehabt!

Die Kaiserin war in Mainz eingezogen, aber die Freude war nicht mit ihr, die Feste, die ihr gegeben wurden, zerstreuten sie wohl auf Stunden, aber die sprudelnde Lust des creolischen Blutes am Vergnügen war erloschen in der Kaiserfrau, trübe Ahnungen und bange Befürchtungen waren mehr und mehr wach geworden in dem sonst so lebensfrohen Herzen. Bangte Josephine für Napoleon's Leben? Gewiß auch, denn die Kugeln lenkt eine Hand, über die selbst Decrete mit dem N. darunter keine Macht haben, und an Napoleon's Leben hing für sie die Zukunft; es waren aber noch andere Sorgen, noch andere Ahnungen, die sie quälten.

Es war ein bitterkalter Januarvormittag mit blassem, zudringlichem Licht, das nirgend wärmte und förmlich tückisch die frierenden Menschen umfloß. Josephine saß in voller Toilette in ihrem Cabinet am Kamin und trank aus einer goldenen Tasse Ananas-Punsch; es war noch immer eine anmuthige Frau, das reizende Mienenspiel ihres belebten Gesichtes und ihre stets ausgesuchte Toilette verbargen die sich mehrenden Anzeichen des nahenden Verfalls. Ja, sie war anmuthiger noch als ihre Tochter, die Königin Hortense von Holland, die sich als Frau in etwas starker Fülle entwickelt hatte, deren Züge nicht die Zartheit ihrer Mutter hatten und nach dem Verschwinden der ersten Jugendblüthe etwas zu kräftig, fast männlich erschienen. Die neue Königin von Holland hatte wirklich etwas niederländisch Massives, was um so mehr mit ihrer ächt französischen Lebhaftigkeit, die weit von allem holländischen Phlegma entfernt war, contrastirte.

Die Königin von Holland unterhielt sich mit Herrn von Remusat, dem ersten Kammerherrn, und Josephine sprach zerstreut und sichtlich abgespannt mit Madame Dibelius, einer guten Frau aus Mainz, die sie sehr gern um sich hatte. Madame Dibelius mußte jeden Vormittag

in's Palais kommen, von ihr erfuhr die Kaiserin die kleinen Vorfälle und Stadtneuigkeiten, durch sie spendete Josephine einen Theil der Almosen, die sie verschwenderisch auszutheilen gewohnt war; Josephine hatte immer ein großmüthiges und theilnehmendes Herz.

Madame Dibelius war bemüht, einen Perlenbesatz auf einem Leibchen von blauem Sammet zu befestigen.

„Machen Sie die Aermel etwas enger, meine liebe Madame Dibelius," sagte die Kaiserin traurig, „sie sind mir zu weit geworden, ja, ja, der Krieg macht die Aermel weit."

Der Secretair brachte ein Paquet, das ein Courier des Fürsten Primas gebracht; sonst kam alle drei oder vier Tage ein Courier mit einem Brief vom Kaiser, Berthier hatte ihn geschrieben, der Kaiser gewöhnlich einige Zeilen darunter gesetzt; es war heute der achte Tag, daß man keine Nachricht in Mainz hatte, und Napoleon stand gegen die Preußen und Russen im Felde in der furchtbaren Wintercampagne von 1807. Das Paquet hatte der Kaiser noch von Berlin aus geschickt, es konnte keine neuen Nachrichten enthalten, doch ließ es Josephine sofort durch den Secretair öffnen.

Der Secretair machte es auf, es kam ein mit Blut bespritztes Stück blaues Tuch zum Vorschein, auf welchem ein großer Stern befestigt war.

„Das ist ein Stück von dem Rock des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, der bei Saalfeld fiel," sagte der Secretair, „des Kaisers Majestät will, daß das aufbewahrt werde, er schätzte den muthigen Helden!"

Da begann Madame Dibelius zu weinen und eilte, ihre Thränen in einem Nebenzimmer zu verbergen; die arme Frau schluchzte laut.

Die Kaiserin sah der weinenden Frau traurig nach, ließ die blutigen Reliquien des preußischen Helden fortbringen und befahl, Madame Dibelius wieder herein zu rufen, um sie selbst in ihrer milden Weise zu trösten.

„Sie haben den Prinzen persönlich gekannt, meine Liebe?" fragte Josephine weich.

„Ach ja, Ew. Majestät," entgegnete Madame Dibelius noch immer mit nassen Augen, „als Mainz im Jahre 1793 capitulirte, fingen einzelne preußische Truppen an zu plündern, nachdem die Franzosen abgezogen waren. Das war gegen die Capitulation. Ich stand in meinem Hause am Fenster und weinte, denn man hatte mir eben gemeldet, daß die kostbare Naturaliensammlung meines Vaters zerstört worden sei. In meinem Hause waren alle Fenster zerschmettert während der Belagerung, und gegenüber im von Wamboldt'schen Hof auch, da rief mir ein preußischer Offizier, der dort am Fenster stand, zu: „Warum weinen Sie?" Da ich nicht Antwort gab, setzte er drohend hinzu: „Sie weinen wohl, weil Ihre lieben Franzosen fort und die Preußen hier

sind?“ Ich wußte nicht, daß ich mit dem Prinzen sprach, aber ich antwortete: „Ich weine nicht, daß die Franzosen fort sind, aber ich weine, weil die Preußen ihr Wort brechen, weil sie plündern!“ Kaum hatte ich das Wort heraus, so schrie der Offizier in hellem Zorn: „Sie wissen nicht, was Sie sagen, die Preußen plündern nicht!“ Ich zeigte die Straße hinunter, er bog sich weit aus dem Fenster und sah, daß ich recht hatte. Sofort verschwand er vom Fenster, einen Augenblick später sah ich ihn hervorsprengen aus dem Thor, hoch zu Roß saß er, wie ein zürnender Gott anzusehen, er jagte davon, Offiziere folgten ihm, die Trommeln wirbelten und einige Minuten später war die Ordnung hergestellt und der Pöbel, der alle französisch Gesinnte todtschlagen wollte, im Zaum gehalten. Oh! wie haben wir da den jungen, gerechten Fürsten gesegnet! Seitdem grüßte mich der Prinz jeden Morgen vom Fenster aus und redete mich jedes Mal an, wenn er mir auf dem Walle oder in der Stadt begegnete.“

„Ihr Gefühl macht Ihrem Herzen Ehre!“ sprach Josephine freundlich.

„Der Prinz war ein schöner Mann?“ fragte die Königin von Holland.

„Er hatte zwei mächtige Augen, man sah nichts als diese Augen, wenn man mit ihm sprach!“

„Die Königin von Preußen muß wohl eine sehr schöne Dame sein“ — sagte die Kaiserin sinnend — „haben Sie nichts von ihr gehört?“

„Ich habe zwei Mal die Ehre gehabt, mit Ihrer Majestät der Königin von Preußen zu sprechen,“ entgegnete Madame Dibelius rasch, „oh, sie war schön, aber man bemerkte das gar nicht, so liebenswürdig, so freundlich, so anmuthvoll war sie!“

„Unglückliche Frau!“ murmelte die Königin von Holland.

„Ja wohl, unglücklich,“ seufzte Josephine, „sie muß Schweres leiden.“

Da ließ sie sich ein Kästchen von sehr stark duftendem Holz reichen, das auf dem Deckel mit Gold und silbernen Lilien darin ausgelegt war, öffnete es und ließ Madame Dibelius hineinblicken; es waren darin lauter sehr kostbare und schöne Spitzen von Alençon, aber die Muster und Facons waren ganz altmodisch.

„Ich trage sie nie,“ sagte die Kaiserin ernst, „aber ich halte sie heilig, sie sind ein Andenken an die unglücklichste Königin; Marie Antoinette von Frankreich hat sie getragen.“

Als sie das Spitzenkästchen zurückgab, fiel ihr eine Schachtel in die Augen, die auf einer Console stand; sie ließ sich dieselbe reichen, öffnete sie und tauchte ihre schmalen Finger hinein; die Schachtel war bis an den Rand mit kleineren und größeren Carneolen gefüllt, die alle in Herzform geschliffen waren, mehr als tausend Stück.

Diese Carneolen kommen vom Hundsrück und werden in der Nähe von Mainz geschliffen; Josephine hatte einem armen Händler seinen ganzen Vorrath über den Preis abgekauft.

„Was machen wir wohl damit?“ fragte die Kaiserin halb lächelnd.

„Ah, das ist artig,“ rief die Königin von Holland lebhaft, „wir machen Colliers daraus.“

In dem Augenblick tönte rascher Hufschlag von unten herauf, Madame Dibelius wendete sich nach dem Fenster und rief: „Ein Courier, Ew. Majestät, ein Courier, der ein weißes Tuch wehen läßt!“

Die Kaiserin blieb wie versteinert sitzen; die Königin von Holland aber, ihrer natürlichen Lebhaftigkeit nachgebend, sprang auf, faßte Madame Dibelius bei der Hand und zog sie mit sich fort, hinaus, die Treppe hinunter. Auf der Hälfte der Treppe kam ihr der Courier entgegen; die Königin umarmte ihn, obwohl er mit Schmutz bedeckt war, sie nahm ihm die Depesche ab und rief: „Bitten Sie sich eine Gnade aus!“ Dann flog sie leicht wie ein Vogel zu ihrer Mutter zurück, die vor Aufregung heftig zitterte.

Herr von Rémusat erbrach den Brief und las ihn vor, der Anfang war wie gewöhnlich von Berthier, der Schluß vom Kaiser selbst, Napoleon befand sich wohl und hatte gesiegt. Die Kaiserin ließ, plötzlich in die heiterste Stimmung übergehend, sofort einen Ball ansagen. Ohne Tanz konnte sie sich nun ein Mal keine Freude denken, darin war sie eine ächte Kreolin geblieben auch auf dem Throne.

Der Tag draußen war immer noch so grau, im Palais drinnen aber leuchtete die Sonne der Freude!

„Maman!“ rief die Königin von Holland, sich der Schachtel mit Carneolen bemächtigend, „wir machen Colliers aus diesen Herzen, je zwanzig Herzen bilden ein Collier, und zum Andenken sollen sie colliers au vainqueur (aux vingt coeurs) heißen!“

Josephine umarmte ihre Tochter und sagte: „Diese Colliers sollen allgemeine Mode werden in Frankreich.“

„Und in Holland!“ rief Hortense enthusiastisch.

„Ueberall, so weit dem Kaiser die Herzen gehören!“ bemerkte Herr von Rémusat emphatisch.

Madame Josephine ließ sofort eine Summe Geldes an die Armen austheilen und gewährte mehrere Gnadengesuche, die eingelaufen waren.

„Bitten Sie sich doch auch Mal eine Gnade aus, liebe Dibelius,“ mahnte die Königin von Holland lächelnd, „Sie sehen doch, daß die Kaiserin im Zuge ist, Sie haben noch nie etwas gebeten, und heute schlägt Ihnen meine Maman nichts ab!“

Die Kaiserin nickte freundlich.

Die gute Frau wurde roth, dann sagte sie leise und schüchtern: „Heute Morgen sah ich vierhundert gefangene Preußen einführen, sie hatten fast Alle keine Schuhe, ein trauriger Anblick!“

„Sie sind ein edles Herz," rief Josephine, „das muß geheim bleiben, hören Sie, Rémusat. Madame Dibelius, Sie sorgen dafür, daß die unglücklichen Soldaten mit Schuhwerk versehen werden, und bringen Sie mir selbst die Rechnung!"

„Es geht nichts über die Freigebigkeit und Großmuth Ew. Majestät," belobte Herr von Rémusat, „Ew. Majestät werden darin von keinem Sterblichen übertroffen!"

„Oh doch," entgegnete Josephine lachend, „von gar Manchem; da ist hier zum Beispiel ein alter Pfarrer, der verschenkt Alles, was er hat und bekommt, an die Armen, und wie viel behalte ich für mich?"

„Ah, ja den Pfarrer an der Peterskirche meinen Ew. Majestät," rief Madame Dibelius lebhaft, „das ist ein sehr braver Mann, der verschenkt Alles an die Armen, Ew. Majestät sollten ihn einmal predigen hören. Ich war in der Kirche am letzten St. Barbaratage (4. December), die ganze Kirche war voll Artilleristen, denn die heilige Barbara ist die Schutzpatronin der Artilleristen, die ganze Generalität war im Chor. Der alte Pfarrer predigte über die Suborbination, mahnte zur Tapferkeit und zu gutem Betragen, kurz, predigte so recht für Soldaten. Er schloß seine Predigt aber mit folgenden Worten: „Und habt Ihr Euch aber so gehalten in alle Wege, und sterbt in Eurem Berufe, so ist Euch der Himmel offen, denn wenn Ihr vor das Himmelsthor kommt und St. Peter selbst Euch anruft: Qui vivent? und Ihr antwortet: Canonniers français! dann könnt Ihr versichert sein, daß der Apostelfürst gar freundlich sagen wird: Entrez, mes amis!"

„Das muß der Kaiser wissen, das ist trefflich!" rief die Königin von Holland.

„Ja, das muß der Kaiser wissen," wiederholte Josephine. „Werda? Französische Kanoniere! Oh, das ist zu hübsch! Herr von Rémusat, der Pfarrer von St. Peter erhält heute noch, hören Sie, tausend Francs für seine Armen, und soll uns statt des Bischofs nächsten Sonntag hier die Messe lesen!"

Die Königin von Holland entfernte sich, um Toilette zur Tafel zu machen, die Kaiserin entließ Madame Dibelius in heiterster Stimmung.

Josephine sagte die Wahrheit, wenn sie ihrer Tochter Hortense heimlich klagend versicherte, sie habe seit der Ermordung des Herzogs von Enghien keine ungetrübte Stunde an der Seite der Kaisers Napoleon verlebt, und fern von ihm, um ihn sorgend, um ihn bangend, für ihn fürchtend, jeden Augenblick die Nachricht seines Todes erwartend, dulde sie Martern, von denen sie früher keine Ahnung gehabt. Bei solchen Klagen sah Hortense ihre Mutter mit jenem mitleidig-freundlichen Blick an, den der stärkere Geist immer für den schwächern hat, und versetzte leicht: „Das sind die Lasten der Krone, Maman, wir müssen uns daran gewöhnen. Der König, mein Gemahl," — setzte sie dann hinzu, halb spöttisch, halb verdrießlich, „giebt mir wenig Anlaß,

für ihn zu zittern!“ Die arme Josephine fühlte dann recht gut, daß nur ein geringer Rest der alten Liebe für sie in dem ehrgeizigen Herzen ihrer Tochter war, sie wurde sich aber nicht klar darüber, daß ihre Unruhe, ihre Unseligkeit und Angst, ihr Gram und Kummer trotz aller der irdischen Herrlichkeit, von der sie umgeben war, ihren Grund in dem fatalen Umstande hatten, daß sie ihre und ihrer Kinder Glückseligkeit von einem Manne abhängig gemacht hatte, den sie nicht nur nicht liebte, sondern mit stets wachsender Furcht, ja, den sie mit einer Art von Grauen betrachtete. Josephine, so oberflächlich sie erzogen und so leichtsinnig sie gelebt, fühlte das Bedürfniß einer festern Stütze, als ihr das schwindelnde Glück des gewaltigen Emporkömmlings bot, sie mißtraute diesem Glück, aber es kam ihr kaum der Gedanke, die Hülfe, die Stütze, den Trost, kurz alles das, was ihr fehlte, da zu suchen, wo sie es allein finden konnte, — in der Kirche! Die revolutionäre Entartung vor dem Blutsturm der Revolution, die ekelhafte Orgie nach demselben hatten die arme Josephine und viele Tausende mit ihr der Kirche so entfremdet, daß sie gar nicht der großen Gnadenmittel gedachte, die ihr so nahe lagen. Das trostbedürftige Gemüth der unglücklichen Frau mit dem Kaiserdiadem im Haar ging achtlos an den offenen Pforten des Glaubens vorüber und zog mit bebender Hand an den dunkeln Schleiern, welche den Eingang zu dem Labirynth umhüllen, in welchem der Aberglauben wohnt.

Josephine war an jenem Tage heiter aufgestanden von ihrer Toilette, aber sie kam nicht heiter zur Tafel, denn als sie ihr Cabinet verließ, flüsterte ihr Madame Fourneau, ihre erste Kammerfrau, zu: „Madame Lenormand ist aus Paris angekommen und erwartet Ew. Majestät Befehle!“

Zitternd stand die Kaiserin-Königin und mit bebenden Lippen entgegnete sie: „Heute Abend ist Ball wegen des Sieges, morgen, nein, warten Sie, ich werde den Ball kurz nach Mitternacht verlassen; in Ihrem Zimmer, meine liebe Fourneau, treffe ich die Dame!“

Josephine hatte ihre Rolle gut genug inne, sie wußte heiter zu scheinen, auch wenn sie es nicht war, sie tanzte und war leutselig auf dem Balle, sie war sogar witzig einige Male, und doch dachte sie nur an diese Madame Lenormand, die aus Paris gekommen war auf ihren Befehl, und mit fieberhafter Spannung erwartete sie den Moment, in welchem es möglich war, sich von dem Ball zurückzuziehen, ohne Anstoß zu geben und ohne Aufsehen zu erregen; die Kaiserin wußte, daß der große Sohn der Revolution, der sich ja einst Brutus Bonaparte nannte und auf seinen Bürgertitel stolz war, daß der jeden Verstoß gegen die Etikette auf's Unerbittlichste rügen würde; zwar war er mehr als hundert Meilen von ihr entfernt, aber es blieb ihm ja in dieser Beziehung nichts verborgen und Josephine zitterte vor ihm.

Die Königin von Holland deckte den frühen Rückzug der Kaiserin; der Tochter war die fieberhafte Aufregung ihrer Mutter nicht entgangen,

sie schrieb sie leiblichem Unwohlsein zu und bat sie selbst, sich zurückzuziehen. Das war der Kaiserin lieb, denn ihr Gemahl tadelte selten, was Hortense gutgeheißen.

In größester Hast entledigte sich Josephine des kaiserlichen Schmuckes und ließ sich dann, in einen dunkeln Mantel gehüllt, nach dem Zimmer ihrer Dienerin führen, wo ihrer die Frau wartete, die sie in ihrem Aberglauben für fähig hielt, in die Zukunft zu blicken, die Zukunft zu verkünden.

Als die Kaiserin in das saubere und helle Gemach der Madame Fourneau trat, dachte sie schwerlich an die düstern Spelunken, vollgestopft voll Zaubergeräth und Gerumpel, in welchen, den geheimnißvollen schwarzen Kater zur Seite, die Sybillen vergangener Zeiten den Abergläubischen Audienz zu geben pflegten. Sie war vielleicht selbst vor der Revolution noch zu der geheimnißvollen Alten in der Straße Tirechap zur Nachtzeit und maskirt gefahren, wie's damals Mode war in Paris, denn Josephine glaubte an die Gabe der Prophezeiung, an übernatürliches Wissen und all solche Dinge, seit ihr jene alte Mulattin auf Martinique geweissagt, daß sie einst eine Krone tragen werde. Und seit sich diese Prophezeiung erfüllt, seit sie wirklich eine Krone trug auf ihrem Haupte, glaubte sie um so fester. Obgleich nun Josephine nicht an die Zauberspelunken von ehedem gedacht, obgleich sie nicht gefürchtet, in Madame Lenormand ein altes Gespenst wie die Lavoisenon zu finden, so war sie doch überrascht, in dem hellen, traulichen Gemach eine sehr hübsche und nach der neuesten Pariser Mode sehr elegant gekleidete junge Frau zu finden, die ihr Spitzenhäubchen wie eine kecke Herausforderung auf dem schönen braunen Haar trug und nur in ihren großen dunkeln Augen vielleicht etwas zeigte, was an mehr als Gewöhnliches erinnern konnte. Diese Augen hatten immer einen ernsten, beinahe traurigen Ausdruck; wenn der Mund, wenn das ganze frische Gesichtchen lächelte, die Augen lächelten nicht mit, sie blickten ernst. Das Lächeln der Madame Lenormand war sehr lieblich und sehr reizend, aber man mußte ihr nicht dabei in die Augen sehen. Sie trug die Augen einer Schwärmerin in dem offenen leichtsinnigen Gesichte einer Pariser Grisette.

Josephine, erschöpft von den Aufregungen des Tages und von der Erwartung, setzte sich nieder und blickte mit einer Art von Enttäuschung auf die junge Dame; selbst in der alternden Frau war die Creolenphantasie noch zu mächtig, als daß sie an eine solche Wahrsagerin sofort hätte glauben können.

„Eure Kaiserliche Majestät setzen Mißtrauen in meine Begabung," begann Madame Lenormand mit lieblichem Lächeln, und ihre Stimme klang frisch und rein, „Ew. Majestät haben eine alte Sybille erwartet und finden eine Pariser Bürgerfrau —"

„Jedenfalls," entgegnete Josephine unterbrechend, „habe ich bei dieser Enttäuschung gewonnen!"

Sie schlug die Augen nieder vor dem Blick der Lenormand.

„Vielleicht!“ sagte diese ernst.

Der Nachtwind warf die schweren Regentropfen rasselnd gegen die Fensterscheiben. Der Frost hatte plötzlich nachgelassen, es stürmte heftig aus Südwesten und der Regen fiel in großen Tropfen.

Die Kaiserin wickelte ihre Arme fester in den leichten Pelzmantel und fragte: „Kann Madame Fourneau bei uns bleiben?“

„Ew. Majestät haben ganz allein darüber zu bestimmen,“ antwortete Madame Lenormand sicher und ruhig, „ich weiß nicht, wie weit Ew. Majestät diese Dame zur Mitwisserin des Geheimnisses Ihrer Zukunft machen wollen.“

„So bleiben Sie bei uns, liebe Fourneau!“ befahl die Kaiserin.

„Sie würden lieber gehen, Madame,“ sagte die Lenormand, die erste Kammerfrau anblickend, „aber fürchten Sie Nichts, hier handelt es sich nicht um Zauberei und Geister-Erscheinungen, ich vermag weder, Geister zu citiren, noch Geister zu bannen, ich bin keine Zauberin, ich habe nur die Gabe, aus den Combinationen von Zahlen, Worten und Bildern die Zukunft einzelner Menschen zu lesen, oder, wenn ich die ganze Wahrheit sagen soll, Einzelnheiten aus der Zukunft heraus zu buchstabiren.“

Der Kaiserin imponirte das ruhige, feste und bescheidene Wesen der Wahrsagerin mehr, als sie selbst wußte, aber ihre Aufregung stieg mit ihrer Neugierde, und hastig fast befahl sie: „Wir könnten wohl beginnen?“

„Zu Befehl,“ entgegnete die Lenormand, sich verbeugend, dann trug sie ein kleines Tischchen herbei, welches unter dem Spiegel stand, stellte es vor den Stuhl der Kaiserin und besetzte es auf jeder Seite mit einem Armleuchter, so daß die Platte hell beleuchtet war.

„Das ist mein Zauber-Apparat,“ sagte sie dann mit lächelnder Lippe und ernstem Blick und nahm aus ihrem Busen ein Beutelchen von blaßgelbem Sammet, das mit einem goldenen Schloß versehen war. Dieser Beutel enthielt ein sogenanntes Hundertkartenspiel, das sie aufgedeckt auf den Tisch ausbreitete. Die Kartenblätter waren sehr klein, aber außerordentlich sauber und elegant gemalt. Die Lenormand sonderte die zwei und funfzig Blätter des gewöhnlichen Kartenspiels auf einen Haufen, die acht und vierzig anderen Blätter, die mit Blumen, Sternen, Werkzeugen, Figuren und ähnlichen Dingen, aber nicht mit Menschen oder Thieren bemalt waren, auf einen anderen Haufen.

„Nehmen Ew. Majestät eine Karte, die Ihn bedeuten soll!“ sagte die Lenormand; ihr Gesicht lächelte freundlich ermuthigend.

Josephine wählte mit zitternder Hand.

„Legen Sie die Karte offen hin, ich bitte!“

Josephine legte die Karte offen auf, sie zeigte einen hell flammenden goldenen Stern auf dunkelem Grunde.

„Ich wähle die Karte," sagte die Lenormand, „welche Sie bedeuten soll!"

Sie faßte in das Häuflein mit fester Hand und warf die Karte auf, die Karte zeigte eine silberne Leiter mit funfzehn Sprossen, die auf einem grünen Hügel lag. Die Kaiserin blickte verwundert, die Wahrsagerin aber nahm die beiden Häuflein zusammen und mischte sie durch einander. Nur die schwarze Karte mit dem flammenden Stern blieb auf der Tischplatte liegen. Als die Kaiserin auf das Geheiß der Lenormand abgehoben hatte, sagte diese: „Sein Name hat neun Buchstaben!"

„Acht, nur acht!" verbesserte Josephine.

„Entschuldigung," entgegnete die Lenormand ruhig, „Er ist kein Franzose, sondern ein Italiener, Sein wahrer Name hat neun Buchstaben!"

Die Kaiserin schwieg. Die Wahrsagerin aber zählte von eins bis neun und legte neun Karten offen um den flammenden Stern, man sah da ein Schwert, eine Krone, die silberne Leiter, die Carreaudame, den Piquebuben, das Pique-As, Coeur-Zehn, Coeur-Acht und Coeur-Zwei.

„Oh, wie schön und klar!" rief die Lenormand immer lächelnd, „die Krone ist Sein, weil Er Schwert und Leiter hat, auch die Carreaudame zur Rechten hilft Ihm, der Pique-Bube droht mächtig, mächtiger noch das Pique-As, aber Er hat Herzen für sich, zehn, achtzehn, zwanzig, vingt coeurs — il est vainqueur."

Zum zweiten Male trat der Kaiserin heute das Wortspiel von vainqueur Sieger und vingt coeurs entgegen, sie war betroffen, aber es regte sich ein leises Mißtrauen in ihr, und forschend blickte sie in dies ruhig lächelnde Angesicht der Wahrsagerin, welche die Karten zusammennahm und sie auf's Neue mischte. Nur das Blatt mit der Leiter blieb auf dem Tische liegen.

„Ihr Namen," sagte sie, „hat neun Buchstaben, wie der Seinige." Sie blätterte langsam die neun Karten auf, aber das Lächeln verschwand aus ihren Zügen. Hätte Josephine nicht zu eifrig auf die Karten geachtet, sie würde die Veränderung im Gesicht der Wahrsagerin wahrgenommen haben. Die siebente Karte erst war das Blatt mit dem flammenden Stern. Rechts daneben die Carreaudame, links daneben Pique-Sieben, die andern Blätter zeigten eine Kanone, eine andere Krone wie vorher, Trefle-Zwei, Coeur-Drei, Coeur-Sieben und Coeur-Zehn.

„Neun Blätter," begann die Wahrsagerin, „eine neue Krone durch die Kanone, es ist wunderbar, nur die unbedeutende Trefle-Zwei ist ihm noch entgegen, denn die Pique-Sieben ist nicht Ihm feindlich, sondern Ihr, aber auch sie hat nichts zu bedeuten, denn die Carreaudame ist ihm zur Rechten, und er hat wieder zwanzig Herzen, er hat immer die Herzen, der Sieger!"

Josephine folgte den Karten und den Erklärungen der Wahrsagerin mit so großer Aufregung, daß sie die Unruhe gar nicht bemerkte, in welcher sich diese befand. Die beiden Blätter mit dem flammenden Stern und der silbernen Leiter lagen auf dem Tisch.

„Die Namen Beider zusammen haben achtzehn Buchstaben!“ begann die Lenormand sich zusammennehmend. Sie blätterte langsam die Karten auf, das erste Blatt war die Carreaudame, „oh!“ seufzte die Wahrsagerin, „Sie hat eine treue Freundin!“

Josephine nickte, sie dachte an ihre Tochter Hortense; die Wahrsagerin musterte mit zufriedenem Blick den Kranz; die achtzehnte Karte erst war die gefürchtete Pique-Sieben. — „Ihr Feind,“ murmelte die Lenormand, „hat einen großen Kopf, aber kurze Füße!“

„Herr von Talleyrand!“ stieß Josephine zischend zwischen den zusammengebissenen Zähnen heraus; die Gluth der Creolin funkelte in dem Auge und trat brennend auf die Wange der Kaiserin.

Die Bezeichnung „großer Kopf und kurze Füße“ war eine unverkennbare Schilderung Talleyrand's in zwei Worten.

Unter den Karten befanden sich allerlei Rüstungen und Waffen, mehrere kleine Treffe-Zahlen, das Pique-As, Coeur-As und Coeur-Neun. „Die kleinen Feinde mehren sich wohl,“ erklärte die Wahrsagerin, „aber die großen Coeurs bleiben ihm treu, er hat wieder zwanzig Herzen, il est toujours vainqueur!“

Die Wahrsagerin preßte die Lippen zusammen, als sie das sagte, sie log, sie wußte, daß sie log, sie that es zum ersten Male seit sie dieses Gewerbe trieb, sie hätte sagen müssen, daß ihr die Verwandelung der Zehn in eine Neun einen Abfall verrathe, daß ferner das As nur die fehlende Zahl der Herzen bedeute, sie aber nicht ersetze, daß der Schein an die Stelle der Wirklichkeit getreten sei. Hastiger als vorher nahm sie die Karten zusammen, mischte mit zitternden Händen und sagte leise: „Neun ist die Zahl, wir werden sehen, wie nahe Sie Ihm bleibt!“

Das Blatt mit dem flammenden Stern lag allein auf dem Tisch, Josephine zitterte in eben so großer Aufregung, wie die Wahrsagerin. Die Lenormand blätterte auf und legte neue Karten um den Stern. Die erste war die Pique-Sieben. Josephine wurde blaß, doch lagen Coeur-As und Coeur-Neun wieder da.

„Das ist seine alte Garde!“ sagte die Kaiserin leise.

„Die Zahl ist achtzehn!“ sprach die Wahrsagerin und legte um den ersten Kreis einen zweiten; Treffle-As und Treffle-Dame waren drin, das achtzehnte Blatt die Carreau-Dame.

„Arme Hortense!“ wie weit schon entfernt!“ sagte Josephine vor sich hin schmerzlich bewegt.

„Pique sind falsche Freunde, Treffle offne Feinde, Coeur wahre Freunde, Carreau ist neutral, doch sind Dame und Sieben freundlich,“ erklärte die Lenormand — „die Zahl ist sechsunddreißig!“

Sie legte um die beiden innern einen dritten Kreis.

Der armen Josephine schienen die Karten außerordentlich günstig zu fallen, sie sah den finstern Trotz nicht, mit welchem die Wahrsagerin jedes Blatt hinlegte. Die sechsunddreißig Blätter waren aufgezählt. Die Lenormand warf das siebenunddreißigste Blatt mitten in die Kreise neben der Karte mit dem flammenden Stern, dann stöhnte sie auf und sank wie ohnmächtig in die Arme der Kammerfrau, die hastig hervortrat.

Die Kaiserin stand erschrocken auf, todesbleich war ihr Gesicht.

„Was ist das?" fragte sie mit bebenden Lippen.

Die Wahrsagerin fuhr zusammen beim Klange ihrer Stimme, raffte sich zusammen, blickte wieder auf den Tisch und rief außer sich: „Es ist nicht möglich! nein! es ist nicht möglich!"

„Was ist nicht möglich? Madame, reden Sie, ich befehle es!" sagte Josephine ernst und würdevoll.

„Ich kann nicht, Majestät!" stammelte die Lenormand.

„Erholen Sie sich einen Augenblick, dann werden Sie es können!" sprach die Kaiserin bestimmt.

Die siebenunddreißigste Karte vom dritten Kreise, die neben dem Blatt mit dem flammenden Stern lag, zeigte das Bild einer schönen jungen Dame mit dem Kaiserlichen Mantel und der Kaiserlichen Krone. Mit zitterndem Finger wies die Lenormand darauf hin und sagte zögernd und stockend, während Angst und Grauen den Schweiß von ihrer Stirn perlen ließen: „Da, eine solche Karte war gar nicht in meinem Spiel, es war kein Bild eines Menschen, oder nur eines Thieres darin. Wo kommt das Blatt her? ich habe es nie gesehen, ich kenne es nicht, haben Sie Erbarmen mit mir! es ist hier eine Macht im Spiel, vor der ich zittere!"

Josephine erkannte bald, daß in der Todesangst der armen Frau nichts Erheucheltes war; ihr abergläubisches Herz bebte in mächtigen Schauern, sie wagte nicht, die Karte anzufassen. Endlich fragte sie leise: „und was bedeutet das?"

„Der Kaiser," rief die Lenormand, in ihrer Aufregung jede Zurückhaltung vergessend, „bedarf Ihrer nicht mehr, nach drei Kreisen, nach drei Jahren ist eine Andere an seiner Seite, ihm zum Verderben nach einer höhern Fügung; die Karten reichen nicht zu einem vierten Kreise, Sie, Madame, sind außerhalb seines Kreises und er geht zu Grunde ohne Sie."

Die Kaiserin hielt sich mit Mühe aufrecht an ihrer Stuhllehne, dennoch traf sie das, was sie vernahm, nicht in so gewaltiger Weise, wie man hätte glauben sollen; sie hörte ja nichts, als was ihr die trüben Ahnungen ihrer Seele schon lange vorher gesagt. Die Lenormand nahm jetzt das Häuflein der noch übrigen Karten und warf sie einzeln auf. „Ja, so ist es," murmelte sie, „Er geht zu Grunde, ach! der

Carreaubube, da, der Carreaubube, er hat die Krone, der Carreaubube hat Seine Krone!"

„Gute Hortense!" flüsterte die Kaiserin für sich, „also wird doch mein Enkel Kaiser sein!"

In demselben Maße, in welchem Josephine ruhiger wurde, wurde die Wahrsagerin aufgeregter und unruhiger. Sie hatte alle ihre Blätter zusammen genommen, die hundert Karten waren vollständig, das Blatt mit dem Portrait der kaiserlich geschmückten jungen Dame lag allein auf den Tisch.

„Das sind meine Karten," rief die Lenormand außer sich, „an der da habe ich keinen Theil, verzeihen mir Ew. Majestät, ich habe mir keinen Vorwurf zu machen."

„Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, gute Frau," entgegnete Josephine milde und nahm das einzelne Blatt auf; sie betrachtete es lange, dann sagte sie: „ich werde es aufheben, einst werde ich erfahren, wessen Züge das sind. Beruhigen Sie sich doch, Sie sehen ja, daß ich ruhig bin!"

„Ew. Majestät sind ein Engel!" antwortete die Lenormand und knieete vor der Kaiserin nieder, die ihr gütig die Hand zum Kuß reichte und sie aufstehen hieß.

Die Wahrsagerin erhob sich gehorsam.

„Welche Stunde haben wir, liebe Fourneau?"

Die Kammerfrau ließ ihre Uhr repitiren.

„Vier Uhr nach Mitternacht, zu Ew. Majestät Befehl!"

„Wir können," sagte die gütige Frau, „um diese Stunde und in diesem Wetter diese arme Dame nicht nach Hause schicken, wie sorgen wir für sie?"

„Ew. Majestät sind die Güte selbst," sagte die Lenormand, „aber lassen Sie mich immerhin gehen; bis zu meiner Herberge sind nur wenige Schritte, hier könnte mein Bleiben Aufsehen erregen."

Die Kaiserin schien einen Augenblick zu schwanken und lauschte der Musik des Sturmes draußen, dann sagte sie: „Es sei, Sie haben Recht, liebe Fourneau, lassen Sie mir den alten Laborde, meinen Piqueur, holen."

Die erste Kammerfrau entfernte sich; sie hatte kaum das Gemach verlassen, als Josephine die Hand der immer noch zitternden Wahrsagerin ergriff und ihr einen Demant-Ring an den Finger steckte; dann zog sie die Ueberraschte in ihre Arme, küßte sie auf die Lippen und sagte: „Mit diesem Kuß schließe ich Dir den Mund, Du wirst über das, was hier in dieser Nacht geschehen, nicht sprechen, so lange ich am Leben bin."

„Mein Mund ist geschlossen!" entgegnete die Lenormand kaum hörbar.

„Morgen um Mitternacht sehen wir uns wieder!"

„Ew. Majestät haben zu befehlen über mich!"

Josephine umarmte die Lenormand noch einmal und küßte sie mit einem Feuer, mit einer Inbrunst, die die Wahrsagerin mit einem Entzücken erfüllte, das die Schrecken, die über sie gekommen waren, siegreich aus dem Felde schlug.

„Morgen sehen wir uns wieder, meine Schwester!“ sagte die Kaiserin zärtlich.

Die Lenormand sah die Kaiserin staunend an.

„Ja, meine, meine theure Schwester!“ wiederholte Josephine, dann legte sie den Finger auf den Mund.

Die erste Kammerfrau trat ein und meldete, daß der Piqueur Laborde bereit sei, die Dame nach Hause zu führen.

Madame Lenormand knieete vor der Kaiserin und bat um die Gnade, den Saum ihres Gewandes küssen zu dürfen. Josephine aber nahm ihren eigenen Pelzmantel ab, deckte ihn um die bloßen Schultern der Knieenden und sprach milde: „Sie dürfen sich nicht erkälten, Madame; gute Nacht und auf Wiedersehen!“

Die Wahrsagerin ging. Im Vorzimmer fand sie den alten Piqueur, der sie durch eine kleine Nebenthür aus dem Palais führte und sie dann auf einem Umwege zu dem alten Bürgerhause brachte, in welchem sie abgestiegen war.

Es kostete einige Mühe, den verschlafenen Mainzer Böttcher-Meister aus dem Schlafe zu wecken, und Madame Lenormand mußte ziemlich lange warten, ehe derselbe fluchend die Thür öffnete; sein finsteres Gesicht aber erhellte sich wie durch einen Zauberschlag, als ihm der alte Piqueur in Kaiserlicher Livrée zuraunte:

„Ihre Majestät die Kaiserin läßt Euch befehlen, dieser Dame mit größester Zuvorkommenheit zu begegnen, für jeden Aufwand, den Ihr macht, wird Euch Ihre Majestät entschädigen, da sind einstweilen zwanzig Napoleons, und die Gnade der Kaiserin wird mit Euch sein, wenn die Dame sich zufrieden mit Euch erklärt!“

Darauf ging der Piqueur, sich mit einer tiefen Verbeugung die weiteren Befehle der Lenormand erbittend.

„Haben Sie die Güte,“ entgegnete die Dame, „mich morgen Abend, oder vielmehr heute Abend, um eilf Uhr abzuholen.“

Der Piqueur entfernte sich.

Der Böttcher-Meister aber führte die Lenormand mit großer Ehrerbietung in sein Wohnzimmer und bat sie, einen Augenblick zu harren, indeß kehrte er rasch mit seiner Tochter, einem großen, blühenden, blonden Mädchen von einigen zwanzig Jahren, zurück und führte sie mit derselben, welche, wie er sagte, der gnädigen Frau Kammerjungfer sein sollte, in das beste Zimmer seines Hauses.

Madame Lenormand war am Vormittag angekommen und hatte, da in Folge der Anwesenheit des Hofes der Kaiserin alle Gasthöfe besetzt waren, auf Empfehlung eines Pariser Bekannten Quartier bei

dem Bötticher genommen; dieser hatte anfänglich gar nicht die Absicht gehabt, sie sehr hoch zu halten, und ihr ein Hinterstübchen bestimmt; die Botschaft der Kaiserin änderte freilich Alles.

Es war ein großes, alterthümlich prächtiges Prunkgemach mit einem mächtigen Himmelbett, in das er jetzt seinen Gast führte. Redselig erzählte er, daß der Fürst von Hatzfeld, der mit dem letzten Churfürsten von Mainz, dem edeln Baron von Erthal verwandt sei, oft hier geschlafen, denn sein Haus sei ein berühmtes Haus, und dieses Gemach namentlich sei das Studierzimmer des berühmten Zauberers Albertus Magnus gewesen, wenn sich derselbe in Mainz aufgehalten.

Madame Lenormand zitterte, als sie von dem Zauberer vernahm, und bat das große blonde deutsche Mädchen, ihrer Furchtsamkeit zu Hülfe zu kommen und ihr Lager zu theilen für die wenigen noch übrigen Stunden der Nacht.

„Es versteht sich, daß Margarethe sich glücklich schätzen wird!“ sagte der ehrliche Böttícher, wünschte der schmucken Frau vergnüglich grinsend: gute Ruhe, und entfernte sich mit allerlei Gedanken.

Vorschlag zur Güte.

Prügel oder nicht Prügel? war die Hamlet-Frage, welche das Herrenhaus während der ganzen Sitzung vom 23. Februar beschäftigte. Veranlassung dazu gab eine aus verschiedenen Theilen der Monarchie eingelaufene Anzahl von Petitionen, worin die Bitte um Schutz für die rechtlichen Leute gegen das Gesindel durch schlagende Thatsachen unterstützt wurde. Körperliche Züchtigung, statt der oftmals gewünschten Haft, war als hauptsächlichstes Rettungsmittel aus Zuständen bezeichnet, die nachgerade anfangen, unerträglich zu werden.

Vollkommen mit den Bittstellern einverstanden, sind wir durchaus nicht überrascht, daß die Gegner der Körperstrafen wiederum das alte Humanitäts-Geschütz auffahren. Ohne Erwähnung der angeblich verletzten Menschenwürde geht es dabei niemals ab, und einige Phrasen ähnlicher Art sind ganz unvermeidbar. Auf die seit Langem vollständig ausgenutzte Drohung: in den Rheinlanden könne die begehrte Maßregel nur allgemeine Unzufriedenheit erregen, waren wir jedoch im Jahre 1856 nicht mehr gefaßt. Da die Regierung sich den Humanen zugesellte, ward ihnen der Sieg leicht.

Dennoch sind die gerügten Uebelstände unleugbar vorhanden und erfordern dringend Abhülfe, wenn sie nicht allmählich zum Uebermächtigen anwachsen sollen. Deshalb sei uns gestattet, einen unzielsetzlichen Vorschlag zu machen, der vielleicht selbst die Baculophobie befriedigt,

wenn sie in Wahrheit nur die Menschenwürde gesichert wissen will. — Sofern Besserungs-Gründe a posteriori durchaus und unter allen Umständen für unzulässig gelten, bleibt allein noch der Weg übrig, welcher durch den Magen in das menschliche Herz führt. Manche Leser werden eben so wie der Verfasser in ihrer Jugend die Erfahrung gemacht haben, daß der Hunger ein höchst drastisches Strafmittel ist, sie werden daher vielleicht die Ansicht theilen, er sei geeignet, den übel berufenen Stock zu ersetzen, zumal in Vereinigung mit einem gemäßigten Durst.

Untersuchungs-Gefangene liegen ganz außerhalb dieser Frage, bei welcher die Haft lediglich als Strafmittel in Betracht kommt. Dieses Strafmittel den Vagabunden, Dieben, Excedenten etwas unangenehmer zu machen, als bisher der Fall wirklich war, darauf kommt es vorzugsweise an.

Sollte es bedenklich sein, einem Individuum, welches auf vierundzwanzig Stunden eingesperrt wird, während derselben blos eine mäßige Quantität Wasser zu verabreichen? Genaue Untersuchung des Patienten beim Einzuge, und Verhinderung, daß ihm etwas von Außen zukomme, sind dabei selbstverständliche Dinge. Ferner ist bekannt, daß der Mensch ohne Nachtheil für seine Gesundheit etliche Tage lang mit unglaublich wenigen Nahrungsmitteln bestehen kann. So mögen denn Sachverständige entscheiden, ob es zulässig, daß während einer dreitägigen Haft am ersten Tage vollständiges Fasten eintritt, am zweiten ein halbes, am dritten ein ganzes Pfund Brod und immer nur das schlechthin unentbehrliche Trinkwasser gereicht wird. Eine längere Dauer dieser Art von Hungercur erscheint nicht rathsam, wohl aber deren wiederholte Anwendung, wenn zwei oder drei Wochen Strafhaft zu verbüßen sind.

In dieser Art geschärft, dürfte die Gefängnißstrafe — dem zuchtlosen Gesindel jetzt ziemlich gleichgültig, wenn nicht erwünscht — ungleich empfindlicher werden als bisher. Dadurch wäre schon nicht wenig gewonnen, aber zugleich auch die Gefahr erzeugt, daß der nicht wegzuleugnende Comfort human eingerichteter Zuchthäuser und Besserungs-Anstalten bei den Candidaten derselben noch höher im Preise steigt. Daher erscheint es von absoluter Nothwendigkeit, jene Hochschulen des Verbrechens ebenfalls ins Auge zu fassen, was übrigens sehr leicht ausführbar ist.

Nennen wir die Sache mit einem allgemein verständlichen Ausdruck strengen Arrest, so braucht blos gesetzlich festgestellt zu werden, daß fortan jeder Monat Zuchthaus- oder Einsperrungs-Strafe sechs Tage strengen Arrest in zwei Abtheilungen mit enthalten soll. Es ist davon schon die Rede gewesen, und der sogenannte Latten-Arrest vorgeschlagen worden, der uns aber in mehrfacher Hinsicht nicht gefallen will. Dagegen dürfte die oben bezeichnete dreitägige Cur, zweimal in jedem Monat vorgenommen, die Annehmlichkeiten des Zuchthauses be-

deutend vermindern; sie ist ohne kostspielige Einrichtungen ausführbar, und vermindert vielmehr den enormen Verpflegungs-Aufwand unserer zahlreichen und dennoch nicht ausreichenden Strafanstalten.

Da heute Alles möglich ist, machen vielleicht Humanitäts-Wüthige den Einwurf, daß es „grausam" sei, den Menschen vorsätzlich der Hungerqual zu unterwerfen. Dieser Einwurf ist gerade jetzt absurd, wo in Folge der Theuerung tausend und aber tausend ehrlicher arbeitsamer Leute halb oder gar nicht gesättigt, und mit dem herzzerschneidenden Jammer auch ihre Kinder hungern zu sehn, die nächtliche Ruhe suchen. Wohlgemerkt! ehrliche, arbeitsame Menschen, die durch Steuern dazu beitragen müssen, daß der Betrüger, Dieb, Räuber besser wohnt, besser bekleidet und besser genährt ist, als sie selbst.

Der preußische Staatshaushalts-Etat für das Jahr 1856.

Vorwort.

Griechenland und Rom, die Mythologie und Heiligen-Geschichte, das Mittelalter u. s. w. sind von den Malern unendlich oft ausgebeutet worden; sie sollten endlich einmal aus der nächsten Vergangenheit und Gegenwart schöpfen. Namentlich preußischen Künstlern wären zwei vaterländische Bilder als Gegenstände zu empfehlen, die, ihrer Behandlung nach vielleicht dem sogenannten Genre angehörend, doch des geschichtlich-staatlichen Interesses nicht entbehren. Nummer eins aus dem Jahre 1848: David Hansemann inmitten verschiedener aufgesprengter Truhen des Staatsschatzes, gemüthlich eine Cigarre rauchend. Nummer zwei aus etwas späterer Zeit: der vierte oder fünfte Amts-Nachfolger des Gemüthlichen sitzt, in tiefes Nachdenken versenkt, auf einer leeren Truhe, wie Marius auf den Trümmern von Carthago.

Mit dem unseligen Jahre 1848 begannen die Maßregeln, welche zunächst einen beträchtlichen Theil des Schatzes flüssig, dann sechs Anleihen nöthig machten, und zuletzt tief in's Fleisch schnitten. Erstaunt bemerkt der „gebildete" Spießbürger, daß wegen gesteigerter Abgaben Brod, Fleisch, sogar der geliebte Onkel theurer geworden, und fragt unwillig, wie so etwas unter einer verfassungsmäßigen Regierung möglich sei. Vergebens würdet Ihr ihm sagen, daß es vorzugsweise durch die neue Regierungsform nicht bloß möglich, sondern sogar herbeigeführt worden.

Wie bekannt, seufzte Preußen bis 1848 unter dem Drucke des Absolutismus. Deshalb lohnt es sicher der Mühe, nachzuforschen, wie bei dieser Unbeschränktheit des höchsten Willens sich die Wirthschaft mit den Staats-Geldern gestaltet habe. Wir wählen dazu das Jahr 1847, nicht allein als das letzte des angeblichen Feudal- und Polizei-Staates, sondern auch weil wegen des Vereinigten Landtages ausführlichere Nachrichten, als früher, in die Oeffentlichkeit gelangt sind. Allerdings lassen sie Manches zu wünschen übrig. Aber die kleinliche Geheimnißkrämerei der Bureaukratie war auch gewiß die schwächste Seite der vormärzlichen Regierung, welche heut noch keineswegs ganz abgethan ist.

Also im Jahre 1847 war die Brutto-Einnahme zu 84,921,238, das reine Einkommen zu 64,033,697 Thlr. veranschlagt. Vollkommen hinreichend zur Deckung der laufenden Bedürfnisse, gewährte es sogar Mittel für Ausfälle oder unerwartete Mehr-Ausgaben im Betrage von etwa vier Millionen.

Dieses Ergebniß altpreußischer Staatswirthschaft wird Vielen als die Frucht weiser Beschränkung, Andern als das Product staatswirthschaftlicher Beschränktheit gelten. Ohne Erröthen bekennen wir uns zu ersterer Ansicht. Niemals konnten wir das Bestreben mancher Staatsmänner billigen, das künftige Glück der Regierten auf Kosten der Gegenwart vorzubereiten, — und leider ist dieses Bestreben ein sehr allgemeines geworden! Benzenberg pflegte über den hergebrachten „Steuerjammer“ zu spötteln, und zwar öfter nicht mit Unrecht; anderer Seits wird aber kein deutscher Minister sich Bignons Wort aneignen dürfen: „Sie glauben nicht, wie viel ein Land aushalten kann.“

Um den bedenklichen Sprung aus glücklicher Vergangenheit in die Gegenwart zu erleichtern, machen wir an zwei Zwischenstationen für kurze Zeit Halt.

Etat für 1849. Als derselbe entworfen ward, beendete eben das constitutionelle Leben Preußens die erste Hälfte seines Flegeljahres. Ungeachtet dieser kurzen Spanne Zeit trägt daher der Budget-Entwurf schon bestimmte Spuren des Constitutionalismus, durch erhöhte Bedürfnisse und außerordentliche Hülfsmittel zu ihrer Befriedigung. Sämmtliche Ausgaben betrugen 94,174,380, die Einnahmen nur 88,566,380 Thlr., es fand mithin ein Deficit von 5,608,000 statt, bei dessen Deckung die von der sogenannten freiwilligen Anleihe noch nicht verbrauchten Gelder das Beste thun mußten.

Binnen vier und zwanzig Monaten war also das Bedürfniß des „verjüngten“ Staates um mehr als neun Millionen gestiegen! Freilich gab es Kriegshändel in Schleswig, ein sehr nothwendiger Zug gegen die Rebellion des südwestlichen Deutschlands war vorher zu sehen, auch die liebenswürdige Versammlung der Paulskirche nahm mittelbar oder unmittelbar ansehnliche Geldopfer in Anspruch. Dagegen war aber auch kein Pfennig in den Staatsschatz geflossen, er hatte vielmehr, zunächst unter

Davids operativer Hand, einen ausgiebigen Aderlaß erlitten. Leider bleibt man auf diesem Pfade nur höchst selten halben Weges stehn.

Etat für 1855. Entschiedner Fortschritt! wie nach Verlauf von acht, beziehungsweise sechs Jahren gar nicht anders zu erwarten. Einer Einnahme von 111,841,581 Thlrn. stehn 107,248,367 fortwährende, 4,593,214 außerordentliche oder einmalige Ausgaben gegenüber, so daß die Hauptsummen balanciren. Demnach war das Budget seit dem letzten Jahre der Volksunmündigkeit und des lichtscheuen Obscurantismus beinahe um ein volles Drittheil gewachsen, und seit dem Völker-Frühlinge hatten sich die Bedürfnisse um die Kleinigkeit von 17,667,201 Thlr. vermehrt!

Wohlverstanden, nach den Etats, denn die Wirklichkeit zeigt ein anderes Gesicht, wenn man den Bericht der Commission des Abgeordneten-Hauses zur Prüfung des Staatshaushalts-Etats für 1855 einsieht. Dieser Commission lag eine Berechnung der wirklichen Einnahmen und Ausgaben während des fünfjährigen Zeitabschnitts von 1848 bis Ende 1852 vor, welcher wir Folgendes entnehmen. I. Gewöhnlicher Staatshaushalt. a) Einnahmen, mit Einschluß der Bestände und Reste aus den Vorjahren 447,914,056 Thaler, b) Ausgaben, 464,646,504, mithin c) Deficit, 16,732,448. II. Außerordentlicher. a) Einnahmen, 32,488,658 durch Anleihen, 10,000,000 durch Vermehrung des Papiergeldes, 17,642,325 durch Anzapfung des Staatsschatzes, 9,441,570 durch das Aufzehren vorhandener Capitalien und Bestände, 453,507 durch extraordinaire Einnahmen. Summa 70,026,060 Thaler. b) Ausgaben, 37,536,974 für militairische Rüstungen und Expeditionen, nach Abzug des von andern Staaten dafür geleisteten Ersatzes, 2,074,037 für den deutschen Bund, 5,132,078 zur Abhülfe von Nothständen, 4,921,242 sonstige extraordinaire Ausgaben, zusammen 48,664,331 Thaler. Nach Deckung des Deficits beim gewöhnlichen Staatshaushalte blieben also noch 4,629,281 Thaler verwendbar. Dieser scheinbare Ueberschuß ist dadurch erlangt, daß binnen fünf Jahren die vorhandenen Geldmittel des Staates um 27,083,895 vermindert, seine Schulden um 43,000,000 Nominal-Capital vermehrt wurden! — Unwillkürlich müssen wir mit wehmüthiger Ehrfurcht an den verewigten General v. Thile denken, der in seiner Eigenschaft als Minister des Staatsschatzes das ihm anvertraute Gut mannhaft envers et contre tous vertheidigte. Namentlich auf dem Vereinigten Landtage gegen David und Compagnie.

Etat für 1856. Einnahme 118,864,071 Thaler, Ausgabe eben so hoch, nämlich regelmäßige 113,388,218, außerordentliche oder einmalige (die aber jahrelang als einmalige wieder zu erscheinen pflegt) 4,555,853. Steigerung gegen das vorhergehende Jahr 7,023,490 Thaler. Dabei ist zu bemerken, daß die außerordentlichen Kosten der erhöhten Kriegsbereitschaft nicht in die Etats aufgenommen sind, sondern

aus dem Ertrag der jüngsten Anleihe von dreißig Millionen bestritten und abgesondert verrechnet werden. *)

Daher wiederum ein Fortschritt auf dem Wege constitutioneller Staatsgelder-Wirthschaft, und zwar vollkommen unabhängig von der Rückwirkung augenblicklicher politischer Verhältnisse Europa's auf die preußische Monarchie. Dauern die — übrigens gewiß wohl und ehrlich gemeinten — Bemühungen für das Volkswohl in gleicher Weise fort, bilden die Budgets daher eine regelmäßig arithmetisch steigende Reihe, so wird bereits das für 1860 ziemlich nahe an den Betrag von hundert und funfzig Millionen kommen, dann könnte in gewissem Sinne des Dichters Wort:

Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist!

auf den Finanz-Minister Anwendung finden, — nur leider nicht auf ihn allein.

Jedem, der mit einem mehr oder minder beträchtlichen Scherflein bei der hochgeschraubten Einnahme-Summe betheiligt ist, muß wichtig sein, einmal ihre einzelnen Factoren und sodann die Canäle zu mustern, mittelst deren das Ganze wiederum abfließt. Vergleichungen mit der Vergangenheit sind dabei unabweisbar, doch soll die Geduld des Lesers nicht durch Anhalten bei den Zwischen-Stationen geprüft werden. Es genügt, 1847 und 1856 neben einander zu stellen.

Vorher noch etliche Worte über einen Fundamental-Satz bei der Staatsgelder-Wirthschaft. Viele Stimmen, und vor Allem die officiellen oder officiösen, gehen dahin, daß hierbei die Verfahrungs-Weise des verständigen Privatmannes ganz unpassend sei. Sie wollen zunächst die Ausgabe festgestellt haben, deren Betrag dann so oder so aufgebracht werden müsse, was unserer Ansicht gemäß nur theilweis richtig ist. Wir lassen es gelten für Kriegsfälle und andere Krisen, wobei das Bestehen des Staats in Frage kommt, so wie bei außerordentlichem Nothstande ganzer Provinzen. Aber für die Wirthschaft gewöhnlicher Zeiten? In diesen sollte man billig vor Allem das zulässige Einkommen in's Auge fassen, und lediglich nach ihm die Ausgabe regeln. Vielleicht unterbleibt bei solchem Verfahren manches Nützliche, oder was beim ersten Blicke wenigstens so erscheint. Gewiß wird aber auch vieles Unnöthige vermieden — z. B. Bau-Luxus, der die öffentliche Noth gleichsam verhöhnt — und des Landes Kraft für die niemals ausbleibenden schweren

*) Einer amtlichen Angabe nach betrugen sie im Jahre 1854 (wo die Kriegsbereitschaft erst spät eintrat) 4,350,725, in dem abgelaufenen aber 10,420,457, zusammen 14,771,182 Thaler. Davon gehn jedoch 748,765 Erlös für letztlich verkaufte Pferde u. s. w. ab, wonach die Ausgabe auf wenig mehr als vierzehn Millionen herabsinkt. Indeß können wir die unvorgreifliche Laien-Ansicht nicht zurückhalten, daß in diesen vierzehn Millionen mancher Betrag enthalten sei, welcher mehr die gewöhnliche als die erhöhte Kriegsbereitschaft berührt, und deshalb seinen Platz in dem gewöhnlichen Voranschlag finden möchte. Hierin soll kein Tadel gegen das Kriegs-Ministerium liegen: es benutzt offenbar die günstige Gelegenheit, um zum Besten der Streitkraft zu thun, was anderweit auf allerlei Hinderniß stoßen dürfte.

Tage bewahrt. Friedrich der Große soll sich zu der zweiten Ansicht bekannt haben, ungeachtet er fortwährend mit bedeutendem Aufwand Eroberungen im Innern versuchte, und immer zur reichlichen Unterstützung bedrängter Landstriche bereit war.

Hier fassen wir zuerst die Einnahmen in's Auge und bemerken noch, daß zu Anfang des Jahres 1847 die preußische Monarchie 16,112,948 Einwohner zählte. Augenblicklich sind die Ergebnisse der vor Kurzem bewirkten Volkszählung noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gelangt, doch wird man ohne Gefahr eines allzu großen Irrthums 17,500,000 Einwohner annehmen dürfen.

Erster Abschnitt.

Einnahmen.

A. Domainen und Forsten.

a) Domainen im Jahre 1847 veranschlagt: 5,921,746, jetzt 4,921,766, also 1,002,950 geringer, wie bei der fortwährenden Ablösung von Gefällen u. s. w., worauf das Tilgen der Staatsschuld beruht, nicht anders möglich. Früher betrug die Gesammt-Einnahme von den Grundstücken 1,897,203, heute 1,978,775 in folgenden Posten: 1,601,456 Thlr. für 1,177,536 verpachtete Morgen Land *), 363,241 von einzeln verpachteten oder administrirten Grundstücken, Mühlen u. s. w., 9539 aus dem Bernstein-Regal, 4539 Zinsen von Activ-Capitalien.

b) Forsten, von 4,520,076 auf 5,602,300 Thlr. gestiegen. Unter der letzteren Summe befinden sich 5,031,232 für verkauftes Holz **), 531,894 aus Nebennutzungen, wie Mast, Gräserei, Torfstiche u. s. w., 27,354 Jagd, deren Erträgniß vor dem berühmten Gesetze vom 31. October 1848 zu 109,723 veranschlagt war.

B. Bergwerke, Hütten, Salinen.

Ausschließlich der Gefälle, Steuern und Sporteln von Privatwerken, welche ihrer Natur nach in ein anderes Capitel gehören, 1,004,301 und 10,399,465 Thlr. Eine ungeheure Differenz, die bei Betrachtung des ebenfalls außerordentlich gestiegenen Betriebs-Aufwandes zwar stark zusammen schmilzt, aber dennoch bedeutsam bleibt. Mit Einschluß der Gefälle, deren Administrations-Kosten nicht auszuscheiden möglich, betrug im Jahre 1847 die Netto-Einnahme 397,223, und beträgt dermalen 2,334,880 Thlr.

---

*) Im Regierungs-Bezirk Gumbinnen ist der durchschnittliche Ertrag des Morgens nicht voll 19 Sgr., in Magdeburg und Minden etwas über 2 Thlr. 10 Sgr. und 2 Thlr. 18 Sgr.

**) Auch hier beträchtliche Verschiedenheit. Die 723,690 Morgen benutzter Waldboden des Regierungs-Bezirks Gumbinnen liefern 221,559 Thlr., die 241,659 Morgen des Regierungs-Bezirks Trier 220,941 Thlr., die 244,240 Morgen des Regierungs-Bezirks Magdeburg 254,152 Thlr.

C. Ablösung von Domainen-Gefällen und Verkauf von Grundstücken.

Anderthalb Millionen, gegen eine Million, die 1847 veranschlagt war.

D. Aus dem Gewinn der Seehandlung und Bank.

a) Seehandlung unverändert 100,000 Thlr., b) die Bank hatte kurz vor 1847 ihre neue Einrichtung erhalten, und der Gewinn-Antheil des Staates war noch nicht festgestellt; für das laufende Jahr ist derselbe auf 225,000 Thlr. berechnet.

E. Salzmonopol.

Früher 7,753,818, jetzt 8,564,720 Thlr. Der Mehrbetrag von 810,902 entspricht ziemlich genau dem früher als wahrscheinlich bezeichneten Anwachs der Bevölkerung. Uebrigens bleibt immer noch die Frage offen, ob nicht eine Erleichterung hinsichts des Vieh- und Dungsalzes den Kassen eben so vortheilhaft wie der Landwirthschaft sein würde.

F. Lotterie.

Von 1,029,872 auf 1,236,000 Thlr. gestiegen. Das Plus beruht hauptsächlich darauf, daß die Kammern den Gewinn-Antheil der Lotterie-Einnehmer herabsetzten und den der Regierung um eben so viel erhöheten. Letztere suchte die Einnehmer durch Steigerung der Schreibgebühr etwas zu entschädigen, wonach denn gleichsam der Unschuldige mit dem Schuldigen leidet. Nächstdem wird wegen des Andrangs Spiellustiger beabsichtigt, bei der zweiten Lotterie des laufenden Jahres die Zahl der Loose um fünftausend Stück zu erhöhen, was einen schon mitberechneten Mehrertrag von 32,100 Thlr. in Aussicht stellt.

G. Post.

Früher 7,438,000, jetzt 9,387,724; Reinertrag 1,000,000 beziehungsweise 1,424,005 Thlr. Ungeachtet der Ermäßigung des Porto's und mancher kostspieligen Einrichtung zur Bequemlichkeit des Publicums ist also die Reineinnahme verhältnißmäßig höher als der Brutto-Ertrag gestiegen. Ein Ergebniß, welches den betheiligten Behörden nicht weniger Ehre macht, als der gegenwärtige Zustand des Postwesens überhaupt.

H. Telegraphen und Eisenbahnen.

Dem Anhänger der „guten alten Zeit" sei gestattet, diese zwei Nova mit einander zu verbinden, sie laufen ja in der Wirklichkeit gleichfalls neben einander.

a) Telegraphen in der Ausdehnung von etwa 735 Meilen 473,652, wovon der Netto-Ertrag 202,467 sein würde, wären nicht 200,000 Thlr. zu neuen Anlagen ausgesetzt. Vermuthlich wird das noch einige Jahre lang so fortgehen, früher oder später muß sich jedoch — ganz abgesehen von dem sonstigen allseitigen Vortheile — ein nicht unerhebliches Plus ergeben.

b) Eisenbahnen waren im Jahre 1847 nur unter den Ausgaben bemerkbar, und erscheinen heute mit der imponirenden Summe 5,758,963 Thlr. Davon sind abzusetzen 47,867 Zinsen und Dividenden von angekauften Actien,*) und bleiben daher 5,711,096 als Brutto-Ertrag der Staatsbahnen. Dieser vertheilt sich in folgender Weise: Niederschlesisch-Märkische 3,082,096, Berliner Verbindungsbahn 41,000, Ostbahn 1,608,000, Westphälische 480,000, Saarbrücker 350,000, Münster-Hammer 150,000.

I. Porzellan- und Gesundheits-Geschirr-Manufactur.

Der Netto-Ertrag ward im Jahre 1847 zu 17,218, und ist dermalen mit 20,000 Thlr. berechnet.**)

K. Chaussee-Gelder.

Sie sind von 1,330,203 im Jahre 1847 auf 1,310,000 Thlr. herabgegangen. Daran würde nicht viel liegen, aber wir werden bei den Ausgaben sehen, welche empfindliche Last dieses Capitel bildet.

In den Rubriken A., B. und D. bis K. erscheint die Regierung gleichsam als gewerbtreibende, wenn auch der Betrieb theilweise unter dem Schutz eines sanften Zwanges steht, wie z. B. beim Salzmonopol, der Post, den Chausseen. Nunmehr kommen die eigentlichen Staatslasten an die Reihe.

L. Directe Steuern.

a) Grundsteuer 10,374,237 und 10,086,826; mithin 283,411 Thaler weniger. b) Klassensteuer 7,348,823 Thaler. Bekanntlich wurde sie seitdem in zwei Abtheilungen gesondert: klassificirte Einkommen- und Klassen-Steuer, welche mit 3,118,000 und 10,199,000, zusammen 13,317,000 Thaler veranschlagt sind. Steigerung 5,968,177, wovon 2,496,000 auf die Einkommen-Steuer an sich, 622,000 auf den Zuschlag bei derselben, 814,177 auf den gestiegenen Ertrag der Klassensteuer und 2,036,000 auf den Zuschlag entfallen. c) Gewerbe-Steuer 2,589,275 und 2,894,000, mithin 304,725 Thlr. mehr. Neu hinzugekommen ist d) die Eisenbahn-Steuer 491,248. e) Verschiedene Einnahmen 25,123 Thaler.

Endlich finden am füglichsten hier f) die Bergwerks-Gefälle ihren Platz, deren Betrag durch größere Ausdehnung und schwunghafteren Betrieb der Privat-Werke von 702,777 bis 840,055 hinaufgegangen ist.

---

*) Der Eisenbahn-Verwaltung fließen im Jahre 1856 außerdem zu: 500,000 Thlr. aus allgemeinen Staatsfonds, 1,325,100 von dem Ueberschuß des Salzmonopols, und 491,249 die Eisenbahn-Abgabe. Letzterer Posten wird zum Ankauf von Actien verwendet (s. oben), wodurch allmählich die bisherigen Privatbahnen Staatseigenthum werden müssen.

**) Wir dürfen wohl nur beiläufig erwähnen, daß der Brutto-Ertrag beider Anstalten 201,000 Thlr. ist, wovon die Betriebskosten 181,000 aufzehren.

Mehr-Betrag des Capitels 6,639,140, wovon 5,154,000 auf die Erhöhung der bestehenden und 491,248 auf neu eingeführte Steuern fallen.

M. Indirecte Steuern.

a) Eingangs-, Ausgangs-, Durchgangs-, Uebergangs-Abgaben 14,015,543 und 11,810,000 Thaler. Ungeachtet der Erhöhung des Zolls vom Tabak ein Minder-Betrag von 2,205,543, hauptsächlich der ausnehmend gesunkenen Einfuhr indischen Zuckers und den Bedingungen beizumessen, unter denen Hannover und Oldenburg in den Zollverein getreten sind. b) Rübenzucker-Steuer 126,450 und 2,000,000, durch Erhöhung der Abgabe (um den Ausfall beim indischen Zucker zu decken) und dennoch stärker gewordene Production herbeigeführt. c) Branntwein-Steuer von 4,624,850 auf 6,300,000 Thlr. gestiegen, welches Plus auf denselben Gründen wie beim Rübenzucker beruht. d) Braumalz-Steuer und Uebergangs-Abgabe von Bier 1,257,286, beziehungsweise 1,100,000; die Verminderung von 157,286 liegt jeden Falles an dem Drucke der schweren Zeit. e) Mahlsteuer von 1,734,965 auf 1,480,000, also um 254,965 gesunken. Da aber die jetzige Einnahme den Zuschlag von 295,590 mit enthält, so beträgt gegen das Jahr 1847 die Verminderung 550,555, d. i. ein reichliches Drittheil des heutigen Einkommens. Außerdem bleibt zu erwägen, daß die Bevölkerung in der Zwischenzeit wenigstens um ein Zehntheil gestiegen, das Quantum steuerfrei einzubringenden Mehls herabgesetzt, überhaupt der Schmuggel (man denke an die früheren „Mehl-Kürassiere") sehr beschränkt worden ist. Dieses vereinigt, läßt die Verminderung als ein äußerst ungünstiges Symptom erscheinen. f) Schlachtsteuer 1,371,175 und 1,600,000, mithin scheinbar 228,225 Thaler mehr; weil jedoch der Zuschlag 319,174 ausmacht, so findet in der Wirklichkeit auch hier eine Minderung von 90,349 statt, bei welcher unter den bestehenden Verhältnissen nur die Geringfügigkeit verwunderlich ist. g) Stempel von 4,251,010 bis 3,450,000, daher um 801,010 Thaler gesunken. Sollte während der letzten acht Jahre eine Herabsetzung der Stempelsätze eingetreten sein? Wir wissen und glauben es nicht, dagegen haben wir desto mehr Klage über die Lasten gehört, welche der neu erfundene Zollmaßstab den Tagesblättern aufbürdet*). h) Schifffahrts-Abgaben 620,164 und 450,000, mithin 170,164 Thlr. weniger. i) Steuer vom Tabaksbau 144,165 beziehungsweise 144,000, die Steuer-Erhöhung auf fremden Taback hat also die inländische Production noch nicht gefördert. k) Steuer vom Weinbau 90,855 und 91,000 Thlr. l) Hypotheken- und Gerichtsschreiber-Gebühren in der Rheinprovinz 161,540 und 170,000. m) Brücken-,

*) Die scheinbare Verminderung beruht wohl darauf, daß dermalen die Prozeß-Stempel in dem Capitel Rechtspflege verrechnet werden.

Fähr-, Hafengelder u. s. w. von 686,214 auf 870,000 Thlr. gestiegen. n) Vermischte Einnahmen 99,612, beziehentlich 263,167 Thaler, unter letzteren 80,000 Strafgelder.

Die Mehr-Einnahme gegen das Jahr 1847 beträgt wenig über eine halbe Million, sinkt aber zum Minus von etwa hunderttausend Thalern, wenn der Zuschlag, wie billig, in Abzug kommt. Noch tiefer muß sie sinken durch das Absetzen des Mehrbetrags der Tabaksteuer, so wie der Stempel-Abgabe von Zeitungen und Journalen, deren Summe wir augenblicklich nicht ermitteln können.

N. Justiz-Verwaltung.

Gegen 4,032,215 Thlr., welche sie im Jahre 1847 lieferte, sind dermalen 8,851,323 angesetzt. Demnach müssen die Prozeß-Süchtigen, wie die zu Prozessen Gezwungenen, auf dem Altar der Themis 4,819,108 mehr niederlegen als früher.

O. Ministerium des Innern.

Dieser Einnahme-Titel fehlte im Staatshaushalts-Etat für 1847, und man könnte allenfalls aus den „Vermischten Einnahmen" hieher die Censur-Gebühren, Vermögens-Confiscate und Abschoß-Gefälle rechnen.

Heut beträgt der Voranschlag 751,345 Thlr., wozu der Arbeitsverdienst in den Strafanstalten 512,608, die Amtsblätter 148,800, die Polizei-Verwaltung 87,368 liefern.

P. Ministerium für landwirthschaftliche Angelegenheiten.

Bekanntlich existirte ein solches Ministerium früher nicht. Jetzt sind als Einnahmen desselben berechnet: a) Landwirthschaftliche Verwaltung, d. h. hauptsächlich Auseinandersetzungs-Behörden, 962,275, b) Gestüt-Verwaltung 250,344 Thlr. Beide Posten erschienen im Etat für 1847 nur unter den Ausgaben, weil sie mehr kosten als einbringen.

Dasselbe gilt von dem

Q. Ministerium der geistlichen rc. Angelegenheiten.

Seine Einnahmen sind für 1856 mit 87,020 Thlr. berechnet.

R. Kriegs-Ministerium.

Seine Einnahmen wurden im Jahre 1847 nicht besonders, sondern unter den verschiedenen angeführt. Dermalen sind sie zu 264,560 veranschlagt, worunter a) etatsmäßige Pensions-Beiträge 96,736, b) einmonatliche Gehalte und Zulagen, die bei jeder Verbesserung innebehalten werden, 30,433, c) Erlös von verkauften (dienstunbrauchbaren) Pferden 75,880 Thlr., die beträchtlichsten sind. Warum die Festungs-Revenüen (26,175) nicht hier, sondern unter der Domainen-Einnahme verrechnet werden, ist uns unbekannt.

S. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Die zu 8530 Thlr. veranschlagten Consulats- und Paß-Gebühren erschienen früher nicht im Etat, weil ihr Betrag jedenfalls gleich von den Ausgaben abgezogen ward.

T. Allgemeine Kassen-Verwaltung.

Das hierher Gehörende erschien im Etat von 1847 unter den Titel: Verschiedene Einnahmen mit einem Gesammtbetrag von 520,081 Thalern. Davon sind ausgefallen die Censur-Gebühren und Vermögens-Confiscate, in andere Capitel übergegangen: Erlös für verkaufte unbrauchbare Effecten; es bleiben nur: extraordinäre Pensions-Beiträge 58,326 (einmalige Abzüge bei Verbesserungen, die regelmäßigen wurden anderweit verrechnet), Geldstrafen 53,088, Beiträge der Communal- und Instituten Fonds zu den Kosten der Kassen-Verwaltung 8459, zufällige Einnahmen 118,634 Thaler.

Heute beträgt die Hauptsumme des Capitels 272,535, darunter a) Pensions-Beiträge 110,280 (andere 320,843 werden bei den Verwaltungen mit verrechnet), b) Geldstrafen 14,096, c) Beiträge der Communal-Fonds u. s. w. 12,240, d) zufällige Einnahmen 109,541 Thaler.

U. Hohenzollernsche Lande.

Mit 206,286 Thalern angesetzt.

V. Rückstände.

Sind zu 2,527,194 berechnet, worunter 2,336,009 reservirter Baarbestand, allein die Passiv-Rückstände belaufen sich eben so hoch.

Bunsen — Stahl — Toleranz.

Wider Bunsen von Stahl. Berlin. Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1856. Kl. 8. 157 S.

II.

Stahl selbst wirft die Frage auf, wie nur ein Mann, der gleich Bunsen in weiten Kreisen als ein Mitbekenner des christlichen Glaubens betrachtet worden sei, zu solcher Lehre fortgezogen werden konnte? Und er bezeichnet den wahren Erklärungsgrund: den Anstoß, den Bunsen an der Unpopularität des Christenthums genommen habe. Es sei ihm von vorn herein eine ausgemachte Ungereimtheit, daß „christliche Staatsmänner den Fluch der öffentlichen Meinung" haben sollten, und wenn das dennoch der Fall ist, so suche er die Schuld in der derzeitigen

Beschaffenheit des Christenthums, nicht in der derzeitigen Beschaffenheit der öffentlichen Meinung. Darüber kann nun freilich kein Zweifel sein, daß die jetzige öffentliche Meinung durchschnittlich unchristlich, ja widerchristlich ist. Allein es liegt da doch auch die Frage nahe: Woher kommt es denn, daß die allgemeine Meinung der einst so devoten christlichen Nationen so geworden ist? Woher diese weitverbreitete Auflehnung gegen die göttliche Autorität in der Kirche, ja gegen die göttliche Wahrheit der Offenbarung? Und ohne da ein einziges Individuum, welches an diesem allgemeinen Abfall Theil nimmt, nur im entferntesten zu entschuldigen, wird man doch gestehen müssen, daß die religiöse und kirchliche Revolution nicht anders als jede andere hervorgerufen ist durch den Mißbrauch oder die Usurpation der Autorität, durch die Verleugnung oder Theilung der Wahrheit.

Die revolutionäre Meinung hat ihre Stärke darin, daß sie die eine oder andere Wahrheits- und Rechtsidee, die in dem herrschenden System vergessen, verläugnet, unterdrückt ist, aufgreift und zum Werkzeuge ihrer Zerstörungswuth macht. Der große Hause aber, und darunter eine Anzahl mehr kurzsichtiger als böswilliger Leute, fällt ihr gerade darum zu, weil er durch den revolutionären Appell an einer Seite wirklich vorhandener und berechtigter Bedürfnisse, Gefühle und Einsichten oder Instinkte angefaßt wird. Wer also eine revolutionäre Meinung gründlich niederwerfen will, darf nicht unterlassen, die ihr zu Grunde liegende, in ihr mißbrauchte Wahrheit anzuerkennen, zu reclamiren, zur Vervollständigung des eigenen Wahrheits-Systems zu verwenden und den Gegner somit der Richtigkeit des Geistes, der nur noch verneint, preiszugeben. Läßt man dem Irrthum oder der Revolution nur noch eine Position wirklicher (wenn auch entstellter und verhüllter) Wahrheit übrig, so bleibt er geistig unbesiegt. Wie viel mehr aber, wenn der Vertheidiger der besseren Sache seinerseits wirkliche Unwahrheiten, Mißbräuche und Uebelstände verfechten und sie mit der von ihm vertretenen Wahrheit solidarisch verknüpfen würde! Das Feuer der jetzt „brennenden Fragen" wirkt offenbar darauf hin, daß alles Gold auf die eine und alle Schlacken auf die andere Seite zu liegen kommen sollen. Wer im Besitze eines Hauptstückes der edeln Wahrheit sich weigert, das etwa daran klebende Uebel aufzugeben, oder die auf der Gegenseite noch verborgenen Goldkörner heranzuziehen, der wird nur, so viel an ihm ist, den Brand verlängern und sich selbst, seinen eigenen Standpunkt, ernstlich gefährden.

Bunsen's „Zeichen der Zeit" sind solch ein Buch, in dem durch den Zusammenhang und die Tendenz „selbst die Wahrheiten zu Irrthümern sich verkehren." Nichts desto weniger bleibt auch in dieser Verkehrung die Wahrheits-Substanz, und sie wird, wo sie nicht anerkannt und in den Nutzen der besseren Sache verwendet wird, sich noch mächtig genug erweisen, um Unzählige, denen sie aus dem Herzen gesprochen ist, mit

an den großen Irrthum zu fesseln, für den die Bunsen'schen Declamationen Propaganda machen.*) Die rechte Polemik hat doch nicht blos die Bewahrung und Befestigung der schon Gleichgesinnten zum Ziele, sondern auch die Gewinnung der Schwankenden und die geistige Ueberwindung, die völlige Entwaffnung des Gegners.

Versuchen wir hier nur einige der Stücke anzudeuten, welche die Waffenrüstung und Stärke der destructiven Tendenz bei Bunsen bilden und immer bilden werden, bis sie in das kirchliche und conservative Lager als Eigenthum eingebracht sind.

Wenn Bunsen ein Christenthum fordert, „das da eine lebenserneuernde Lebensfrische bekunde, mit Vernunft und Gewissen im Bunde stehe u. s. w.", und wenn er dies zunächst durch Neutralisirung der Confessionen und Verflüchtigung ihres dogmatischen Gehaltes herstellen will, so liegt zwar die Oberflächlichkeit und Verkehrtheit solcher Lösung auf der Hand, aber doch auch die Wahrheit zu Grunde, daß die blosse Restauration der Systeme des 16. und 17. Jahrhunderts eben so unmöglich ist, als sie unnütz sein würde. Man sage, was man wolle, aber „Vernunft und Gewissen" der Menschen dieses Jahrhunderts sind eben doch so geworden, daß sie sich mit jenen Systemen nicht wieder begnügen werden, und das nicht blos je unchristlicher und unkirchlicher, sondern auch je christlicher und kirchlicher sie sind. Das Widerchristenthum hat sich so sehr geistig erweitert und vertieft, und die Fassung des Christenthums sollte an den Standpunkt des reformatorischen Jahrhunderts festgebannt sein! Und doch giebt, wer sich zum unbedingten Schildhalter Einer Confession z. B. des Lutherthums macht, zu solchem Vorwurfe den Anlaß. Die Treue gegen das Ueberlieferte und einmal Bestehende ist ehrwürdig und überaus berechtigt gegenüber der wagehalsigen, unheiligen Neuerungssucht à la Bunsen, aber es stände doch schlimm, wenn man für die Zukunft der Kirche nicht etwas Besseres und Höheres erwarten dürfte, als die Herstellung und Befestigung der confessionellen Schranken. Diese Systeme haben Zeit und Macht genug gehabt, die ihnen anvertrauten Völker für Gott zu erziehen. Und wenn sie es nicht gekonnt haben, soll die Schuld blos an den Umständen jener Zeiten liegen und die der unsrigen so viel günstiger sein, um es noch einmal mit denselben Mitteln zu versuchen. Und nun gar die „derzeitige Beschaffenheit" des Christenthums, sollte die so gar keine Verantwortung haben für die „derzeitige Beschaffenheit der öffentlichen Meinung", daß jeder Angriff auf sie Blasphemie wäre? Man könnte wünschen, daß Stahl zwischen dem „Christenthum" und seiner „derzeitigen Beschaffenheit" einen großen Unterschied statuirt und nicht den Anschein gegeben hätte, als wäre er ein unbedingter Lobredner der letzteren.

Wir übergehen hier den Punkt, daß doch eine gewisse, vielleicht

*) Wie wir hören, wird so eben bereits die dritte Auflage der „Zeichen der Zeit" ausgegeben.

sehr herbe Wahrheit darin liegt, wenn Bunsen ein bindendes Ansehen der Kirche als göttlicher Institution über den Menschen und Gemeinden für das Gebiet des Protestantismus ablehnt. Wie schädliche Anwendungen Bunsen von seiner Behauptung auch machen mag, so wird man doch schwerlich mit ihm fertig werden durch die Berufung auf das „Zeugniß der Reformatoren", zumal wenn man gleich zugiebt, daß dasselbe nicht auf göttlicher Eingebung beruht und nur „im Ganzen" von sicherer Wahrheit ist (S. 21). Es bleibt aber immer eine heikele Frage besonders für den Protestanten, die nach der wahren kirchlichen Autorität. Denn auch das „Amt des göttlichen Wortes" kann insofern schwerlich das Band der ganzen Kirche abgeben, als es concret nur in dem Pfarrer der localen Gemeinde erscheint. Und so bleibt dafür nur „die äußere zeitliche Ordnung des Regiments" übrig, unter der doch jedenfalls die Kirchengewalt des evangelischen Fürsten zu verstehen ist.

Aber wenn irgendwo, so hat Bunsen hier die Wahrheit für sich, daß das fürstliche Kirchenregiment nach seinem Ursprung wie nach seiner Art nur als eine Vergewaltigung der Kirche, als eine Dictatur betrachtet werden kann, die in Ermangelung einer bessern Ordnung ihren Nutzen und Segen gehabt haben und noch immer unentbehrlich sein mag, die aber niemals, auch nicht nach Jahrhunderte langem Bestande, für heimathberechtigt in der Kirche erklärt werden darf. Wenn Bunsen dafür die Souverainetät der Gemeinden substituirt, so ist das eben so „unapostolisch" als (zumal heutiges Tages) unzeitgemäß, ja kirchenzerstörend.*) Aber das bleibt doch wahr, daß die Gemeinde wenigstens Einen berechtigten, wenn auch den untergeordneten Factor in einer normalen Verfassung der Kirche bildet, während der Fürst als solcher gar keinen bildet. Möge man doch fortfahren, das fürstliche Kirchenregiment als noch jetzt unentbehrlich zu behaupten und im uneigennützigen Gutesthun zu stärken; aber keine Theorie, auch nicht die des praecipuum membrum, wird die Einbürgerung der weltlichen Gewalt auf dem geistlichen Gebiete der Kirche zu Stande bringen. Nicht nur „Gewissen" und „Vernunft", sondern auch eine wahre christliche Erleuchtung wird jeden schlichten Christen, der seine Bibel vor sich nimmt, belehren, daß dies Kirchenregiment nicht war, nicht sein soll und nicht sein wird. — Uebrigens hat Stahl in der Schrift wider Bunsen über diesen, vom Gegner doch stark genug behelligten Punkt wenig oder kaum etwas gesagt.

---

*) Die Kritik Leo's wider Bunsen in der „Neuen Preußischen Zeitung" hat nur das letztere hervorgehoben und eine bei dem Historiker doppelt auffallende Geneigtheit zu dem Zugeständniß verrathen, als ob die Gemeinden des apostolischen Zeitalters wirklich das Kirchenregiment besessen hätten. Wir halten dies für ganz ungeschichtlich. Selbst das Recht der Bischofswahl durch die Gemeinde gehört erst den folgenden Jahrhunderten an. Im normalen Anfange aber wurden die Bischöfe und Aeltesten von den Aposteln „gesetzt". Nur die Diaconen, das unterste Kirchenamt, wurden von den Gemeinden gewählt, als ihre Vertrauensmänner und Güterverwalter. Aber auch sie mußten erst durch die Handauflegung der Apostel ordinirt und bestätigt werden.

Ferner möchte es doch schwer sein, in der Unionsfrage das relative Recht der Bunsen'schen Auffassung (nun gar über die Union vor 1834), daß sie auf Bekenntnißverschmelzung beruhe oder doch ausgehe, völlig zu widerlegen. Sind doch, um von Anderen zu schweigen, die separirten Lutheraner, sonst gewiß keine Gesinnungsverwandten von Bunsen, von Anfang an und bis heute genau derselben Meinung gewesen. Freilich wäre „Bekenntnißverschmelzung" und Annahme des Consensus als dogmatischer Grundlage noch lange nicht das Japhetische Christenthum Bunsens.

Endlich was die Toleranz betrifft, den Hauptangriffspunkt Bunsen's gegen Stahl, so möge es uns gestattet sein, hierbei etwas länger zu verweilen. Zwar ist es richtig, daß die Bunsen'sche Toleranz in ihrer ganzen Weite und Breite den deistischen und liberalistischen Stempel trägt, und daß Stahl nur einen „im Kleinen" wirksamen polizeilichen Schutz der etablirten Kirche gegen die Secten bevorwortet. Allein gebietet nicht auch das ächte Christenthum allen seinen Bekennern, folglich auch der christlichen Obrigkeit, eine eben so umfassende Toleranz, und läßt es nicht bei der Zuversicht seines Sieges allen polizeilichen Kirchenschutz völlig außer Anschlag? Wir müssen hier auf die Gefahr hin zu sehr in das theologische Gebiet zu gerathen, an den locus classicus der Bibel appelliren. Das Unkraut, so belehrt uns das Evangelium, soll auf dem Acker stehen bleiben bis zur Ernte. Nicht nur, daß die Knechte, die Diener der Kirche, das Unkraut mit voreiliger fleischlicher Gewalt (denn von einem Verbot der rein geistlichen Mittel der Kirchenzucht bis zur Excommunication ist in dem Gleichnisse allewege keine Rede) nicht ausgäten sollen, sondern es soll gar Niemandem gestattet sein, es auszurotten, auszureißen, zu unterdrücken, zu reprimiren — es soll eben von äußerer Gewalt ungestört bleiben bis zur Ernte. „Damit ihr nicht den Weizen mit ausgätet" — womit den Knechten geistlichen wie weltlichen Standes die Unterscheidungsgabe abgesprochen wird, die dazu gehören würde, um mit Acten der Intoleranz nur das Unkraut und nicht zugleich den Weizen zu treffen und die Kirche selbst zu beschädigen. Dieses Gleichniß sollte die Grundlage der Religionsgesetzgebung einer Obrigkeit bilden, die dem Evangelium gehorsam sein will. Und wer da wünscht, daß die christliche Obrigkeit der Kirche den vollen Schutz gewähre, den sie ihr schuldet, der müßte ihr jede Intoleranz, jedes polizeiliche oder gerichtliche Einschreiten gegen das religiöse Verhalten der Secten und Sectirer — denn nur dies, nicht aber ihre bloße menschliche Existenz ist Unkraut — entschieden widerrathen.*)

Stahl hat wohl den Beweis schuldig bleiben müssen, daß bei Verfolgung seiner, wenn auch noch milden Intoleranzvorschläge nur Unkraut

*) Es versteht sich wohl von selbst, daß wir unter Toleranz nur die Duldung der äußerlichen Existenz und Bewegung einer Religionsgemeinschaft von Seiten des Staates, nicht irgend welche geistliche Indifferenz gegen den Irrthum von Seiten der Kirche oder der einzelnen Christen verstehen.

und kein Hälmchen Weizen ausgegätet werden würde. Zwar mag er Recht haben, daß seine polizeilichen Schutz- und Repressivmaßregeln „im Großen gegen einen Gedanken, der wie ein Blitz durch die Seelen geht und die Menschen in Masse bewegt," unwirksam sein würden. Die Reformation würde also dadurch vielleicht nicht aufgehalten oder von da, wo sie einmal Wurzel gefaßt hatte, nicht wieder verdrängt worden sein. Aber sind denn das zu irgend einer Zeit die reinsten religiösen Bewegungen gewesen, durch welche die Massen ergriffen werden? Die Gründung der Kirche durch die Predigt der Apostel, der wahrlich keine Massenbewegungen zu Statten kamen, würde demnach — menschlich zu reden — durch einen ähnlichen polizeilichen Schutz der Heidenkirche doch gehindert worden sein. Eine nach modernem Stile organisirte römische Polizei hätte ja nur nöthig gehabt, diese ausländischen Emissäre überall auszuweisen, um sie schließlich in Bethsaida, oder wo sie sonst heimathsberechtigt waren, zu confiniren! Man sage doch nicht, daß polizeiliche Abwehr noch nicht mit krimineller Strafe der Sectirerei zu vergleichen sei. Im Gegentheil: peinliche Bestrafungen, die eine weitläuftige Procedur erfordern, die im schlimmsten Falle Märtyrer machen, sind einer verpönten Propaganda weit weniger gefährlich und insofern der Toleranz näher, als die zahlreichen, prompten, geräuschlosen Mittel des modernen Polizeisystems. Außerdem wird gerade von Polizeimaßregeln weniger die schlimmste Art der neuen Reformatoren, die „in Schlafrock und Pantoffeln" mit Zeitungsartikeln und dergleichen arbeitenden, genirt, als die beste, die wirklich religiöse und gewissenhafte Klasse. Solche Leute werden in der Regel nicht viel öffentliches Geschrei von ihren Unbilden machen. Der Unglaube, der Haß gegen alle Religiosität, der sich in den mittleren und unteren Regionen der Polizeiwelt nicht seltener als in der übrigen Welt findet, mag oft genug die Gelegenheit ergreifen, um sich einmal gegen „die Frommen" auszulassen, die hier in Gestalt von Sectirern in seine Hand gegeben sind. Wer dergleichen in nächster Nähe mit unverblendetem Auge hat beobachten können, dem wird es am Herzen liegen, die Verübung solcher Unwürdigkeiten, die im Namen der christlichen Obrigkeit als der Schützerin der Kirche begangen werden — und wäre es auch nur gegen Baptisten u. A. — ein- für allemal abgeschnitten zu sehen. Gewiß, Stahl wird solche Scenen nicht billigen, aber sie werden in der Ausführung seines Programmes unvermeidlich. Und sie bewirken immer das Gegentheil: statt Schutz und Sicherung der Kirche Verachtung und Schmähung derselben. Mit Recht oder Unrecht werden die Gewaltmaßregeln ihrem Einflusse zugeschrieben und die Motive dazu in ihrem bösen Gewissen oder in ihrer geistlichen Kraftlosigkeit und Trägheit entdeckt, und das nicht bloß bei den Sectirern, sondern in der öffentlichen Meinung. Und nach Stahl soll es ja gerade die Kirche sein, welche, wenn auch nach siebenmaligem Besinnen, den Staat anzugehen hat um Schutz durch

äußere Gewalt (S. 100). Bedenkt er wohl, daß der Gang der Sache nicht selten der sein wird, daß ein behaglicher Pfarrherr, dem Baptisten oder andere Sectirer in die Gemeinde bringen, nachdem er sich „in Schlafrock und Pantoffeln" siebenmal besonnen, schließlich als den bequemsten und sichersten Weg zu ihrer Entfernung immer den erkennen wird, sich an die nächste Polizeibehörde um „Kirchenschutz" zu wenden? Ein getreuer und wahrhaft geistlich gesinnter Seelsorger wird dem Gedanken an polizeiliche Wahrung der ihm anvertrauten Heerde nimmermehr Raum oder Folge geben. Und wenn der Staat nach Stahl die Kirche fragt, ob er nicht Pflicht und Recht habe, ihr Gebiet vor der Propaganda der Secten zu schützen, so wird sie ihm, je mehr sie ihres Berufs sich bewußt ist, desto gewisser antworten: Nein. Und wenn er hinzufügt: ob er also die Geister lediglich aufeinander platzen lassen solle, so wird sie ihm antworten: Ja, wenn Du des Herrn Willen thun und Dich erinnern lassen willst, welches Geistes Kinder wir sind. Die Kirche Christi selbst sollte sich jeden polizeilichen Schutz alles Ernstes verbitten, dessen Odium ihr zuletzt doch am meisten schadet. Sie sollte den Staat belehren, daß geistliche Irrthümer nicht mit seinen fleischlichen Waffen bekämpft oder nur beschränkt werden können, daß im Gegentheil das Gift der Häresie, äußerlich zurückgedrängt, in die Tiefe fressen und größeren Schaden anrichten werde. Sie sollte den Staat darüber beruhigen, daß sie unversehrt bleiben werde; sie sollte ihm versichern, daß ihr selbst alle wirksamen Mittel gegeben seien, um sich und die ihr Anvertrauten vor dem Irrthum inländischer oder ausländischer Verführer zu schützen.

Das wäre die Sprache und Haltung, welche allein der Kirche, ihres Glaubens, ihres überwiegenden Reichthums an Wahrheit und Segen würdig sein dürfte. Ist sie sich aber irgend einem Angriffe gegenüber ihrer Schwäche bewußt, so sollte sie gestehen, daß das eine selbstverschuldete Schwäche ist, die wohl durch Buße, Gebet und Arbeit, aber nicht durch polizeiliche Hülfsmittel ersetzt werden kann.

Würde deshalb jeder Ungebühr, die eine Secte im Namen ihres religiösen Gewissens ausüben könnte, ein obrigkeitlicher Freibrief gegeben? Oder ginge diese Toleranz auch dahin, daß

> „jene Secten-Emissäre, wie sie jetzt den Vorübergehenden ihre Tractaten aufbringen, oder an ihnen unbekannte Gemeindeglieder sich heranmachen, oder Missions-Predigten halten, so könnten sie eben so gut sich auf dem Domplatz aufstellen, und die, so in die Kirche treten wollen, vom Höchsten bis zum Geringsten haranguiren, daß sie von Babel ferne bleiben möchten, oder sie könnten in die Hörsäle der theologischen Professoren treten und, sie unterbrechend, die Zuhörer vor der falschen Lehre warnen" u. s. w. (Stahl, S. 98)?

Das ist damit keineswegs gesagt. Der Staat hat ja seine Gesetze und die Polizei ihre Verordnungen zur Aufrechthaltung der guten Ord-

nung, denen Alle unterliegen, wonach ein Haranguiren der höchsten Kirchgänger auf dem Domplatze oder ein Unterbrechen der Professoren in ihren Auditorien Niemandem gestattet ist, also auch keinem Secten-Emissär. Mit einem solchen Fehlschluß kann doch eine so ernsthafte Sache nicht abgethan werden. Aber auch wichtigere Einwendungen, wie z. B. ob denn damit den Mormonen ihre Polygamie in Preußen gestattet sein solle, sind mit dem Obigen beantwortet. Der christliche Staat hat sein Eherecht, hat sein ganzes Rechtsgebiet und hat und behalte alle Mittel, es zu wahren gegen Jedermann. Nur die Ausnahms-Maßregeln, die lediglich gegen das religiöse Verhalten, das Missioniren außerkirchlicher Gemeinschaften zielen, sollten nicht länger vertheidigt werden. Das ist die Wahrheit der Bunsen'schen Toleranz-Predigten.

Aber freilich der Staat sollte die vollste Toleranz gewähren, nicht aus Neutralität, aus Gleichgültigkeit gegen die religiöse Wahrheit, sondern kraft einer tiefern christlichen Erkenntniß über die geistliche Natur der Kirche, kraft einer christlichen Selbstbescheidung, daß seine Waffen gegen den geistlichen Irrthum nichts geschafft haben und nie etwas schaffen werden, als Beschädigung, Entkräftung der Kirche selbst: „Auf daß ihr den Weizen nicht mit ausgätet."

Der christliche Staat soll nicht neutral sein gegen die Wahrheit. Das ist die Grundlage seines christlichen Charakters, daß er in der Lehre der Kirche, die er auf seinem Gebiete zur öffentlich etablirten gemacht hat, die Wahrheit erkennt und alle außer ihr verkündigten Lehren, wenigstens vorläufig und rechtlich, für Irrthum hält, von dessen Bekämpfung mit seinen Mitteln er sich zwar enthält nach Gebot des Evangeliums, an dessen Concessionirung, Subventionirung, Verherrlichung er aber eben so wenig sich betheiligen darf. Staaten, die sich grundsätzlich hiergegen erklären, wie der Nordamerikanische und der Belgische, haben sich in thesi des christlichen Charakters entkleidet. Sie wissen nicht, was Wahrheit ist, sie bevorzugen entweder keine etablirte Kirche, oder sie subventioniren alle Secten, die sich anfinden, in gleichem Verhältnisse.

An den christlichen Staat ergeht die Forderung des Schutzes, der Pflege, der Verehrung der etablirten Kirche, bezüglich der Secten nur die Forderung ihrer Duldung, aber auch der vollsten unbehelligten Duldung ihres religiösen Treibens.

Der Staat möge die von ihm anerkannte Kirche privilegiren und es giebt für solche Privilegirung kein Maß, als das, welches durch die Natur und die gegenseitigen Grenzen der beiderseitigen Sphären (die immer rein erhalten werden müßten) geboten ist. Also daß ihre Diener „durch Kirchen mit Thürmen und Glocken die Nation zu ihrem Gottesdienste rufen, daß sie kirchliche Feste unter freiem Himmel halten dürfen, daß sie als geistliche Personen anerkannt sind, daß ihre Kirchenbücher öffentlichen Glauben haben, ihre Candidaten vom Militairdienst befreit sind" — das alles und vieles mehr noch ist zunächst der Kirche zuzu-

erkennen, in der die Landesobrigkeit die Wahrheit bekennt. Ja wir gehen noch weiter und behaupten, daß sich Niemand beschweren dürfte, wenn die Staatsobrigkeit den Bekennern einer Lehre, die sie für Irrthum hält, auch nicht das volle Vertrauen in bürgerlichen Dingen schenkte, dieselben zu obrigkeitlichen Stellen, zur Theilnahme an der Gesetzgebung, zum eigentlich activen Bürgerrecht nicht zuließe, — natürlich vorausgesetzt, daß nicht besondere Privilegien, Verträge oder andere wohlerworbene Rechte dadurch verletzt würden. Selbst den herkömmlichen Beisteuern Aller zur Erhaltung der Landeskirche kann sich keine Secte mit Fug entziehen. Die Stellung der Juden in den meisten christlichen Staaten bildet im Ganzen (und abgesehen von den auch ihnen aufgezwungenen staatlichen Einmischungen in die innern Gemeinde-Angelegenheiten, wie Stellenbesetzung, Güterverwaltung u. s. w., abgesehen auch von den Verboten des Uebertritts zu ihrer Gemeinschaft) das faßlichste Vorbild für eine Toleranzgesetzgebung zu Gunsten der Secten. Die Secten haben kein Recht, die Landeskirche um irgend ein Vorrecht zu beneiden, oder sich über irgend eine weltliche, bürgerliche Zurücksetzung zu beschweren, aber sie dürfen auch für sich keine gerichtlichen Verfolgungen, keine polizeilichen Repressionen zu fürchten haben. Sie müssen wissen, daß sie um den Preis bürgerlicher Nachtheile ungestört Gott auf ihre Weise dienen und das, was sie für Wahrheit halten, verbreiten können, so weit sie nicht durch übermächtige Geisteswaffen daran gehindert werden. Bei einer solchen Gesetzgebung würde Vieles, was der Staat jetzt von den Secten fürchtet, von selbst wegfallen; er wüßte jedenfalls, daß es denen, die sich unter diese Bedingungen stellen, nur um Religion zu thun ist und wäre es auch irrige Religion.

Die strikteste Verwirklichung eines solchen Programms mit allen seinen disabilities für den Dissenter setzt die staatliche Anerkennung nur Einer Kirche, als der wahren, voraus, und wäre bei der jetzigen Spaltung der Kirche allerdings nur in streng confessionellen Ländern, wie Spanien und Schweden, durchzuführen und als Fortschritt zu der christlichen Toleranz zu betrachten. In Staaten, wie die deutschen und namentlich Preußen, wo bereits zwei so entgegengesetzte Systeme wie das römisch-katholische und das evangelische gesetzlich gleichberechtigt neben einander bestehen, beruhte der christliche Charakter des Staates als eines Ganzen, so wie sich derselbe in seiner Gesammtgesetzgebung und Verwaltung ausprägen soll, doch wohl nur auf der Anerkennung eines christlich gemeinsamen, eines wahrhaft katholischen, eines über der Differenz erhabenen und beiden Kirchen zu Grunde liegenden Wahrheitsgehaltes. Es ist da recht eigentlich die Sache des christlichen Staates, der christlichen Obrigkeit, sich eine feste Meinung über den Umfang und die Grenzen des consensus der Kirchen zu bilden, die er als öffentlich etablirte bei sich hat. Sein Verfahren gegenüber den Secten kann sich dann nur nach deren Verhältniß zu diesem consensus gestalten. Diejenigen, welche

völlig auf dem consensus ständen, könnte der Staat, wenn er sie auch nicht mitprivilegiren mag, sicherlich nicht bürgerlich benachtheiligen, ohne sich selbst der Heuchelei zu zeihen. Diejenigen aber, welche davon mehr oder weniger entschieden abwichen, würde er allerdings nicht umhin können, als Irrende und seines Vertrauens in den Angelegenheiten des christlichen Staates nicht gleich Würdige zu betrachten.

Diese Andeutungen machen natürlich keinen Anspruch darauf, eine Lösung all' der Schwierigkeiten zu enthalten, welche sich einer guten Religions-Gesetzgebung in unsern Tagen entgegenstellen. Aber wiefern besonders in Preußen der gegenwärtige Zustand derselben durch die Fortgeltung alter und die Ungewißheit neuer Bestimmungen, durch die Einmischung des Vereinsgesetzes und die ungleiche Handhabung des gesammten gesetzlichen Apparates ein ungenügender und unhaltbarer geworden ist, so können wir den sehnlichen Wunsch nicht unterdrücken, daß man bei uns der revolutionären Agitation dieser Fragen zuvorkommen und an solchen „Zeichen der Zeit" einen Anlaß nehmen möchte, um zu einer besonnenen, milden und festen, wirklich christlichen Regulirung der Toleranzbedürfnisse zu schreiten. Möge dabei jeder Vorwurf unchristlicher Intoleranz von der conservativen und kirchlichen Gesinnung selbst am liebsten und am besten beseitigt werden.

Italienische Literatur.

Die neueste Literatur Italiens ist nicht eben sehr bekannt in Deutschland, man weiß wenig bei uns von den Schriftstellern jenseit der Alpen, und die literarischen Ultramontanen sind sehr selten; wenn wir nun auch nicht behaupten wollen, daß in Wälschland zur Zeit Ungeheures geleistet wurde auf literarischem Gebiet, oder auch nur Ungewöhnliches, so müssen wir doch Zeugniß ablegen für das Leben, für das rührige Leben, in den literarischen Kreisen Italiens. Ja, das literarische Leben Italiens ist vielleicht nur allzu rührig, und wenn die Söhne Evanders gegenwärtig keinen Ariost oder Dante, keinen Tasso oder Petrarch, ja nicht einmal einen so frostigen Schriftsteller, wie den Grafen Alfieri, haben, so liegt das nicht im Mangel an Lebendigkeit, sondern in der bodenlosen Zersplitterung der literarischen Kräfte und Thätigkeit, welche die neueste Literatur-Epoche Italiens kennzeichnet. Es wimmelt von politischen Zeitungen, aber keine hat mehr als ein paar hundert Abonnenten, alle Städte sind von literarischen Blättern überfluthet, aber keins hat mehr als ein paar Dutzend Abonnenten. So hat Florenz z. B. nicht weniger als zwölf literarische Blätter: „Le Spettatore," „Le Arti del Disegno," „l'Arte," „La Rivista," „Scaramuccia," „l'Illu-

strazione," „la Speranza," „Il Passa tempo," „L'Armonia," „l'Eco d'Europa," „Il Buon Gusto," „La Cento." Dazu kommen noch die „Letture di famiglia" und „La Ricreazione", zwei Jugendblätter, also vierzehn Blätter der Literatur, der Kunst und dem Theater gewidmet, in einer Stadt. Und ähnlich ist's überall. Neun Theater spielen zu gleicher Zeit — in jedem Blatte, wie in jedem Theater ist etwas, nirgends aber ist etwas von Bedeutung, Alles zersplittert. Auf politischem Gebiet ist es freilich noch trauriger, es giebt nicht eine einzige italienische Zeitung oder Zeitschrift von wirklicher Bedeutung; einige nahmen einen tüchtigen Anlauf und — sprangen doch zu kurz; andere fingen bescheiden an und kamen nie zum Ziel. Einen bestimmten Leserkreis, eine Partei hinter sich hat kein italienisches Blatt, selbst die sogenannten Parteiblätter in den sardinischen Staaten nicht. Man müßte denn die amtlichen Organe der Regierungen dahin rechnen, aber selbst das verbreitetste derselben, das „Giornale di Roma," hat noch lange nicht tausend Abonnenten. Und doch ist einer der ersten Schriftsteller Italiens hauptsächlich an der Redaction betheiligt, Antonio Cappi, der berühmte Fortsetzer der Annalen des Muratori, der so eben wieder eine Geschichte des hohen Hauses Colonna hat erscheinen lassen, welche nicht nur glänzend geschrieben ist, sondern auch durch die große Anzahl bisher noch unbekannter Urkunden ein rühmliches Zeugniß ablegt für das ernste Streben und den Sammelfleiß des Herausgebers. Alles, was wir oben bemerkt, gilt nicht einem Blatt gegenüber, von dem wir freilich eigentlich auch gar nicht behaupten können, daß es ein italienisches Blatt ist, obwohl es in italienischer*) Sprache geschrieben wird; wir meinen die berühmte Revue „Civiltà cattolica," welche von den Vätern der Gesellschaft Jesu gestiftet, geschrieben und geleitet wird. Diese Zeitschrift findet Absatz weit über die Grenzen Italiens hinaus; man findet sie in Hinterindien und in China so gut, wie auf dem Tisch des Cardinals von Westminster und des Berliner Professors, in Rußland, wie in Frankreich. In neuester Zeit soll die Abonnentenzahl der „Civiltà cattolica" gesunken sein, aber jedenfalls werden noch immer über 20,000 Exemplare dieser Monatsschrift verbreitet. Gegenwärtig polemisirt die „Civiltà cattolica" lebhaft gegen die officielle „Mailänder Zeitung", indem sie die Preßmaßregeln der Bischöfe vertheidigt. Indessen ist diese mächtige Revue eine literarische That des Jesuitenordens; die feste Hand des Ordens leitet mit sicherm Tact die Redaction und hält die Kräfte zusammen — die moderne italienische Zerfahrenheit hätte das ohne den Orden nie zu Stande gebracht. Es steht also, diese eine Zeitschrift ausgenommen, ziemlich traurig um das Zusammenwirken der Kräfte bei gemeinsamen literarischen Strebungen, und das ist um so schlimmer, da sich auch unter den in neuester Zeit,

*) Die „civiltà cattolica" erscheint jetzt auch in deutscher Sprache. Die Red.

erschienenen Büchern nichts von hervorstechender Bedeutung findet, wiewohl doch auch so manches darunter ist, das wohl auch diesseit der Alpen bekannt zu werden verdiente. Da haben wir auf historischem Gebiet z. B. Storie Bresciane dai primi tempi sino all' et à nostra. Narrate da F. Odorici. Brescia 1855. eine sehr fleißige nnd elegante Arbeit. Ferner S. Romanin's Storia documentata di Venezia. Bis jetzt bis zum Schluß des dritten Bandes (Ende des 14. Jahrh.) erschienen. Storia d'Italia narrata alle donne italiane. Milano 1855. Nach deutschen Begriffen würde dieses Buch für Frauen die Lobsprüche nicht verdienen, die ihm gespendet worden, für Italien ist es aber wirklich ein Ereigniß, denn es ist unglaublich, wie wenig in Italien bisher noch für die Bildung, ja auch nur für die nothwendige Belehrung des weiblichen Geschlechtes geschehen ist. Ferner dürfen wir auch nicht unerwähnt lassen die in der That verdienstlichen Arbeiten von Felix Turotti, welcher Botta's Werk über die neuere Geschichte Italiens bis in die neueste Zeit fortgesetzt hat. Sonst ist in Mailand eine neue sehr schöne und sehr vollständige Ausgabe von Giambatista Casti's berühmtem, satyrisch-witzigen Fabelwerke Gli animali parlanti erschienen, die auch mit einem hübschen Titelkupfer verziert ist. Von Uebersetzungen in's Italienische sind rühmlich zu nennen die von Milton's verlorenem Paradies von Antonio Bellati, besonders aber Racine's Iphigenie und Phädra von Paolo Maspero. Eine Novellensammlung unter dem Titel: Simbolo d'amicizia ossia dono pel capo d'anno, Verona 1855. enthält einige recht artige Sachen. Ich wüßte wirklich nichts weiter zu nennen, was von der neuesten italienischen Literatur noch irgend von Interesse für das deutsche Publicum sein könnte, doch bescheide ich mich in Bezug auf eine Anzahl fachwissenschaftlicher Bücher, Medicin, Physik u. s. w. behandelnd, über die ich kein Urtheil habe. Die Ausbeute ist gering, aber es ist doch hart, daß Diejenigen, die in der schönen Sprache „von da drüben" nun doch noch wirklich bemerkenswerthe Sachen schreiben, daß die darunter leiden sollen; wären ihrer mehr, man würde ihrer mehr achten. Das aber ist hart; man sollte bei der Beschäftigung mit den Literaturen fremder Völker nicht die Köpfe oder die Bücher zählen, ja auch nicht die Bücher bloß wägen — eines fremden Volkes Literatur kann auch noch nach anderen Maßstäben gemessen werden, und wir werden die geehrten Leser der „Berliner Revue" jedes Jahr ein paar Mal an die Literatur Italiens erinnern.

Deutsche Revuen.

Heinrich Heine — Deutsche Urtheile über ihn — Josias Bunsen und Arnold Ruge — Ein Diplomat außer Dienst.

Der Tod Heinrich Heine's ist das große Ereigniß der letzten Wochen. Er starb zu Paris, wo er seit der Juli-Revolution gelebt und gedichtet hatte.

„Es lebt sich so lieblich, es lebt sich so süß
An der Seine Strand, in der Stadt Paris" —

sagte er; von dem Begriffe des Vaterlandes hatte er keine Ahnung, nur demokratische Phrasen hier und da über dasselbe. Das Vaterland ist eine sittliche Macht, darum hatte es über Heine keine Gewalt; er war in der That von allen denselben unabhängig, wie selten Einer, nicht bloß in seinen Schriften, nicht bloß in seinem Leben, auch in seinem Tode.

„Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Trauertagen" —

schrieb er wenige Jahre vor seinem Tode in seinem „Romancero", und das hat er ausdrücklich kurz vor seinem Ende befehlend wiederholt; ob damit auch seine scherzende Einladung an seine Frau, öfters sein Grab zu besuchen, er selbst würde dann zu hoch wohnen, als daß er ihr bei ihrer Corpulenz zumuthen dürfte, zu ihm heraufzusteigen, wissen wir nicht. Ohne Priester, ohne Segen wollte er begraben sein; er wußte ja auch nicht, welcher Priester sich seiner annehmen sollte. Der jüdische hätte an den Abtrünnigen sein „Kadosch" (Abkürzung von „Kadosch Adonai" . . . „Heilig ist der Herr" . . . so beginnt nämlich der hebräische Trauergesang) wohl nicht verschwendet, der protestantische eben so wenig. Heine hatte auch keine Religion, wie er kein Vaterland hatte. Er vereinigte die nationale Losgebundenheit des Juden mit der religiösen Independenz eines Gottesläugners. Und er läugnete nicht bloß mit Worten, sondern auch mit der That Gott. Dazu gehörte unstreitig eine ungeheure Charakterkraft, eine titanische Stärke, die uns mehr erschreckt, als die der Fabel, und eine seltene Harmonie des ganzen Wesens, eine innere Sattheit der ganzen Natur in Folge dessen. Eine weniger begabte Natur hätte in dem Gefühl der Hülfsbedürftigkeit öfters einen regeren Anstoß zur Einkehr und Rückkehr erhalten, aber Niemand erzählt uns, daß in Heine's Leben jemals dergleichen vorgekommen ist; in seinen Schriften aber geht von Seite zu Seite der Triumph und die Selbstvergötterung der Heine'schen Natur und Persönlichkeit. Weil der Begriff und der Glauben des Vaterlandes ihm fehlte, fehlte ihm auch die persönliche Ehre, die Kraft für die Zukunft, d. h. für das ideale Volks-Ganze, wie sein Bild aus Vergangenheit, Gegen-

wart und Zukunft des Volkes sich ergiebt, zu gestalten; weil der Glaube an Gott ihm fehlte, fehlte ihm auch die Gabe der wahren Kunst, die Gestaltungskraft des großen Dichters. Ohne Ehre, ohne Zukunft, warf er die glänzenden Gebilde der Stunde, Seifenblasen aus feinstem, aber windigstem Stoff, in die Luft. Er war feig, wollüstig, mitleidlos, boshaft, er verkaufte sich an Louis Philipp als Zeitungs-Correspondent und er verhöhnte die deutschen Fürsten, die für ihn keine Pensionen hatten, er tödtete mit Kothwürfen und mit den giftigen Bissen seines Witzes den edlen Platen, der den ungläubigen Juden in ihm richtig bemerkt und das auch ausgesprochen hatte. Er kam in seinen Darstellungen zu einer Form, die unerhört salopp, aber freilich reizend glatt und farbig, schlangenglatt und schlangenhaft schillernd war; er hat kein einziges abgerundetes Ganzes in irgend einem seiner Bücher hinterlassen; seine Tragödien (die 1821 erschienen) bezeichnen einen ersten und letzten Versuch, nach solch einem Ziel zu gelangen, aber auch sie sind nur zusammenhangslose Skizzen.

Wäre Heine in seiner jüdischen Welt zwei oder drei Jahrhunderte früher geboren, eng umschlossen von den Banden und Traditionen seines Geschlechtes, von den einschränkenden Gesetzen des alten Staates, wäre er erzogen unter der ausschließlichen Zucht altjüdischer Bildung, so wäre aus ihm aller Wahrscheinlichkeit nach ein Commentator von großer kritischer Schärfe, oder ein lüsterner und kluger Hofmedicus geworden, ein Mann über die Mittelgröße, aber Niemand außerhalb seines täglichen Lebenskreises hätte von ihm zu reden gewußt, und er selbst wäre gar nicht zu dem vollen Bewußtsein seiner Gottlosigkeit, seiner Independenz von allen moralischen Mächten gekommen. Er mußte am Thoresschluß des vorigen Jahrhunderts geboren werden — er ist 1797 geboren, nicht am 1. Januar 1800, wie er selbst behauptete, um daran die hübsche Phrase knüpfen zu können, daß er der erste Mann seines Jahrhunderts sei — er mußte in dem Beginne der zwanziger Jahre, als über den deutschen Geist jener unheimliche Mehlthau fiel, der die edelsten Blüthen vergiftete, studiren und zum Denken kommen, um solch eine entsetzliche — „Freiheit" zu erlangen. Nichts schien bei seinem Eintritte in das Reich der Geister solch eine Zukunft ihm voraus zu sagen. Er schloß sich der romantischen Schule an, zu der man ihn in abscheulicher Verkennung dessen, was diese Schule in allen ihren Jüngern war, wohl jetzt noch rechnen will. Was ihn so unendlich zu diesem Dichterkreise hinzog, war die Ironie, diese blendende und gewaltige Macht, die in ihm geübt wurde. Viel gelehrter Nonsens ist seitdem über die Theorie dieser Ironie geschrieben; wir wollen wahrer und einfach aussprechen, was diese Ironie Tieck's, Achim v. Arnim's, Chamisso's &c. war. Sie war aus dem Glauben, aus dem tiefsten Glauben an die Existenz einer sittlichen Weltordnung geboren, sie war die Kritik der auf diese Weise positiv erfüllten Persönlichkeit, die Kritik, welche die Berech-

tigung der Erscheinungen stets von Neuem nach ihrem Verhältniß zu der sittlichen Weltordnung, zu dem ewigen Gott prüfte und nur in so weit die Dinge anerkannte, als sie auf den tiefen Grund des Schöpfungsgeheimnisses gebaut waren, als sie an Gott theilnahmen. Diese Ironie ist uralt, aber ihr Ton und Zug, der z. B. auch den Thomas a Kempis durchzieht, ward neu in seiner Benutzung für die künstlerische Darstellung. Weil diese Ironie Kritik war, oder richtiger gesagt, Folge einer Kritik, weil sie eine unerhörte und ungemein erquickende und populäre Opposition gegen das Philisterthum des Tages, gegen die Theologie, wie gegen die Naturwissenschaften der Zeit, gegen den bureaukratischen Absolutismus, wie gegen den Zopf des socialen Lebens machte, darum trat Heine ihr bei und bildete sich in der poetisch-publicistischen Waffenübung unter ihrem Einflusse. Aber schnell genug schieden sich seine Wege von denen der christlichen Ironie; er haßte wie alle Positivitäten, so auch die der Romantiker, und Hegel kam ihm wie gerufen, um ihm die Lehre von dem Wachsen Gottes in der Geschichte plausibel zu machen. Er ging mit leichtem Spotte von denen, für deren Freund man ihn einen Augenblick gehalten hatte. Er sang:

„Das ist das Mittelalter so schön
Mit seinen Rittern und Knappen,
Die im Herzen gehabt die Treu
Und auf dem H...... ein Wappen."

Seitdem prahlte er mit der Bekanntschaft der Philosophie Hegel's, deren einen Satz, daß die Weltgeschichte nur das sichtbar werdende Denken sei, und daß dieses Denken das Sein Gottes sei, er in die blinkendsten Rechenpfennige ausprägte, auf welche alle möglichen Symbole der Zügellosigkeit gedrückt waren. Ist die Geschichte Gott, so sind die Völker Gott, und darum pries er die Revolution; sind die Völker Gott, so ist der Mensch Gott, und darum pries er die Emancipation alles Fleisches, des Weibes und des Mannes. Mit vollem Bewußtsein erhebt er die irdischen Götter des Heidenthums auf den Schild, und die Sehnsucht nach den Göttern Griechenlands, die bei Schiller ein verhüllter christlicher Wunsch war, der Wunsch nach der Freiheit von dem rationalistischen Zopfwesen seiner Zeit, ward bei Heine eine offene Rebellion gegen die Heiligthümer der Menschheit. Es blieb ihm nun in der That kein Maßstab seines Thuns und Lassens, als die Lust und Laune seines körperlichen Wesens; die Stimmung seiner Nerven, die Fähigkeit seines Auges mußte ihm sagen, was gut, schön wäre. Aber dennoch konnte er sich den Gesetzen des menschlichen Lebens nicht entziehen, er hatte Seele und Geist und mit ihnen ein bildnerisches Vermögen, das der Ideale so nothwendig bedarf, wie der Magen des Brodes. Dies bildnerische Vermögen des Menschen geht jedem speciell künstlerischen Triebe und Talente voran. Heine log sich nun Ideale vor, da er die wirklichen Ideale um sich zerstört hatte, er log sich alle Augenblicke ein anderes Ideal vor,

heut war dasselbe ein veredelter Camille Desmoulins, morgen ein hübscher, frischer Goethe, übermorgen gar die Ausgeburt einer scheußlichen Lästerung auf den Herrn. Solche Lügen konnten nicht lange dauern, sie zerplatzten gewöhnlich mitten während eines Aufschwunges, den der Dichter genommen hatte. Er beginnt Liebeslieder, als wäre er Goethe, aber die Lüge der wohligen Lust dieses Dichters, die er sich vorgemacht hat, kommt ihm plötzlich ins Gedächtniß, und er schließt dann seinen Aufschwung mit dem Rückfall in sein Idiom, in den ungläubigen Witz; er beginnt politische Ergüsse, als wäre er ein Tribun der Revolution, als hätte er die gewaltigen Leiden und Schäden des Volkes auf dem Herzen, dann aber schließt er plötzlich mit der Erkenntniß, daß sein Ideal hohl war und lacht es aus; er beginnt endlich oft mit den süßesten Tönen der Andacht, als wäre er ein mystischer Schwärmer, er feiert die ersten Tage der Christengemeinde, aber dann plötzlich kommt ihm der Gedanke, daß diese andächtigen Gefühle ohne den objectiven Gegenstand derselben Unsinn und sinnliche Koketterie sind, und er durchbricht die Glockentöne mit dem rüdesten Scandale.

Auf das Publicum machte solch Gebahren vielfach einen imponirenden Einfluß, die Richtung des Zeitalters stand auf die Kritik, auf die Messung der irdischen Werthe, aber je mehr in Folge unglücklichen sittlichen Mißwachses aller Art der objective Werth, der Maßstab verschwand, desto berechtigter schien den geistig Lebendigen der Heinesche Standpunkt, desto bewunderter ward er, desto nachgeahmter. Die Poeten gingen zu Dutzenden in das Heinesche Lager über, wir erlebten Pointen à la Heine, welche eben so sündlich waren, als ihre Verfasser gute ehrliche Deutsche, die nun aber meinten, man müßte mit dem großen Wolf heulen, um den Ruhm, den sie für nothwendig hielten, zu erlangen. Dem deutschen Wesen aber stand der jüdisch-unnationale, unjüdisch-atheistische Unabhängigkeitstrieb Heine's zu fern, als daß diese Nachahmung hätte inneren Bestand haben können. Nachdem Heine einige Jahre den Parnaß befehligt hatte, kam bald eine allerdings ziemlich nichtsnutzige, aber doch derb pathetische Sängerschaar zum Vorschein, die auch heut noch das Feld behauptet, und die nirgend plumper wird, als wo sie mit dem fremden Geiste, heiße er Heine oder George Sand oder Byron, koquettiren will. Heine ist ein so seltsames Phänomen, daß an eine Nachahmung desselben auf keinen Fall gedacht werden kann. Er ist der Gipfelpunkt einer Entwicklung, die wir in ihren verschiedenen Stufen noch recht gut in der Vergangenheit verfolgen können. Von dem Rationalismus und Kosmopolitismus kam sie zu der künstlerischen Befriedigung des Einzelnen, von Nicolai und Seume auf Goethe, von der Kunstreligion auf die Naturreligion, von dort auf die Leugnung des Transcendentalen, und so weiter bis zu dem thierischen Materialismus, den Heine predigt, wenn auch mit glänzenderem Wort, als die Aschenhocker Büchner, Moleschott und Consorten. Heine

war auch über diese Herren weit hinaus, er behauptete, daß auch sie noch Gespenster sähen, und in der That entdecken wir auch bei ihnen noch ein — Ideal, deutsche Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit. Sie mühen sich noch mit kunstgerechten Beweisen ab, Heine lacht auch darüber und folgt der Lust und Laune, den Nerven und Muskeln, denen er allein gehorcht, auch in seiner Denk- und Schreibart.

Glücklicher Weise hat noch Niemand in Deutschland gewagt, gegen diese — man wird es zugeben, ganz objective Darstellung der Person Heine's eine ernste Einwendung zu machen, wenn auch die bekannte liberale Feigheit die Meisten bisher abgehalten hat, das, was sie ahnen oder gar denken, so klar auszusprechen, als es durch mich hier geschehen ist. In den Wochen- und Monatsschriften der letzten Zeit, die uns zu Gesichte gekommen sind, war überall auf den furchtbaren Mangel an allem Sittlichen im Dichter hingewiesen; so that Fr. Szarvady in Paris, der geradezu sagte, nur seine Pflicht als Journalist, nicht seine Neigung zum Dichter habe ihn an das Grab Heine's geführt, so auch, wenn auch mit vielen ärmlichen Clauseln, Adolf Stahr. Es wagt Niemand, auch die gemeinste Seele nicht, mit einer Verehrung Heine's hervorzutreten, aber man sucht durch einseitiges Hervorheben seines Talentes sich dafür zu entschädigen.

Dieses Talent Heine's ist unbestritten, wir bewundern es voll, wir erinnern uns mit unwillkürlicher Rührung und Begeisterung vieler Verse des Poeten, aber wir können im Schönsten, was er schrieb, z. B. „die Mutter Gottes zu Kevlaar", „die Schlacht bei Hastings", seine „Harzlieder", leicht den Ton der Nachahmung alter Volksliederklänge entdecken, und diese Nachahmung hielt ihn und mußte ihm statt des Ideales dienen.

Abgesehen von der Beschäftigung mit H. Heine ist es noch immer die Bunsen'sche Schrift: „Zeichen der Zeit", welche die Revuen und Kritiker in Bewegung hält. Ich habe unter den zahlreichen Kritiken, welche über das Buch erschienen sind, noch keine gelesen, welche nicht in milderer oder schärferer Form die Schwülstigkeit, Unklarheit und Phrasenhaftigkeit des Ritters hervorgehoben hätte. Besonders ist eine Kritik in den „Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst", welche bei Otto Wigand in Leipzig erscheinen und eine Fortsetzung der berüchtigten „Hallischen Jahrbücher" bilden. Wir werden nicht irren, wenn wir Arnold Ruge, den Haupt-Redacteur dieser Hallischen Feuerbrände, für den Verfasser der Kritik über Bunsen halten. Es ist ganz Ruge's Styl und Standpunkt. Ruge beginnt damit, Bunsen anzuerkennen, er hätte doch in der Zeit allgemeinen Durstes wenigstens einen Thautropfen verabreicht, und das wäre immerhin etwas, dann aber geht er dazu über, Bunsen Inconsequenzen aller Art nachzuweisen. Wenn Bunsen die preußische Regierung in Schutz nimmt, weil sie die Magdeburger freie Gemeinde polizeilich beaufsichtigt, so sagt Ruge, mehr könne

ja der evangelisch-absolutistische Staat gar nicht verlangen. Seite 94 des Januarheftes sagt Ruge: „Bunsen will die Selbstorganisation der Gemeinde von unten. Doch hier verfällt er einerseits in Widerspruch mit sich selbst, indem er die nur von Oben ausgegangene Union gegen Stahl in Schutz nimmt, und andrerseits darf er nicht mit jenen altlutheranischen Gemeinden hadern, die sich der Union nicht anschließen, noch mit den Vereinen von Lichtfreunden, die sich von der Landeskirche ausschließen. Von einer Landeskirche kann ja überhaupt nicht mehr die Rede sein, wenn nur noch die Glaubens- und Gewissensfreiheit christlicher Gemeinden existirt." . . . „Auch die Bunsensche Freiheit ist nur eine scheinbare." Stahl kann, sagt Ruge weiter, ihm mit Wahrheit u. A. entgegnen: „Wolle bedenken, daß Du zum Vereinswesen greifst und es zuletzt doch nur der Socialismus ist, den Du auf das Christenthum überträgst, um es neu zu beleben, während ich viel consequenter durch Anfachung des Bekenntnißstreites, durch Toleranz und Anerkennung der hohen Mission des katholischen Bruders in Rom auf dem Wege des Ineinanderwehens und in Ineinanderwebens innerlicher geistiger Kräfte zurückgehe bis weit vor jene unglückselige Zeit, da die Deutschen, indem sie die Reformation machten, ihren Messias kreuzigten." Ruge lobt die Form der Stahlschen Widerlegung, die Logik und Schärfe derselben, dem Bunsenschen Gewäsch gegenüber.

Einen andern heftigen Gegner hat Bunsen in einem katholischen „Diplomaten außer Dienst" gefunden, der besonders in einem Capitel seiner Broschüre: „Das österreichische Concordat und Ritter Bunsen. Regensburg bei Manz," welches „Persönliches" überschrieben ist, in ergötzlicher und drastischer Weise die aufgeblähte, gern bei sich selbst verweilende und an sich selbst denkende Gestalt Bunsens malt.

Tages-Ereignisse.

In einem der unzweifelhaftesten Organe unzweifelhaftester Bourgeoisie begegneten wir kürzlich einem Leitartikel, der viel Erquickendes, weil endlich Eingestehendes und Resignirtes für uns hatte. Das in allen Sätteln gerechte, aber immer von der linken Seite zu Pferde steigende S. der Haude und Spenerschen Zeitung, sonst so zuversichtlich in seiner Phrase gegen die „kleine Partei", fängt an einzusehen, daß man sich sogar in seinen liberalen Voraussagungen in dem kurzen Zeitraume von nur zwei oder drei Jahren doch mehrmals irren, ja sogar das desavouiren kann, was man einst als unfehlbar und als das Resumé einer gesunden politischen, wenn auch nicht Wissenschaft, so doch Anschauung gepredigt hat. Wir wollen erst sein Zugeben und dann sein Ein-

verständniß etwas näher betrachten, und freuen uns, ihn auch seinerseits als einen beginnenden Reactionär kennen zu lernen. Er beginnt:

„Es giebt ein Gebiet, auf welchem Rückschritte fast unmöglich sind. Es ist das Gebiet der materiellen Interessen. Eine reactionäre Richtung kann sich in manchen politischen Dingen einen gewissen Einfluß verschaffen, kann politische Rechte verkümmern, die Theilnahme am öffentlichen Wesen vermindern, vielleicht auch einen Stand zu vorübergehendem Uebergewicht bringen 2c.“

Darauf folgt nun der Beweis, daß ein Rückschritt auf materiellem Gebiet ganz unmöglich ist, weil ja sonst der Volksgeist nicht über seine Naturschranken siegen würde. Wir lassen dieses, in der That unglaublich blühende Bild und die daran geknüpfte Deduction bei Seite und wenden uns zu dem, was dieser politische Schriftsteller endlich zugiebt.

Gleich Anfangs ist er so vorsichtig, durch das Wörtchen fast sich den Rücken für seine Behauptung frei zu halten, daß ein Rückschritt in materiellen Interessen nicht möglich sei. Es scheint ihn dabei der Gedanke überkommen zu sein: „Wie nun, wenn ich doch wieder Unrecht hätte, wie ich ja im Verlaufe meines Artikels eingestehen will, mich in meinen politischen Doctrinen vor zwei oder drei Jahren geirrt zu haben?“ Vielleicht hat er daran gedacht, daß das Verlangen, die Maschinen abzuschaffen, 1848 von der Demokratie ausging, welche von liberaler Unzufriedenheit großgesäugt worden. Und das wäre in der That ein Rückschritt in den materiellen Interessen gewesen, nur hätte die conservative Partei ihn sicherlich nicht empfohlen. Nach dem vorsichtigen „fast“ kommt ein zögernder „gewisser Einfluß“. Der reactionären Richtung wird nämlich endlich nothgedrungen Einfluß zugestanden; um aber dies peinliche Zugeständniß doch wenigstens in etwas zu mildern und den liberalen Leser nicht allzu tief zu kränken, wird der Einfluß durch „einen gewissen Einfluß“ gemildert. Auch wir halten diesen Einfluß nicht allein für gewiß, sondern auch für so unzweideutig, daß sogar die Bourgeoisie sich nicht länger wehrt, ihn anzuerkennen. Dem fast und gewissen schließt sich endlich ein nervöses vielleicht an, wo von dem glücklicherweise vorübergehenden Uebergewichte eines Standes die Rede ist. In derselben Nummer beantwortet das Blatt dies „vielleicht“ selbst, durch den Bericht über den Widerstand, den das englische Oberhaus gegen die nur lebenslängliche Creirung eines Peers entwickelt. Wir können über diese abschwächenden Eigenschafts- und Umstandswörter aber um so bereitwilliger hinweggehen, als des Pudels Kern doch immer die Wahrnehmung bleibt, daß ein Leitartikel der Spenerschen Zeitung in dem ganzen Verlaufe seiner Argumentation auch einmal ausnahmsweise die „kleine Partei“ nicht erwähnt. Das ist ein wirklicher Fortschritt. Möglich, daß ihre Leser das für einen Rückschritt halten. Es ist schon viel gewonnen, daß S. überhaupt zugiebt, ein

„gewisser Einfluß", eine „Verkümmerung politischer Rechte", eine „verminderte Theilnahme am öffentlichen Wesen" sei möglich. Bisher hätten seine Leser das nicht für möglich gehalten. Einige Jahre der Erfahrung haben indessen, wie man sieht, ihre Wirkung nicht verfehlt, und sogar einen Leitartikel für die Bourgeoisie gezwungen, freilich vor der Hand noch mit passenden Eigenschafts- und Umstandswörtern versetzt, einen gewissen Einfluß fast zuzugeben.

Ist das Zugeben aber schon erfreulich, so wird das darauf folgende Eingeständniß wahrhaft belehrend. S. spricht von den Verhandlungen des Herrenhauses über die allgemeine Wechselfähigkeit und sagt:

„Von dem Dr. Götze und dem Grafen Arnim-Boitzenburg haben wir, nur gelehrter und gründlicher, die Gesichtspunkte vortragen gehört, aus denen wir, vor zwei oder drei Jahren, selbst noch den mit der allgemeinen Wechselfähigkeit verknüpften Uebelständen einen zu hohen Werth beilegten. Damals mögen diese Uebelstände ihren Höhepunkt gehabt haben; wir sind allmählich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Wohlthaten bei Weitem größer sind als die Uebel für den Stand selbst, dessen Interessen wir damals zu vertreten glaubten ꝛc."

Hier wird also von einem Leitartikel eingestanden, daß er sich vor zwei oder drei Jahren geirrt und einer Sache zu hohen Werth beigelegt hat, welche sich seit damals doch faktisch in nichts geändert; es wird eingestanden, daß auch ein Leitartikel allmählich zu einer andern Ueberzeugung gelangen kann und daß andere Leute gründlicher und gelehrter Gesichtspunkte vortragen können, als besagter Leitartikel. Das ist viel auf einmal und jedenfalls mehr, als wir von einem so profunden Politiker erwarten konnten. Der Gedanke liegt freilich nahe, daß auch in seinen jetzigen Leitartikeln S. den Dingen wieder einen zu hohen Werth beilegen könnte, indessen beruhigt dann die Hoffnung, daß er allmählich zu einer bessern Ueberzeugung gelangen wird. Auch jetzt, und schon seit länger als zwei Jahren, glaubt S., die Interessen eines Standes zu vertreten, indem er die Interessen eines anderen angreift und vernichten möchte. Daß es nicht geht, davon hat er sich, nach neuester Ausdrucksweise zu urtheilen, überzeugt, und was er mit seltener Zähigkeit in seinen liberalen Leitartikeln niederschreibt, davon haben ihm andere Leute gründlicher und gelehrter das Gegentheil bewiesen. Wie er bei dem Einen allmählich zu einer besseren Ueberzeugung gelangt ist, so hoffen wir, ihn auch bei Anderem dieselbe Wandlung zum Besseren durchmachen zu sehen. Vor der Hand sind wir vollkommen mit dem Einverständniß zufrieden, daß einer der liberalen Stimmführer allmählich zu der Ueberzeugung gelangt ist, sich in dem geirrt zu haben, was er vor zwei oder drei Jahren vertreten zu müssen glaubte.

Gegen die Wahrheit der Dinge hilft auf die Länge auch die glänzendste Dialectik nichts. Alle Phrasen, alle Folgerungen, alle willkürlich

aus dem Zusammenhange gerissenen und für den augenblicklichen Zweck zurecht gelegte Citate erlahmen an der unbeugsamen Wirklichkeit. Alle Lüge und Entstellung erstickt endlich in der Praxis. Was zwei Jahre lang das Thema fast der ganzen europäischen Presse war, in den verführerischsten Farben gemalt, als ganz leicht und natürlich geschildert wurde, die Civilisirung, Europäisirung oder Concertirung der Türkei, dieses Paradepferd namentlich der englischen Presse, fängt an mit sehr viel anderen Augen angesehen zu werden, seit kein Hinderniß diesen Plänen mehr im Wege steht. Der ruhiger gewordene Blick zeigt sehr viel unruhiger gewordene Aussichten und die schlimmsten derselben in der offenbaren Enttäuschung aller Türken, die sich kopfschüttelnd fragen, wozu denn überhaupt der Krieg mit Rußland angefangen worden sei, wenn die anfängliche Hauptursache, der Türkei jetzt von dem vereinten Europa aufgezwungen werden soll? Rußland hatte doch nur die Aufrechthaltung der alten Rechte für die christlichen Unterthanen der Pforte gefordert. Die Gesandten-Conferenz in Konstantinopel fordert aber nicht allein ganz neue, sondern auch so weittragende Rechte, daß die Türken nothwendig aufhören müssen, das Land zu beherrschen. Die Donau-Fürstenthümer sollen dermaßen reorganisirt werden, daß in der That kein Verlust derselben für die türkische Suzerainität mehr möglich ist, weil sie ihr überhaupt gründlich entzogen werden sollen. Zu unserer Universitätszeit wurde es „retten“ genannt, wenn einer der Commilitonen aus besonderer Vorliebe oder aus vollständiger Abwesenheit einer Tabackssorte auf der eigenen „Kneipe“ diese einstweilen aus der Kneipe eines Anderen entnahm. Wunderte sich der frühere Besitzer jener meist schon verrauchten Sorte über die Zwanglosigkeit dieses „Rettens“, so wurde ihm auseinandergesetzt, daß man nur bestrebt gewesen sei, jenes Quantum schnöden Rauchkrautes vor der Gefahr einer böslichen Entwendung zu sichern und dem legalen Eigenthümer dadurch eine schmerzliche spätere Erfahrung zu ersparen. An dieses „Retten“ gemahnt uns das Verfahren der Civilisation gegen die Türkei. Vor der Hand triumphiren die Gesandten der Mächte, welche bisher so große Opfer für die Heilung des kranken Mannes gebracht. Die sultanische Unterschrift steht unter den exorbitantesten Forderungen, die je an eine souveräne Macht gestellt worden sind. Die öffentliche Verkündigung derselben steht bevor und da es an einem civilisirten Occupationsheer auf einige Jahre nicht fehlen wird, so ist auch wohl die polizeiliche Durchführung einzelner Punkte des Uebereinkommens zu erwarten. Die verheerenden Folgen dessen, was jetzt beschlossen wurde, werden auch nicht eher zu Tage kommen, bis einst die Occupations-Truppen — wenn überhaupt — abmarschirt sind, dann aber um so gewisser und vernichtender. Die Zeit, wo ein Türkischer Gesandter sich bei Rußland Schutz vor den Folgen des Sieges über Rußland erbittet, ist vielleicht nicht so fern, als es jetzt den Anschein hat. Als General Diebitsch in Adrianopel einrückte, glaubte auch Nie-

mand, daß wenige Jahre nachher ein Russisches Hülfs-Corps gegen den übermüthigen Egyptischen Satrapen auf den Höhen von Scutari lagern würde. Das Hülfeleisten dürfte Rußland — durch allerlei Erfahrungen seit Suworoffs Feldzug in der Schweiz belehrt — sich für die nächste Zukunft abgewöhnt haben. Dieselben englischen „Weltblätter", welche der Türkei ein künftiges Paradies verheißen, stehen jetzt zweifelnd vor dem so dringend empfohlenen Werke und fragen sich, ob ihre Theorien und Ideale sich auch der widerhaarigen Praxis anpassen lassen werden? So gewiß wie bisher, ist man wenigstens seiner Sache nicht mehr, und was aus der Türkei selbst herübertönt, ist keineswegs geeignet, die Zuversicht zu steigern, welche jede andere Meinung als unberechtigt zurückwies. Ein Kampf scheint vorüber. Ganz andere Kämpfe werden beginnen und wohl der Macht, die nicht garantiren will, was nicht zu garantiren ist.

Wenn eine „pression strategique" nur Kosten verursacht und gar nichts einbringt, so ist ihr Nutzen freilich nicht recht ersichtlich. Bei der jetzt stattfindenden Abrechnung in Paris kommt aber, wie es scheint und wie eminent deutsche Blätter es dringend befürworten, etwas von einer Entschädigung für die gehabten Pressionskosten zur Sprache, denn die Donau-Fürstenthümer sollen sich plötzlich auf das Heftigste nach einem Prinzen des Fürstenhauses sehnen, welches jene pression ausgeübt und dadurch allerdings mehr und eigentlich Entscheidenderes bewirkt, als die allirten Westmächte zusammen. Ganz abgesehen davon, daß wir keinem Sohne eines deutschen Fürstenhauses die Dornenkrone wünschen, welche ihn dort erwarten würde, möchte eine solche Gründung neuer Dynastien denn doch seine Bedenken haben. Für unseren Wunsch, keinem deutschen Fürstensohne ein solches Marterthum zufallen zu sehen, weisen wir als Beispiel auf Griechenland hin. Für unsere Bedenken erinnern wir daran, daß die Befürchtung, Rußland möchte in Konstantinopel eine griechische Kaiserkrone für einen Prinzen des Hauses Romanow schaffen, eigentlich den ganzen Kampf veranlaßt hat. Es wäre in der That eine wunderbare Erscheinung, eine vollkommne Ironie des Geistes der Geschichte, wenn ein solches Arrangement zu Stande käme.

Der Abgeordnete Wentzel äußerte in einer der letzten Sitzungen des Abgeordnetenhauses: „Es sei betrübend, wie viele Anfechtung die Verfassung auszuhalten habe, und von wie vielen Seiten diese ihr zukämen; nicht nur von ihren principiellen Gegnern, sondern auch von denen, die es im Allgemeinen gut meinen." Wir waren frappirt über die Aehnlichkeit dieser Worte mit einer Stelle in unserem Tagebuche aus dem Jahre 1847, wo wir in recht trüber und fast verzweifelnder Stimmung eines Abends niederschrieben: „So stürmt denn Alles auf das ein, was Preußen bis jetzt groß, mächtig und glücklich gemacht!

Presse, Rednerbühne, Caricatur, Witzwort, Broschüre und Buch. Die eitlen Reden der Linken, die eingeschüchterten Vertreter der Rechten! Nicht allein die principiellen Gegner jeder Monarchie, nein, auch ihre Freunde! — Es ist traurig zu sehen, von welchen Seiten alle diese Anfechtungen unserer bis jetzt so glücklichen Zustände kommen!" —

So schrieben wir in der Einsamkeit des Studirzimmers 1847.

So spricht Hr. Wentzel auf öffentlicher Tribüne 1856.

Tempora mutantur!

Dieselben Leute, welche so außerordentlich unzufrieden mit dem von der Dresdener Polizei zusammengestellten sogenannten „schwarzen Buche" waren, weil es sich unterstanden, die Thaten derjenigen Männer einfach zu registriren, welche die Revolutionen von 1848 vorbereitet, theils geleitet, theils verbreiten halfen, — drucken jetzt in ihren Blättern und Blättchen die Nachricht ab, daß am 24. Februar die „Republikaner aller Nationen" in St. Johns Street zu London, den achten Jahrestag der französischen Februar-Revolution gefeiert haben, daß dabei einige antibonapartistische Reden gehalten und zum Besten der „revolutionären Gemeinde" eine Geldsammlung gemacht wurde. Natürlich wird weiter keine Bemerkung hinzugefügt und damit die Sache als unschädlich und sich von selbst verstehend betrachtet. Der Unwille gegen das schwarze Buch richtete sich auch nicht dagegen, daß die Polizei jene politischen Flüchtlinge in ihr Verzeichniß aufgenommen, sondern daß sie es gewagt, auch für solche Männer ein Gedächtniß zu haben, die jetzt als Redacteure „geachteter" Zeitschriften, als Directoren fürstlicher Theater, als Vorsteher öffentlicher Geld-Institute und „nur ihren wissenschaftlichen Forschungen nachgehende Literaten" leben, zu rechter Zeit das sinkende Schiff der Revolution verlassen und „eine bessere Zeit" erwarten. Jene Republikaner in St. John's Street, die wenigstens den Muth gehabt, ihrer politischen Meinung treu zu bleiben, die sich dem „bestehenden System" wenigstens nicht ralliirt, die nicht dirigiren, redigiren, administriren, also auch keine Gehalte beziehen, scheinen in dem Unwillen und in der sittlichen Entrüstung gegen das schwarze Buch nicht mitzuzählen. Es sind das aufgegebene Leute, auf die man allenfalls auch losschlagen kann, wenn dergleichen gern gelesen werden sollte. Aber „Gothaer", „Erfurter", „Liberale", „Progressisten" mit diesen in einen Topf zu werfen, sich zu erinnern, daß auch sie einst auf vollster Höhe des Zeitbewußtseins standen, das ist unverzeihlich! — das muß mit sittlichster Entrüstung zurückgewiesen werden, und um so entrüsteter, als man die einfachen Daten jenes unangenehmen Registers nicht widerlegen kann. Wirklich gefährlich sind diese liberalen Redacteure, Directeure und Administrateure allerdings nicht mehr, so wenig es 1848 diejenigen Leute waren, welche früher in die Untersuchungen gegen demagogische Umtriebe verflochten waren, auf der Wartburg oder vor

der Hambacher Ruine gesprochen und in Köpenick Besserung gelobt. Keiner von diesen ist im Jahre 1848 anders, als höchstens vorübergehend genannt worden. Die Zeit und ihre eigenen Lehren hatten sie überholt. — Eben so wenig werden die revolutionären Koryphäen der verschiedenen deutschen Nationalversammlungen in einer künftigen Revolution wieder das Wort führen. Selbst die jetzt Verbannten würden dann nicht mehr beachtet werden. Mögen sie schreien, Reden halten und über die Wandelbarkeit der Dinge klagen. Ihre Kraft ist gebrochen und für sie kommt die Zeit nicht wieder! Da erscheint nun das fatale schwarze Dresdener Buch und genirt die Insichgegangenen oder vielmehr die, welche der veränderten Strömung der Zeit Rechnung getragen. Ein „geachteter Literat" wird an eine Rede erinnert, die er am 19. März, nicht allein auf der Höhe des Zeitbewußtseins, sondern auch von der Höhe einer Berliner Barrikade herab gehalten, und da dieser „geachtete Literat" jetzt gerade eine lebenslängliche Anstellung als Intendant eines Hof-Theaters haben möchte, so ist er sittlich entrüstet. Ein „geachteter Redacteur" wird an ein von ihm, in den Wiener Octobertagen geschriebenes Flugblatt erinnert, und da er jetzt gerade einen Orden haben möchte, so ist er empört gegen das Gedächtniß der Polizei. Ein „geachteter Dirigent" eines Credit-Institutes wird daran erinnert, daß er im Juli 1848 eine „Organisation der Arbeit gegen den Moloch des Capitals" in einem gewissen Handwerker-Bildungs-Verein als das einzige Mittel empfohlen, den Proletarier vor den Fußtritten des Reichen zu retten, und da er jetzt gerade die staatliche Genehmigung für eine weitere Ausdehnung seines auf Capital und auf die Reichen gegründeten Institutes wünscht, so findet er das schwarze Buch vollkommen unzeitgemäß. **Jam satis!**

Wappen-Sagen.

Marschall von Altengottern und Burgholzhausen,

Erbmarschälle in Thüringen.

Zwei rothe Scheeren prangen im blanken Silberschild,
Das ächte Marschallszeichen ein redend Wappenbild —
Es stritt in alten Tagen der Edle nur zu Roß,
Da war der Schalk der Mähren der Erste in dem Troß.
Und war von einem Fürsten zum Mährenschalk gekürt,
Der hat die beiden Scheeren im Wappen sein geführt,
Weil man die Scheeren brauchet, wenn man die Mähren putzt,
Und Schweif und Mähne zierlich nach Brauch und Sitte stutzt.

Der Truchseß und der Schenke sind Aemter stolz und hoch,
Der Marschall war der Erste, wenn man zu Felde zog;
So kommt die erste Würde, des Kriegers höchste Ehr',
Des Feldherrn Marschallstitel, von edlem Roßdienst her.
Als nun die Aemter wurden erblich im deutschen Reich,
Ward Sachsen's Herzog Churfürst und Erzmarschall zugleich,
Da wurden in den Landen die Aemter erblich all',
Und jeder Landherr hatte auch seinen Erbmarschall.
Von Ebersberg Herr Rudolph, bewährt in mancher Schlacht,
Hat da die Marschallswürde an sein Geschlecht gebracht.
Und ist auch längst verschwunden Thüringen's Landgrafthum,
Die Erbmarschälle tragen noch seines Namens Ruhm.
Der strahlt durch alle Zeiten in hellem Waffenglanz,
Ihm winden edle Sänger manch' frischen Liederkranz.
Der Vorzeit Sangeszauber von Deinen Bergen weht,
Die Sage leise flüsternd durch Deine Auen geht,
Und wer Dir jemals selig in's Blüthenantlitz sah,
Der hat Dich nie vergessen, niemals, Thuringia! —

Der Landgraf sitzt zu Rosse und zieht zum blut'gen Strauß,
Nach allen Seiten fliegen des Fürsten Boten aus,
Die Edlen zu entbieten mit ihrem reis'gen Troß —
Da fehlte bei dem Banner manch' alter Kampfgenoß!
Der Landgraf war im Banne und nach der Priester Spruch
Traf die Vasallentreue der heil'gen Kirche Fluch.
Mit mächt'gen Schaaren trutzig der Mainzer Bischof nah't,
Der Landgraf blicket düster, er wandelt rauhen Pfad,
Er spricht, wie er die Treuen, die bei ihm, überzählt,
„Sie möchten Alle fehlen, doch daß der Marschall fehlt,
„Das frißt an meinem Herzen, auf ihn hab' ich gebaut,
„Ich hätte seiner Treue mein Landgrafthum vertraut!"
Wie so der Landgraf bitter um seinen Marschall klagt,
Da kommt's auf seiner Rechten im Staube hergejagt.
Des Fürsten Auge spähet, wie Adlerblick beim Raub,
Da taucht ein einzeln Fähnlein rothweiß auf aus dem Staub.
„Roth weiß! das ist der Marschall!" gerührt der Landgraf spricht,
„So täuschte doch in Einem sich mein Vertrauen nicht!"
Von Weitem schon herüber der treue Marschall winkt,
Da aus der staub'gen Wolke ein zweites Fähnlein blinkt,
Dem zweiten folgt ein drittes und rothweiß sind sie all' —
„Gott segne Dich, Du treuer, Du fester Erbmarschall!"
Ein viertes und ein fünftes und noch drei Fähnlein mehr,
Acht Fahnen führt der Marschall zu seines Fürsten Heer.
Am Abend floh geschlagen der Erzbischof von Mainz,
Der fühlte sich erst sicher am Gestade des Rheins —

Das war ein grimmig Jagen, dem Bischof war's zu heiß,
Der Marschall führt die Jäger, acht Fähnlein roth und weiß.
Drauf wurde bei dem Bischof die Friedensliebe groß,
So kam der Landgraf plötzlich auch von dem Banne los. —

Von dem gekrönten Helme, der Treue Lohn und Preis,
Weh'n in der Marschall Wappen acht Fähnlein roth und weiß.
Die Treue ging in Keinem des edeln Stammes aus,
In Treuen fest begründet steht hoch das alte Haus;
Wenn Alle untreu werden, die Marschall bleiben treu,
Die alte Treue lebet in jedem Sprossen neu.
Ob sie auf Olmütz Walle ein fester Wächter liegt
Und sich die Grafenwürde des heil'gen Reichs ersiegt,
Ob sie in stiller Liebe der Vorzeit Blüthen hegt,
Ob sie im hohen Rathe des Landes Wohlfahrt pflegt,
Es ist die alte Treue aus grauer Väter Zeit,
Und solche Treue dauert in alle Ewigkeit.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden.“
(Graf Mirabeau.)

Vierzehntes Capitel.

Die Posada im Gebirge.

Ein noch junger Mann lehnte nachlässig am Thürpfosten einer Posada am westlichen Abhang der Pyrenäen — der große braune Tuchmantel war ihm halb von der Schulter geglitten und ließ so den kräftigen Wuchs und die seltsame Kleidung sehen. Der junge Mann trug die offenen Gamaschen der Pyrenäenbewohner, dazu aber einen grünbraunen reichgestickten Uniformfrack mit dem Laienkreuz des Calatrava-Ordens, der ziemlich seltsam gegen seine Fuß- und Beinbekleidung abstach. In der gelbrothen seidenen Schärpe, die knapp um die schmale Hüfte schloß, bemerkte man eine große Pistole und ein schweres Messer; der Griff dieser Waffe so wie der Kolben der Pistole waren reich mit Silber ausgelegt und mit Diamanten besetzt. Ein seidenes Tuch war leicht um den musculösen Hals geschlungen, auf welchem ein kleiner zierlicher Kopf saß mit männlich gebräunten Zügen und hellen blauen Augen, die unablässig scharf spähend herüber und hinüber schweiften, die Umgegend beobachtend. Die stolze Haltung zeigt den Spanier, das blaue Auge aber und die blutrothe Boyna mit der goldenen Trobbel mitten auf dem großen Teller, der schwer vorn über in die Stirn herabfällt und die Augen schirmartig deckt, verrathen den Basken, in dessen Adern das altchristliche Blut der Westgothen rollt. Ein schwerer Karabiner mit weitgebohrter Mündung, dessen Lauf gegen die Mündung hin bei weitem stärker war als in der Mitte, ein sogenannter Trabucco, lehnte neben dem Hidalgo an der Wand, der den Rauch seiner Papier-Cigarre in leichten blauen Ringeln aus den frischen, rothen Lippen empor wallen ließ, die von einem dichten, schwarzen Schnurrbart fast verdeckt waren.

Die kleine, aber wohlerhaltene Posada lag malerisch genug auf einer Bergplatte etwas über der mittlern Höhe des Gebirgszuges; rück-

wärts und auf beiden Seiten starrten Felsen empor, klippenartig zerrissen, die schneebedeckten Gipfel in der Sonne leuchtend; weiter herab etwas runder und weniger wild gestaltet mit Nadelholz bewachsene Kuppen, deren Schatten die röthliche, bräunliche und bläuliche Färbung der Felsen scharf hervorhub. Dann folgten grüne Matten, auf denen man einzelne kleine Heerden weiden sah, und noch tiefer saftig schwellende Laubholzungen, endlich ganz unten, wo das Gebirge in den verschiedensten Hügelketten auslief, köstliche Gelände von Reben überklettert, von dem weichen, wogenden Laub der Kastanien überschattet, hier eine Kirche am sprudelnden Bach und dort eine Ruine, ehrwürdig anzuschauen, ein gelbes Kornfeld und eine Meierei mit weißgetünchter Mauer, Baumgruppen und kleine Dörfer, halb versteckt darin, ein volles Bild, von spanischer Sonne angeglüht und von der Bergluft der Pyrenäen durchströmt.

Ueber dieses Landschaftsbild hin schweiften die Blicke des Hidalgo's vor der Posada, er hatte es halb vor sich, wo sein Auge weit in's Land hinabsah, halb zur Seite, wo sich das Gebirge scheinbar öffnete und in ein Seitenthal blicken ließ, das rückwärts von himmelhohen Felsen geschlossen war.

Der Tag war heiß, der Himmel bedeckt, aber glühende Sonnenstrahlen hoben von Zeit zu Zeit die schweren Wolken und brannten darunter hervor, so wie sich die schlummerschweren Augenwimpern eines wider Willen Einschlafenden zuweilen heben und den halb bewußtlosen Blick leuchten lassen. Es bebte eine leidenschaftliche, traumähnliche Unruhe durch die ermattete Natur. Hoch oben aus den Bergen donnerte es, fern und langsam. Es klang nicht, wie der Donner sonst, zürnend oder drohend, sondern ernsthaft mahnend, wie die Stimme eines treuen Freundes, oder wie die Stimme des Gewissens, des treuesten Freundes, spricht. Zuweilen fuhr ein Windstoß von einer Felsenspitze herab, die Tannen schüttelten sich, die Bergwasser rauschten höher auf, aber ehe er weiter niederwärts kam, war er schon so matt, daß er kaum die leichten Blätter der Kastanien zu bewegen vermochte; darauf wurde es wieder still, todtenstill, kein Lüftchen, kein Blättchen regte sich, Alles schwieg in beklemmender, athemloser Erwartung.

Mit Mühe nur erwehrte sich der Hidalgo vor der Posada der Einwirkungen der Natur, er wickelte sich hastiger, als sonst seine angeborene Würde gestattete, seine Papier-Cigarren; er rauchte, um nicht einzuschlafen, denn immer schwerer wurden die Blicke, mit denen er die schmale Straße bewachte, die in vielfachen Zickzacks, wie scheu und ängstlich, an den riesenhaften Bergen emporklimmte, sich bald versteckte, bald hier, bald dort, bald rechts, bald links, hervorkam.

Zuweilen warf der Hidalgo einen halb unwilligen, halb sehnsüchtigen Blick durch die offene Thür in die Posada, wo etwa zwanzig Leute im kühlen Schatten lagen und friedlich ihre Siesta hielten.

„Valga me dios!“ murrte er dann, „wie gut diese Schurken schlafen, doch ich hätte Keinem den Posten überlassen können; welche Hitze!“

Er blickte wieder auf die Landschaft hinaus.

Da regte sich etwas hinter ihm und ein Mädchen trat unter die Thür, sie legte ihre Hand auf die Schulter des Hidalgo's und sagte mit tiefer Altstimme: „Nehmt Eure Siesta, Sennor Caballero, gebt mir den Trabucco, Ihr wißt, daß Ihr Euch auf mich verlassen könnt!“

Der Hidalgo wendete sich halb um bei dem Klange der bekannten Stimme und schaute mit einem ernsten, aber auch bewundernden Blicke auf die edle Gestalt, die vor ihn getreten.

Es war in der That der Mühe werth, dieses Mädchen anzusehen, ihr schwarzes Haar war von einer ganz unglaublichen Fülle und Feinheit, die dunkelblauen, von langen Wimpern beschatteten, wunderbar edel geschnittenen Augen verriethen eine Gluth, ja eine Sinnlichkeit ohne Gleichen, die aber im schärfsten Contrast stand mit dem keuschen Wesen, das sich in ihrer ganzen ruhig-sichern Haltung aussprach. Ihr Mund war so frisch und zart wie eine Blume, ihre Zähne blendend weiß und vollkommen regelmäßig gereiht, ihre feinen Züge zeigten bald einen Ausdruck, der das Herz selbst des stumpfsten Mannes höher schlagen machen, bald einen andern, der selbst dem unverschämtesten Blick Ehrfurcht gebieten mußte. Dieses Mädchen war kaum mittelgroß, ihr Körper war jedoch so geschmeidig, ihre Glieder so rund geformt, ihre Haltung so stolz und anmuthig zugleich, daß sie größer erschien, als sie wirklich war. Füße und Hände waren tadellos. Ein großer Strohhut mit breiten Krämpen schützte das reizende Gesicht vor Sonnenbrand. Das schwarzseidene Leibchen schloß sich eng um die herrliche Büste, und ließ die klassischen Formen plastisch hervortreten, ohne der Freiheit der Bewegung den geringsten Eintrag zu thun, die Corte de Tunico, das Röckchen von schwarzer Seide, war durch eine Faja, eine Schärpe aus schwerem gelben chinesischen Seidenstoffe, an das Leibchen befestigt. Das Röckchen war so kurz, daß es nicht nur den Fuß und die Knöchel, sondern auch den untern Theil der üppig schwellenden Waden sehen ließ, deren Form sich in dem weichen Leder der ziemlich hoch hinaufreichenden braunen Corduanstiefelchen zierlich ausprägte.

„Ich darf Euch diese Mühe nicht machen, Sennora Concepcion!“ entgegnete der Hidalgo, „aber wenn Ihr die Gnade haben wollt, mir Eure belebende Gegenwart nur einige Augenblicke zu schenken, so werde ich durch diese allein schon so gekräftigt werden, daß ich allen Müdigkeiten beider Spanien siegreich trotzen kann.“

„Euer Wohlgeboren sind sehr freundlich!“ entgegnete Sennora Concepcion auf dieses ächt spanische Compliment, und sah den Hidalgo schelmisch dabei an, indem sie ihr Köpfchen stolz in die Höhe warf, die linke Hand leicht in die Seite stemmte und sich in den Hüften wiegte

mit so reizender Koketterie, daß der Spanier die Augen rasch abwendete und die Straße hinunterblickte.

Ohne das Mädchen anzusehen, begann er wieder: „Als ich im vorigen Jahre hier war, Sennora, und Euch zum ersten Male da unten," der Hidalgo deutete nach einer Richtung hinab in die Ebene, wo man in weiter Ferne die weißen Wände einer Meierei durch Rebenlaub schimmern sah, „erblickte, — Ihr führtet Eure Holdseligkeit unter den Kastanien spazieren, und der Abend war nahe, — da war ich entschlossen, Euch meine ritterlichen Dienste zu weihen, als der Schönsten, die je meine Augen gesehen. Einer von Euren Oheimen aber sagte mir, daß Ihr Euch bereits einen Caballero erlesen, und bescheiden trat ich aus Eurer Sonne in meinen Schatten zurück. Darf ich fragen, wie sich Seine Wohlgeboren Euer Verlobter befindet?"

Der Hidalgo hatte nicht gesehen, daß sich während seiner höflichen wohlgesetzten Rede das Gesicht der Sennora mit einer tödtlichen Blässe überzogen hatte, und daß ihre Augen Blicke auf ihn schossen scharf und blank wie Stahl. Als der Spanier geredet, wurde Concepcion blutroth, sie senkte die Augen und antwortete mit zuckender Lippe, aber fester Stimme: „Meine Oheime haben den Elenden, der uns betrog, vom Hofe gejagt, wie einen Hund, denn es ergab sich, daß er der Sohn einer Cagotin aus dem Atocha-Thal!"

Hastig drehte sich der Hidalgo um und starrte der Sennora entsetzt in's Gesicht.

„Es ist nicht möglich!" rief er, nachdem er die erste Bestürzung überwunden.

„Euer Wohlgeboren können mir glauben!" versicherte die Spanierin einfach, immer noch mit niedergeschlagenen Augen.

„Und Ihr, Sennora, was habt Ihr gethan?"

„Ich habe die Liebe zu dem Sohne einer Hündin gleich einem giftigen Unkraut ausgerauft aus meinem Herzen!" entgegnete die Spanierin, und richtete einen großen stolzen Blick auf den Hidalgo.

„Wißt Ihr, was aus ihm geworden ist?" fragte dieser.

„Was kann aus einem Cagoten werden?" lachte die Spanierin mit wegwerfendem Hohn, „verlangt Ihr Trauben vom Dornbusch? er ist hingegangen zu den ketzerischen Franzosen und hat es bei ihnen zum Teniente gebracht."

„Seine Seele sei verdammt!" rief der Hidalgo heftig und warf seine Cigarre zu Boden.

„In Ewigkeit Amen!" schloß die Sennora ernsthaft.

Das Mädchen sah wundervoll stolz aus in dem Moment, ihr Gesicht hatte den höchsten Ausdruck von Schönheit, den es haben konnte. Der Spanier, mächtig ergriffen, faßte feurig und ängstlich zugleich die Hand Concepcion's und versuchte, das Mädchen an sich zu ziehen, seine Augen flammten, seine Wangen brannten. Concepcion aber trat einen

Schritt seitwärts, schleuderte die Hand des Hidalgo's mit einer rapiden Bewegung von sich und sagte mit mehr Ernst als Zorn, mehr belehrend und tadelnd als zürnend: „Der Sohn Eures Vaters, Sennor Caballero, muß viel zu stolz sein, um sich zum Stellvertreter eines Cagoten anzubieten!“

Der Stachel dieser bittern Worte traf nur das Mädchen selbst und um das klar zu machen, blickte sie den Hidalgo so freundlich an, so warm, daß dessen Herz zusammenschmolz in unendlicher Wehmuth. Er wendete sich seufzend ab, wickelte sich trotz der Hitze in seinen Mantel und schlug die Arme unter.

Leise und geräuschlos glitt Concepcion in die Posada zurück.

Der Hidalgo fürchtete nicht Schlaf und Müdigkeit mehr, er hatte Recht gehabt, das kurze Gespräch mit der Sennora hatte ihn gestählt gegen jede Anwandlung, obwohl die Luft fast erstickend wurde und die Wolken, die den Himmel bedeckten, immer dichter.

„Der verfluchte Cagot!“ knirschte der Caballero mit den Zähnen.

Er hatte Recht, die Cagots waren ein verfluchtes Geschlecht; weit unter den indischen Parias stehend, schleppte es seine Existenz durch das ganze Mittelalter bis in die neueste Zeit hinein, unter Mißhandlung und Spott, Hohn und Verachtung. Niemand weiß eigentlich recht zu sagen, was die Cagot's gewesen, sie fanden sich im Mittelalter in der ganzen Ausdehnung des westgothischen Reiches vor und noch über dessen Grenzen hinaus, sie waren verbreitet in Süd-Frankreich von den äußersten Grenzen Aquitaniens bis zu den Pyrenäen, und jenseits der Pyrenäen in den spanischen Dominien bis an die Küsten Portugals. Wohl deshalb, aber sehr mit Unrecht, hat man sie für die Reste der Westgothen gehalten; wahrscheinlich waren es Saracenen, die sich nach den großen Kriegszügen im achten Jahrhundert, namentlich in den Bergen verloren haben mochten. Allerdings waren die Cagots Christen, das Volk aber hatte die Tradition ihrer ungläubigen Abstammung bewahrt und hielt sie für eine von Gott verfluchte und gezeichnete Race, die der Christ fliehen müsse. Jahrhunderte lang haben die Cagots die Verachtung des Volkes getragen, wie nie ein anderer Stamm. Nicht der Jude, nicht der Zigeuner, nicht der indische Paria sind verdammt gewesen, so Jahrhunderte lange Schmach zu tragen, wie der Cagot in den ehemals westgothischen Landen. Die Cagots durften Keinen anreden, der nicht zu ihrem Stamm gehörte, sie mußten ein besonderes Zeichen an ihrer Kleidung tragen, daran Jeder sie erkennen möge und sie dann fliehen oder mißhandeln nach Gutdünken. Sie mußten ihre Hütte auf der Stelle verlassen, wenn ein Verirrter oder Reisender zufällig bei ihnen eintrat. Nur die Kirche erbarmte sich ihrer, taufte und trauete sie. Uebrigens mochten sie umkommen in Schmutz und Elend, Mangel und Noth, Niemand kümmerte sich um sie. Und selbst in die Kirche durften die Cagots nur durch eine besondere Nebenthür eintreten, in der-

selben nur auf einem besondern, dunklen Platz knieen. Es war ein ausgestoßenes Geschlecht und der Fluch verfolgte sie bis an den Altar. In Folge der Ehen, die sie immer nur unter einander eingehen durften, entartete das Geschlecht geistig und leiblich; fürchterliche Krankheiten setzten sich fest, Blödsinn und Stumpfsinn nisteten sich ein; das schlechte Blut wurde mit jeder Generation schlechter und die Race elender. Das waren die Cagots. In Frankreich erlosch der Haß gegen die Cagots nach und nach, und in demselben Maße als der Haß gegen sie erlosch, verschwanden die Cagots, sie gingen aus spurlos an den meisten Orten, und wo es einst zahlreiche Cagots gegeben, da konnte man jetzt die Nebenthüren in den Kirchen zumauern, durch die sie einst eingetreten. Man sieht noch diese nun zugemauerten Cagot-Thüren an vielen Kirchen Südfrankreichs. In Spanien ging es ähnlich, nur etwas langsamer. Im platten Lande war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Haß gegen die Cagots erloschen und die Unglücklichen verschwunden. Nur im Gebirge hielt sie der Haß der Bewohner noch fest, aber auch dort verschwand er und sie mit ihm. Es gab auch in den spanischen Pyrenäen-Thälern keine Cagots mehr, aber die hartnäckige Tradition flüsterte noch immer zuweilen dem Volke in die Ohren: das ist die Tochter einer Cagotin! oder: ein Cagot hat ihn gezeugt! und der alte Fluch war, trotzdem daß er erloschen, noch immer so mächtig, daß bei seinem Klange die altchristliche Bevölkerung ein Schauder ergriff. Wie im Süden Spaniens, wo so Viele maurisches Blut in ihren Adern haben, es für eine Schande gilt, einen Moro zum Verwandten zu haben, wo Moro als Schimpfwort gebraucht wird und Jeder auf sein altspanisch-christliches Blut schwört, so ist in den spanischen Pyrenäen-Thälern und auch drüben in Frankreich noch Cagot ein Schimpfwort bis auf den heutigen Tag, und ob so mancher gute Mann dort eine Cagotin zur Großmutter gehabt, oder einen Cagoten zum Großvater, so spricht er doch von dem verfluchten Geschlecht niemals ohne auszuspeien und ein Kreuz gar andächtig zu schlagen.

Der Hidalgo begriff, welch ein gräßlicher Schmerz in der stolzen Seele des Mädchens wohnen müsse, denn die Berührung eines Cagoten erregte Schauder und Ekel, die Erinnerung daran schon Grauen. Nun war Don Jaime, der Verlobte Concepcion's, zwar kein Cagote, aber seine Mutter war doch eine Cagotin gewesen, und er hatte sie ja auch nicht bloß berührt, sondern war wirklich mit ihr verlobt gewesen.

Der Hidalgo schauderte in der Seele des Mädchens, wenn er daran dachte; er fühlte, daß da finster und geheim eine furchtbare Rache brüten müsse über gefährlichen Plänen. Der junge Mann glaubte den Schlüssel zu diesen Plänen zu haben, denn Concepcion befand sich auf einem Posten der Patrioten, Don Jaime, der Sohn der Cagotin, als Lieutenant im französischen Heere. Das ernste, würdevolle Gesicht des

Spaniers nahm einen hellern Ausdruck an bei dem Gedanken, es trat ein Lächeln hervor, das halb grimmig und wollüstig, halb stolz und zufrieden war. Es war nicht schwer, nach Andeutung dieses Lächelns dem Gedankengange des jungen Mannes zu folgen. Don Jaime diente in der Armee des Nationalfeindes, darum haßte er ihn doppelt grimmig, und der Gedanke, ihn zu tödten, erfüllte seine Seele mit wahrer Wollust, Concepcion aber, die reizende Concepcion, der Preis seines Sieges. Der Hidalgo fragte wenig danach, ob Concepcion ihn liebe, sein stolzes Selbstgefühl bezweifelte das nicht, indeß selbst, wenn er daran gezweifelt hätte, es würde ihn wenig gestört haben, denn Donna Concepcion gehörte zu einer baskischen Familie, wie er, und bei den Basken gilt trotz ihrer ritterlichen Höflichkeit im Umgang das Sprüchwort: Die Frauen sind nur geschaffen, um die Spindel zu drehen, Kinder zu gebären und zu weinen. Ferner aber konnte nach baskischer Sitte ihm Concepcion's Hand nicht verweigert werden, wenn er den Mann getödtet, der Schmach gebracht über sie und ihr ganzes Haus.

Der Hidalgo hatte nicht Zeit, diesen für ihn so angenehmen Gedanken länger nachzuhängen, denn plötzlich sah er auf der untersten Beugung oder dem letzten Knie des Weges, das seinem Blick von oben herab sichtbar war, einen kleinen Zug von Bewaffneten, in deren Mitte sich einige Reiter befanden, erscheinen. Sofort rief er mit lauter Stimme: „Espanna!“

„Espanna! Hispanien! Hispanien!“ antworteten zehn, zwanzig Stimmen fast augenblicklich auf den Anruf, und im nächsten Moment stürzten zwanzig Bewaffnete aus der Posada und gruppirten sich um den Mann mit dem Calatravakreuz.

Das waren prächtige Gestalten mit wilden sonnverbrannten Gesichtern, in denen dunkle Augen funkelten; sie waren gleichmäßig uniformirt, ihre Füße steckten in offenen Ledergamaschen, sie trugen weite Beinkleider und eine grünbraune Uniformjacke, Pulverhorn und Kugeltasche an starken Schnüren darüber und rothe Sackmützen. Einen Säbel an der Seite, die Flinten in der Hand umstanden sie den jungen Führer und folgten mit ihren Blicken seinen Blicken hinab in die Tiefe, wo eben der heraufkommende Zug wieder hinter einem bewachsenen Felsvorsprung verschwand.

Als man nichts mehr von dem Zuge sah, wendete sich ein alter Bursche mit grauem Haar und grauem Bart ziemlich ungenirt an den Hidalgo und sagte: „Es ist der Padre, Sennor Capitan!“

„Dann wünsche ich nur, daß der heilige Mann eher heraufkommt, als das Wetter zu ihm herunter!“ rief ein Anderer, nach den dunkeln Wolken zeigend, die bereits so tief gesunken waren, daß die Spitzen der Berge nicht mehr zu sehen waren.

„Santa virjen del pilar!“ schrie ein Dritter, „stehe uns bei, das wird ein mächtig Wetter in den Bergen!“

Der Capitain blickte etwas unzufrieden auf die Männer; er war ein Offizier von der Königlichen Infanterie, den man den Bergbewohnern als Anführer zugesendet, und konnte sich nur schwer an die Ungebundenheit dieser Truppen gewöhnen, die allerdings kriegerisch genug waren, aber von militairischer Erziehung und soldatischer Subordination keine Ahnung hatten. Indessen verstand er sich auf seine Leute viel besser, als mancher Andere damals; er suchte den aus dem Mangel der militairischen Disciplin immer hervorgehenden Nachtheilen nach Kräften vorzubeugen durch eigene Thätigkeit, und benutzte die glänzenden kriegerischen Eigenschaften der Bergbewohner nach besten Kräften zum Nachtheil des Feindes.

„Ich denke," sagte er zu dem alten Caporal, der zuerst gesprochen, „im Fall der Noth findet der Padre eine Höhle auf seinem Wege, in der er allenfalls Schutz findet; wir waren noch jüngst dort."

„Ja, wenn er sie findet!" entgegnete der Caporal, „ich glaube nicht, daß er Einen bei sich hat, der sie zu finden weiß."

„Man könnte ihm Jemanden entgegenschicken!" meinte der Hidalgo.

Sofort schickte sich das halbe Commando an, dem Padre entgegen zu laufen.

„Halt!" rief der Capitain, „nehmt Euch in Acht, Landsleute, Ihr werdet Euch noch in große Ungelegenheit bringen, wenn Ihr nicht abwartet, was Euer Offizier sagt, sondern immer gleich thut, was Euch einfällt." Er sagte das so ernst und ruhig zugleich, daß er Eindruck damit machte, dann wendete er sich an den Alten und fragte: „Meint Ihr, daß der Padre Einem von uns begegnen kann, ehe das Wetter losbricht?"

Der Caporal stellte sehr ernsthaft einige Wetterbeobachtungen an, dann sagte er zuversichtlich: „Gewiß, Sennor Capitan, ich glaube sogar, daß der Padre heraufkommen wird, ehe der Pic de Maladetta das Wetter losläßt, das sich so dick um ihn gelagert hat!"

„So commandirt Einen hinunter, Caporal!" sagte der Hidalgo, der seine Leute an's Befehlen eben so zu gewöhnen suchte, als an's Gehorchen.

Nicht wenig geschmeichelt, richtete sich der Alte auf, warf einen stolzen Blick auf die Schaar und commandirte mit der Haltung eines römischen Imperator's: „Juan, adelante!"

„Adelante!" rief der Aufgerufene und sprang mit einem langen Satze vorwärts und mit einem zweiten über den Abhang hinunter auf den Weg.

„Gut! Gut!" murmelte der Caporal, dann wendete er sich an seinen Offizier und fragte stolz: „Nun, was meint Ihr, Sennor Capitan, zu solchen Burschen, die mit einem Sprunge hundert Schritte sparen?"

„Sie werden weit gehen, Sennor," antwortete der Capitain, „wenn es uns Beiden gelingt, etwas militairische Ordnung hinein zu bringen!"

„Daran soll's nicht fehlen," erwiederte der Caporal ungemein geschmeichelt, denn er that sich seit einiger Zeit etwas zu gut auf seine militairischen Kenntnisse, die er freilich nur in den Kämpfen erworben haben konnte, die er als Schmuggler mit den spanischen und französischen Grenzsoldaten geführt. Jetzt stellte er, ohne den Wink des Capitains abzuwarten, einen Posten auf und legte sich dann, seine Cigarre in Brand setzend, unter dem stark vorspringenden Dache der Posada in seinen Mantel gehüllt, nieder. Die Mehrzahl der Bergsoldaten folgte seinem Beispiel. Schweigend lehnten oder lagen die ernsthaften Gesellen um den Alten. Keiner sprach ein Wort, sie rauchten würdevoll ihre Cigarren, blickten bald in die Tiefe, wo der heraufkommende Zug zehn Mal sichtbar wurde und zehn Mal wieder verschwand, oder in die Höhe, wo der Donner in immer kürzeren Pausen lauter und näher rollte durch die schwarzgrauen Wolken, oder schauten auch nur auf die blauen Ringel ihrer Cigarren, und gaben ihren eigenen Gedanken Audienz mit mehr unbewußter Vornehmheit und angeborener Würde, als mancher große Herr in andern Ländern seinen Clienten.

Sie sind ein unglaublich vornehmes Volk, diese Spanier, eine Nation von Edelleuten.

Der Capitain war indessen in die Posada getreten, selbst seine stählernen Muskeln bedurften einiger Ruhe; aber nicht bloß dieses Bedürfniß hatte ihn in die Posada geführt, er hoffte auch Concepcion zu sehen, das freilich gestand er sich nicht, dazu war er viel zu stolz. Dennoch streckte er sich mit großer Behaglichkeit auf der langen Bank, die an der Wand stand, und folgte mit den Augen den zierlichen Bewegungen des jungen Mädchens, das sich seine Chocolade in dem mächtigen Kamin bereitete, das fast die ganze Hinterwand des Gemachs einnahm. Es war kühl und dunkel in der Posada, der Boden war zum Theil mit Steinfließen, zum Theil mit glasirten Backsteinen belegt, und das Tageslicht drang nur hinein durch die offene Thür und zwei oder drei enge Luftlöcher, die dicht unter der Decke in der Wand angebracht waren. Der Eigenthümer der Posada war ein Soldat des Calatrava-Ritters, seine Frau und zwei kleine Kinder waren für gewöhnlich mit ihm die einzigen Bewohner des einsam gelegenen Hauses, die Kinder lagen in einem großen Bett an der Wand, und die Mutter saß auf einem Schemel davor, Brot und Zwiebeln schneidend in eine Schüssel, die sie auf den Knieen hielt.

Als Concepcion ihre Chocolade bereitet hatte, brachte sie dem Capitain eine alterthümlich geformte silberne Tasse voll und bot sie ihm auf einem Stück schwarzem Brod, das zugleich als Präsentirteller dienen mußte, mit einer so anmuthigen Art, daß der junge Mann sich ganz ergriffen erhob und mit wohlgesetzten Worten seinen Dank aussprach. Während Concepcion ihre Chocolade trank, sah sie mit sichtlichem Vergnügen, mit welcher Begierde der Hidalgo den glühend heißen Trank genoß und

das Brod aß. Für jeden Andern als einen Spanier wäre es unmöglich gewesen, die kochend heiße Chocolade zu trinken, ja auch nur die Tasse an den Mund zu setzen, denn das Silber war glühend, aber der Spanier ist daran gewöhnt und liebt außerordentlich in der größesten Hitze das heißeste Getränk, und die kochende Chocolade brennt kaum so wie die starken Gewürze, der rothe Pfeffer und anderes, mit denen er seine Speisen, allerdings mehr dem Klima als dem guten Geschmack angemessen, zu essen pflegt.

Als der Hidalgo seine Mahlzeit, denn für den mäßigen Spanier ist eine Tasse Chocolade schon eine Mahlzeit, beendet und die Tasse mit würdevollem Danke dem Mädchen zurückgegeben hatte, hüllte er sich in seinen Mantel und suchte die Ruhe der Siesta nachzuholen. Eine Weile lag er in jenem angenehmen Zustande zwischen Schlaf und Wachen, bald die Augen öffnend, um das reizende Gesicht Concepcion's zu sehen, bald sie schließend, um ihre ganze Gestalt desto klarer vor seine Seele treten zu lassen. Endlich schlief er fest ein und schlummerte mehrere Stunden. Ihn erweckte erst ein furchtbarer Donnerschlag, der krachend durch das Gebirge wetterte und die Posada und Alles, was darin und darum war, erzittern und erbeben machte. Schlaftrunken taumelte er auf. Es war völlig Nacht, die Posada aber durch das helle Feuer im Kamin zum Theil erleuchtet. Der Offizier schaute in die ängstlichen Gesichter seiner Soldaten, die auf den Knieen lagen und eifrig beteten; rings um klang es: „heilige Jungfrau, empfangen ohne Sünde, heilige Jungfrau, bitte für uns!“

Auch der Hidalgo kniete sofort nieder, zog eine geweihete silberne Medaille mit dem Bildniß der allerseligsten Jungfrau, die er an einer Schnur um den Hals trug, hervor, küßte sie inbrünstig und betete andächtig: „Sanctissima virgo, sine labe concepta, ora pro nobis, o sanctissima, ora, ora pro nobis!“

Allgemach erhoben sich die Beter; der Hidalgo sah, daß Concepcion vor dem Bett der Kinder kniete und ihren Kopf angstvoll in den Decken barg.

„Haben wir keine Nachricht vom Padre, Sennor Caporal?“ fragte der Calatrava-Ritter völlig wieder gesammelt.

„Der heilige Mann muß gleich herauf sein!“ antwortete der Alte von der Thür her, „zu sehen ist natürlich nichts bei dieser ägyptischen Finsterniß!“

„Sollten wir ihm nicht einen entgegenschicken?“

In dem Augenblick wurde es auf einen Moment taghell, ein heftiger Donnerschlag folgte unmittelbar und zugleich fuhr eine so gewaltige Windsbraut vom Pic de Maladetta herab über die Klippen, daß es aus allen Höhlen und Schluchten heulte wie zehntausend hungrige Wölfe zugleich; von rechts und links her hörte man das Krachen der Bäume, welche die Windsbraut wie Rohrstäbe knickte auf ihrem Flug.

„Seht da!" rief der Caporal plötzlich, der den Posten an der Thür als guter Soldat behauptet hatte, wenn er auch als guter Christ auf den Knieen lag. Draußen war eine Helle; der Blitz hatte in eine hohe alte mächtige Tanne geschlagen, die ziemlich geschützt in einer Ecke etwa zwanzig Schritt von der Posada stand, der Sturm hatte die Gluth angefacht und der gewaltige Baum stand in hellen Flammen. Prächtig anzuschauen in der Finsterniß!

„Die heilige Jungfrau hat dem Padre eine Fackel angezündet, daß er des Weges nicht fehlt!" sagten Einige.

„Dankt dem heiligen Jacob, Perez!" rief ein Anderer dem Besitzer der Posada zu, „daß Dein Haus Ueberwind hatte, sonst läge es jetzt tausend Klafter weiter unten."

„Und wir alle mit!" entgegnete der Angeredete schreckensbleich, den Rosenkranz in der zitternden Hand erhebend.

Da sprang der Caporal auf von seinen Knieen, ergriff seinen Trabucco und schrie in den heulenden Sturm hinaus: „Quien vive!"

„Gente de Paz!" riefen zehn, zwölf Stimmen ganz nahe, aber es klang nur schwach in dem hohlen Brausen, das hinter der heulenden Windsbraut her durch die Berge ging.

„Espanna, y cierra Espanna!" ließ der Caporal den altspanischen Schlachtruf erklingen.

„Ruft Santiago! Santiago! y cierra Espanna!" befahl der Hidalgo seine Stimme mächtig erhebend, „damit sie uns hören und nicht zuletzt noch fehl gehen!" setzte er dann hinzu.

„Santiago! Santiago! y cierra Espanna!" schrieen, alle die in der Hütte waren, selbst Sennora Concepcion und das Weib und die Kinder schrieen mit; das war nöthig, denn in demselben Augenblick rauschte der Regen in so gewaltigen Strömen nieder, daß er die brennende Tanne sofort auslöschte.

Noch zwei Mal wiederholten die Männer ihren Ruf, dann sprang eine dunkele Gestalt über die Schwelle in die Posada, warf den nassen Mantel von den Schultern und rief niederknieend: „Gebenedeiet seist du in Ewigkeit, heilige Jungfrau vom Pfeiler!"

Es war Juan, der dem Padre entgegengesendete Führer; der Padre folgte ihm unmittelbar, sein Maulthier schritt über die Schwelle und trug ihn bis in die Mitte des Gemachs, wo es schnaufend und an allen Gliedern zitternd stehen blieb. Noch zwei Reiter auf Maulthieren folgten dem Geistlichen und neben und hinter ihnen drängte sich eine ganze Schaar von Bewaffneten in die Posada, die sich sofort ihrer nassen Mäntel entledigten und dann gleich Juan fromm niederknieeten zum Gebete.

Während man den Reitern von ihren Thieren half und die Weiber sich namentlich um den Geistlichen bemühten, sorgte der Hidalgo dafür, daß die Thür so gut als möglich gegen den wolkenbruchartig niederströmenden Regen verwahrt wurde.

Man hatte sich bald ziemlich behaglich, den Umständen nach, eingerichtet, den Ehrenplatz, zunächst des Feuers am Kamin, hatte der Padre, ein Dominicaner im schwarzen Ordenskleid, der weder schön noch ehrwürdig, sondern kühn und unternehmend aussah, eingenommen. Der Geistliche war noch nicht alt, stark und untersetzt gebaut, die Züge seines kräftigen Gesichts erinnerten von Weitem, ohne daß man sie auch nur hübsch hätte nennen können, an die Züge Concepcion's, die vor ihm auf den Knieen lag und ihn schmeichelnd „Tio Thomas“ — Onkel Thomas nannte. Der Vater des Mädchens war des Priesters Bruder. Neben dem Geistlichen saß ein ebenfalls noch junger, ernsthafter Mann mit der hellen Gesichtsfarbe, die in jenen Ländern augenblicklich die nordische Abstammung verräth; wir haben diesen Herrn, der seine Umgebungen aufmerksam mustert und zuweilen einige in gutes Spanisch gefaßte, aber fremdklingend accentuirte Fragen an den Dominicaner richtet, schon in seiner Heimath gesehen: es ist derselbe Herr von Massow, der an der Tafel des alten Oberstlieutenants von Bredow vor fast zwei Jahren so ritterlich die Ehre seines Feindes, des Ministers Grafen von Haugwitz, vertheidigte. Heute trägt er britische Uniform und Feldzeichen, der Haß gegen den Unterdrücker seines Vaterlandes hat ihn aus der lieben Heimath über's Meer getrieben, den großen Eroberer zu bekämpfen unter dem Sanct Georgs-Banner in den hispanischen Bergen!

Die zuletzt Angekommenen erzählen ihren Gefährten leise von den Fährlichkeiten, die sie auf dem letzten Theil ihrer Reise erduldet, und wie es ihnen wirklich durch das plötzliche Aufflammen der Tanne allein möglich gewesen wäre, den Pfad zu finden, da sie bereits irre gegangen auf dem letzten Plateau. Der Padre rief jetzt den Hidalgo, der im Hintergrunde auf- und abschritt und nur zuweilen verstohlene Blicke auf Concepcion warf, an das Kamin und sagte mit leichtem Humor: „Gestattet, Herr Festungs-Commandant, daß ich Euch einen Freund Spaniens vorstelle, den uns der große Englische Marquis Beresford zu Hülfe gesendet, Sennor Don Joaquin de Massow; dieser Sennor Don Rodrigo de Vicalvar und Lemor ist der Capitain dieses Postens.“

„Capitain in Sr. katholischen Majestät Regimente Bourbon,“ verbesserte Don Rodrigo, sich gegen den deutschen Edelmann würdevoll verneigend und denselben willkommen heißend in den Bergen.

Don Joaquin, wie der ehrliche märkisch-pommersche Joachim von Massow in Spanien genannt wurde, erwiederte den spanischen Gruß mit der landesüblichen Grandezza, die zu seinem ernsten Wesen sehr wohl paßte, und sprach die Hoffnung aus, daß sich bald Gelegenheit finden werde, besser mit einander bekannt zu werden.

„Da, wo Männer überhaupt bekannt werden!“ rief der ritterliche Spanier mit funkelnden Augen, der den preußischen Edelmann augenblicklich begriffen hatte. Dann wendete er sich an den Padre, der, wie sich jetzt zeigte, eine Art von Oberbefehl über die zerstreuten Posten in

diesem Theil des Gebirges führte, und meldete ihm halb dienstlich, daß er in zwei Tagen eine Schaar von fast vierhundert Bewaffneten zusammenbringen könne, die wenigstens nothdürftig zum Kriegsdienst geübt. Der Geistliche bezeigte große Zufriedenheit über diese Nachricht, fragte aber leise: „Wie, meint Ihr, Don Rodrigo, werden Euch diese Burschen aus den Bergen hinunter folgen zum Heere des Generals Castannos?"

„Mir nicht," entgegnete der Linien-Offizier mit einem Anfluge von verdrießlicher Beschämung darüber, daß er das vor einem andern Linien-Offizier bekennen mußte, „aber Euch und Eurer Stimme, frommer Vater in Gott, werden sie folgen!"

„Nun, an dieser Stimme soll's nicht fehlen," meinte der Padre in einem Tone, in welchem sich starkes Selbstbewußtsein aussprach, „aber wir wollen nicht Alle fortschicken; ich habe mich nur verpflichtet, zweihundert und fünfzig Mann zu stellen, die Berge dürfen nicht ganz entblößt werden."

„Es muß ein Depot bleiben!" bemerkte Don Rodrigo, „für den unvermeidlichen Abgang nothwendig werdender Nachschub!"

„Ganz richtig," entgegnete der Padre, ohne recht verstanden zu haben, was der Offizier meinte, „Don Joaquin wird Euer Lieutenant sein und Euch und Eure Schaar auf den Wegen zu Castannos führen, auf denen er hierher gekommen."

Der spanische Linien-Offizier richtete sich hoch auf und konnte kaum die Zufriedenheit verbergen, die ihm die Nachricht gewährte, daß er einen Lieutenant hatte, der ein wirklicher Offizier war. Mit so viel Eifer er auch an der Disciplinirung der Milizen gearbeitet hatte seit vier Monaten und vor Jahresfrist schon einmal, er war zu sehr Soldat, um sich nicht zu freuen, daß ihm wieder etwas mehr Militairisches nahe trat. Er begrüßte Don Joaquin noch einmal und dieses Mal viel herzlicher als vorher. Jetzt erkundigte er sich auch angelegentlich, bei welchem Corps sein neuer Kamerad stehe.

„Bei des Königs deutscher Legion!" antwortete Herr von Wassow, der, soldatisch fühlend, den Soldaten leicht verstand.

Der Regen rauschte noch immer in Strömen nieder, der Padre stand auf, verließ seinen Platz und begab sich mit Don Rodrigo nach dem Hintergrund, wo er im eifrigen Gespräch mit einigen älteren Männern der Gesellschaft verweilte. Die Frau des Posadawirthes benutzte diese Gelegenheit und reichte der Sennora Concepcion, die den Platz ihres Oheims am Feuer eingenommen hatte, mit einer bezeichnenden Geberde eine große irdene Schaale, in der sich eine ziemliche Anzahl Tomaten oder Liebesäpfel und ein Haufen rother Pfeffer befand. Concepcion stand sofort auf und nahm den Deckel von einem riesenhaften eisernen Topfe, der fast mitten in der Gluth stand und einen trefflichen Inhalt bergen mußte, denn es entströmte ihm ein überaus appetitlicher Duft, der sofort den ganzen Raum erfüllte und so reizend war, daß die ernsten

Spanier alle auf einmal umblickten und nach dem Feuer schauten. Concepcion schüttete die unbillige Masse von Pfeffer gleichmüthig in den Topf und warf dann die Liebesäpfel nach, darauf deckte sie den Topf ordentlich wieder zu und reichte der Wirthin die Schüssel zurück.

„Was habt Ihr für eine köstliche Speise in Eurem Suppentopf, Sennora?“ fragte der deutsche Herr, als sich Concepcion wieder neben ihm niedersetzte. Das Mädchen sah ihn einen Augenblick mit unverhehlter Verwunderung an und schien Lust zu haben, ihm in's Gesicht zu lachen; dann sagte sie, ihr Köpfchen zu ihm neigend: „Verzeiht, Sennor Caballero, ich hatte vergessen, daß Euer Wohlgeboren noch nicht lange in diesem gesegneten Lande sind; das ist die olla potrida!“

„Wohl, ich habe von dieser Speise gehört in meinem Vaterlande,“ entgegnete Herr von Massow, „aber sagt mir doch, Sennora, woraus diese berühmte olla potrida besteht und wie sie bereitet wird.“

Die Spanierin mochte sich innerlich über die fabelhafte Unwissenheit des Ausländers gewaltig verwundern, aber sie antwortete vollkommen höflich und sah den jungen Mann dabei an wie eine Mutter, die ihr Kind spielend belehrt: „Ja, bei der heiligen Jungfrau vom Pfeiler, Sennor Caballero, man macht die olla potrida aus Allem, was man hat, so viel oder so wenig es ist, man bereitet sie, indem man einen Topf an's Feuer stellt und Alles, was man hat, hineinwirft.“

Der Deutsche lächelte leise und fragte weiter: „Und wie lange muß die Speise kochen, Sennora, wann nimmt man den Topf ab vom Feuer?“

„Wenn man ihn braucht, Sennor Don Joaquin, wenn man hungrig ist!“ erwiederte Concepcion, ebenfalls lächelnd.

Den ernsten deutschen Herrn vergnügten die einfachen Antworten der Spanierin, er frug weiter: „Hättet Ihr wohl die Gewogenheit, Sennora, mir zu sagen, was sich jetzt in dem eisernen Topfe befindet?“

„Ich will es versuchen, Sennor Caballero,“ rief die Spanierin, ihr Köpfchen schüttelnd, mit lachendem Gesicht, „aber ich stehe nicht dafür, daß meines Vaters Tochter mancherlei vergißt, denn für diese Dinge hat sie nur ein schwaches Gedächtniß. Da liegt das frische Fell einer Bergziege, die der Sennor Perez heute Morgen geschossen, also wird zunächst das Fleisch dieser Ziege darin stecken, dann sah ich unsere Wirthin zwei dicke Stücke Stockfisch hineinstecken und aus dem Schlauch, der dort hängt, Oel darauf gießen; Salz hat sie auch hinein gethan, denn seit gestern haben wir wieder großen Vorrath davon; Zwiebeln und Knoblauch habe ich auch gerochen, und fehlt der auch in keinem Topf; ich selbst habe heute Mittag Salbei gepflückt und den hineingeworfen. Die Liebesäpfel und den Pfeffer habt Ihr selbst gesehen, Sennor Caballero. Das wird Alles sein!“

„Es ist nicht Alles,“ sagte die Wirthin, die aufmerksam zugehört hatte, mit hausmütterlichem Stolz, „es ist nicht Alles, mit Sr. Wohl-

geboren und Eurer eigenen Erlaubniß, Sennora Concepcion, es sind noch drei Paar kleine Vögel darin und eine Taube, die Juan mitgebracht hat; auch habt Ihr, verzeiht, die Petersilie und die acht Paar Eier vergessen, die ich zusammen gehackt und mit Speckschnitten hineingethan habe, Ihr müßt es selbst gesehen haben."

„Ja, das Alles habe ich vergessen," bekannte Concepcion mit verstellter Reue, den deutschen Herrn schelmisch anlächelnd, „verzeiht, Sennor Caballero!"

„Mit Eurer Genehmhaltung, Sennora Concepcion," fuhr die Wirthin stolz und triumphirend fort, „da sich Seine Wohlgeboren dafür zu interessiren scheinen, wie man eine gute Speise bereitet in altchristlichen Ländern, so möchte ich noch bemerken, daß man den Topf allerdings vom Feuer heben kann, wenn der Hunger gar zu arg wird, daß man ihn aber erst abzuheben pflegt, wenn sich eine dünne Decke von dem Oel und Fett über der Speise gebildet hat."

„Ich bin Euch sehr verbunden für Eure freundliche Auskunft," entgegnete Herr von Massow, der Wirthin ernsthaft zunickend, die sich jetzt voll großer Freude zurückzog und zu den Spaniern, die dem Gespräch mit würdevollem Schweigen zugehört hatten, halblaut sagte: „Es ging doch nicht, ich mußte doch dem fremden Caballero ordentlich Bescheid geben, damit er in seinem Lande erzählen kann, was alte Christen essen!"

Die Spanier nickten ernsthaft, sie waren überall einverstanden mit der Wirthin.

Plötzlich erhob der Padre seine Stimme am obern Ende der Posada, augenblicklich schwiegen alle Gespräche, und man hörte nur das Klatschen des Regens an den Klippen, das dumpfe Rauschen der aufschwellenden Bergwässer und das ängstliche Stöhnen und scharfe Knarren der Tannen draußen, die sich vor dem Winddruck bogen.

„Spanier, Ihr alle meine lieben Söhne, alte Christen insgemein, Ihr habt meine Stimme oft vernommen schon und Ihr seid meiner Stimme gefolgt, und das ist Euch zum Gewinn gewesen immerdar, zeitlich und geistig, denn es ist die heilige Mutter Kirche, die aus mir spricht, und die liebe Mutter Vaterland —"

„Viva la santa religion, viva la madre patria!" riefen die Spanier, den Redner unterbrechend.

„Ja, meine Söhne," fuhr dieser fort, „sie leben hoch, aber nun laßt mich zu Euch reden und unterbrecht mich nicht, denn ich bin nicht hier herauf gekommen in die Berge kleiner Ursachen wegen, sondern es ist ein Großes, um das es sich jetzt handelt. Wollet Euch erinnern, liebe Söhne, daß der gräuliche, ketzerische Usurpator, der sich jetzt einen Kaiser über Frankreich nennen läßt, daß der seit langer Zeit schon lüstern war, seine Herrschaft auszudehnen auch über dieses gesegnete Land. Er sandte darum über's Gebirge und zu Schiffe über's Meer verkleidete

Ketzer schaarenweise in unsere liebe Mutter Spanien, die machten sich alsbald einen Anhang in den Städten, zu Madrid allermeist, denn in keiner großen Stadt fehlt es an Ketzern und schlechtem Gesindel, und auch in das „Auge von Castilien" war des gefährlichen Staubes genug geflogen. Als nun die fremden Ketzer starken Anhang hätten, erregten sie Aufruhr und Tumult, und König Karl IV., Gott segne Seine Katholische Majestät, meinte, er müsse, da er alt sei und wohlbetagt, das Regiment jüngern und stärkern Händen anvertrauen. Aus diesem Grunde gab er die Krone seinem ältesten Sohne und rechtmäßigen Erben, dem Prinzen von Asturien, und unser rechtmäßiger König heißet Don Fernando der Siebente, Gott segne Seine katholische Majestät! Der würde nun wohl bald mit Hülfe der frommen Priester und der tapfern Granden und Caballeros, die ihm zur Seite standen, die Sache in Ordnung gebracht und die ketzerischen Agenten Bonaparte's sammt ihrem schändlichen Anhang aus dem Lande gejagt haben, das aber wollte der gräuliche Usurpator Bonaparte, dieses der Hölle entstiegene Ungeheuer, nicht. Bonaparte wollte, wie er schon die allerchristlichsten Könige von Frankreich, welche die leiblichen Vettern unserer katholischen Majestäten sind, ihres Thrones beraubt hat, auch den spanischen Thron einnehmen und in diesem alten Lande herrschen, in welchem die Sonne nicht untergeht. Darum sendete er, ohne Kriegserklärung, starke Truppencorps in's Land, überfiel wie ein Räuber unsere katholischen Könige, nahm sie gefangen und schleppte sie nach Frankreich, wo er sie in einer Festung eingeschlossen hält."

Mit Mühe unterdrückten die Spanier den wilden Racheschrei, der schon auf ihren Lippen schwebte, denn der Padre winkte und fuhr fort: „Ich fühle wie Ihr, meine Söhne, aber der Usurpator hat Madrid mit seinen Soldaten besetzt, das „Auge Castilien's" ist dunkel, und eine Botschaft hat er ausgehen lassen, in welcher er verkündet, daß anstatt des katholischen Königs hinfort sein Bruder Joseph, der ein bankerottirter Kaufmann ist, Herrscher sein solle über Spanien!"

Dieses Mal mußte der Padre den Sturm des Unwillens, der sich erhob, erst austoben lassen, ehe er weiter reden konnte. „Nun, meine Söhne", fuhr er fort, „alle Spanier fühlen wie ich und Ihr, ganz Spanien hat sich erhoben, Priester und Laien, in Cadix sitzen die Cortes, sie haben ein Bündniß mit den Engländern geschlossen, das sind zwar Ketzer, wie Ihr wißt, aber sie wollen sich bekehren, und wenn sie uns geholfen haben den gräulichen Bonaparte besiegen, dann sollen sie zur Belohnung getauft werden. Der berühmte Feldherr, General-Capitain Castannos, hat bereits ein mächtiges Heer gesammelt unter dem Banner von Santiago, und zu ihm müssen wir, meine Söhne, zu ihm, um mit ihm Krieg zu führen gegen die schändlichen Franzosen, Krieg gegen die Franzosen, Krieg bis zum Messer!"

„Krieg bis zum Messer! Krieg!" schrieen die Spanier.

„Ihr folgt mir zum Banner von Santiago, meine Söhne!"

„Wir folgen Euch, Padre, wir folgen alle, Krieg!" tobte die Schaar der ernsthaften, würdevollen Männer, deren Blut jetzt in Wallung gerathen war.

„Nun denn, liebe Söhne, wir ziehen mit dem Segen der heiligen Kirche, unter dem Schutze der allerseligsten Jungfrau, des heiligen Jago von Compostella und aller Heiligen; hoch lebe die heilige Religion, hoch lebe Don Ferdinand der Siebente!"

„Viva la santa religion! Viva el rey, viva Don Fernando Septimo!" klang es ringsum im Kreise und die Augen funkelten mit den Waffen, die im Zorn gezogen wurden, um die Wette.

Nach und nach legte sich die wilde Aufregung, der Padre nahm verschiedene Abreden mit Don Rodrigo und einigen Männern der Schaar; es war beschlossen worden, die ganze streitbare Mannschaft durch Boten zusammenrufen zu lassen, sobald das Wetter es gestattete, die beiden regulären Offiziere sollten sich dann selbst unter den Leuten zweihundert und funfzig Mann auslesen und mit dieser Schaar zu Castannos stoßen.

Als sich die Aufregung äußerlich verloren hatte, nahmen die Leute mit spanischer Mäßigkeit ihr Abendessen ein, tranken einige Becher sehr herben rothen Wein, der in ziegenledernen Schläuchen aufbewahrt wurde, streckten sich dann zur Nachtruhe, in ihre Mäntel gehüllt, aus, jeder da, wo er eben Platz fand.

Der Mönch und die beiden Offiziere ruheten auf der Bank am Kamin und die Augen des deutschen Herrn schweiften noch lange über die wilden Gestalten am Boden, ehe sie sich zur Ruhe schlossen; sie hatten sich aber längst geschlossen, als Don Rodrigo von Vicalvar noch immer nach dem Bette starrte, in welchem Concepcion das Nachtlager der Wirthin theilte.

Ueber die Neugestaltung der Geld- und Credit-Verhältnisse in Oesterreich

ist in Wien bei Braumüller eine Schrift erschienen, bei deren Abfassung, wenn wir nicht irren, der Finanz-Minister Frhr. v. Bruck selbst mitgewirkt hat. In wenigen großen Umrissen wird darin die volkswirthschaftliche und finanzielle Lage des Nachbarstaates vor uns aufgerollt; die Schwierigkeiten, mit denen die österreichische Verwaltung zu kämpfen hatte und noch zu kämpfen hat, so wie die daraus hervorgegangenen Krisen werden offen dargelegt, und demnächst die umfassenden Maßre-

geln bezeichnet, von denen die Herstellung gesunder Zustände, das Erblühen einer reichen Production und einer entsprechenden Steuerkraft erwartet wird.

Wir bekennen durch den Inhalt dieser Schrift auf das Lebendigste angeregt worden zu sein. An und für sich sind die großen Epochen in dem Entwickelungsgange der Völker für den Beobachter von hervorragendem Interesse; dann aber wird die innere Politik, welche gegenwärtig in Oesterreich angebahnt worden, hier von einem Standpunkte aus dargelegt, so großartig und zugleich so geistvoll, daß die Ueberzeugung sich uns aufgedrängt hat: entweder in diesem Wege ist unsern Nachbarn zu helfen, oder sie müssen an wirthschaftlichen und finanziellen Leiden zu Grunde gehen.

Suchen wir uns zuvörderst die bisherige Finanzlage Oesterreichs klar zu machen. Dieselbe beginnt bekanntlich mit der ersten Noten-Emission unter Maria Theresia, welche, um das Deficit zu decken, seit den großen französischen Kriegen fortgesetzt wurde, was endlich eine sehr große Entwerthung dieser Zettel zur Folge hatte. Um den verderblichen Einflüssen derselben ein Ende zu machen, errichtete der Staat die Nationalbank, welche jene Staatsnoten mittelst einer Reduction auf 40 pCt. gegen Banknoten einzog. Um die Banknoten beständig gegen Silber eintauschen zu können, mußten wiederholt Anleihen gemacht und der Bank ganz oder theilweise überwiesen werden. Es wurden in diesem Wege 678,700,000 Gulden Wiener Währung Schulden gemacht, und die Bank hat aus jener Epoche für durch sie bewirkte Einlösungen noch immer 60 Millionen Gulden zu fordern, welche steigend mit jährlich 3—5 Millionen abgelöst werden.

Die zweite Epoche beginnt mit dem Jahre 1848. Um die Mittel zur Befriedigung der finanziellen Bedürfnisse zu gewinnen, mußte man entweder Anleihen contrahiren, oder Zettel emittiren. Der erstere Weg war damals in Oesterreich unausführbar, man schritt abermals zur Zettel-Emission, deren Entwerthung nicht ausbleiben konnte, und wiederum ward die Bank mit Einlösung des Staatspapiergeldes beauftragt. Um derselben die dazu erforderlichen Mittel zu beschaffen, wurden die noch nicht emittirten Bank-Actien verausgabt, es ward eine Anleihe von der Nation erhoben, und endlich ward zum Verkauf der Staats-Eisenbahnen geschritten. Mit den in diesen Wegen erlangten baaren Mitteln wurden 105 Millionen eingelöst, und es verbleiben noch 42 Millionen von jener großen Schuld der zweiten Epoche zu tilgen, welche durch die ferner eingehenden baaren Bezüge jener Operationen gedeckt werden sollen.

Durch die Kriege in Ungarn und Italien, so wie durch die Rüstungen, welche die orientalischen Verwickelungen geboten hatten, waren inzwischen die Finanzkräfte des Staats abermals in eminenter Weise beansprucht worden. Es war eine neue Schuld des Staats gegen die

Bank von 155 Millionen neben den 60 Millionen der ersten und den 42 Millionen der zweiten Epoche entstanden, die aber nicht, wie diese Summen, eine normative Abzahlung gefunden hatte. Das Staatsbudget wies nach wie vor ein sehr bedeutendes Deficit nach, die Staatspapiere sanken, das Silber-Agio stieg wieder auf 21—28 pCt., und diesen Verhältnissen gegenüber gewann in der öffentlichen Meinung wiederum eine große Unsicherheit Raum.

Unter diesen Umständen konnte nur das Einschlagen eines neuen Weges durchgreifend helfen. Es galt vor Allem, die Steuerkraft des Landes zu erhöhen und als Bedingung dieser Forderung: die Schulden und Geldverhältnisse des Staats und der Bank zu ordnen. Um die Bank sicher zu stellen, wurden derselben zur Deckung für die Schuld von 155 Millionen Staatsgüter zum Belaufe derselben Summe übergeben, welche von derselben verwaltet und verkauft werden sollen. Die Regierung hat ferner die Vermehrung des Bankfonds in der Weise genehmigt, daß die Inhaber der Bank-Actien ein Capital von 35 Millionen in Silber einzahlen. Die Bank wurde zugleich berechtigt, eine Hypothekenbank für das gesammte Reich zu gründen und eine Summe von 200 Millionen in Hypothekar-Anweisungen auszugeben. Nachdem die Eigenthums-Verleihung an die Inhaber der bäuerlichen Nahrungen, die Aufhebung des Robot und die Ueberführung des Landbaues von der Natural- zur Geldwirthschaft sich als politische Nothwendigkeit zu erkennen gegeben, trat diese große Maßregel nunmehr zugleich in ihrer eminent wirthschaftlichen und financiellen Bedeutung hervor.

Der Bedarf an Circulations-Mitteln wurde so außerordentlich gesteigert, daß die bisher durch ihre Ueberzahl in ihrem Werthe geschmälerten Zettel Gegenstand des unausgesetzt steigenden Bedarfs und sie dadurch dem Pari-Course immer näher gebracht wurden. Es war in nothwendiger Folge der Arbeitspreis, so wie der Preis der Bodenproducte erheblich gestiegen, was abermals das Bedürfniß nach Circulations-Mitteln in entsprechender Weise steigerte und wiederum nothwendig einen erheblichen Einfluß auf den Stand der Valuta üben mußte.

Endlich trat zugleich der Handels-Vertrag mit den deutschen Zollvereinsstaaten in's Leben, und die bisher durch das Prohibitiv-Schutzzoll-System im Schlummer erhaltene Industrie ward der anregenden Concurrenz des Auslandes unterworfen, die reichen Märkte desselben wurden derselben geöffnet.

Das solcher Art in der gewerblichen Thätigkeit des ausgedehnten Reichs angeregte frische Leben mußte abermals den Bedarf an Circulations-Mitteln steigern und zu dem Pari-Cours derselben hindrängen. Es bildete sich eine Nachfrage nach Geld heraus, die für Oesterreich etwas ganz Außerordentliches, etwas Unerhörtes war. Das Creditbedürfniß zeigte sich hier, weil der Credit so rasch gefordert wurde, als eine schwer auf dem ganzen gewerblichen Leben lastende Geldnoth, dem

die Staatsbank wegen der beengenden Schranken, welche einem derartigen Institut vorgezeichnet sein müssen, abzuhelfen außer Stande war. Eben so wenig genügte die im December 1853 in's Leben getretene Niederösterreichische Escompt-Gesellschaft dem gesteigerten Bedürfniß. Es mußte zur freien Entfaltung der neu aufblühenden gewerblichen Epoche, so wie zur Hebung des unter dem zu starken Abflusse der disponiblen Capitalien leidenden Staats-Credits eine große Credit-Anstalt für die ganze Monarchie errichtet werden, geeignet, die in dem Bestande des industriellen Vermögens schlummernden Capitalien zu lebendigen Factoren der industriellen Entwickelung zu machen. Durch die Errichtung der österreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe ist auch diesem Bedürfniß abgeholfen. Sie soll den einheimischen Credit zugleich zu einem auswärtigen machen, und somit das erzielen, was dem österreichischen Geld- und Creditmarkt am Wesentlichsten fehlt — es soll das Geldwesen Oesterreichs zu einem integrirenden Gliede der großen Geldwirthschaft der gesammten Welt erheben.

Wir müssen uns versagen, der vorliegenden Schrift in dem Nachweise zu folgen, daß und in welcher Weise die hier angedeuteten großen Operationen unseres Nachbarstaates eine zusammenhängende, sich gegenseitig unterstützende und ergänzende Kette bilden, in der jedes Glied seine bestimmte und durch das Bedürfniß gebotene Aufgabe zu lösen hat. Aber die Anerkennung sind wir den österreichischen Staatsmännern zu zollen verpflichtet, daß sie ein großes Ziel in großartiger Weise aufgefaßt haben. Nie haben wir uns verhehlt, daß Oesterreich unermeßliche Grundlagen der Macht-Entwickelung besitzt, die nur der befruchtenden und belebenden Ausbildung bedürfen, um die Sünden der Vergangenheit zu sühnen und sich aus einer verzweiflungsvollen Lage zu retten. Die Hebung der Steuerkraft ist das sicherste Mittel der Schuldentilgung, ein Mittel, in gleichem Maße entsprechend den Interessen der Völker, wie der Regierungen. Darin liegt zugleich die Lösung der socialen, wie der Lebensmittel-Frage.

Auch für die Wissenschaft liegt in diesen Vorgängen ein unermeßlicher Fortschritt. Was würden die österreichischen Staatsmänner angefangen, wie würden sie ihre Aufgabe gelöst haben, wenn sie nicht damit begonnen hätten, sich von den Fesseln des national-ökonomischen Liberalismus zu befreien? Sie würden einem gemüthlichen Ab- und Auflösungs-Fanatismus sich hingegeben, im Uebrigen den Entwickelungs-Gang des wirthschaftlichen Lebens sich selbst überlassen haben, unbekümmert um dessen Rückwirkung auf das sociale und politische Leben. Der Verfasser der vorliegenden Schrift aber charakterisirt seinen höheren Standpunkt, indem er anführt:

Einer der wesentlichsten Fortschritte, den die Lehre von der Volkswirthschaft und das Verständniß der national-ökonomischen Zustände theils schon gemacht hat, theils in noch höherem Grade machen wird, beruht

ohne Zweifel darauf, daß man den innigen Zusammenhang der volkswirthschaftlichen Zustände mit der gesellschaftlichen und politischen Ordnung der Völker erkannt und in ihrer Wechselwirkung zu begreifen gelernt hat. Ferner: man ist gewöhnt worden, finanzielle Maßregeln ausschließlich als Geldgeschäfte zu beurtheilen. Es giebt aber Zeiten, in denen die höhere Natur des Finanzwesens sich fast unwiderstehlich für jeden Denkenden Bahn bricht. Eine solche Zeit ist die gegenwärtige. Im Uebrigen enthält die Schrift zahlreiche, aus dem practischen Leben hergeleitete Grundlehren der National-Oekonomie, die wir unsern gelehrten Staatswirthen dringend empfehlen, als Bausteine für den künftigen Meister der Wissenschaft vom Wohle der Völker. Die Uebereinstimmung dieser Lehren mit denen, welche auch die „Berliner Revue" stets verfochten und die hier zum ersten Male in großartigem Maßstabe practische Geltung erlangt haben, ist uns ein Beweis, daß nur im Wege der socialen Politik die Zukunft und das Culturleben der Völker dauernd zu begründen ist.

Für Preußen aber liegt in den Vorgängen unseres Nachbarstaats eine ernste Mahnung, auch seiner Seits sich von den Fesseln der, insbesondere in der Behandlung des Geldwesens noch bestehenden Doctrin frei zu machen und sein inneres Leben auf gesunden, naturwüchsigen, d. h. auf dauernden und daher conservativen Grundlagen auszubauen. In nicht ferner Zeit dürfte Oesterreich an Machtfülle alle anderen Staaten Europas überragen. Wenn auch spät und nahe am Abgrunde mit Beseitigung des bureaukratischen Schematismus vorgegangen, hat dasselbe den großen Vorzug, sich in den Grundlagen gesund erhalten zu haben, und bei den Neugestaltungen die Mißgriffe der Vorgänger vermeiden zu können. Den Freunden aber der musterhaften preußischen Finanzverwaltung bemerken wir: Es handelt sich hier um Befruchtung des wirthschaftlichen Lebens durch die mächtige Staatsgewalt, in dem das Gleichgewicht von Einnahme und Ausgabe nur ein Factor ist; es handelt sich um Hebung der Steuerkraft des Volkes. Wer den dahin zielenden Maßregeln seine Bedenken entgegenstellen will, dem rufen wir mit den Worten der vorliegenden Schrift zu: Wir haben hier nichts mit denjenigen zu thun, die aus anderen Hintergedanken, oder weil ihnen das Zweifeln und das Opponiren das Denken ersetzen muß, mit nichts zufriedengestellt sind, als mit Gründen, welche Unzufriedenheit bedeuten.

Der preußische Staatshaushalts-Etat für das Jahr 1856.

Zweiter Abschnitt.

Ausgaben.

Es erscheint zweckgemäß, bei Besprechung derselben die hinsichtlich der Einnahmen beobachtete Reihefolge inne zu halten, auch die sogenannten einmaligen und außerordentlichen gleich mit aufzunehmen.

A. Domainen und Forsten.

Beinah der einzige unverändert gebliebene Ausgabe-Posten des ganzen Budgets ist der Revenuen-Antheil des Kron-Fideicommissfonds, mit 2,573,099 Thlr. festgestellt, und auf dieses Capitel angewiesen. Unserem Gefühl nach sollte ein preußischer Staatshaushalts-Etat diese Position gar nicht kennen, was unschwer zu bewirken ist, sobald ein für allemal Domainen und Forsten von gleichem Ertrage ganz ausgesondert werden. Zugleich würde der Billigkeit genügt, welche fordert, daß die Krone an dem steigenden Ertrag von einem Theile ihres Eigenthums participire. Dagegen läßt sich nur die Möglichkeit großer Unglücksfälle auf den ausgesonderten Gütern anführen, in Folge deren entweder das Königliche Haus verkürzt werden, oder die Nothwendigkeit eintreten könnte, von dem Landtag eine Art Theuerungs-Zulage zu verlangen. Dieses wäre unpassend und jenes ungerecht.

Im Jahre 1847 betrugen a) die Kosten der Central-Verwaltung 100,534, die Ausgabe b) bei den Domainen 1,079,695, c) bei den Forsten 2,690,691, einschließlich 187,576 außerordentliche; in Summa 3,870,920 Thlr.

Dermalen sind veranschlagt: a) Central-Verwaltung 79,900, b) Ankauf von Grundstücken, Entlastungen u. s. w. 70,000, c) Domainen 811,000, d) Forsten 2,875,600 Thlr., zusammen 3,836,500 Thlr.

B. Bergwerke, Hütten, Salinen.

Früher mit Einschluß der Verwaltung der Bergwerksgefälle u. s. w. 607,078, jetzt 8,904,640 Thlr., wovon 82,000 außerordentlicher Ausgaben. Es betrugen daher die Kosten im Jahre 1847 beinah 35 Procent und betragen jetzt 88 Procent der Brutto-Einnahme, was gerade hier weniger überraschen darf, als bei anderen Zweigen. Allerdings würde die Ziffer des Etats ein ganz anderes Ansehen gewinnen, wenn dieses Capitel darin fehlte.

C. Salzmonopol.

Die Kosten sind von 2,761,618 auf 2,952,620 Thlr. gestiegen, von denen 50,000 durch die Feuersbrunst in Memel veranlaßt, nur vorübergehend. Ungeachtet dieses Unfalles erfordert der Betrieb statt der früheren 35½ nur 34½ Procent der Brutto-Einnahme.

D. Lotterie.

Beziehungsweise 155,072 und 106,300 Thlr., mithin 48,072 Ersparniß.

E. Post.

Der Etat von 1847 forderte 6,438,000, der jetzige nimmt 7,963,719, d. i. 1,525,769 Thlr. mehr in Aussicht, wie nicht anders möglich.

F. Telegraphen und Eisenbahnen.

a) Telegraphen. Eine Vergleichung mit früher ist nicht möglich. Die regelmäßige Ausgabe beträgt 271,185, die außerordentliche zum Anlegen neuer Linien 200,000 Thlr. — Vielleicht interessirt es, folgende Notizen zu finden. Die Unterhaltung der Linien kostet durchschnittlich pro Meile 15, die Bewachung 10, ein Apparat 150, die Unterhaltung einer Batterie 60 Thlr.

Bei b) Eisenbahnen, müssen wir etwas weiter ausholen. Der im Jahre 1842 angeordnete, aus Ueberschüssen zu bildende Eisenbahn-Fonds hatte am Schlusse des Jahres 1846 für Antheile an verschiedenen Bahnen ausgegeben 3,545,642 Thlr., sein Bestand war noch 2,454,358 Thlr. Seitdem sind ihm bedeutende Summen zugeflossen, großentheils freilich aus Anleihen, eben so hat er viel ausgegeben, und befindet sich im ausschließlichen Besitz mehrerer Bahnlinien. Heute begegnet man folgenden Ausgaben: Central-Verwaltung 44,700, Zuschüsse zur Deckung garantirter Zinsen 100,000, Vorarbeiten für neue Bahnen 20,000, Bauten und Vermehrung der Betriebsmittel 1,446,900, Ankauf von Eisenbahn-Actien 539,116, Verwaltung der Staats-Eisenbahnen 3,639,918, im Ganzen 5,844,634 Thlr.

Da früher die Brutto-Einnahme der Staatsbahnen (5,711,096) einzeln nachgewiesen sind, mögen hier die Betriebskosten in gleicher Weise Platz finden. Niederschlesisch-Märkische 1,981,800. Berliner Verbindungs-Bahn 29,000. Ostbahn 1,093,300. Westphälische 336,400. Saarbrücker 161,000. Münster-Hammer 67,618, in Summa 3,669,118 Thlr. Scheinbar also ein Ueberschuß von 2,031,978, der sich aber in das Gegentheil verwandeln möchte, wenn man die Kehrseite der Angelegenheit betrachtet. Wird nämlich von Zinsen der aus Ueberschüssen dem Eisenbahn-Fonds zugewiesenen Capitale abgesehn, wie bei Staatseinrichtungen oft geschieht, so bleiben doch die Passiv-Zinsen der aufgenommenen Capitale und für die Bahnen, welche

von Privat-Gesellschaften übernommen sind. So viel uns bekannt, fanden die Anlehen von 1852 und 1853, in Summa ein und zwanzig Millionen zu $4\frac{1}{2}$ und 4 pCt., für den Eisenbahn-Bau statt, und die Uebernahme der Niederschlesisch-Märkischen erzeugte ein Passivum von über neunzehn Millionen, zu 5, $4\frac{1}{2}$ und 4 pCt. verzinslich. Darin liegt also für die Gegenwart kein Gewinn, in der Zukunft kann die Sache sich günstiger gestalten, und qui vivra verra.

Niemand wird die hohe Bedeutung der Eisenbahnen, ja ihre Nothwendigkeit innerhalb gewisser Grenzen anzweifeln. Aber diese Grenzen zu erkennen und fortwährend das Nothwendige von dem blos Angenehmen scharf zu sondern, mag ausnehmend schwer sein. Immer taucht eine neue Vervollständigung des magischen Netzes auf, und niemals wird es an Bittstellern fehlen, welche diesen Bau als durchaus unentbehrlich für eine gewisse Gegend darzustellen beflissen sind. Daher die große Schwierigkeit des rechtzeitigen Haltmachens.

Eine fast triviale Wahrheit ist, daß, wo Eisenbahnen wirkliches Bedürfniß und deshalb Gewinn versprechend sind, sich früher oder später ganz gewiß Privatleute finden, die den Bau unternehmen.*) Folgt daraus etwa die Nothwendigkeit, daß überall, wo ein solcher Bau nützlich sein könnte, jedoch Privat-Gesellschaften dafür mangeln, der Staat eintreten und — da kein einziger in Europa mit bereit liegenden Geldmitteln bauen kann — seine ohnehin beträchtliche Schuldenlast vergrößern soll? Gewiß nicht, und sogar nicht immer in den Fällen, wo angeblich „höhere Rücksichten" maßgebend sind. Leider kommen diese vorgeblichen Rücksichten höherer Art gerade dem sehr begreiflichen Wunsche: seinen Namen an irgend ein großes Werk zu heften, meist halben Weges entgegen. So lange Regenten und Staatsmänner eben auch nur Menschen sind, wird das einer genauen Abwägung des Für und Wider immerdar sehr hinderlich sein.**)

G. Chausseen.

Ueberall und zu jeder Zeit sind sie gewesen, was man gewöhnlich ein „zehrendes Capital" zu nennen pflegt, besonders im nördlichen Eu-

*) Es ist vorgekommen, daß Privat-Unternehmer den Bau sehr günstiger Strecken ausgesetzt haben, weil die Lage des Geldmarktes nicht günstig war. Diese müssen aber auch die Gouvernements beachten, sobald sie mit geborgtem Capital bauen wollen. Ueberdies bleibt immer zu bedenken, daß ein solches Capital (wenn auch günstig angelegt) die Ziffer der Staatsschuld erhöht, und dies von großem Einflusse auf die Bedingungen bei künftigen Anleihen sein wird, zumal wenn sie bei drohender Kriegsgefahr stattfinden.

**) Ehe dieser Aufsatz vollendet ist, müssen wir lesen, daß der Herr Handelsminister dem Hause der Abgeordneten verschiedene Gesetz-Entwürfe wegen neuer Eisenbahnen vorgelegt hat. Es werden beabsichtigt: 1) eine Bahn von Kreuz über Landsberg a. d. W. und Küstrin nach Frankfurt a. O.; 2) das Legen eines zweiten Geleises zwischen letzterem Orte und Berlin; 3) eine Bahn von Saarbrücken nach Trier, und 4) von Saarbrücken nach Luxemburg. Sämmtliche Kosten sind zu vierzehn Millionen Thlr. veranschlagt und sollen durch Anleihen beschafft werden. Gewiß sind alle Entwürfe sehr nützlich, und dennoch segnen wir den Erfinder des „beschränkten Unterthanen-Verstandes"; denn diesem will die stete Vermehrung der Schulden durchaus nicht eingehen. Hohe Staatsmänner sehen natürlich die Sache anders an.

ropa*). Zugleich waren sie aber schwer entbehrlich, bis die Anlage von Eisenbahnen einen ungeheuern Umschwung in die Verhältnisse des Verkehrs brachte. Dermalen kann vom Baue großer Chaussee-Linien nicht weiter die Rede sein; es handelt sich allein noch um verhältnißmäßig kurze Strecken, um einzelne Landestheile unter sich und mit den Eisenbahnen in bequeme Verbindung zu bringen. Diese fallen natürlich den betheiligten Landstrichen zur Last, und jeder Billigkeits-Rücksicht ist entsprochen, wenn die Regierung sie dabei etwas unterstützt.

Im Jahre 1847 besaß der Staat 1503 Meilen Kunststraße, wofür berechnet wurden: a) Erhebungs-Kosten 126,587; b) Unterhaltungs-Kosten etatsmäßig 1,690,875, die aber nicht ausreichten, vielmehr mußte man 100,000 zuschießen, wodurch der wirkliche Bedarf auf 1,790,875 steigt; c) Gehalte der Baubeamteten 159,451. Dazu traten noch d) zu Neubauten 1,000,000, im Ganzen 3,076,913 Thlr., d. i. mit der Einnahme verglichen ein Passivum von beinahe zwei Millionen, welches nothwendig mit jedem Jahre wuchs**).

Damals hatte man seit einiger Zeit das Auskunftsmittel ergriffen, daß die Regierung nicht alle Kunststraßen selbst baute, sondern den dabei betheiligten Kreisen durch sogenannte Bau-Prämien zu Hülfe kam. Gleiches ist seitdem fortwährend geschehen, und dennoch die Ausdehnung der dem Staate gehörenden Kunststraßen bis auf 1772½ Meilen angewachsen.

Der Etat von 1856 berechnet: a) Erhebungskosten 129,226; b) Unterhaltungskosten 2,230,225; c) zu Neubauten 1,420,000, im Ganzen 3,777,451 Thlr. — Wie viel wird, wenn die Dinge so fortgehen, der Bedarf nach zehn Jahren betragen? Oder wird endlich das immer anschwellende Minus zu einem Entschlusse führen, der Angesichts großer Eisenbahn-Linien nach allen vier Weltgegenden, ziemlich nahe liegt und höchstens nur hinausgeschoben werden kann?

H. Directe Steuern.

Ihre Erhebungs-Kosten waren früher berechnet wie folgt:

I. Grundsteuer: a) Elementar-Hebungskosten 118,219, b) Kreiskassen, Aufsichts-Beamtete u. s. w. 265,499, c) Remissionen und Erstattungen (Lippstadt) 199,660 Thlr.

II. Klassensteuer: a) Elementar-Hebungskosten 293,599, b) Erstattungen 10,704 Thlr.

---

*) Freilich lieferte die Chaussee von Berlin nach Charlottenburg bedeutenden Gewinn, und die nach Potsdam führende hat vielleicht den Aufwand gedeckt. Allein kein vernünftiger Mensch wird sie obiger Behauptung entgegen stellen.

**) Ungefähr zur Zeit des Vereinigten Landtages lasen wir in einer kleinen Schrift: „Nach 10 Jahren werden wir 1836 Meilen Chaussee besitzen, deren Unterhaltungs-Kosten 2,192,180 Thlr. betragen.“ Das ist richtig eingetroffen, denn heute schon ist erstere Zahl fast erreicht, die letztere bereits überschritten, wie der Leser bald sehen wird. Daneben waren zu Anfang des Jahres 1855 schon 1017 Meilen Kunststraße vorhanden, welche nicht dem Staate gehörten.

III. Gewerbesteuer: a) Elementar-Hebungskosten 102,908, b) Erstattungen 780 Thlr.

Hauptsumme 992,369 Thlr., d. i. etwas über vier Procent der Brutto-Einnahmen.

Der vorliegende Etat berechnet:

I. Grundsteuer: a) Elementar-Erhebungs-Kosten 107,229, b) Anfertigung der Heberollen 6300, c) Remissionen 87,395 Thlr.

II. Klassificirte Einkommen-Steuer: a) Veranlagung und Hebung 70,540, b) Hebungskosten vom Zuschlage 15,687 Thlr.

III. Klassensteuer: a) Veranlagung u. s. w. 326,520. b) Für den Zuschlag 81,440 Thlr.

IV. Gewerbe-Steuer. Elem.-Hebungskosten 115,576.

Ferner: Executions- und sonstige Kosten 27,600. Kreiskassen, Aufsichts-Beamtete u. s. w. 237,106 Thlr.

Hauptsumme 1,075,343 Thaler, d. h. ungefähr vier Procent der Brutto-Einnahme.

Hiezu tritt als außerordentlich ein Item übelsten Klanges: 137,802 Thlr. Kosten der Grundsteuer-Veranlagung nach dem Gesetze vom 24. Februar 1850 (welches die Aufhebung der bisherigen Grundsteuer-Befreiungen ausspricht). Uebel für die Bedrohten, wie übel an sich, denn dieser Betrag wäre nur ein Tropfen im Weltmeere, sobald von einer Katastrirung die Rede ist.

J. Indirecte Steuern.

Für 1847 war der Aufwand veranschlagt: a) Provinzial-Steuer-Directionen und übrige Behörden 3,329,823, b) Schifffahrts- u. s. w. Abgaben 112,321, c) Stempel 56,316, d) Brückgelder u. s. w. 20,825, e) Hypotheken-Schreiber-Gebühren 71,623, f) Bau und Reparaturen von Steuer-Localen 60,000 Thlr. Hauptsumme 3,650,908, also etwas mehr als zwölf Procent der Brutto-Einnahme.

Heute sind berechnet: a) Provinzial-Steuer-Directionen u. s. w. 3,560,267, b) Rheinzoll-Erhebung und Lasten, welche auf demselben haften, 36,383, c) Stempel 22,300, d) Communications-Abgaben 30,959, e) Hypotheken-Schreiber-Gebühren 66,032, f) Bau und Reparatur an Steuer-Localen 60,000. Außerordentlich 50,000, Ankauf eines Grundstücks zu Memel, in Folge der Feuersbrunst. Zusammen 3,955,167 Thaler, beinahe dreizehn Procent der Brutto-Einnahme.

K. Justiz.

Früher bestanden eine Zeit lang zwei besondere Ministerien: der Justiz und Gesetz-Revision, mit folgendem Bedarf: a) Justiz-Mini-

sterium 105,788, b) Ministerium der Gesetz-Revision 26,670, c) Geheimes Ober-Tribunal, Cassations-Hof, Ober-Censur-Gericht 152,320, d) Ober- und Unter-Gerichte 5,680,307, e) Unterhaltung der Gerichts-Gebäude 33,219, f) Wittwen-Kasse 33,030, g) Unterhalt der Gefangenen, sonstige Criminal-Kosten 458,552; zusammen 6,499,886 Thaler.

Jetzt sind erforderlich: a) Ministerium 99,070, b) Ober-Tribunal 186,736, c) Ober-Gerichte 1,189,719, d) Unter-Gerichte 6,944,400, e) Immediat-Justiz-Examinations-Commission 8038, f) Criminal-Kosten 1,661,425, g) Baare Auslagen in Parteisachen 622,903, h) Unterstützungen, Umzugs- u. Reisekosten 15,000, i) Bauliche Unterhaltung u. s. w. 40,000, k) Extraordinair zu Neubauten 400,000 Thaler, leider fast ausschließlich Gefängnisse. Im Ganzen 11,167,292 Thaler, daher Mehr-Ausgabe 4,667,406, d. h. beinahe 72 Procent des früheren Bedarfs!

Ohne Zweifel ist die Ursache dieser unerfreulichsten Erscheinung vorzugsweise in der neuen Gerichts-Organisation und dem Danaer-Geschenk der Jury zu suchen. Ob die Rechtspflege im richtigen Verhältniß zu dem höheren Aufwande gewonnen habe, kann der Laie nicht beurtheilen, doch behaupten Einige, die preußische Justiz sei auch vor 1848 nicht übel gewesen.

L. Ministerium des Innern.

Etat für 1847: a) Ministerium 125,721. b) Landraths-Aemter 728,077. c) Districts-Commissarien im Großherzogthum Posen 54,030. d) Polizei 468,117. e) Land-Gensd'armerie ausschließlich der Offiziere 630,595. f) Armen- und Wohlthätigkeits-Anstalten 149,300. g) Straf- und Besserungs-Anstalten 522,918. h) Zur Begründung von Damenstiftern u. s. w. 42,467. Wegen der jetzigen Berechnungsweise ist noch einzufügen: Statistisches Bureau 11,397 Thlr., wogegen die früher hier aufgeführten Kosten der General-Commissionen in das folgende Capitel gehören.

Hauptsumme 2,732,622 Thaler.

Voranschlag für 1856: a) Ministerium 110,956, wovon 20,500 extraordinair für Baulichkeiten. b) Statistisches Bureau 12,865, einschließlich 2000 zur Herausgabe eines statistischen Tabellen-Werkes. c) Meteorologisches Institut 3,300. d) Kalender-Verwaltung 1947. e) Landraths-Aemter 782,151. f) Districts-Commissarien 54,430. g) Polizei 846,816, nämlich für höhere polizeiliche Zwecke 80,000, in den Provinzen 218,014, in Berlin 456,267, Polizei-Anwaltschaft u. s. w. 56,000, Prämien, Transportkosten u. s. w. 36,535. h) Land-Gensdarmerie 923,603, ein-

schließlich der Offiziere *) und der 162,589 Thlr. betragenden Pensionen für Offiziere und Mannschaft. i) Für Wohlthätigkeits-Zwecke 206,082. k) Straf-, Besserungs- und Gefangenen-Anstalten 1,865,093, einschließlich 123,500 außerordentliche Ausgabe. l) Zur Begründung von Damenstiftern 10,173. m) Amtsblätter 116,580. n) Verschiedene Ausgaben 28,825, zusammen 5,012,272 Thaler.

Zieht man das Gehalt der Land-Gensd'armerie-Offiziere von dem jetzigen Voranschlage ab, und rechnet den früheren Betrag (56,755) desselben dem für 1847 hinzu, so bleibt immer noch ein Mehraufwand von 2,165,051 Thalern! Damals wurden (c, d, e) für polizeiliche Zwecke, mit Einschluß der Gensd'armerie-Offiziere, 1,208,497, jetzt werden (f, g, h) nach Abzug der Pensionen 1,662,250 ausgegeben. Damals erforderten die Straf-Anstalten 522,918, jetzt 1,865,093 Thlr., und dennoch müssen wegen Ueberfüllung derselben Beurlaubungen der weniger gravirten Verbrecher eintreten! Hierbei ist zu erinnern, daß die Criminal-Kosten von 458,552 auf 1,661,425 gestiegen, und außerdem 400,000 Thlr. zu Neubauten, fast lediglich von Gefängnissen, nöthig sind.

Dieser Zustand der Dinge macht durchgreifende Maßregeln zu einem dringenden Bedürfniß. Wir wissen wohl, daß die vielseitig angeregte Wiedereinführung der Prügelstrafe für gewisse Verbrechen nur in geringem Maße helfen kann, haben aber doch mit Bedauern vernommen, daß die Regierung nicht geneigt sei, darauf einzugehen.

M. Ministerium für landwirthschaftliche Angelegenheiten.

Aus andern Capiteln des Staatshaushalts-Etats für 1847 sind hieher zu versetzen: a) General-Commissionen und Revisions-Collegium 146,290. b) Landes-Oekonomie-Collegium, Errichtung von Lehr-Anstalten und Muster-Wirthschaften, Verbesserung der Viehzucht u. s. w. 110,735. c) Gestüt-Verwaltung, und zur Verbesserung der Pferdezucht 174,350, zusammen 431,375 Thlr.

Dagegen sind jetzt in Aussicht genommen: a) Ministerium 41,399. b) Revisions-Collegium 24,500. c) Auseinandersetzungs-Behörden 1,120,764. d) Rentenbanken 130,489. e) Landes-Oekononomie-Collegium 11,975. f) Förderung der Landcultur, Preisaufgaben, Lehranstalten u. s. w. 89,093. g) Deichwesen 39,916, extraordinair h) Meliorationen, Deichbauten, Waldcultur (in der Eifel) 196,000, und i) Begrün-

*) Das Gehalt derselben im Betrage von 58,200 Thlr. ist oftmals in der Zweiten Kammer angefochten worden, obgleich sie nicht zu entbehren sind. Jetzt, wo für Berlin und dessen nächste Umgegend 1 Oberst, 10 Hauptleute, 60 Lieutenants der Schutzmänner fungiren, wird man hoffentlich die Sache anders betrachten.

bung einer Lehranstalt in Ostpreußen 23,435. k) Gestüt-Verwaltung 501,918, mit Einschluß von 15,826 zum Ankauf von Pferden und extraordinairen 50,000 Thlr. wegen der hohen Futterpreise. l) Förderung der Pferdezucht 24,200 (hauptsächlich Rennpreise). Zusammen 2,203,691 Thaler.

N. Ministerium der geistlichen xc. Angelegenheiten.

Früherer Bedarf: a) Ministerium 132,123. b) Evangelischer Cultus 256,922. c) Katholischer 723,315. d) Universitäten 473,781. e) Stipendien 9936. f) Zuschüsse für Gymnasien 270,097. g) Desgleichen für Schullehrer-Seminare 101,834. h) Elementar-Unterricht 252,754. i) Taubstummen- und Blinden-Anstalten 14,282. k) Akademieen, Bibliotheken, Kunst-Institute 156,217. l) Consistorien, Schul-Collegien u. s. w. 210,164. m) Zur Verbesserung der Lage des geistlichen und Lehrstandes 199,470. n) Unterhaltung der Kirchen, Pfarr- und Schulgebäude 143,547. o) Verschiedene Ausgaben 23,852. p) Medicinal-Collegien u. s. w. 36,732. q) Kreis-Physiker, Chirurgen, Thierärzte 127,589. r) Hebammen-Institute u. s. w. 29,889. s) Zuschüsse für Kranken- und Irrenhäuser 72,197. t) Thierarznei-Schule 14,600. u) Sonstige Ausgaben für Sanitäts- und medicinal-polizeiliche Zwecke 23,637.

Hauptsumme 3,272,938 Thaler.

Jetziger Voranschlag: a) Ministerium 109,150. b) Evangelischer Cultus (einschließlich des Ober-Kirchenrathes und der Consistorien) 403,366. c) Katholischer 736,083. d) Universitäten 469,749. e) Stipendien 9245. f) Gymnasien und Realschulen 356,581, mit Einschluß von 44,521 zu Bauten. g) Schullehrer-Seminare 175,837, einschließlich 54,839 zu Bauten. h) Elementar-Unterricht 205,532. i) Taubstummen- und Blinden-Anstalten 13,536. k) Akademieen, Bibliotheken u. s. w. 185,345, wovon 49,085 für die Museen, 24,080 für die Bibliothek zu Berlin. l) Schul-Collegien u. s. w. 113,428. m) Verbesserung der Lage des geistlichen und Lehrstandes 219,978, wovon 10,000 für Gymnasial-, 35,000 für Elementar-Lehrer extraordinair. n) Kirchen- und Schul-Gebäude 450,762, wovon 250,000 außerordentlich. o) Verschiedene Ausgaben 71,714. p) Medicinal-Collegien 36,800. q) Kreis-Physiker, Chirurgen, Thierärzte 129,005. r) Hebammen-Institute 28,657. s) Zuschüsse für Kranken- und Irrenhäuser 77,162. t) Thierarznei-Schule 15,573. u) Sonstige Ausgaben für Sanitäts- und medicinal-polizeiliche Zwecke 17,756. v) Unvorhergesehene Ausgaben 20,000. w) Zum Baue des

Kölner Doms und einer katholischen Kirche in Berlin 60,000. x) Bau des Neuen Museums 50,000.*) y) Desgleichen eines neuen Palmenhauses 45,700. z) Sechste Jahreszahlung für die oberschlesischen Typhus-Waisen 50,000. aa) Unterstützung armer Künstler und Literaten 1000. Zusammen 4,123,119 Thaler.

Obgleich das Capitel, mit Einschluß des Extraordinariums, um ungefähr 38½ pCt. des früheren Bedarfs gestiegen ist, wird doch kein Verständiger deshalb Klage führen. Zumal seitdem das Ministerium der oberflächlichen Vielwisserei einen Damm entgegengesetzt, und überhaupt den Diesterwegianismus aus seinem Gebiete verbannt hat.

O. Kriegs-Ministerium.

Eine ganz genaue Vergleichung der Etats von 1847 und 1856 ist hier unmöglich. Früher verrechnete nämlich das Kriegs-Ministerium den Aufwand für das „Telegraphen-Corps" und hatte auch die Pensionen der Land-Gensd'armerie übernommen. Beide Summen, seitdem an die Ministerien des Handels und des Inneren übergegangen, konnten wir nicht ermitteln, also auch nicht abziehen, indeß werden sie schwerlich bedeutend mehr als hunderttausend Thaler betragen.

Damals schloß der Voranschlag mit 25,770,502 Thlr. ab, denen der extraordinair ausgeworfene „Reservefonds für die Natural-Verpflegung der Armee" mit 502,736 beizufügen, weil er jedenfalls verbraucht worden. Summa 26,273,238, wovon der Vergleichung halber wiederum abzusetzen sind: 56,755 Gehalt der Offiziere der Land-Gensd'armerie und 278,573 Beitrag zum Baue der Bundes-Festungen Ulm und Rastatt. Ersteres verrechnet jetzt das Ministerium des Innern, letzteren das der auswärtigen Angelegenheiten, wobei nur verwunderlich ist, daß dieses nicht auch die Matricular-Beiträge für die übrigen Bundes-Festungen übernommen hat.

Hiernach bleibt für 1847 ein Gesammtbedarf von 25,937,910 Thlrn. in folgenden Posten. a) Ministerium und General-Militair-Kasse 235,718. b) Gehalt und Sold der Armee (einschließlich des Telegraphen-Corps) 10,905,535. c) Sachliche Ausgaben bei dem Generalstabe und den Pionieren 41,000. d) Natural-Verpflegung 4,428,607, wovon 502,736 extraordinair, und 530,000 Verwaltungs-Bau-Reparatur-Kosten. e) Bekleidung 1,432,690 mit Einschluß von 21,000 für die Administration. f) Zuschüsse zur Musik 16,500. g) Train-Depots 58,327. h)

*) Im Jahre 1843 war aus Ueberschüssen ein „Extraordinairer Fonds zu Prachtbauten" gegründet worden, welchen das Jahr 1848 verwischte. Demselben gingen bis Ende 1846 mehr als zwei Millionen Thaler zu, wovon damals noch 642,392 Thaler verwendbar blieben. Daraus waren bestritten: der Wiederaufbau des Opernhauses, die Fürstengruft, eine Erzgießerei, ein Haus für Herrn v. Cornelius, die Nicolai-Kirche zu Potsdam und das Neue Museum; für letzteres hatte man am Schlusse des Jahres 1846 bereits 530,000 Thaler ausgegeben.

Servis- und Garnison-Verwaltung 2,322,273, darunter 102,000 Verwaltungs-Aufwand. i) Remonten und Remonte-Depots 410,388. k) Waffen- und Pulver-Fabrikation, Transportkosten, Artillerie-Depots, Uebungen der Artillerie 1,087,665, wovon 472,064 extraordinair, größtentheils zur Anfertigung von Zündnadel-Gewehren. l) Unterhaltung der Festungen 310,895. m) Medizinalstab, Gouvernements- und Garnisons-Stabsärzte 71,191. n) Lazarethe, Arznei u. s. w. 501,497. o) Pensionen und Inactivitäts-Gehalte (mit Einschluß der Land-Gensd'armerie) 2,764,268. p) Intendanturen 109,853. q) Militair-Geistlichkeit 40,955. r) Militair-Justiz 78,330. s) Militair-Erziehungs-, Unterrichts- und Prüfungs-Anstalten 226,877. t) Kinderpflege und Schulgelder 56,254. u) Marsch-, Reise- und Vorspann-Kosten 271,050. v) Große Truppen-Uebungen 154,800. w) Aushebungs-Kosten und Verpflegung der entlassenen Reserven 102,260. x) Gratificationen für Beamtete 6060. y) Zuschuß für das Militair-Waisenhaus 80,050. z) Zuschuß zur Militair-Wittwen-Kasse 56,395. aa) Verschiedene Ausgaben (Medaillen-Zulage, Gnaden-Bewilligungen, Entschädigung für verletzte Landwehrpferde u. s. w.) 108,197. bb) Matricular-Beitrag zu Erhaltung der Bundes-Festungen 20,271 Thaler.

Im Etat von 1856 sind veranschlagt: a) Ministerium und General-Militair-Kasse 236,881; b) Gehalt und Sold der Armee 11,269,578. Die Steigerung im Betrage von 364,043 (eigentlich etwas bedeutender) beruht hauptsächlich auf dem erhöhten Friedensstand der Infanterie, und der bei allen Waffengattungen nothwendiger Weise vermehrten Zahl der Offiziere; c) sächliche Ausgaben bei dem Generalstab und den Pionieren 43,536; d) Natural-Verpflegung 5,594,898, wovon 118,000 persönliche Ausgaben. Unter Vorbehalt des Ersatzes für etwaigen Mehrbedarf sind berechnet 46 Thaler für den Wispel Roggen, 23 desgl. Hafer, 21 Sgr. für den Centner Heu, 5 Thlr. 20 Sgr. für das Schock Stroh; e) Bekleidung 1,516,500, wovon 31,590 Verwaltungs-Kosten; f) Train-Depots 55,280, einschließlich 10,000 extraordinair zu Bauten; g) Servis und Garnison-Verwaltung 2,639,599, darunter 74,423 persönliche, 100,000 zu größeren Neu- und Retablissements-Bauten, 138,080 extraordinair zum Bau von Kasernen; h) Remonten und Remonte-Depots 556,030, wovon 390,720 zum Ankauf von 3256 Pferden, 132,040 Zuschuß an die Verwaltung der Remonte-Depots; *) i) Waffen- und Pulver-Fabrication, Transportkosten, Depots

*) Als Durchschnitts-Betrag sind 120 Thaler p. Pferd berechnet. Derselbe stand im Jahre 1853 auf 105 Thlr. 12 Sgr., stieg binnen zwölf Monaten bis über 112

u. s. w. 1,274,712, als: persönliche Ausgaben bei den Depots und Fabriken 122,104, sachliche 1,152,608, darunter 44,000 extraordinair zu Bauten. Neu geschaffen sind die Stellen eines Inspecteurs der Waffen-Fabriken und dreier der Festungs-Artillerie; k) Bau und Unterhaltung der Festungen 874,067, wovon 539,886 Extraordinarium zu Neubauten; l) Medicinalstab u. s. w. 75,548; m) Lazarethe, Arznei u. s. w. 651,466, darunter 60,000 außerordentlich für den Bau zweier Festungs-Lazarethe; n) Pensionen und Inactivitäts-Gehalte 3,248,355, also 484,087 mehr als vor neun Jahren, obgleich die Pensionen der Land-Gensd'armerie seitdem hier weggefallen sind. Diese Vermehrung dürfte großentheils auf der wohlthätigen neuen Ordnung (Cabinets-Ordre vom 28. April 1849) des Pensions-Wesens für Dienstunfähige vom Feldwebel abwärts beruhen. Gegenwärtig empfangen 25,294 Mann dieser Kategorie 720,865 Thlr., es beziehen ferner 3855 Offiziere und Beamtete 2,397,687 Thlr., 210 früher Pensionirte 19,499 Thlr. Procent-Zuschüsse, 776 Wittwen und Kinder 43,863 Thlr. Pensionen und Erziehungs-Gelder; o) Intendanturen 137,632; p) Militair-Geistlichkeit (47 evangelische und 14 katholische) 49,179; q) Militair-Justiz 80,262; r) Militair-Erziehungs-, Unterrichts- und Prüfungs-Anstalten 254,909, wovon 166,956 (und außerdem 88,500 Pensionen oder Erziehungs-Beiträge) auf das Cadetten-Corps entfallen; s) Kinderpflege- und Schulgelder 48,621; t) Marsch-, Reise- und Vorspannkosten 378,985; u) große Truppen-Uebungen 45,250. Sie bilden kein eignes Capitel, sondern sind aus andern hierher übertragen. v) Aushebungs-Kosten und Verpflegung entlassener Reserven 182,760; w) Unterstützungen für solche Militairs und Beamtete, für welche kein besonderer Fonds besteht, 16,024; x) Zuschuß für das Militair-Waisenhaus 127,296. Diese beträchtliche Erhöhung verdankt das Land der Weisheit einer zweiten Kammer, welche den sogenannten Intelligenz-Zwang aufhob, wodurch nicht die Intelligenz, sondern lediglich der Pächter des Intelligenz-Blattes gewann; y) Zuschuß zur Militair-Wittwen-Kasse 101,645, also gleichfalls erheblich gestiegen, wie nicht anders möglich, weil die ganze Anstalt auf einer unrichtigen Rechnung beruht, wie diejenige für das Civil. Sollte nicht nachgerade rathsam werden, beide Anstalten nach richtigeren Grundsätzen umzuformen? Dadurch könnte man wenigstens dem alljährlich wachsenden Ausfall für die Zukunft begegnen; z) Verschiedene Ausgaben 19,410; aa) Matricular-Beitrag für die Bundes-Festungen 20,271.

Thaler, und muß aus nahe liegenden Gründen alljährlich steigen. Uebrigens kann man annehmen, daß jedes durch die Remonte-Depots gegangene Pferd dem Staate vielleicht zehn Thaler mehr kostet als rechnungsmäßig vorliegt; die zu Depots verpachteten Domainen tragen nämlich noch dasselbe Pachtquantum wie vor dreißig Jahren.

Hauptsumme 28,700,672 (wovon 790,446 extraordinär), also 2,762,762 Thlr. mehr als vor neun Jahren.

Wir glaubten, bei diesem Capitel etwas genauer als bei andern in Einzelnheiten eingehen zu sollen, weil es das bedeutendste und zugleich das bestverleumdete des ganzen Etats ist. Größerer Sicherheit halber theilten wir die vorliegende Zusammenstellung einem sachkundigen Freunde mit, um seine Ansicht bittend, und erhielten im Wesentlichen folgende Antwort: „Preußen muß entweder einen verhältnißmäßig größeren Aufwand als andere Staaten für die Streitkraft machen, oder die von Friedrich dem Großen, so wie 1813—1815 errungene europäische Stellung aufgeben. *) Letzteres kann Niemand anrathen, weil es eine moralische Unmöglichkeit ist. Daher erscheint die Klage über das erstere sehr unverständig, besonders da vielleicht nirgend eine strengere und zugleich so vernünftige Sparsamkeit vorwaltet. Dieser Ueberzeugung unbeschadet, gehöre ich durchaus nicht zu denen, welche ungefähr folgendes Calcul machen: im Jahre a verwendete die Regierung von b Thalern Gesammt-Ausgabe c auf das Heerwesen, also könnte oder sollte sie heute, bei einem Budget von d Thalern, x darauf verwenden. Diese Rechnung erscheint mir grundfalsch. Uebrigens ist die bestorganisirte Armee immer nur das Schwert des Scanderbeg — — —. Erwarten Sie nicht, daß ich auf Einzelnheiten eingehe, wozu die Positionen b, i, k, n Veranlassung geben könnten; das würde nothwendig Punkte sehr zarter Natur berühren, welche der Patriot niemals öffentlich verhandelt."

P. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Bedarf im Jahre 1847: a) Ministerium 94,677, b) Gesandtschaften, Consulate, Beiträge zur Bundes-Kasse 527,251, c) Sonstige Ausgaben 113,992, d) Beitrag zu dem Baue und der Ausrüstung von Rastatt und Ulm 278,573, vom Kriegsministerium hierher übertragen. Hauptsumme 1,014,493 Thlr.

Jetziger Anschlag: a) Ministerium 132,285; b) Gesandtschaften, Consulate, Beiträge zur Bundes-Kasse u. s. w. 628,285; c) sonstige Ausgaben 58,170; d) Beitrag für Rastatt und Ulm 141,455, zusammen 960,195 Thlr. Also wenigstens Ein Capitel, welches weniger als vor neun Jahren in Anspruch nimmt, — freilich beruht die Ersparniß auf dem verminderten Beitrag zum Bau der zwei neuen Bundes-Festungen.

Erwähnen wir beiläufig, wie in Bezug auf sie der deutsche Bund seinen Abscheu vor jeglicher Ueberstürzung glänzend bewährt hat. Während fünf und zwanzig Jahren konnte man sich über die „am Oberrhein" zu erbauende Festung nicht vereinigen, worüber Niemand erfreut war,

*) Der Heer-Aufwand Preußens beträgt etwas mehr als 24 Procent der Brutto-Einnahme; Baiern hat keine Stellung der bezeichneten Art zu behaupten und verwendet dennoch beinahe 25 Procent seiner Gesammt-Einnahme auf die Armee.

als Baron Rothschild, der die dazu von Frankreich gezahlten Gelder aufbewahrte. Als Louis Philippe (1840) einmal für passend hielt, sich ingrimmig anzustellen und der liebe Monsieur Thiers in die Kriegsposaune stieß, erledigte sich die Sache äußerst schnell dahin, daß beschlossen ward, zwei Plätze anzulegen. Dazu reichten natürlich die vorhandenen Gelder nicht aus, und wurden deshalb Matricular-Beiträge gefordert, deren letzter im Jahre 1852 zahlbar sein sollte. Für 1856 ist nun der allerletzte angesagt, doch kann Niemand dafür stehen, daß nicht ein aller-allerletzter nachhinke.

Q. Hohenzollernsche Lande.

Die regelmäßigen Ausgaben sind zu 188,966, die außerordentlichen auf 17,320 Thlr. berechnet, das Ganze steht also der Einnahme gleich.

R. Oeffentliche Schuld.

Officiell wurde zu Anfang des Jahres 1847 die verzinsliche Schuld zu 128,642,234, die unverzinsliche zu 25,742,347 Thlrn. angegeben. Ersteres war unrichtig, weil mit Rücksicht auf das Staatsschulden-Gesetz die Prämien-Anleihe der Seehandlung und die seit ungefähr funfzehn Jahren baar zu stellenden Cautionen nicht in Ansatz gebracht wurden. Wie viel beide damals betrugen, ist augenblicklich nicht genau zu ermitteln; eine ungefähre Berechnung zeigt, daß erstere etwa noch sechs Millionen betrug, und die Cautions-Schuld etwas weniger. Ueberdies war die letztere zum größten Theile gedeckt, indem die Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 11. Februar 1832 bestimmt hatte, daß aus dem Mehrbetrag der eingezahlten über die zurückgegebenen Cautionen ein besonderer Fonds gebildet werde. Durch Anhäufung von Zinsen und Zinseszinsen war derselbe so angewachsen, daß er einer beiläufigen Bemerkung nach im Jahre 1847 „die Höhe der gezahlten Cautionen beinah erreichte“. Ganz ohne Aderlaß scheint auch dieser Fonds während der politischen Sturm- und Drang-Periode nicht davongekommen zu sein, indem man amtlich vernimmt, er habe am Schluß des Jahres 1855 den Betrag von 5,420,200 Thlrn. erreicht.

Von den 25,742,347 Thlrn. Kassen-Anweisungen jener Zeit waren sechs Millionen im Jahre 1827 neu ausgegeben, durch niedergelegte Staatsschuldscheine gedeckt, 8,500,000 der Bank, Seehandlung und ritterschaftlichen Privatbank für Pommern überlassen, welche den gleichen Betrag in Staatsschuldscheinen deponiren mußten. Demnach betrug das nicht fundirte Papiergeld nur 11,242,347 Thlr. Ueberdies hatte Friedrich Wilhelm III. bei Ausgabe jener sechs Millionen angeordnet, aus dem größeren Theile der Zinsen des dafür hinterlegten Capitals einen Hülfsfonds zur Realisation der Kassen-Anweisungen von vier Millionen zu bilden, welcher im Jahre 1847 baar vorhanden war.

Damals wurden veranschlagt: a) Zinsen 4,425,962, b) Tilgung 2,314,859, c) Zinsen und Tilgung von Provinzial-

Schulden, welche man nach dem Jahre 1822 übernommen, 40,920, d) Verwaltungs-Kosten und sonstige Ausgaben, einschließlich 20,000 für die unverzinsliche Schuld, 401,165 Thlr. Hinzugefügt müssen aus dem damaligen Capitel Passiva der General-Staatskasse werden e) 227,060 Zinsen für Amts-Cautionen und f) 601,000 Verzinsung und Tilgung der zum Chaussee-Bau aufgenommenen Capitale, d. h. der Prämien-Anleihe. Hauptsumme 8,047,380 Thaler.

Heute ist die verzinsliche Schuld auf 217,009,162, die unverzinsliche, lediglich von der Regierung zu vertretende auf 30,842,347 Thaler gestiegen, auch das Sicherungs-Capital von sechs, der Hülfsfonds von vier Millionen spurlos verschwunden. Erforderlich sind: a) Zinsen 8,360,168, b) Tilgung 4,205,562, c) Kosten der unverzinslichen Schuld 6000, d) Verwaltungs-Kosten 64,585, im Ganzen 12,356,215 Thaler.

Als nach den Mobilmachungen von 1805 und 1806, der Katastrophe von 1806—1807 und den ungeheueren Anstrengungen des Zeitabschnittes 1807—1816 das Schuldenwesen der Monarchie geordnet ward, betrugen die verzinslichen Schulden 206,733,170 Thaler. Mithin um beinahe eilf Millionen weniger, als jetzt, — und dieses neben der Anzapfung des Staatsschatzes, den verbrauchten Capitalien und Documenten, so wie der Verdreifachung des Papiergeldes! Wahrlich, das tolle Jahr ist in seinen finanziellen Folgen ein furchtbares geworden.

8. Passiva der General-Staatskasse.

Außer den bereits in Rechnung gebrachten Posten enthält der Etat für 1847 unter dieser Ueberschrift noch folgende: a) Entschädigung für aufgehobene Rechte und Nutzungen 260,422, b) Zinsen für die eingezogenen Capitale der Wittwen-Kasse 171,066, c) Verzinsung und Abbürdung temporairer Vorschüsse anderer Kassen 513,334, d) Zuschuß an die Civil-Wittwen-Kasse 369,893, zusammen 1,314,709 Thaler.

Was dermalen der obigen Rubrik entsprechen möchte, müssen wir aus verschiedenen Capiteln zusammensuchen: a) Renten und Entschädigungen für aufgehobene Rechte und Nutzungen 329,263, b) Zuschuß zur Verzinsung und Tilgung verschiedener, vom Staate nicht übernommener Provinzial- und Communal-Schulden 22,134, c) Zuschuß an die (Civil-) Wittwen-Verpflegungs-Anstalt 653,800, wobei dasselbe gilt, was hinsichts der Militair-Wittwen-Kasse bemerkt ward, d) Renten und extraordinair 305,535. Außerdem werden am füglichsten hier eingeschaltet e) Deckung des Verlustes bei Einziehung der nicht vollwichtigen Friedrichsd'ors u. s. w. 50,000. Hauptsumme 1,360,732 Thaler.

T. Staats-Ministerium.

Diese Rubrik existirte i. J. 1847 nicht, doch gehören aus dem damaligen Voranschlage folgende Posten hieher: a) Bureau des Staats-Ministeriums und geheimes Civil-Cabinet 76,218, b) Staats- und Cabinets-Archiv 10,935, c) Provinzial-Archive 11,447, d) Staats-Secretariat 24,334, e) General-Ordens-Commission 20,948, f) Ober-Rechnungskammer 122,205, g) Verwaltung des Staatsschatzes und Münzwesens 26,152, zusammen 292,239 Thlr.

Dermalen sind erforderlich: a) Bureau des Staats-Ministeriums und geheimes Civil-Cabinet 58,875, b) Archive 16,875, c) Staats-Secretariat 11,300, d) General-Ordens-Commission 26,600, e) Ober-Rechnungskammer 115,005, f) Verwaltung des Staatsschatzes und Münzwesens 14,980, g) Ober-Examinations-Commission für Verwaltungs-Beamtete 970, h) Disciplinar-Hof 1970, im Ganzen 246,575 Thaler.

Da hier von der Verwaltung des Staatsschatzes die Rede ist, so erscheint die Bemerkung am Orte, daß ihn die schlimmen Tage von 1848 ab nur theilweis verschlungen haben. Während der ersten Jahre des preußischen Constitutionalismus erhielten die Kammern einen Nachweis über den Bestand und die muthmaßliche Einnahme desselben, was indeß seit 1854 auf eine vertrauliche Mittheilung an die betreffende Commission beschränkt worden ist. Gewiß ganz passender und verständiger Weise! Wir können daher nur beibringen, „daß der am Schlusse des Jahres 1854 verbliebene Bestand den des Vorjahres nicht unbeträchtlich überstiegen hat, und die Einziehung der dazu gehörenden Activ-Capitale mit entsprechendem Erfolge betrieben worden ist."

Für den eigentlichen Betrieb der Münze sind neben dem obigen Ansatze 77,960 Thlr. Einnahme und eben so viele Ausgaben berechnet, mit Einschluß von 7912 zur Verstärkung des Betriebs-Capitals. Im Jahre 1855 wurden 9,720,516 Thlr. preußischer Münzen aller Art, und 113,932 Thlr. für fremde Regierungen geprägt.

U. Finanz-Ministerium.

Alle sachlichen Ausgaben, welche früher hier aufgeführt wurden, sind bereits an geeigneter Stelle erwähnt. Daher bleibt nur zu bemerken, daß im Jahre 1847 Ministerium, Central-Verwaltung der Steuern und General-Staatskasse 171,281 Thlr. bedurften, und jetzt mit 160,770 veranschlagt sind.

V. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten.

Im Jahre 1847 bestand a) ein Handelsamt, welches 24,579 Thlr. kostete. Außerdem sind von dem damaligen Etat des Finanz-

Ministeriums hierher zu ziehen: b) General-Verwaltung für Handel und Gewerbe, Ober-Bau-Deputation, technische Gewerbe-Deputation 84,672, c) Gewerbe-Institut, Bauschule, Gewerbeschulen, Förderung allgemeiner Handels- und gewerblicher Zwecke 115,142, d) Bau-Hafen-Schifffahrts-Beamtete, Unterhaltung der Leuchtfeuer 324,646, e) Unterhaltung der fiscalischen Wasserwerke, Brücken, unchaussirten Wege, Strom- und Uferbauten 899,735, f) Unterhaltung der Bezirksstraßen auf dem linken Rheinufer 148,780; zusammen 1,597,554 Thlr. Den Posten: „Zur Beförderung des Eisenbahn-Baues“ (1,205,000) haben wir im Capitel der Eisenbahnen angeführt.

Heute sind veranschlagt: a) Ministerium, technische Bau- und Gewerbe-Deputation 155,943, b) Zuschuß für die Bau-Akademie 8860, c) bautechnisches Personal, Hafen-Schifffahrts-Beamtete 559,097, d) Unterhaltung der Wasserwerke, unchaussirten Wege u. s. w. 1,097,897, e) Förderung allgemeiner gewerblicher und Handelszwecke 170,300, Extraordinair: f) Land- und Wasser-Neubauten, öffentliche Arbeiten 1,000,000, g) Schutzarbeiten für den Nieder-Oderbruch 100,000; zusammen 3,085,797 Thlr. Die 3,650,225 (einschließlich 380,000 extraordinair) zu Unterhaltung und Neubau von Kunststraßen hat der Leser bereits in dem Capitel Chausseen gefunden. Außerdem sind unter den einmaligen und außerordentlichen Ausgaben 20,000 Thlr. zu den s. g. Potsdamer Immediat-Bauten verrechnet, ein alter Posten, der sich früher ebenfalls fand.

W. Ober-Präsidien und Regierungen.

Früherer Etat 1,749,688, jetziger 1,783,238 Thaler.

X. Staats-Druckerei.

Existirte im Jahre 1847 nicht, ist für 1856 mit 48,588 Thalern Einnahme und 51,488 Ausgabe angesetzt, bedarf also eines Zuschusses von nur 2900 Thalern.

Y. Marine.

Gleichfalls ein Novum, welches mit der Zeit äußerst kostspielig werden möchte. Der Ausgabe-Etat für das laufende Jahr enthält folgende Sätze: a) Admiralität 30,300. b) Marine-Verwaltung 29,914. c) Militair-Personal 217,134.*) d) Instandhaltung der Fahrzeuge 146,533. e) Krankenpflege 14,086. f) Bekleidungs-Vorrath 5000. g) Serviskosten 11,464. h)

*) Dasselbe zählt: 2 Admirale, 6 Capitains, 36 Lieutenants, 15 Fähnriche, 25 Cadetten, 28 Deck-Offiziere, 537 Unteroffiziere und Matrosen, 200 Schiffsjungen, 35 Maschinisten, 253 Handwerker, 11 Lazareth-Gehülfen. See-Bataillon 1 Commandeur, 4 Hauptleute, 13 Lieutenants, 446 Mann, 6 Stabs-Wachtmeister.

Reisekosten 9000. i) Rechtspflege, Seelsorge, Unterricht u. s. w. 12,160. k) Material 77,940. l) Insgemein 10,000. Außerordentlich: m) In Betreff des Jade-Gebiets 491,111. n) Armirung der Fregatte „Thetis" 40,000. o) Schiffsbauten 218,888.

Hauptsumme 1,304,531 Thaler.

Z. Pensionen und Competenzen

bildeten im Etat für 1847 drei verschiedene Capitel, welche füglich zusammengezogen werden können. a) Pensionen für emeritirte Civil-Beamtete, deren Wittwen und Kinder 1,070,000. b) Desgl. für Geistliche, Lehrer und deren Hinterbliebene 20,000. c) Gnaden-Pensionen aller Art 50,000. d) Pathen-Geschenke und sonstige Unterstützungen 53,600. e) Pensionen, welche sich auf den Reichs-Deputations-Hauptschluß oder frühere Verpflichtungen gründen, sowie für Mitglieder aufgehobener geistlicher Corporationen 1,058,919. f) Leibrenten, extraordinäre Gehalte und Wartegelder 96,539, zusammen 2,349,058 Thaler.

Der Voranschlag für 1856 berechnet: a) Pensionen für emeritirte Civil-Staatsdiener 1,604,000. b) Desgl. für Wittwen und Waisen derselben, sowie Unterstützungen 157,585. c) Wartegelder 64,407. d) Pensions-Aussterbe-Fonds 529,000. — Hauptsumme 2,355,992 Thaler.

AA. Allgemeine Fonds.

Unter dem Titel Insgemein enthielt der Voranschlag von 1847 folgende Posten: a) Ablösung von Passiv-Renten 100,000, b) Extraordinäre Bedürfnisse, wie Strom-, Hafen-Bauten, Landes-Verbesserungen 2,500,000, c) Dispositions-Fonds zu Gnaden-Bewilligungen 350,000, d) Desgleichen zu Bau-Unterstützungen 100,000, e) Uebertragung etwaiger Ausfälle bei den Einnahmen 500,000, f) Unvorhergesehene Ausgaben 500,000, g) Außerordentliche Bedürfnisse, Unterstützungen bei Landes-Calamitäten 360,000, zusammen 4,410,000 Thlr.

Im Etat für 1856 sind berechnet: a) Ablösung von Passiv-Renten 50,000, b) Dispositions-Fonds zu Gnaden-Bewilligungen 400,000, c) Zu unvorhergesehenen Ausgaben 300,000, in Summa 750,000 Thlr.

Diese viel bescheideneren Ansätze können wir beim besten Willen nicht als einen Vorzug der jetzigen gegen die früheren Verhältnisse betrachten. Einmal war es angenehm, etliche Millionen über die regelmäßige Ausgabe hinaus zu besitzen, zweitens sind mehrere Posten, die

hierher gehören, schon bei den einzelnen Ministerien als Extraordinarium aufgeführt.

BB. Für die beiden Häuser des Landtags.

Für den Vereinigten Landtag des Jahres 1847 findet sich nichts im Etat ausgeworfen, eine Vergleichung der Kosten ist deshalb unmöglich. Für 1856 wird eine viermonatliche Dauer der Session angenommen, und danach folgender Bedarf veranschlagt.

1. Herrenhaus. a) Bureau 32,720, worunter 5620 für Stenographen und 5000 zum Ankauf der stenographischen Berichte beider Häuser! b) Erweiterung der Localien extraordinär 40,000, c) Unterhaltung des Gebäudes, der Amtswohnung des Präsidenten, des gesammten Mobiliars u. s. w. 7330, zusammen 80,050 Thlr.

2. Haus der Abgeordneten. a) Reisekosten und Diäten 150,000, b) Bureau 42,145, darunter 7000 zum Ankauf der stenographischen Berichte, c) Amtswohnung des Präsidenten, Mobiliar u. s. w. 7574, in Summa 199,719 Thlr.

Ob die Gesammt-Ausgabe von 279,769 Thlr. den übrigen Staatsbürgern als unnützer Luxus oder als wohlangewendetes Geld erscheinen soll, hängt lediglich von den Mitgliedern der zwei hohen Häuser ab. Eben so wird es großentheils von ihnen abhängen, daß die angenommene Sitzungszeit von vier Monaten keinen Falles überschritten, sondern eher abgekürzt werde.

Schlußwort.

In der „Berliner Revue“ (III. Band, Heft 6) ward gesagt: „Nur bei der Wahl der Mitglieder einer Commission hat nach unserer Meinung die rechte Seite die Pflicht, dafür zu sorgen, daß in dieselbe nur Mitglieder der conservativen Partei gewählt worden. Wir meinen die „Budget-Commission.“ Damit sind wir völlig einverstanden, wenn auch vielleicht aus ganz andern Gründen. Für das freisinnige Lager — Demokraten so gut wie Eigentliche und Männer des platten Liberalismus — ist das Bemängeln der Staatsausgaben ein längst überwundener Standpunkt. Gerade die am ersten zu entbehrenden sind ihrer Ansicht von der Staatsmaschine sehr entsprechend, außerdem will sich die Gesellschaft an gewissen Orten nicht ganz mißliebig machen, und findet ein großes Budget in der Hoffnung bequem, dasselbe einstmals selbst zu entwerfen. Daher konnte Herr v. Patow mit Recht äußern: „Fragen Sie die Herren Minister, ob sie nicht gerade bei uns die beste und kräftigste Unterstützung in sehr vielen Vorlagen, welche die Finanz- und Handels-Minister gemacht, gefunden haben.“

Soll also etwas Wesentliches im Staatshaushalte gewonnen werden, so kann die Verbesserung nur von der conservativen Partei aus-

gehen, und unserer Ansicht gemäß ist das Land berechtigt, sie von ihr zu erwarten. Oftmals war von der Nothwendigkeit die Rede, das constitutionelle Leben dem Wesen der ständischen Monarchie möglichst anzunähern, wofür sich eben hier eine vortreffliche Gelegenheit darbietet. Worin bestand die hauptsächlichste Thätigkeit der alten Stände? Lange Redeübungen fanden in der Regel nicht statt, Principien-Reiterei war ebenfalls äußerst selten, die Gesetz-Fabrication blieb weit hinter dem blühenden Betrieb zurück, in welchem sie sich heute allerwärts befindet. Womit haben denn aber jene Ehrenmänner die — allerdings etwas kürzere — Sitzungszeit ausgefüllt? Vorzugsweise damit, daß sie, die Forderungen der Landesherrschaft genau prüfend, ihr und ihrer Mitunterthanen Geld vertheidigten. Das dauerte so lange, bis einerseits die kleinen Nachahmer Ludwig's XIV. zu größerer Macht gelangt, auf der andern Seite die ständischen Körperschaften in eine Art Marasmus versunken waren. Wahrlich es lohnt der Mühe des Versuchs, ob jenes Charakteristische des ständischen Wesens, noch aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ganz abgestorben sei oder nicht!

Damit ist nicht gemeint, daß Ordnung in die Finanzen gebracht werden solle. Wenigstens bei uns befinden sie sich nicht allein in bester Ordnung — was nämlich das Rechnungswerk angeht, es ist sogar Methode darin, wenn auch vielleicht eine unrichtige. Gegen diese, d. h. gegen das System: die Einnahmen regelmäßig den Ausgaben unterzuordnen, sollte sich einsichtiger Widerstand erheben, — man sollte mit Uebergehung kleinlicher Mäkeleien das Ganze einer ernsten Prüfung unterwerfen und das Ergebniß ernst aussprechen. Daß dabei kein Gedanke an Budget-Verweigerung aufkommen kann, versteht sich für jeden halbweg vernünftigen Mann von selbst.

Unterhaltungen am häuslichen Heerd.

A. v. Sternberg veröffentlicht in Nummer 17 der Gutzkow'schen Wochenschrift eine Novellette „Das gespenstische Haus", welche der intellectuellen Würde Gutzkow's und seiner „Unterhaltungen am häuslichen Heerd" vollkommen entspricht und den Beweis liefert, daß der Verfasser des „Tagebuch eines Papageis", des „Neuen Gilblas" und der „Royalisten" aufgehört hat, das zu sein, was er früher war: ein geistreicher Mann. Wäre er noch ein solcher, so würde er auch nicht Mitarbeiter an den „Unterhaltungen" sein können, da deren Redacteur sicher etwas geistreich Geschriebenes, als ihm unverständlich, zurückschicken würde. Dagegen dürfte es Sternberg schwer geworden sein, dieser seiner Novellette anderswo zum Druck zu verhelfen: ich bin fest über-

zeugt, daß Prutz im Museum, Schmidt oder Kühne dieses Product, obgleich es in politisch-moralisch-religiöser Hinsicht unverfänglich ist, nur gegen Erlegung der Insertions-Gebühr veröffentlicht hätten: es ist zu hanebüchener Unsinn. Aber Gutzkow selbst bringt es höchstens zu Trivialitäten, wie die auf Seite 272 in derselben Nummer stehende: „Leiden müssen das Herz von seinen Schlacken befreien." Da muß er sich denn mit fremden Federn schmücken, und eine solche recht bunte und schillernde Pfauenfeder ist Sternberg's gespenstisches Haus. Um durch die flache Aufklärung seine romantischen Schauer-Gemälde nicht zu verwässern, ließ Sternberg sonst zum Oefteren, zum Beispiel in „Diana" und „Macargan", die Räthsel ungelöst. Seine Dichtungen verloren dadurch allen Zusammenhang. Hier löst er den Knäuel, aber in so abgeschmackt erzwungener Weise, daß die Erzählung dadurch außerdem auch noch jeden Werth als bloßes Phantasiestück einbüßt. Doch freilich: ein eigentliches Schauerstück gehört nicht in Gutzkow's „Unterhaltungen", weil Alles, was aus der ordinärsten Alltäglichkeits-Klarheit heraustritt, sich seiner Fassungskraft entzieht. Darum mußte die Sache sich gehörig naturgemäß aufklären, und so ist das „gespenstische Haus" eine von jenen Gespenstergeschichten ohne Gespenst, wie uns deren die Ammen und Barbiere auftischen. Der Inhalt ist:

Ein kurländischer Gutsbesitzer findet in der Nähe von Mitau einen einsamen, an der Landstraße belegenen Gasthof, in welchem Niemand mehr einkehrt, weil es darin spukt. Um Mitternacht ertönen alle Klingeln von selbst. „Man hatte natürlich alle Mittel angewendet, die gespenstischen Klingelzüge zum Stillstand zu bringen, doch vergeblich. Bei Eintritt der Dämmerung, wo es bereits in den hochgewölbten Korridoren völlig dunkel geworden, ließ sich der Tritt eines Menschen hören, der langsam daherschritt oder vielmehr wankte, sich in Pausen an die Wand zu lehnen schien, um Kräfte zu sammeln, seinen Weg fortzusetzen, und sich dann auf dem Absatz einer Treppe verlor, die nicht mehr gebraucht wurde und in einen Keller führte." Der gespenstergläubige Leser ahnt nun schon, was da kommt: der verwegene Gutsbesitzer kehrt in dieser Geisterhöhle ein. Ich hätt' es auch gethan, zwar nicht, um Kobolde zu haschen, aber um einen Gasthof näher kennen zu lernen, in welchem die Treppe, die in den Keller führt, nicht gebraucht wird. Ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn. Doch an diesem Schrecken ists noch nicht genug. Der Gasthof ist nur von einem alten Kastellan bewohnt, der einen großen wolfsähnlichen Hund und einen schwarzen Kater besitzt: ob er auf die Unterhaltungen am häuslichen Heerd abonnirt hat, bleibt ungewiß. Dieser Kastellan erzählt: „In der Nacht, die dem heiligen Dreikönigstage vorangeht, hält hier eine Reisekutsche, aus der Leute steigen, welche ganz wie menschliche Creaturen aussehen, aber gleichwohl verfluchte Schattenbilder sind, die in weiter Ferne in der Erde faulen und nur zum Schein, und um hier ihren Spaß zu treiben, auf-

treten. Dann läuft Alles weg, was im Hause Leben hat.“ (Das würde also blos Kater, Hund und Kastellan sein.) „Und man läßt das Gesindevolk unter sich wirthschaften. Früh am Morgen ist dann Alles wieder verschwunden. Vorher aber klingeln sie und wollen bedient sein, und wenn dann, wie natürlich, Niemand kommt, so stoßen sie gotteslästerliche Flüche aus.“

Nachdem ich bis dahin gelesen, trank ich hurtig ein Glas Cognac auf Einen Zug, und erreichte den scharfsinnigen psychologischen Zweck, den ich als ein Mann, welcher sich selbst kennt, dabei im Auge hatte: ich bekam eine Gänsehaut, und mit ihr das wohlthuende Prickeln des sich graulenden Schauers. Es war ein epochenmachender Moment in meiner Seelen-Entwicklung. Stürmisch war die Winternacht und ich befand mich ganz allein — nicht einmal ein schwarzer Kater war da — in dem einsamen Gartenhause, welches ich bewohne, ohne einen Hausgenossen darin zu dulden. Was Wunder, wenn ich plötzlich die Geisterkutsche vorfahren hörte! Da stiegen sie heraus, da drangen sie bei mir ein, diese löschpapierfarbigen widerlichen Fratzen; es waren die Helden der Gutzkowschen Schauspiele und Romane, die mir vorwarfen, sie mit meinen Kritiken vergiftet zu haben; sie hätten gehofft, in eleganten Boudoirs zu leben in Halbfranzbänden mit Goldschnitt, nun müßten sie in den Leihbibliotheken begraben liegen und in schmutzigen Händen verfaulen. Ich sehe sie noch vor mir: da in langer Reihe die Ritter vom Geiste, einer immer läppischer wie der andere, die Löwin Wallie mit Reitpeitsche und Glimmstengel, die Diakonissin mit jenem bezaubernden Gesichtsausdruck, der unwiderstehlich zum Einschlafen hinreißt, in drohender Haltung Lenz und Söhne und das mir noch nicht bekannte Reststücken Ella Rose — alles Charaktere, die „ganz wie menschliche Creaturen aussehen, aber gleichwohl verfluchte Schattenbilder sind.“

Die Vision verschwand. Ich las weiter.

Der Gutsbesitzer in Kurland erwacht in der Nacht und sieht, obwohl er seine Thür verschlossen, zwei Männer im Zimmer, von denen der Eine à la Napoléon I. drapirt ist. „Beide schienen geheimnißvoll mit einander, und zwar sehr lebhaft, zu sprechen; Keiner wendete mir seine Aufmerksamkeit zu. Aufgerichtet saß ich im Bett und starrte sie an. Da that es einen dumpfen Schlag auf den Fußboden, und die beiden Männer entfernten sich, indem sie auf die graue Wand zuschritten und lautlos wie die Schatten in dieselbe verschwanden. Ich zündete die Lichter an; ich untersuchte die Wand, nirgends war ein Ausgang bemerkbar; die Thür war verschlossen, wie ich sie in's Schloß gelegt hatte. —“

Weiter passirt dann dem Gutsbesitzer Nichts. Aber es war auch genug, um mich tief zu erschüttern, und ich überlegte, was zu thun wäre, wenn plötzlich Gutzkow's Uriel Akosta, faselnd und grimassenschneidend, wie er über die Bühne zu gehen pflegt, aus der Wand hervorträte. Doch als ich eine Seite weiter gelesen, athmete ich freier: das Licht der

Vernunft siegt über die Truggebilde der Phantasie, und die Geschichte von jenem nächtlichen Besuch löſ't sich auf wie folgt:

Ein Irrenarzt ist mit einem Russen, der geisteskrank und seiner Obhut anvertraut ist, an diesem Hause vorübergereist, und darum, weil es darin spuken soll, glaubt der Arzt, sein Patient könne nur hier von der firen Idee, Kaiser Napoleon zu sein, genesen. Wo dieser Arzt Logik studirt hat, ist nicht angegeben. Der Geisteskranke nun treibt in dem Hause als Napoleon sein Wesen und ist mit dem Arzt, der ihn zu Bett schaffen will, in jenes Zimmer gekommen und daraus verschwunden — durch eine Tapetenthür. „Dies ist", schließt der Sternbergische Gutsbesitzer, „die Erzählung, die ich Ihnen zu bieten die Kühnheit gehabt. Es ist ein Abenteuer seltner Art."

Unaufgelöst bleiben dabei nur folgende Räthsel: 1) Warum soll der Doctor gemeint haben, sein Kranker sei in dem Spukhause besser aufgehoben, als unter vernünftiger Obhut? 2) Warum hat der Doctor den Fremden und warum dieser ihn in jener Nacht nicht angeredet? Wenn man einen fremden Menschen in seinem Zimmer trifft, pflegt man doch Etwas zu sagen, etwa: Gott grüße Sie! oder: Scheeren Sie sich hinaus! 3) Wie ist es möglich, in einer Wand eine Thür so anzubringen, daß Jemand, der überhaupt sehen kann, sie nicht sieht, wenn er die Wand sorgfältig untersucht? 4) Wie kommt es, daß das Spukhaus, wenn es als Aufenthalt für einen Geisteskranken dient, doch noch als öffentlicher Gasthof benutzt wird? 5) Wie hängt Alles, was der Held der Erzählung dort erlebt, mit den Gerüchten von der Klingelei, dem Trampeln auf dem Corridor und der Gespensterkutsche zusammen?

Diese Fragen erhalten keine Antwort. Dagegen folgt bei Sternberg schließlich eine melancholische Betrachtung darüber, daß es recht Schade ist, wenn man seinen Verstand verliert. Ich bin von dem Neuen und Ueberraschenden dieser wichtigen Entdeckung noch ganz geblendet. Nur bedaure ich, daß Sternberg blos über die Macht des Irrsinns in der Form der firen Idee spricht. Näher lag wohl eine Abhandlung über die Form des Blödsinns, insofern sich derselbe in der Literatur geltend macht. Vortrefflich passen alsdann die folgenden Sätze des einst zu so schönen Hoffnungen berechtigenden Autors: „Wo ist da die Grenze, wo das Wirkliche aufhört und ein seltsames, schauerliches Maskenspiel beginnt? Welch ein Geschöpf ist nun dies? Kann es noch auf den Namen eines Bruders und Nebenmenschen Anspruch machen? Ist nicht Alles von ihm abgeglitten, was gerade den Stolz, den Werth und die Bedeutung einer menschlichen Existenz ausmacht? Und dennoch führt diese Larve ihr Scheinleben dicht neben dem meinigen ruhig und sicher weiter, und das mit einem giftigen Miasma gefüllte Gehirn arbeitet mit eben derselben Schärfe und Genauigkeit seine Functionen aus, wie es das meinige thut, dem noch volle Gesundheit beiwohnt."

Tages-Ereignisse.

Es herrscht große Freude in den Lagern des Liberalismus und der dieses goldene Kalb anbetenden Bourgeoisie, über die „Oppositions-Gelüste" des Herrenhauses, wodurch die „Opposition als eine Aufgabe des constitutionellen Wesens gerechtfertigt worden ist." So lautet wörtlich die Argumentation. Die Freude an der Opposition im Allgemeinen ist bei der Bourgeoisie ganz begreiflich, denn sie ist ihr recht eigentliches Lebens-Element. Nur irrt sie sich, wie gewöhnlich, wieder in den Motiven und Consequenzen, wenn sie aus den bisher im Herrenhause stattgefundenen Verhandlungen eine Entwickelung dessen erwartet, was sie „constitutionelles Wesen" nennt. An sachlicher und sachverständiger Opposition hat es weder in den alten brandenburgischen, noch in den preußischen Ständen je gefehlt; ja sie hat noch nie in einem preußischen Regierungs-Collegio gefehlt, aber sie ist eben nicht auf jene Zwecke gerichtet gewesen, welche als das Ziel alles „constitutionellen Wesens" bezeichnet werden: principieller Widerstand gegen die Regierung überhaupt und Entfernung oder Ohnmacht der Regierenden. So lange ein preußisches Ministerium sich nicht erschüttern lassen will, wird es von einer Opposition des Herrenhauses oder des Abgeordnetenhauses nicht erschüttert werden, und so lange die Opposition keine Ministerkrisis herbeiführen kann, so lange wird sie eben nur das nothwendige Nein! jeder Berathung bleiben. Wir wollen damit nicht sagen, daß nicht einzelne Mitglieder des Herrenhauses ganz bereit wären, auch wirklich constitutionelle Opposition zu machen; vor der Hand scheint der Triumph der Bourgeoisie aber noch verfrüht. Doch hat sie in einem Punkte vollkommen Recht, wenn sie die Opposition im Herrenhause, so wie dasselbe gegenwärtig gestaltet ist, für sehr viel wichtiger und gefährlicher hält, als die Opposition im Hause der Abgeordneten. Die Gründe liegen so nahe, daß es hier wohl keiner besonderen Anführung derselben bedarf. So lange sich der Widerspruch an sachliche und materielle Interessen hält, so lange er sich gegen die Verwaltung des Innern und der Finanzen richtet, hat es allerdings keine Gefahr mit einer Entwickelung dessen, was von gegnerischer Seite constitutionelles Wesen genannt wird. Richtet er sich aber einmal gegen die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten und des Heeres — dann freilich würde der jetzt noch ungerechtfertigte Triumph des Liberalismus nur zu sehr gerechtfertigt sein. In der gegenwärtigen preußischen Verfassung liegt der Grund für eine solche Entwickelung nicht vor, in ihrer Handhabung aber allerdings die Möglichkeit dafür. Opposition der Brandenburgischen und Preußischen „Herren" hat nie gefehlt, möge man die Landtags-Recesse bis zur Zeit des großen Kurfürsten oder die Landtags-Ab-

schiede neuerer Zeit lesen; aber sie war sich nie solcher Zwecke bewußt, wie die Chablone der französischen Constitutions-Idee sie vorschreibt und in ihren Formeln anstrebt. Auf eine sachliche und sachverständige Opposition hat die Regierung gerechnet, als sie die jetzige Bildung des Herrenhauses vorschlug. Gewiß hat auch Se. Majestät der König, unser Allergnädigster Herr, sie erwartet, und über lang oder urz mußte sie kommen. Eine siegreiche systematische und principielle Opposition darf aber in Preußen nicht kommen, wenn der Staat nicht in die äußerste Gefahr gerathen soll. Die systematische macht mit der Zeit jede Bewegung der Regierung unmöglich, die principielle bedroht selbst die Monarchie. Mit beiden hat es vor der Hand im Herrenhause noch keine Gefahr. Kämen sie aber, so wären sie freilich gerade im Herrenhanse von wirklichem Uebel. Eine gewisse Gereiztheit hat sich in der That bei beiden Gelegenheiten, — der Bonifications-Frage für Spiritus und der Trennung des ordentlichen von dem außerordentlichen Ausgabe-Etat, — gegen den Finanzminister kund gegeben. Die Erscheinung ist unerfreulich, wenn auch erklärlich. Warten wir ab, wie sich die von der Bourgeoisie mit so unverhehlter Freude begrüßte Erscheinung weiter entwickelt; daß der Liberalismus eben diese Freude so unverhohlen ausspricht, sollte die „Herren" wohl darauf aufmerksam machen, was er von ihnen hofft und sogar erwartet.

Die Rede des gegenwärtigen Beherrschers der französischen Nation, mit welcher die Legislative am 3. März eröffnet wurde, ist unzweifelhaft eines der wichtigsten politischen Actenstücke der neuesten Zeit, und besonders deswegen, weil sie durchgängig wahr ist. Wer wollte seine Augen vor dem Fortschritte Frankreichs in aller und jeder Beziehung verschließen, seitdem sein Oberhaupt so vollständig mit dem Parlamentarismus gebrochen, seitdem die Presse nicht mehr ohne allen Rückhalt Revolutionen vorbereitet, seitdem die Regierung sich keine Abschwächung mehr gefallen läßt. Es ist Alles in dieser Rede wahr, und dabei gemäßigt. Es ist keine Ueberhebung und keine Drohung darin. Eine Thatsache reiht sich an die andere, und die daraus gefolgerten Schlüsse müssen auch von principiellen Gegnern des Napoleonischen Regierungssystems zugegeben werden. Was darin von der Bereitwilligkeit der französischen Nation, die Regierung mit mehr als den verlangten Geldmitteln zu unterstützen, — von der Blüthe des Verkehrs trotz des Krieges, — von dem erneuten Kriegsruhm der französischen Waffen, — von dem wiedergewonnenen Einfluß Frankreichs auf die Angelegenheiten Europa's gesagt wird, ist so vollkommen durch die Ereignisse und Vorgänge bestätigt worden, daß kein Beherrscher Frankreichs seit 1815 zu einer solchen Rede berechtigt war, und keinem sich so reiches Material darbot, um mit Bewußtsein an entscheidender Stelle verkündet zu werden. Deutschland hat keine Ursache, sich über die Wahrheit dieser kaiserlichen Rede zu freuen, denn sie

ist zugleich die Grundlage für die Entwickelung des Bonapartismus, dieses Erbfeindes der deutschen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, aber die Unbehaglichkeit, Thatsachen zugeben zu müssen, darf kein Grund dafür sein, sie zu läugnen.

„Es wäre eine seltsame Politik, einen Freund zu bekriegen, um ihn zu einem Kriege gegen unsern Feind zu zwingen!" sagte Lord Palmerston in der Sitzung des Oberhauses vom 3. März, als er den englischen Gesandten in Persien gegen den Vorwurf Layard's vertheidigte, sich ungebührlich gegen die persische Regierung benommen zu haben. Wir haben vergeblich in denjenigen englischen Zeitungen, welche noch vor Kurzem eine Blokade aller preußischen Häfen verlangten, um die nicht im europäischen Concert befindliche preußische Regierung zu einer feindlichen Haltung gegen Rußland zu zwingen, — nach einem Commentar dieser Aeußerung Lord Palmerston's gesucht. Daß sie durch das Benehmen des mächtigen Großbritanniens gegen Griechenland und Neapel in eigenthümlicher Weise illustrirt und interpretirt wird, möge nur so nebenher bemerkt sein, der weit schlagenderen Illustration 1809 vor Kopenhagen noch gar nicht einmal zu gedenken. An und für sich selbst ist die „Seltsamkeit" einer solchen Politik unstreitig richtig, aber „selten" sind Beispiele dafür, gerade in der englischen Geschichte nicht, und die Aeußerung des zeitigen Premier-Ministers ist auch wohl nur mit Bezug auf das weit entlegene Persien für augenblicklich zweckmäßig gehalten worden. Eine andere Combination würde auch den Wortlaut derselben wesentlich geändert haben.

Uebereinstimmend fährt fast die gesammte europäische Presse fort, den Umstand zu ignoriren, daß die Westmächte Rußland den Frieden angeboten haben. Wir machten schon damals darauf aufmerksam, als Graf Esterhazy eine Geschäfts- und Herr v. Seebach eine Vergnügungsreise nach St. Petersburg machten. Gegenwärtig mehren sich die officiellen Zeugnisse für unsere damalige Vermuthung. Das Oberhaupt der französischen Nation sagt in der Senats-Eröffnungs-Rede:

„Kaiser Alexander II. nahm mit Entschlossenheit die durch Oesterreich übermittelten Vorschläge an."

Lord Palmerston sagt als Erwiderung auf eine Anfrage d'Israeli's:

„Es ist dem Hause und dem Lande wohl bekannt, daß Oesterreich vor einiger Zeit, mit vorheriger Einwilligung Frankreichs und Englands, gewisse Artikel als Bedingung vorgeschlagen hat, die einem Friedensvertrage zwischen den kriegführenden Mächten zur Grundlage dienen sollten!"

Daß auch die Königin Victoria bei Eröffnung des Parlamentes in ähnlichem Sinne gesprochen, haben wir bereits früher erwähnt.

Aus alledem geht unwiderleglich hervor, daß nicht Rußland den Frieden angeboten, also nicht der angeblich Besiegte, sondern der angebliche Sieger. Weiter aber geht daraus hervor, daß nicht Rußland sich erschöpft, müde und am endlichen Erfolge zweifelnd erklärt, sondern die Westmächte eingesehen haben, daß das in zwei Jahren gegen Rußland Erreichte in gar keinem Verhältniß zu den dafür aufgewandten Mitteln steht, und daß alle jene hochtönenden Redensarten von einem Zurückwerfen des nordischen Colosses auf thönernen Füßen nach Asien, von einem Brechen russischen Einflusses auf europäische Angelegenheiten, von einem Verstümmeln und zum Krüppel schlagen für 60 Millionen Menschen eben nur — Redensarten waren.

Man sollte denken, daß ein so allseitig bestätigtes Factum, — wie die Friedens-Anerbietung, die Sendung von Vermittlern in die Hauptstadt des Feindes von Seiten der Westmächte durch ihren Verbündeten — nicht geleugnet werden könne und wenigstens eine Erwähnung verdiene. Doch ist es noch keiner Zeitung eingefallen, diesen für die Beurtheilung der ganzen Sachlage entscheidenden Umstand auch nur anzudeuten, und doch erklärt er einfach Manches sonst unerklärlich Scheinende. Aber es paßt nicht in den Kram des gewohnten Raisonnements gegen Rußland, und es ist die alte Tactik der liberalen Presse, das todtzuschweigen, was man eben nicht widerlegen kann.

Der blühende, phantasiereiche Stil französischer Bulletins, Verordnungen und Bevorwortung neuer Gesetzvorschläge ist zwar genügend bekannt, und hin und wieder haben auch wir uns daran erfreut, auf dergleichen geschickte Stilisirung sonst unangenehm nackter Thatsachen hinzuweisen. Glänzenderes aber hat die französische Feder wohl noch nicht geleistet, als den Trost für den Pariser Badaud über den erneuerten Ausbruch schwerer Seuchen bei den Truppen in der Krim. Der gegen das Uebel erlassene Generalbefehl sagt nämlich, wohlverstanden am 15. Februar, an demselben Tage, wo eine Parade wegen heftigen Schneegestöbers und eilf Grad Kälte abbestellt wurde:

„Um dem Scorbut Einhalt zu thun, soll jedes französische Regiment eine Art von Küchengarten anlegen und in demselben gewisse schnellwachsende antiscorbutische Pflanzen groß ziehen, deren Sämereien unterweges sind. Unterdessen sollen die Soldaten sich Löwenzahn, der schon an allen Orten aufschießt, sammeln und als Salat verzehren, auch frische Kartoffeln ankaufen, wo dergleichen zu haben sind."

Unzweifelhaft sind das Mittel, deren Wirkung auf eine längere Zeitdauer berechnet ist. Sämereien, die *bereits unterweges* sind, obgleich der Scorbut erst kurz vorher zum Ausbruch kam, die dann erst in besonders angelegten Küchengärten *schnell groß gezogen* werden sollen, und frische Kartoffeln, deren Ankauf man nur an die kleine Bedingung knüpft: *wo dergleichen zu haben sind*, scheinen indessen

dem Uebel kaum in der gewünschten Schnelligkeit abhelfen zu können. Ist, nach Talleyrand, das Wort nur dazu da, um den Gedanken zu verschleiern, so scheint der französische Stil nur dazu da zu sein, um die nackte Thatsache zu bemänteln und mit Redensarten zu trösten, wo wirkliche Hülfe erlahmt. Wenn im Frühjahr oder Sommer von dergleichen Anpflanzungen gesprochen wird, so mag das willkürliche Verwechseln des Futurums mit dem Präsens wenigstens noch wie ein gutgemeinter Gedanke angesehen werden, denn dann wäre Täuschung wenigstens bei dem nicht denkenden Theile der Leser möglich, aber am 15. Februar bei eilf Grad Kälte und Schneegestöber ist dergleichen doch fast zu stark, um ganz ungerügt hingehen zu können.

„Das Princip der Autorität muß stets von der Freiheit begleitet sein!" so schloß die Introductions-Rede des neuen französischen Akademikers Legouvé, und ein außerordentlicher Beifall lohnte den geistreichen Gedanken des Redners, der die vollkommene Gefahrlosigkeit akademischer Reden dazu benutzt hatte, um, — wie der Bericht in den französischen Zeitungen sagt — einige freisinnige Anspielungen anzubringen. Wäre der Schlußsatz der Anfang seiner Rede und die Rede selbst eine Beweisführung oder auch nur eine Erklärung der Möglichkeit desselben gewesen, so müßte sich die Deduction des neuen Akademikers gewiß sehr belehrend lesen lassen. So einfach als ein Schluß-Effect hingestellt, hätte der Redner eben so gut sagen können: Die Tugend ist schön! Jeder Mensch kann irren! oder irgend einen andern unumstößlich wahren Satz, freilich wäre dann wohl der Beifall kaum so außerordentlich gewesen, als er es nach dem Zeitungs-Referat gewesen ist. Die vollkommene Unschädlichkeit akademischer Reden scheint Hrn. Legouvé verführt zu haben, nach wohlfeilem Beifalle zu streben. Wenn Autorität und Freiheit, so allgemein neben einander gestellt, sich eben mit einander vertragen wollten und könnten, so würde die Weltgeschichte ungleich weniger voluminös sein. Daß beide sich nicht mit einander vertragen, ist eben der Inhalt dieser Weltgeschichte, und es läßt sich kaum erwarten, daß sie nach der Rede des Hrn. Legouvé eine wesentlich andere Wendung nehmen wird, selbst wenn diese Rede gedruckt, dann aber auch zuverlässig corrigirt erscheinen sollte. Die Herren Gelehrten können es nun einmal nicht lassen, hin und wieder auf ihre eigene Weise Politik zu machen, und wo sich irgend eine Gelegenheit bietet — gefahrlos, wie es sich von selbst versteht, — sind sie bei der Hand, um mit einer wohltönenden Phrase Effect zu machen. Da auch die gegenwärtige Regierung in Frankreich behauptet, das Mittel gefunden zu haben, wie man Autorität und Freiheit vereinigt, so war Herr Legouvé um so sicherer vor Verantwortung. Höchstens hätte er für einen Schmeichler der Regierung gehalten werden können.

Neugierig gemacht durch die mancherlei literarischen Recriminationen gegen das sogenannte Dresdner „schwarze Buch", haben wir uns Einsicht desselben zu verschaffen gesucht und sind in mancher Rücksicht enttäuscht worden. Neben den positiv nützlichen Daten, die es enthält, ist auch ein solcher Wust von Unbrauchbarem, hin und wieder sogar Falschem, zusammengetragen und die ganze Arbeit eine so ungeschickte, namentlich was Anordnung und Uebersicht betrifft, daß aus diesem Standpunkt mancher Tadel gerechtfertigt ist. Selbst Todte sind darin und jedenfalls für den eingestandenen Zweck des Buches unnütz aufgenommen. Wir haben von vorn herein das Mangelhafte der Arbeit bezeichnet und fügen hinzu, daß es weit hinter der ähnlichen von Stieber und Wermuth „die Communisten-Verschwörung" zurücksteht. Deshalb können wir aber um so unparteiischer das Verdienst des sonderbaren Buches anerkennen, und dies besteht eben darin, daß der ungenannte Verfasser seiner Devise „facta loquuntur" getreu, alle Personen in sein Verzeichniß aufgenommen hat, die sich vor, während und nach der eigentlichen Revolutionszeit irgend wie bemerkbar gemacht, und daß er rücksichtslos gegen die jetzigen Stellungen der von ihm genannten Personen dasjenige aufzählt, was sie 1848 gesagt, geschrieben oder gethan. Darin liegt denn auch der Grund für die allgemeine literarische Hetzjagd gegen das uns nur naiv, den Getroffenen aber verwerflich erscheinende Buch. Eine ganz besondere Abneigung scheint der Verfasser gegen die Partei der sogenannten Gothaer zu haben, die er ein für allemal die deutschen Girondisten nennt und sie für viel gefährlicher als die eigentlichen ausgesprochenen Demokraten hält. Er hat sie sämmtlich, so weit sie sich durch Schrift und Rede bemerklich gemacht, in eine besondere Abtheilung seines Buches gebracht und charakterisirt sie als Männer von Intelligenz und Gesittung, die um Alles in der Welt nicht für Oppositions-Männer gehalten sein möchten, dabei aber die allergefährlichste Art von Opposition machen, und deren Partei sehr viel zahlreicher ist als vielleicht gedacht wird. Lamartine in seiner Geschichte der Girondisten wird als in der That competenter Richter citirt, um dem Verfasser das Material zu seiner Charakteristik der Gothaer zu liefern. Es heißt dort:

„Eine zahlreiche Partei in der gesetzgebenden Versammlung wollte gleich von vorn herein die Dinge bis zum Aeußersten treiben und gewaltsam einen Bruch herbeiführen; diese Partei bedurfte zu ihrem Zwecke der Aufregung, die Ruhe schickte sich nicht zu ihren Entwürfen. Es waren Ehrgeizige unter ihnen, so hochstrebend wie ihre Fähigkeiten, so glühend wie ihre Jugend, so ungeduldig wie ihr Rachedurst.

„Das war die Gironde, die mit der Kühnheit und Einheit einer Verschwörung den Schauplatz betrat. Es war der siegestrunkene, mißgünstige, erbitterte und beredte bürgerliche Mittelstand, die Aristokratie des Talentes, die für sich allein die Freiheit, die Gewalt und das Volk erobern wollte.

„Die Jacobiner waren dem Königthum nicht so feindselig gesinnt, als die Girondisten. Die Jacobiner wollten nur Aristokratie und Geistlichkeit vernichten. Das Wort Republik haben zuerst Girondisten ausgesprochen. Die Gironde war die Linke der gesetzgebenden Versammlung und wurde die Rechte des Convents, als sie von dem selbst heraufbeschworenen Sturm überholt worden war. Sie wollte nicht durch rohe Gewalt, sondern auf dem Wege des Gesetzes die Republik einführen. Die Monarchie wollte sie aber auf jeden Fall nicht beibehalten. Alle Greuelthaten der großen Französischen Revolution sind ihr Werk, so eifrig sie auch die Verantwortung dafür von sich abzuwälzen versuchte."

So viel von der französischen Gironde. Die Charakteristik ihres deutschen Spiegelbildes lautet im schwarzen Buche:

„Als das Parlament der Deutschen seine Mission vollendet hatte und Verbrecher geworden war mit seinem Tagen zu Stuttgart, da traten Gagern und Bassermann, Soiron und Mathy und mit ihnen mehr als Hundert im Juli 1849 zusammen, um „auf dem Wege des Gesetzes" die Durchführung der deutschen Reichsverfassung zu erwirken, derselben Reichsverfassung, in deren Basis Westermayer in der Sitzung der baierischen Kammer der Abgeordneten am 27. November 1849 nur den Keim des Unterganges für das monarchische Princip fand. Mehrere deutsche Regierungen verweigerten ihren Beamten den Urlaub zur Versammlung nach Gotha, als „für die Theilnahme an der gesetzlich nicht erlaubten Zusammenkunft einer Fraction der ehemaligen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M." Die Besprechungen zu Gotha fanden statt. Die Versammlung selbst sollte imponiren und dadurch die Regierungen Deutschlands williger machen, auf die öffentliche Stimme zu hören. Die Namen der 130, welche erschienen, enthält nun jener Dresdener Anzeiger für die politische Polizei Deutschlands. Das am 29. Juli 1849 erlassene Rundschreiben des Ausschusses dieser Versammlung fordert die damals bestandenen politischen Vereine Deutschlands auf, sich der Fraction der Gothaer anzuschließen, deren Aufgabe „Kampf gegen die Restauration des Staatenbundes Deutschlands" sei.

v. Radowitz läßt in seinen neuen Gesprächen aus der Gegenwart über Kirche und Staat den Gothaer Büchner dem Demokraten Sielhorst vorwerfen: „Ohne den Ungestüm der Demokratie wäre unsere Macht unüberwindlich geworden."

Wir gaben nur einige Stellen aus dieser Vorrede. Es wird dort sehr viel Mehr und sehr viel Stärkeres gesagt, und erst jetzt verstehen wir den Ingrimm der liberalen Schreier gegen dies sonst wirklich ziemlich harmlose Buch.

Wir haben uns die Zerstreuung gemacht, die Personen zusammenzuzählen, welche in diesem Buche als Förderer oder Theilnehmer der revolutionären Bewegungen in Deutschland noch gegenwärtig in Berlin leben oder als hier wohnhaft verzeichnet sind, und das Product war 439:

Ob diese 420 Personen wohl wirklich ihre Gesinnung und Anschauung so geändert haben, daß man unter keinen Umständen Aehnliches von ihnen zu erwarten hätte?

Wieder werden von der liberalen Presse die Vorgänge bei der Fremdenlegion in Novara möglichst verkleinert und als ganz unbedeutend vorgestellt. Die Offenkundigkeit politischer und revolutionairer Zwecke bei dem Aufruhr wird mit der Alles erklärenden Bemerkung entkräftet, es seien nur wenige Fremde gewesen, welche sich zu unzeitgemäßen Demonstrationen hinreißen lassen oder sie veranlaßt hätten. So naiv diese Fremden bei einer Fremdenlegion sind, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie stets bei der Verkleinerung und Entstellung eines Aufstandes von bester Wirkung gewesen sind. Zwei Dinge sind bei nicht gelungenen Unruhen und Aufständen in den Zeitungen unvermeidlich. Zunächst eine Verordnung des Magistrats an alle Meister und Lehrherren, die Handwerksburschen und Gesellen zu Hause zu halten, und dann der Nachweis, daß die Anstifter Fremde gewesen sind. Beides kehrt jedesmal und ohne alle Ausnahme wieder, wenn irgendwo die Opposition sich in die Straßen begeben hat. In Novara haben die Fremden nun allerdings ein vollkommnes Recht darauf, als die Schuldigen bezeichnet zu werden, und da die ganze Legion sofort auf der Eisenbahn nach Susa transportirt wurde, so ist auch damit die gewöhnliche und bekannte Maßregel wieder in Anwendung gebracht worden, daß man die Fremden entfernt, wenn die Unruhen unterdrückt worden sind. Bei gelungenen Unruhen ist es wesentlich anders. In solchem Falle bleiben die Fremden da und die Handwerksburschen werden nicht mehr mit der reactionairen Zumuthung beleidigt, zu Hause zu bleiben. Es wird nicht der letzte Versuch italienischer Revolutionaire gewesen sein. Die liberale Presse wird aber auch nicht zum letztenmale die eigentliche Bedeutung solcher Versuche verkleinert oder geleugnet haben.

Sogar in Ikarien, dem Eldorado des Volksbeglückers Cabet, schleicht eine „kleine" Partei im Dunkeln, aber sie treibt dort nicht mit dem Worte conservativ Mißbrauch, sondern mit den Worten: Freiheit, Demokratie und Volkssouverainetät, will dem Herrn Präsidenten an's Leben und spricht von einem drohenden Staatsstreiche. Wer das nicht glauben will, lese die amerikanischen Zeitungen. Sie versichern, daß sich in dem „Ikarischen Staats-Anzeiger" ein Artikel des Präsidenten Cabet selbst befindet, welcher in der That mir einem Staatsstreiche droht, wenn die glücklichen Ikarier nicht von ihrer Widerspenstigkeit gegen seine Anordnungen ablassen wollen. Wir suchten vergebens, ob Hr. Cabet die kleine Partei mit den mißbräuchlichen Worten, nicht auch eine „mächtige" nannte. Vollkommen unbegreiflich ist, daß man mit den Worten, Freiheit, Demokratie und Volkssouverainetät sollte Mißbrauch treiben kön-

nen, und noch dazu in einem Staate, der auf diese drei bekanntlich noch nie mißbrauchten Worte gebaut ist. Indessen die Nachricht steht nun einmal in den Zeitungen, muß also wohl wahr sein. Nach einem solchen Artikel des Staats-Oberhauptes im Staats-Anzeiger an die Staatsbürger Ikariens dürfte, nach anderen ähnlichen Vorgängen zu urtheilen, des Bleibens für Herrn Cabet dort nicht mehr lange sein. Wenn Präsidenten erst anfangen, sich über im Dunkeln schleichende Parteien zu beklagen, so ist eine „Wandlung der Staatsform" gewöhnlich nicht mehr fern.

Wappen-Sagen.

Gaffron.

Im Thale der Theiß, da entbrannte die Schlacht,
Die Reiter des Kaisers, sie stürmten mit Macht
In das wimmelnde Heer der Magyaren;
Doch tückisch gelockt in den Hinterhalt,
Erlagen die Deutschen der Uebergewalt
Und rückwärts brausten die Schaaren.

Ein Ritter aus uraltem schlesischen Stamm,
Max Gaffron, der warf einen eisernen Damm,
Sich selber, dem Feinde entgegen;
Hoch schwung er sein Banner in mächtiger Faust,
Sein Schwert in blitzenden Kreisen saust,
So deckte den Rückzug der Degen.

Bluttriefend bestieg er das dritte Pferd,
Die nervige Hand, sie erlahmte am Schwert,
Das Schaaren zum Tode gebettet,
Da stürzte auch er in dem Leichengefild,
Heiß färbte sein Blut den zerhauenen Schild,
Der das Heer vom Verderben gerettet.*)

Sein Banner, das prangt in der Halle**) seither,
Drauf liest man den Wahlspruch: „Verlierst du die Ehr',
„So hast du Alles verloren!"***)
Noch blühet sein Haus und die Söhne gut,
Sie halten das Banner in treulicher Hut
Und den Spruch, so der Ahnherr erkoren.

---

*) Die Waffenthat des edlen Max von Gaffron am 13. November 1677 bei St. Margareth in Ungarn.

**) Des von Gaffron'schen Stammhauses Kunern; das Erbgut des Ritters Max von Gaffron Haltauf grenzt mit Kunern und ist noch heute in der Familie.

***) Der Bannerspruch ist lateinisch und lautet: Si perdis honorem omnia perdidis!

Die G a f f r o n, sie zogen zu jeglicher Zeit
Für Pflicht und Ehre gewaltig zum Streit
Mit des Kreuzes leuchtenden Fahnen;
Für des Königs ewig geheiligtes Recht,
In Norden und Süden im heißen Gefecht
Getreu dem Beispiel des Ahnen.

Des Urstiers Horn in dem rothen Schild,
Der G a f f r o n uradliges Wappenbild,
Und der Helmsturz, dreifach bekränzet,
Die sagen, daß Ehre, Milde und Treu'
Des Stammes Losung und Erbe sei,
Der durch sie blühet und glänzet!

Die Redaction beehrt sich, mehrfach ergangenen Wünschen entsprechend, nachstehend die W a p p e n - S a g e n der Geschlechter aufzuzählen, welche in den drei ersten Bänden der „Berliner Revue" enthalten sind, die im Laufe des Jahres 1855 erschienen:

Band I. D ö n h o f f. — S e c k e n d o r f f. — S c h l e g e l l. — W e d e l l. — v. d. M a r w i t z. — N o s t i t z. — D o h n a.

Band II. S c h ö n a i c h - C a r o l a t h. — K a l k r e u t h. — K r o e c h e r. — L e d e b u r. — B r a u c h i t s c h. — C o l l o n i t z - C o l l e g r a t. — L a m o t t e - F o u q u é. — L e p e l. — A r n i m. — L o e b e n. — S c h i e r s t a e d t. — L ü t t i c h a u.

Band III. W r a n g e l. — K ö n i g s m a r c k. — G r o e b e n. — B r e d o w. — B ü l o w. — M ö l l e n d o r f f. — E b e r s t e i n. — R e i b n i t z. — L e v e t z o w. — V o n d e m K n e s e b e c k. — T r u c h s e ß - W a l d b u r g. — S t r u e n s e e.

Zugleich erlaubt sich die Redaction an alle Freunde der „Berliner Revue" die ganz ergebene Bitte zu richten, nicht gereimte Wappen-Sagen, sondern nur die Notizen zur Bearbeitung derselben einzusenden.

Inserate.

Von Sr. Maj. dem Könige von Preußen patentirter

Spanischer Carmeliter Melissen-Geist,

der durch seine Güte bereits einen Weltruf besitzt, à Fl. 15 Sgr., das Dtzd. Fl. in 2 Kisten 5 Thlr.; halbe Fl. à 7½ Sgr., das Dtzd. Fl. 2 Thlr. 20 Sgr.; so wie

doppeltes Eau de Cologne,

von der Clementine Martin, Klosterfrau in Köln, zu denselben Preisen, welche Beide in London die Preis-Medaille erhielten und sich in der Pariser Ausstellung befinden;

ächtes Kölnisches Wasser,

von dem ältesten Hause JOHANN MARIA FARINA,

gegenüber dem Jülichsplatz,

zum Fabrikpreise à Fl. 12½ Sgr., das Dtzd. Fl. in 2 Kist. 4 Thlr. 18 Sgr., und

Extrait d'Eau de Cologne double,

von FRANÇOIS MARIA FARINA, Nr. 4711 Glockenstraße, à Fl. 15 Sgr., das Dtzd. Fl. in 2 Kist. 5 Thlr. 10 Sgr., und von CARL ANTON ZANOLI, Nr. 92 Hohestraße, à Fl. 15 Sgr., das Dtzd. Fl. in 2 Kist. 5 Thlr. 15 Sgr., letzteres auch in großen, zu Geschenken sich sehr eignenden Strohflaschen, sind mit vielen sich zu Weihnachtseinkäufen besonders vortheilhaft empfehlenden Toiletten- und Luxusartikeln, die ich während der Industrie-Ausstellung in Paris persönlich eingekauft habe, arrivirt.

LOHSE, 46. Jägerstrasse, **Maison de Paris.**

☛ Dieses Haus hat das Princip, „nur ächte Artikel zu verkaufen, um dem Publicum eine reelle Waare zu sichern."

Das Lager der

Gutta-Percha-Fabrikate

von

Frohn, Volak u. Ganserten in New-York

bei

LOUIS LANDSBERGER,

(Markgrafenstr. 46, dem Schauspielhause gegenüber),

empfiehlt:

Gutta-Percha-
- Mäntel, mit und ohne Kapuze,
- Ueberzieher,
- Beinkleider,
- Kaputz-Mützen.

Die Form dieser Gegenstände ist eben so gefällig als bequem, ihre Wasserdichtigkeit undurchdringlich.

Bronze-Kronleuchter ꝛc.,

nach den neuesten französischen u. englischen Modellen,

empfehlen zu Fabrikpreisen

Schwedt & Markstein,

Friedrichsstraße 180, Ecke der Taubenstraße.

Die **Buchdruckerei** von **C. Schultze,**
in Berlin, Neue Friedrichsstraße 47,
empfiehlt sich zur Ausführung aller Arten Buchdruck-Arbeiten, **namentlich solcher in Russischer und Griechischer Sprache.** — Es wird der **sauberen Ausführung** und dem **correcten Drucke** alle mögliche Sorgfalt gewidmet, und werden **die Preise möglichst billig** gestellt.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

2te Auflage. Neuer Lehrgang der 2te Auflage.

Russischen Sprache.

Zum Unterricht für Deutsche nach der Robertson'schen Methode verfasst von **Dr. A. Boltz**, Lehrer der Russ. Sprache an der Königl. Kriegsschule zu Berlin.

2 Theile. — Preis 1⅓ Thlr. Preuss. — Jeder Theil einzeln à ⅔ Thlr.

Ueber dies Buch, dessen Dedication Se. Excellenz der General-Adjutant des Hochseligen Kaisers von Russland Majestät Herr Jacob von Rostovtzoff, oberster Chef der Kaiserl. Russischen Militair-Erziehungs-Anstalten, Ritter etc., in schmeichelhafter Weise angenommen, sagt das Prüfungs-Comité der Kaiserl. Russ. Militair-Erziehungs-Anstalten in seinem amtlichen Bericht u. A.: „Dies ist der erste Versuch, die berühmte Robertson'sche Methode zur Erlernung der Russischen Sprache anzuwenden — ein Versuch, der dem arbeitsamen und gewissenhaften gelehrten Deutschen zur höchsten Ehre gereicht." ... Nachdem sodann der praktische Theil des Buches erklärt und sehr gerühmt wird, heisst es von dem theoretischen: „Dieser übertrifft bei weitem dieselbe Abtheilung in Robertson's eigenem Werke." — Ein so vollständiges Lob von jener hohen Kaiserl. Russischen Prüfungs-Commission wird genügen, die Vortrefflichkeit des Buches ausser Zweifel zu stellen. C. Schultze's Buchdruckerei in Berlin.

Für Reisende.

Eine große Auswahl vorzüglicher achromatischer Fernröhre, so portativ, daß sie bequem in der Tasche getragen werden können, während sie Gegenstände auf sehr große Entfernung deutlich erkennen lassen, von 5 Thlr. bis 15 Thlr.; ferner ausgezeichnete Operngläser und Lorgnetten, in den neuesten Façons zu billigen Preisen, so wie endlich zu

Stereoscopen

eine neue Sendung vortrefflich ausgeführter Bilder verschiedenster Art, empfiehlt zu reellen Preisen

J. Ammel, Hofmechaniker und Hoflieferant Sr. Majestät des Königs,
Königsstraße 33, Ecke der Neuen Friedrichsstraße.

Angell'sches Kaffee-Extract

wird nicht nur Haushaltungen, sondern **vorzugsweise dem reisenden Publicum, so wie Garçons** angelegentlichst empfohlen. Dasselbe entwickelt in seiner Auflösung mit heißem Wasser **die volle Kraft und das schönste Aroma des frisch gebrannten Kaffees** und **übertrifft** überhaupt **alle bis jetzt erschienenen derartigen Fabricate. Die Flasche zu 30 bis 40 Tassen kostet 7½ und 10 Sgr.**

Zu haben in der Fabrik Grünstr. 4 und bei den Herren:

C. G. Gerold, Unt. d. Linden 24.
F. M. Dohm, Leipzigerstraße 67.
Gust. Baum, Alexanderstraße 64.
A. Thieme u. Co., Spittelbr. 16 und Landsbergerstraße 55.
L. E. Baum, Friedrichsstraße 56.
P. Schmeling, Friedrichsstraße 175.
In Potsdam bei dem Herrn H. C. Blankenstein.
In Frankfurt a O. bei dem Herrn H. Schwarz.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition; Deßauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden.“
(Graf Mirabeau.)

Fünfzehntes Capitel.

Das Rendezvous von Vicalvar.

Der Stern Napoleon's culminirte. Auf dem europäischen Festlande war sein Wort Befehl vom dänischen Sunde bis zum sicilischen Faro, von Belem am Tajo bis nach Lazienki in der großen Ebene an der Weichsel; die einzige noch unberührte Macht des Continents, Rußland, war ihm befreundet durch die Bewunderung, die Kaiser Alexander dem Herrschergenie des großen Emporkömmlings widmete; selbst in England strahlte Napoleon's Stern heller denn je, sein großer Gegner William Pitt lag in Westminster-Abtei begraben, und wenn auch dessen Nachfolger kühn die große Erbschaft des Hasses und des Kampfes gegen den Welteroberer angetreten hatten, so fragte es sich doch, ob ihre Schultern stark genug sein würden, dieselbe zu tragen, zumal da ihnen im eigenen Lande eine starke Opposition, mehr oder minder für die Revolution und deren gewaltigen Vertreter begeistert, die Sache nach Kräften erschwerte. Napoleon, vom eigenen Glanz verblendet, übersah die ersten Anzeichen einer Reaction, die sich kund gaben gegen sein System; die Continentalsperre, die er gegen den englischen Handel mit dem ihm eigenen Pomp durch die Decrete von Berlin und Mailand verkündet hatte, galt für ganz Europa; er sah nicht, daß Rußland, Schweden und Dänemark, die sich von ihm hatten bestimmen lassen, derselben beizutreten, Opfer brachten, wie man sie nicht lange bringt; er schätzte den Ruin des deutschen und niederländischen Handels gering, er blickte über die Verluste Frankreichs und Italiens hinweg, aber er sah, daß sich die britischen Agenten in Italien, namentlich im Kirchenstaat, mehrten, er ahnete einen nahen Bruch mit dem Papste, einen Bruch, der ihm gleichgültig war, seit er gesalbt und gekrönt. Hauptsächlich aber war ihm Portugal ein Dorn im Auge, dort dominirte noch englischer Einfluß, das Königreich Emanuel des Großen war eine englische Colonie für ihn, darum mußte

er es erobern. Portugal aber war nicht zu halten ohne Spanien, deshalb mußte die ganze pyrenäische Halbinsel ihm unterthan werden und er Ludwigs XIV. stolzes Wort erfüllen: es giebt keine Pyrenäen mehr! Zwar mahnten kluge Räthe ab und wiesen darauf hin, daß die abhängige Bundesgenossenschaft von Spanien und Portugal viel vortheilhafter sei, als die Eroberung dieser Reiche, daß die Bezwingung große Mittel erheischen werde und die Behauptung noch größere, und daß es unklug sei, einen Kampf im Westen zu entzünden bei der bedenklichen Stimmung im Osten; sie sprachen in das Ohr eines ruhm- und ländersüchtigen Despoten, sie sprachen in den Wind.

Die Agenten der Fouché, Talleyrand und Savary verbreiteten sich über die Pyrenäische Halbinsel, sie streueten aus mit vollen Händen den Saamen des Mißtrauens und der Revolution, sie verachteten das unwissende Landvolk, bei dem sie keinen Eingang fanden, sie hängten sich an die „gebildeten Männer" der großen Städte, sie sammelten die faulen Glieder des Adels und der Priesterschaft, sie förderten geheime Gesellschaften, sie erregten Aufläufe und partielle Theuerungen; sie wußten die Stände aneinander zu hetzen, die Empörer frech und die Regierungen furchtsam zu machen, kurz, den Nationen eine permanente Unruhe einzuflößen, die wie ein zehrendes Fieber an dem Mark des Landes fraß. Durch einen allgemeinen Aufstand, durch eine wirkliche Revolution hofften sie den Sturz der Dynastieen zu erzwingen und dann die in sich uneinigen Lande als leichte Beute hinzunehmen. Das gelang indeß doch nicht ganz, so weit ließen sich die königstreuen Portugiesen trotz aller Anstrengungen nicht treiben, die brutale Gewalt mußte die von diabolischer List erzeugte und geförderte Revolution vollenden. Am Schluß des Jahres 1807 drang ein französisches Heer in Portugal ein, der Prinz-Regent, verzweifelnd an der Gegenwehr, verließ mit der königlichen Familie sein Königreich und schiffte sich nach Brasilien ein. Junot, ein kühner Reiterfeldherr, General-Obrister der Husaren und in der Folge mit dem Herzogstitel von Abrantes geschmückt, besetzte Lissabon. In Spanien wollte man gleiches Spiel spielen und man zweifelte nicht am Gelingen, da das Ansehen der Regierung dort mächtig gesunken war durch die heillose Wirthschaft des Premierministers Don Manoël Godoy, der die Titel eines Herzogs von Alcudia und Fürsten vom Frieden führte. Man wollte die königliche Familie nöthigen, sich wie die portugiesische nach ihren amerikanischen Besitzungen zu flüchten, ein Aufstand aber hinderte die Abreise, und nun sah sich Bonaparte zu jenen empörenden Schritten gedrängt, durch die er einen Haß gegen sich erzeugte, der jetzt, nach einem halben Jahrhundert, noch nicht erloschen ist. Mit List und Verstellung lockte er die ganze übelberathene und von bestochenen Verräthern umringte spanische Königsfamilie erst an die französische Grenze, drauf nach Bayonne, wo er dann plötzlich die Maske abwarf und mit brutalem Uebermuth erklärte: Die Dynastie der spani-

schen Bourbonen hat aufgehört zu regieren! König Karl und seine Gemahlin exilirte er nach Compiegne, König Ferdinand VII. und dessen Bruder Don Carlos nach Valencay, einem Schloß der Talleyrand. Seine Truppen hatten Madrid besetzt, seinen Bruder Joseph ließ er von dem neapolitanischen Thron auf den spanischen avanciren, wie er seine Präfecten in Frankreich von einer geringern Stelle zu einer bessern aufrücken zu lassen gewohnt war. Auch waren diese Könige nichts anderes, als seine Präfecten. An die Stelle des Königs von Neapel kam des Kaiserreiches Groß-Admiral Joachim Murat, der bisher als Großherzog von Berg fungirt hatte, und diesen untergeordneten Posten erhielt ein minorenner Sohn seines Bruders Ludwig und der Königin Hortense.

Das war der kaiserlichen Bureaukratie Geschäftsgang.

Die spanische Nation aber erhob sich in hellem Zorn zu blutigem Protest gegen solche Gewaltthat. Die Provincial-Junten proclamirten König Ferdinand VII., und im Frühling des Jahres 1808 stand die ganze Nation unter Waffen; Joseph Bonaparte mußte aus Madrid flüchten und General Dupont mit einer ganzen französischen Division zu Baylen im Königreich Cordova schimpflich die Waffen strecken vor dem Banner von Santiago. Durch die Gesammterhebung Spaniens war Junot in Portugal abgeschnitten, er konnte sich nicht mehr halten und verließ in Folge der Convention von Cintra das Königreich, das nun 25,000 Briten unter Lord Arthur Wellesley, dem nachmaligen Herzoge von Wellington, besetzten.

Der Zorn Napoleon's über diese Schlappen war ein grenzenloser; gern wäre er sofort selbst über die Pyrenäen gestiegen, mit dem Donner seiner Siege die Welt zu schrecken und die Gegner zu zerschmettern, aber die Verhältnisse hielten ihn noch im Osten fest, wo zunächst der Papst, den er ohne Weiteres seiner Staaten beraubte, seinen Unwillen fühlen mußte; nach Spanien aber jagte er seine besten Feldhauptleute, zu halten, was noch zu halten war. Er kannte den Kampf gegen ein Volk noch nicht, gegen ein Volk, das, in Allem, was ihm heilig und theuer, verletzt, zu den Waffen gegriffen.

Im Lauf des Sommers hatte die Regierungsjunta ein Heer aufgestellt unter General Castannos, hatte ein Bündniß mit England aufgerichtet, Lord Wellesley zog aus Portugal heran, englische Offiziere halfen die Spanier disciplinieren, überall schlug man sich mit den französischen Heeres-Abtheilungen im Lande, und zwar meist glücklich. Vor Allen waren es die Priester, welche, in allen ihren Rechten und Unrechten von den Franzosen gekränkt, die Masse des Landvolks in Bewegung setzten, den Franzosenhaß mit Macht schürten und oft selbst, das Schwert und den Rosenkranz in der Hand, mit gutem Beispiel voran zu Kampf und Tod gingen.

Es war an einem sonnigen Vormittag im Monat August des Jahres 1808, als der Padre Thomas, den wir etwa zwei Monat zuvor

in der Posada auf dem Gebirge gesehen, eintritt in das schmucke Baskenstädtlein Vicalvar, so an der Grenze Navarra's belegen. Das ziemlich ansehnliche Feudalschloß auf dem Berge über dem Städtlein lag in Trümmern; vor einigen Wochen erst hatte es ein französisches Streifcorps erobert, ausgeplündert, ausgebrannt und zum Theil gesprengt. Don Rodrigo von Vicalvar, den wir ebenfalls in der Posada gesehen, war der Eigenthümer des Lehns, und sein Vogt hatte sich auf seines Herrn Schloß gewehrt mit den wenigen alten Dienern bis zum letzten Schuß Pulver, bis zum letzten Hauch. Auch in dem Städtlein hatten die Franzosen arg gehaus't, ehe sie sich zurückzogen, und die Einwohner erzählten dem Padre gräßliche Züge der Wildheit, mit der die französische leichte Cavallerie namentlich, die bei dem Streifcorps gewesen, sich benommen. In aller Munde war der Name des Lieutenants Jayme, und hunderttausend Verwünschungen fielen auf das Haupt des Sohnes der Cagotin.

Die starke Guerilla Don Diego's von Eguia, eines berühmten und glücklichen Bandenführers jener Tage, besetzte das Städtchen und Padre Thomas stieg vor dem Hause eines wohlhabenden Barbiers ab, dem er einst ein Kind aus der Taufe gehoben. Der Barbier kam dem geehrten Gaste mit seinen Kindern, zwei Knaben von eilf und zwölf Jahren, respectvoll an der Thür entgegen und äußerte sich spanisch höflich über die Ehre, die seinem schlechten Hause zu Theil werde.

„Ei, lieber Sohn," rief der Padre, wie fast immer, gut gelaunt, „meint Ihr denn, daß ich nicht, auch wenn Ihr nicht mein guter Gevatter wäret, abgestiegen wäre bei dem vornehmsten Manne von Vicalvar? He! Oder seid Ihr nicht der vornehmste, da Ihr doch von den Franzosen zum Maire eingesetzt worden?"

„Gott mache sie zum Fraß der Hunde!" schrie der von den Franzosen wider Willen ernannte Maire, den wilden Haß, der ihn durchglühte, in allen Zügen; der gute Mann betrachtete seine Ernennung zum Maire als eine absichtliche Kränkung von Seiten der Franzosen, obwohl diese ganz einfach nach der erhaltenen Schablone gehandelt und, wie vorgeschrieben war, einen „Notabeln" zum Haupt der Stadt eingesetzt hatten.

Lachend trat der Padre ein, setzte sich, vom heißen Ritt etwas ermüdet, in einen bequemen Stuhl und begann die beiden kräftigen Knaben, deren Haar er wohlgefällig streichelte, zu befragen: „Wo ist Thomas, der gute Bursche, mein Pathe?"

„Er hilft dem Sennor Don Rodrigo Franzosen todtschlagen!" erwiederte der ältere Knabe ernst.

„Gott segne ihn, die heilige Jungfrau vom Pfeiler schütze ihn!" sagte der Priester salbungsvoll, „und Du, mein Sohn, wie heißt Du?"

„Sallustiano, ehrwürdiger Vater!"

„Und Dein Bruder?"

„Ich heiße Manoël Maria!" rief der jüngere Knabe hastig.

„Ei! ei! Das sind zwei schöne Namen. Lernt Ihr auch fleißig?"

„Der Padre Fulgencio hat uns gestern belobt!" meinte Sallustiano wichtig.

„Das freut mich zu hören, also der ehrwürdige Vater Fulgencio, ein treuer Diener Gottes, lehrt Euch. Nun, laßt hören, was Ihr wißt. Manoël Maria, wer bist Du?"

„Ein Spanier durch die Gnade Gottes!" antwortete der Knabe stolz.

„Wer ist der Feind unserer himmlischen und irdischen Glückseligkeit?" fragte der Padre weiter nach einem Katechismus, der damals massenhaft durch die Priester verbreitet und mündlich gelehrt wurde.

„Einer, der sich Kaiser der Franzosen nennt!" erwiederten die Knaben zugleich, wie aus einem Munde.

„Wie viel Naturen hat dieser Kaiser der Franzosen?"

„Zwei, die menschliche und die teuflische."

„Wie viel Kaiser der Franzosen giebt es?"

„Einen wahren in drei trügerischen Personen."

„Wie heißen diese?"

„Napoleon, Joseph und Godoy."

„Welcher von den dreien ist der Schlimmste?"

„Sie sind alle drei gleich schlimm."

„Woher stammt Napoleon?"

„Von der Sünde."

„Und Joseph?"

„Von Napoleon."

„Und Godoy?"

„Von der Hurerei Weiber."

„Was ist der Geist Napoleon's?"

„Stolz und Despotismus."

„Was ist der Geist Joseph's?

„Raubsucht und Lüge."

„Was ist der Geist Godoy's?"

„Lüsternheit und Verrath."

„Was sind die Franzosen?"

„Alte Christen, welche Ketzer geworden sind."

„Ist es Sünde, einen Franzosen zu tödten?"

„Nein, mein Vater, man verdient die ewige Seligkeit durch die Tödtung eines dieser ketzerischen Hunde."

„Welche Strafe verdient der Spanier, der seine Pflichten versäumt?"

„Den Tod und die Ehrlosigkeit der Verräther."

„Wer wird uns von den Franzosen befreien?"

„Die Gnade Gottes, die Fürbitte der Heiligen, das Vertrauen auf unsere Kraft und unsere Waffen!"

„Amen!" rief Padre Thomas und entließ die Knaben mit seinem Segen.

Der Geist, der sich in diesem Katechismus ausspricht, war der Geist, von dem das spanische Volk beseelt war damals; die ganze Nation dachte, fühlte, sprach und handelte in diesem Geiste. Die Neuerungen, die Joseph Bonaparte verordnet hatte, waren allen Ständen gleichmäßig zuwider. Er hatte dem Adel alle Lehnrechte, den Priestern alle Vorrechte genommen, die besonderen Gerichtsbarkeiten aufgehoben, den ganzen Bürgerstand insurgirt, indem er erklärte, Jeder könne Gasthöfe halten, Bäckereien, Brauereien und Mühlen anlegen, wo er wolle, fischen und jagen, wo es ihm beliebe; selbst die Thunfischerei war freigegeben, den Zünften das Aufsichtsrecht genommen, kurz, es war von oben herunter eine Revolution decretirt worden, die gegen Alles, aber auch gegen Alles, was bisher für Recht gegolten und Jahrhunderte lang bestanden hatte, gerichtet war. Und das geschah in einem Lande, das an Brauch und Herkommen festhielt wie gar kein anderes, bei einem Volke, das instinctmäßig fühlte, wie es nur durch das Festhalten an den alten Bräuchen und den herkömmlichen Formen so manche Mißregierung überdauert und den Fluthen verderblicher Gesetzmachereien widerstanden hatte. Napoleon hatte gar kein Verständniß für den furchtbaren Kampf, den er hier entzündet hatte; er wußte noch nicht, daß er in Spanien in zwanzig Schlachten siegen und zwanzig Städte erobern könnte, ohne Gewinn davon zu haben; er ahnte nicht, daß er das ganze Land besetzen konnte, ohne Sieger zu sein. Napoleon wußte noch nicht, daß er in Spanien nichts, gar nichts für sich gewinnen konnte, daß er dort nur für die Revolution arbeitete, die er vernichtet zu haben glaubte; mit seinen hunderttausend Bayonneten impfte er dem edeln Volke Spaniens nur die Revolution ein, an der es noch heute krankt, die es noch heute schüttelt wie das Fieber den kranken Mann, von der es noch heute Erlösung hofft von den constitutionellen Aerzten, von der es aber erst erlöst werden wird, wenn sich seine Natur selbst hilft, ohne fremde Hülfe.

Die Besetzung von Vicalvar durch die Guerilleros des Don Diego war keine vereinzelte Handlung, sondern lag in dem ganzen Feldzugsplane, welchen die in diesem Theile Spaniens operirenden Bandenführer in einem großen Kriegsrath angenommen hatten. Dieser Feldzugsplan bestand wesentlich darin, überlegenen französischen Truppen-Abtheilungen gegenüber sich stets in kleine Schaaren aufzulösen, kleinere Corps des Feindes dagegen zu überfallen und durch rasch zusammengezogene Uebermacht zu erdrücken. Es war das ein Operationsplan, der sich auf die genaue Kenntniß des Landes und Fechtweise seiner Bewohner gründete. Vicalvar war einer von den Orten, wo sich eine starke Anzahl von Streitern an demselben Tage, an welchem Padre Thomas dort eintraf, zusammenfinden sollte, um in der nächsten Nacht den französischen Obersten Bazancourt, der mit zwei Bataillons und vier Schwadronen zu Mirbel, etwa sieben Leguas von Vicalvar, stand, zu überfallen und zu vernichten.

Als Padre Thomas sein Examen mit den Söhnen des Gevatters beendet hatte, sah er vom Fenster aus dem Einzuge einer zweiten Schaar von Bewaffneten zu, in deren Gefolge sich sogar vier Feldgeschütze befanden, welche, auf starken Maulthieren, in einzelne Theile zerlegt, mit großer Leichtigkeit transportirt wurden. Die Bedienungs-Mannschaft dieser Geschütze führte Don Rafael del Ordine, ein jüngerer Bruder des Padre Thomas, ehemals Lieutenant der Königlichen Marine, und seine Leute waren Artilleristen eines bei San Sebastian im Frühjahr gestrandeten Kriegsschiffes.

Neben diesem, ihrem jüngsten Oheim, ritt auf einem stattlichen Maulthiere auch Sennora Concepcion in Vicalvar ein.

Concepcion begleitete bald den Einen, bald den Andern ihrer Oheime und war überall, wo sie erschien, gern gesehen, denn die Spanier glaubten, daß sie den Waffen Glück bringe; man sah sie furchtlos auf manchem Kampfplatz erscheinen, und die kleine Kugel aus ihrer langen altspanischen Entenflinte verfehlte selten des Zieles. Selbst das Handgemenge scheute Concepcion nicht, ihre flammenden Augen, ihr glühendes Wort, ihre ganze von einer hinreißenden Gluth gehobene Erscheinung wirkten gewaltig auf die kämpfenden Männer, die überdem auch wußten, daß Padre Thomas und die andern Oheime Concepcions ihre Pläne zuerst mit dem wunderbaren Mädchen beriethen.

So finden wir denn auch Concepcion kurz nach ihrem Einzuge mit ihren beiden Oheimen, dem Don Diego und ein paar untergeordneten Bandenführern in einer Art von Kriegsrath zusammen.

Während in Vicalvar sich also die Spanier zu einem Ueberfall der Franzosen rüsteten, hegten die feindlichen Offiziere, welche Kunde von der Vorwärtsbewegung der Guerillas Don Diego's erhalten hatten, eine ähnliche Absicht, denn nach der Nachmittags-Siesta bemerkte ein alter Hirt, welcher etwa zwölf elende Ziegen auf einem kleinen Hügel kaum eine Legua von Mirbel hütete, auf der Landstraße aufwirbelnde Staubwolken, welche sofort seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Er spähete, auf seinen langen Stab gestützt, aufmerksam nach der Richtung, in welcher die Staubwolken immer dichter aufwirbelten. In dem glänzenden Sonnenschein entdeckte er zuerst einzelne Reiter, es waren polnische Lanciers, dann eine etwas unordentlich marschirende Colonne Infanterie, die vor sich, so wie hinter sich und auf beiden Seiten Cavallerie hatte. Der Spanier betrachtete die sich ziemlich rasch nähernde Truppe sehr aufmerksam, dann pfiff er auf eine bezeichnende Weise, und als auf diesen Pfiff ein barfüßiger Bursche von etwa dreizehn Jahren erschien, sagte er zu diesem, auf einen etwa zweihundert Schritt entfernten Busch rückwärts deutend: „Die Ketzer kommen aus Mirbel mit eins und drei!" Sofort sprang der Bursche mit einem weiten Satze den Abhang des Hügels hinunter und lief mit der Schnelligkeit eines Windhundes dem bezeichneten Busche zu. Er war kaum in demselben ver-

schwunden, als auf der andern Seite ein ähnlicher Bursch leichtfüßig hervorsprang und blitzschnell der Hügelkette zustürmte, die sich in geringer Entfernung von dem Busch in mäßiger Erhebung nach Norden hinzog.

Wie eine Statue stand der alte Hirte auf dem Abhang an der Landstraße, unheimlich glüheten seine Augen unter den breiten Krämpen des Hutes hervor, den verhaßten Feinden entgegen, während ein häßlicher aber sichtlich sehr starker Hund, der in seiner Magerkeit mit seinen funkelnden Augen und seiner spitzen Schnauze einem Wolfe ähnlicher war als einem Hunde, der Ziegen nicht achtend, sich leise knurrend neben seinen Herrn stellte.

Der zweite Läufer, der aus dem Busch, lag bereits hochaufathmend hinter dem Hügel, seine Botschaft war bereits in vierter Hand, als der erste feindliche Reiter an dem Abhang ankam, auf welchem der Hirte stand. Der polnische Lanzenreiter warf einen scharfen Blick auf den Spanier, ging aber in raschem Trabe vorüber, vorwärts, ohne sich aufzuhalten; ihm folgten zwei Andere, die sich eben so wenig um den Hirten kümmerten, und ihrem Kameraden folgten. Kaum aber waren sie vorüber und ein ganzer Reiterzug polnischer Ulanen auf der Straße nahe, als der Hirte auch hinter sich Pferdegetrappel vernahm. Der Spanier rührte sich nicht. Es waren keine Lanzenreiter, die, von der Landstraße abgebogen, auf dem Seitenwege hintrabten, der zwischen dem Busch und dem Hügel, auf welchem der alte Hirte stand, neben der Landstraße hinlief und sich einige Tausend Schritt weiter wieder mit derselben vereinigte. Diese Reiter trugen große Mäntel nach spanischer Art, kleine Hüte, deren Krämpen an einer Seite aufgeschlagen waren, weite, um den Knöchel zusammengebundene Beinkleider, ihre Uniformjacken waren mit zwei Reihen großer gelber Kugelknöpfe besetzt, hatten gelbe Aufschläge und kleine, niedrige, vorn schräg ausgeschnittene Kragen. Rothe Schärpen und weißes Lederzeug trugen diese Reiter, die mit schweren Säbeln, Pistolen und Karabinern bewaffnet waren. Man nannte diese Truppe Mozos de la Escuadra es waren Catalonier, die für Frankreich, oder was dasselbe ist, für den König Joseph Bonaparte kämpften, recrutirt aus der Gesindelschaft hauptsächlich Barcellona's. Von den französischen Truppen wenig geachtet, waren diese Mozos, wie man sich denken kann, ihren Landsleuten zehnmal verhaßter noch als die Franzosen. Die Mozos de la Escuadra hatten nie auf Pardon zu hoffen, wenn sie in die Hände der Patrioten fielen, sie schlugen sich wie Teufel, sie wirthschafteten aber auch wie solche, wohin sie kommen mochten.

Drei von diesen Reitern sprengten den Hügel herauf und hielten neben dem Hirten. Einer war ein Officier, ein auffallend stattlicher Mann, muskelkräftig im höchsten Grade. Wie ein Falke spähete er scharf um und drehete, sich halb im Sattel wendend, den schwarzen Bart, der sich unter der gewaltigen Adlernase kräuselte. Er gab den Reitern unten

einen Befehl mit heller Stimme, zehn derselben sprengten auf das kleine Gebüsch zu, dessen wir schon mehrfach gedacht, sechs saßen ab und drangen in dasselbe ein. Der Officier beobachtete jede Bewegung scharf, während der Hirte sich gar nicht um ihn zu kümmern schien, sondern schweigend die polnischen Lanziers an sich vorüber ziehen ließ. Die Mozos kamen aus dem Busch zurück, durch ein Zeichen meldeten sie ihrem Officier, daß sie nichts darin gefunden. „Das ist Dein Glück, Du Hund, Sohn eines Hundes!" schrie jetzt der Officier den Hirten an, dann rief er: „Adelante!" und sprengte mit seinen Begleitern den Hügel hinab, wieder die Tête der Mozos nehmend, die er commandirte.

Während nun das Bataillon leichter Infanterie an ihm vorübermarschirte, murmelte der alte Hirt schwere Flüche über den Sohn der Cagotin, den Lieutenant der Mozos de la Escuadra, und betete eifrig zu allen Heiligen Spanien's um Vernichtung der Feinde. Sein Beten klang wie mühsam verhaltener Fluch, es klang grimmig wie das Knurren seines wilden Hundes. Die lustigen französischen Soldaten warfen dem Alten im Vorübermarschiren allerlei Witzworte zu, sie nannten ihn General und fragten ihn, ob er mit ihrer Parade zufrieden sei; er verstand die Feinde seines Landes nicht, aber er verfluchte sie innerlich und blickte voll Todeshaß auf sie nieder.

Das französische Bataillon defilirte noch vor dem alten Ziegenhirten, da führte der Barbier von Vicalvar schon einen zerlumpten Jungen in das Gemach, in welchem Padre Thomas und seine Genossen beriethen.

„Deine Botschaft?" fragte der Padre.

„Die Ketzer kommen aus Mirbel mit eins und drei!" sagte der Bursch schwer athmend, dann empfing er demüthig den Segen des Priesters und entfernte sich.

„Ein Bataillon und drei Schwadronen!" sagte der Padre, seine Genossen anblickend, „wir haben bis Mirbel vierzehn Läufer aufgestellt, die Ketzer können nicht vor acht Uhr hier sein, ich denke, wir erwarten sie und halten sie fest, bis Don Rodrigo mit den Regulairen eintrifft."

Die Thür öffnete sich abermals, und der Barbier schob wieder einen Burschen in's Gemach.

„Deine Botschaft?"

„Die Ketzer kommen von Cerdavieja mit eins und zwei!" keuchte der Knabe.

„Sie geben sich ein Rendezvous in Vicalvar!" meinte der Priester kopfschüttelnd; „wie ist es, Don Diego," wendete er sich an den kleinen, nüchtern aussehenden Guerillero, zwei Bataillons und fünf Schwadronen, können wir sie fest halten, bis die Regulairen erscheinen?"

„Die heilige Jungfrau bittet für uns!" entgegnete Don Diego ruhig.

Gebenedeit sei ihr Name!" klang es von Aller Lippen.

Darauf erhoben sich die Männer und entfernten sich, um ihre Vorbereitungen zum Empfang der Franzosen zu treffen; Padre Thomas blieb mit seiner Nichte allein; er mischte sich nie in militairische Anordnungen, er gab niemals Befehle, aber er war im Kampfe immer da, wo die Gefahr am größesten.

Als die Militairs das Gemach verlassen hatten, lehnte sich der Dominicaner in seinen Stuhl zurück und blickte mit ernster Zärtlichkeit auf das schöne Mädchen, das bleich und nachdenklich vor ihm saß und zu Boden blickte.

„Concepcion, meine liebe fromme Tochter," begann der Geistliche endlich mit sanfter Stimme, „Du weißt, mein Kind, wer bei den Ketzern ist, die von Mirbel heranziehen?"

„Ich weiß es, Tio!" antwortete Concepcion ohne aufzusehen, aber die flammende Röthe, die ihr Gesicht und ihren Nacken für einen Augenblick färbte, um dann sofort wieder jener stumpfen Blässe zu weichen, die bei den Spanierinnen ein Zeichen der höchsten Aufregung ist, verrieth, wie schmerzlich die Gedanken des armen Kindes.

„Ich wollte, meines Bruders Tochter wäre heut nicht hier," begann der Padre nach einer kleinen Weile wieder; „Don Diego und Dein Oheim Don Rafael sind brave Streiter und gute Christen, aber sie kämpfen gegen eine große Uebermacht, und ich möchte nicht, daß meines Bruders Kind in dieses Feindes Hände fiele!"

Concepcion richtete sich stolz auf und sagte: „Wollet Euch erinnern, Tio, daß ich eine Spanierin bin!"

„Ich vergaß es nicht, meine theuere Tochter," entgegnete der Dominicaner, „Du bist eine Spanierin, sicher, das heißt, wenn Du gefangen wirst, dann wirst Du Dir selbst den Tod geben, um der Schmach zu entrinnen. Das wolltest Du sagen, und Dein armer Oheim zweifelt nicht daran, aber eben, weil er nicht daran zweifelt, möchte er, daß Du fern wärest, denn Du bist ja seine einzige Freude auf Erden und er bedarf Deiner bei seinem Werk. Concepcion, liebes Kindchen, siehe, ich habe Dich schon geliebt, ehe Du geboren warst, ich habe Dich aus der heiligen Taufe gehoben, ich habe Dich auf diesen Armen so oft geschaukelt, höre auf meine Stimme, verlasse Bicalvar!"

Mit Thränen in den Augen sah Concepcion zu ihrem Oheim hinüber, der seine Hände bittend nach ihr ausstreckte, aber fest antwortete sie: „Was martert Ihr meine Seele, Tio, Ihr wißt es, daß ich nicht gehen kann! Laßt ab von mir!"

„Nun," nahm der Priester das Wort ernster, „es ist Deine Pflicht, meine Tochter, Dich von hier zu entfernen; Du bist Dein Leben Sr. Majestät dem Könige und der Madre Patria schuldig. Du weißt selbst, wie nützlich, ja, wie nothwendig Du den baskischen Guerilleros bist, eile denn den Regulairen entgegen und führe sie uns zur Hülfe herbei!"

Concepcion hatte offenbar, mit ihren Gedanken lebhaft beschäftigt, der letzten Rede des Priesters nur sehr wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt, denn sie stand plötzlich auf und fragte mit einem ganz anderen Tone, als der war, in welchem sie gewöhnlich mit ihrem Oheim zu verkehren pflegte: „Seid Ihr bereit, ehrwürdiger Vater, die Beichte einer demüthigen Christin zu hören?“

Der Dominicaner erhub sich hastig, dann sann er eine Weile und entgegnete mit priesterlicher Würde: „Es ist meine Pflicht, die Beichte zu hören, ich bin bereit Dich zu hören, fromme Tochter!“

Während der Dominicaner die Beichte seiner Nichte hörte, war die Dämmerung bereits hereingebrochen und die Dunkelheit der Nacht folgte ihr sehr rasch. Unter dem Schutz derselben hatten sich die beiden französischen Colonnen, die, wie wir wissen, von Mirbel und Cerdaviejo kamen, etwa eine Viertelstunde vor Vicalvar vereinigt und Oberst Bazancourt, einer der Blutrichter des Herzogs von Enghien, hatte den Befehl übernommen.

Man wußte auf französischer Seite nur, daß Vicalvar von den Guerillas Don Diego's besetzt sei, und verließ sich auf die Versicherung des Lieutenants Don Jayme Escosura von den Mozos de la Escuadra, daß der Feind nichts von ihrem Anmarsch ahne. Dieser Lieutenant, der Sohn der Cagotin, der ehemalige Verlobte der schönen Concepcion, der übrigens nichts von der Anwesenheit der Sennora in Vicalvar wußte, hatte in der That seine Maßregeln so trefflich genommen und so geschickt ausgeführt, daß die spanischen Chefs ohne die Wachsamkeit des alten Ziegenhirten bei Mirbel jedenfalls überfallen worden wären, denn die drei andern Lauerposten, welche die Spanier ausgestellt hatten, waren von den Mozos de la Escuadra wirklich überrascht und gefangen worden.

Der Ort Vicalvar bildete, einige einzelne Gehöfte ausgenommen, eine einzige lange Straße, die, von rechts und links sanft aufsteigend, zu dem Marktplatz führte, der, ziemlich zirkelrund, den höchsten Theil des Fleckens bildete und nur von dem Hügel beherrscht wurde, auf welchem die Ruinen des Schlosses Vicalvar lagen. Die Franzosen, welche den Ort bereits öfter besetzt hatten, besonders der Lieutenant Escosura, waren der Localität völlig kundig und hatten beschlossen, da sie weder Truppen, noch Zeit genug hatten, die lange Straße zu umzingeln, von einer Seite in die Straße gegen den Markt vorzubringen, während rechts und links, außerhalb des Ortes bis zur Höhe des Marktes vorgehend, zwei Colonnen, von Mozos geführt, durch Gärten und Höfe und Häuser eindringend, diesen Punkt besetzen sollten.

Gegen neun Uhr traten die beiden Colonnen, welche von rückwärts den Markt angreifen sollten, in tiefem Schweigen ihren Marsch an; die zur Linken, wo das Schloß von Vicalvar lag, führte der Sohn der Cagotin selbst; Oberst Bazancourt aber, der eine starke Reserve an einem

ausgetrockneten Flüßchen stehen ließ, zog sich mit seinen Mannschaften bis dicht an den Ort und erwartete den ersten Schuß von oben, um seinerseits das Zeichen zum Angriff zu geben.

Es war völlig Nacht geworden, der Himmel war bewölkt.

Die Mozos meldeten, es sei ganz still im Ort, bemerkten aber, diese Stille gerade sei ihnen auffällig; der Oberst, ein versuchter Kriegsmann, war auch nicht ohne Bedenken, da aber in demselben Augenblick die ersten Schüsse oben am Markte knallten, hielt er jedes weitere Zögern für gefährlich und rief, den Säbel aus der Scheide ziehend: „En avant!“

Im Galopp ging eine Escadron polnischer Lanciers, von einer Escadron schwerer Dragoner gefolgt, in der ziemlich breiten Straße des Städtleins vorwärts.

„Vive l'empereur! En avant!“

Das sanfte Bergauf der Straße begünstigte die Cavalleriecharge.

Mit dicht aufgeschlossenen Gliedern folgte Oberst Bazancourt mit dem Bataillon des 64sten leichten Regiments, während zugleich andere Voltigeurs sich rechts und links, die Thüren einstoßend, in die Häuser auf beiden Seiten der Straße warfen. Während sich nun hinter jeder Thür, auf jeder Treppe ein Einzelkampf entspann, waren die Lanciers und Dragoner bis fast zum Markte vorgeprescht, ohne Widerstand zu finden; da aber stießen die Eclaireurs auf einen kleinen Graben, den sie zwar leicht übersprangen, hinter welchem aber eine kaum zwei Fuß hohe, aber mehrere Ellen breite Barrikade von Eggen und anderen Ackerwerkzeugen ihrem weiteren Vordringen ein Hinderniß setzte, das erst beseitigt werden mußte, weil es die ganze Breite der Straße einnahm. Schon saßen Reiter ab, um die Barrikade zu beseitigen, da knallte plötzlich eine Salve und ein Kartätschenhagel saus'te mörderisch durch die Glieder der dicht geschlossenen Cavallerie, während zu gleicher Zeit die ganze Gasse wie durch einen Zauberschlag sich erhellte und ein Hagel von Steinen und Kugeln niederwetterte aus den Fenstern und von den Dächern der Häuser auf die in fürchterliche Enge eingekeilten Franzosen.

„Santiago y cierra Espanna!“ klang siegjubelnd der spanische Schlachtruf: „Spanien, schließ Dich! hier schließ Dich, Spanien!“

Die Franzosen verloren viel Leute in der ersten Bedrängniß, aber sie drangen auch ihrerseits durch alle Thüren und Fenster in die Häuser und die polnischen Lanciers, trotz einer zweiten Kartätschensalve, räumten mit bewunderungswürdigem Muth die Barrikade bei Seite und stürzten sich mit Todesverachtung auf die vier Berg-Kanonen, die Don Rafael del Ordine mit derselben Ruhe commandirte, als habe er sie am Bord der „Eiche von Guernica“, seiner Brigantine.

Wirklich schlug der kaltblütige Seemann die im brillantesten Styl polnischer Furie ausgeführte Attake der Lanzenreiter noch ein Mal ab, aber er konnte das Geschick nicht wenden, denn rechts und links hinter

ihm brachen die französischen Colonnen, den letzten Widerstand werfend, durch die Häuser vor auf den Markt, und die Gasse herauf dröhnte im Trommelschlag der Sturmschritt der französischen Infanterie: „à la bayonnete, à la bayonnete! Vive l'empereur!“

Im Rücken und in der Fronte zugleich gefaßt, kämpfte Don Rafael del Ordine nur noch, um möglichst viele Franzosen zu erschlagen, der Sieg war verloren und das Leben nicht zu retten. Er stand bei seiner Kanone, im wüthendsten Handgemenge: „Santiago y cierra Espanna!“ klang seine Stimme laut und voll durch das Getöse, die Seemannsstimme, die das Donnern der Woge übertönte. Er hielt sich lange, denn Kugel auf Kugel pfiff schützend über ihn hin und streckte die nieder, die sich ihm nahten. Oben am Fenster eines Hauses standen Padre Thomas, sein Bruder, und Sennora Concepcion, seine Nichte, Schuß auf Schuß feuerten sie ab, selten fehlend, und immer frisch geladene Gewehre wurden ihnen gereicht von denen, die hinter ihnen im Gemach standen. Das Handgemenge war furchtbar blutig, die Gegner hatten sich in einander verbissen.

Aber die Spanier verloren immer mehr Terrain und Leute, immer dichter quollen die Franzosen auf dem Platz vor, Don Diego schlug sich bis zu Don Rafael durch, beide fielen fast in derselben Minute, der Seemann hielt sein Geschütz im Todeskrampf umklammert. Als die beiden Führer gefallen waren, verstummte der spanische Schlachtruf und das „vive l'empereur!“ schlug siegjubelnd mit der Lohe brennender Häuser zugleich gen Himmel. Der Kampf hatte schon fast überall aufgehört, und die Franzosen zerstreuten sich, Gefangene machend und plündernd, oder sich gütlich thuend an gefundener genießbarer Beute; nur in einem Hause dauerte das wildeste Handgemenge noch fort. Es war das Haus, an dessen Fenster der Sohn der Cagotin den Padre Thomas und Sennora Concepcion erkannt; mit seinen Mozos endlich eindringend in den langen Flur, sah er in dem von der Feuersbrunst erhellten Hofe Concepcion, die man eben auf und über die Hofmauer heben wollte, um sie zu flüchten, zu retten. Vergeblich suchte er sich Bahn zu brechen mit blanker Waffe, um die köstliche Beute zu gewinnen, vergebens hieb er Einen nach dem Andern nieder, immer warf sich ein Neuer ihm in den Weg, der Flur stopfte sich mit Leichen!

„Feuer!“ schrie er seinen Leuten zu, „schießt mir den Kerl von der Mauer!“

Durchbringen konnten die Mozos nicht, aber sie feuerten auf Jeden, der auf die Mauer stieg, um die Sennora hinaufzuheben, und ihr über die Mauer zu helfen. Schon drei waren heruntergeschossen, ihr Schicksal aber schreckte nicht ab, ein Vierter stieg hinauf.

Der Sohn der Cagotin heulte wie ein wildes Thier vor Wuth, er fühlte nicht, daß die verwundeten Spanier, die im Todeskampf unter seinen Füßen lagen, mit ihren Messern nach ihm stießen und seine Beine

zerfleischten. Er strebte vorwärts, immer vorwärts! endlich stand er auf der Schwelle, nur ein Spanier war noch vor ihm, aber Sennora Concepcion stand auf der Mauer.

„Feuer!“ brüllte er, „Feuer! schießt das Weib nieder!“

Er schien vergebens, Keiner seiner Leute hatte mehr einen Schuß, heulend stieß der Lieutenant den Spanier nieder, der mit ihm focht, im selben Augenblick aber rissen ihn seine Mozos in den Flurweg zurück und schleppten ihn mit Gewalt zurück auf den Markt, denn sämmtliche Spanier im Hof warfen sich unter lautem Feldgeschrei gegen die Thür, um die Flucht der Sennora zu sichern.

Der ganze Himmel war geröthet, auf dem Markt war Tageshelle, eine ganze Seite des Marktes brannte und von allen Seiten schmetterten Trompeten und wirbelten Trommeln, Kugeln pfiffen wieder aus den Fenstern der Häuser, gleichviel ob sie brannten oder nicht.

„Tod und Teufel! was ist das?“ schrie der Lieutenant sich fassend; seine Mozos halfen ihm auf's Pferd und sein Trompeter blies „sammeln“, ohne ihn zu fragen. Oberst Bazancourt ließ eine Compagnie vorrücken gegen die Straße, um der Cavallerie Zeit und Raum zum Sammeln zu verschaffen, aber es war zu spät.

Dicke Massen quollen die Straße herauf, Trommelschlag und Sturmmarsch, die Compagnie wurde im Nu geworfen und gesprengt: „Santiago y cierra Espanna!“ donnerte es durch die Reihen, „Santiago y cierra Espanna!“ antwortete es von allen Seiten. Langsam mit gefälltem Bayonnet rückten sechs Compagnieen vom spanischen Infanterie-Regiment Bourbon vor, rechts und links aber preschten portugiesische Caçadores und Miquelets zum Angriff vor gegen die ungeordnete und überraschte französische Cavallerie. Zu gleicher Zeit wurde das Gewehrfeuer aus den Häusern immer stärker, und Oberst Bazancourt mußte den Rückzug antreten, einen großen Theil seiner Leute, die nicht mehr zu ihm durchdringen konnten, ihrem Schicksal überlassend. Sein Rückzug aber mußte durch die Straße gehen, durch die er heraufgekommen, und hier lichtete das Feuer aus den Häusern, die alle wieder besetzt waren, furchtbar seine Reihen. Die polnischen Lanciers schlugen sich oben am Eingang mit Todesverachtung, um seinen Rückzug zu decken, aber ihre Tapferkeit vermochte ihn nicht zu retten. Unten am Ausgang, der schwer und blutig erkauft war, empfing ihn neues Schlachtgewühl; die Spanier hatten seine Reserve am Flüßchen mit überlegener Macht angegriffen, sie hielt sich zwar noch, aber wenn es dem Obersten nicht gelang, sich sofort durchzuschlagen, so war er abgeschnitten und verloren. Der alte Mann kämpfte des Ruhmes französischer Tapferkeit würdig, aber jeder Schritt kostete Blut, und die Schaar um ihn wurde immer kleiner; was er noch an Dragonern hatte, war unberitten und, nach blutigstem Kampf geworfen, stäubte der Rest der polnischen Lanciers eben aus der Straße heraus; mit Mühe gelang es ihm, einige dreißig Reiter zu sam-

meln. Von allen Seiten knallten Schüsse, die, in den zusammengedrängten Haufen hinein gefeuert, ihr Ziel nicht verfehlen konnten; immer dichter schoben sich die Spanier zwischen ihn und seine Reserve, die auf beiden Seiten des Flusses angegriffen war, während zu gleicher Zeit der hallende Trommelschlag verkündete, daß die reguläre spanische Infanterie aus der Straße debouchire.

Da donnerte plötzlich Hufschlag von rechts her, Trompeten schmetterten, französische Trompeten, und ein Reiter parirte sein schnaubendes Roß dicht vor dem Obersten.

„Herr Oberst,“ rief eine keuchende Stimme, „ich habe einige dreißig Mozos, etwa eben so viel Lanciers und Dragoner gesammelt, lassen Sie Ihre Cavallerie zu mir stoßen, ich werde die Hunde, die drüben debouchiren, attaquiren, schlagen Sie sich zur Reserve durch!“

„Gut, Lieutenant Escosura!“ entgegnete der Oberst.

Die Trompeten schmetterten, die Trommeln lärmten und während der Oberst sich mit der Infanterie durch die spanischen Guerillas durchschlug, die dem Bayonnet der geschlossenen Colonne nicht widerstehen konnten, warf sich der Sohn der Cagotin mit den Resten der Cavallerie den Compagnieen des Regimentes Bourbon entgegen.

Aber er kam nicht zum Angriff; von zwei Escadrons der portugiesischen Caçadores, die der Sohn des britischen Lords Beresford führte, in die Flanke genommen, wurde seine Schaar niedergeritten. Nur Einzelne fochten. Als sich der Sohn der Cagotin erhob unter seinem gestürzten Roß, stand er vor der Fronte einer spanischen Compagnie, der eben „Halt!“ commandirt war. Da er in einer Hand den Säbel, in der andern das Pistol hielt, sprang ein Offizier vor und rief ihm zu: „Waffen nieder, ergieb Dich!“

Der Sohn der Cagotin lachte hell auf; seine Pistole abfeuernd und den Offizier an der linken Schulter verwundend, sprang er mit einem wahren Tigersatz vorwärts und sein Säbel sauste schwer nieder; der spanische Offizier aber, seitwärts springend mit großer Gewandtheit, brachte ihm einen Kopfhieb bei, der ihm Hut und Schädel spaltete. Stöhnend sank der Lieutenant vornüber und griff mit den blutigen Fingern krampfhaft in die blutige Erde.

Ein alter Caporal, der, um seinem Offizier zu helfen, fast zugleich mit ihm aus dem Gliede gesprungen war, wendete den Cadaver mit einem Fußstoß um, das rothe Licht eines nahen Hauses, das in vollen Flammen stand, fuhr über das von Pulverdampf geschwärzte, blutige Gesicht des Todten.

„Sennor Don Rodrigo!“ rief der Caporal, „Ihr habt ein gutes Werk gethan, dieser Hund, Sohn einer Hündin, ist der Teniente der Mozos de la Escuadra, Jayme Escosura, der Sohn der Cagotin!“

Schaudernd blickte Don Rodrigo von Vicalvar in das wilde Gesicht des Todten, dann commandirte er: „Adelante!“ und rückte bis zu dem Flüßchen vor.

Obrist Bazancourt hatte sich wirklich mit seiner Reserve vereinigt und mit ihr seinen Rückzug angetreten, aber das fortwährende Knallen der Schüsse verkündete, daß die Spanier ihm seinen Weg nur mit den Rosen bestreuten, die man auf solchen Wegen zu finden pflegt. Don Rodrigo ging nicht weiter vor, er erhielt Befehl, in die Stadt zurückzukehren. Die Guerillas und die leichten Reiter von Portugal waren hinreichend geachtet, den französischen Obristen auf seinem Rückzuge aufzureiben.

Während Don Rodrigo unter Trommelschlag in den Feudalflecken seiner Väter zurückkehrte, wo er von Jung und Alt mit lebhaftesten Zeichen der Freude empfangen wurde, lag ein verwundeter Offizier frostschauernd unter einem Baume, neben ihm sein erschossenes Pferd, die Lanze eines polnischen Reiters hatte ihm den Unterleib seitwärts zerrissen. Im halben Fieber betete der Offizier, der weder spanische noch französische Uniform trug, mit lauter Stimme; spanische Guerillas sammelten sich um ihn, sie wollten ihn tödten, denn sie hielten ihn seiner fremden Uniform halber für einen Franzosen, da sie aber an seinen gefalteten Händen sahen, daß er betete, so störten sie ihn nicht, sondern beteten neben ihm. Da trat ein Mönch zu der Gruppe, der auf dem Schlachtfeld umherwanderte, seinen Landsleuten den letzten Trost zu spenden.

„Wer seid Ihr, Herr?“ fragte der Mönch, ergriffen von dem Ausdruck wahrer Frömmigkeit in dem Gesichte des Sterbenden.

Der Mönch fragte spanisch, der Verwundete aber antwortete in einer Sprache, die Niemand verstand.

„Das ist nicht französisch,“ sagte der Mönch.

„Er ist kein Franzose,“ murmelten die Spanier.

„Es ist auch nicht englisch!“ meinte ein alter Bursche, „ich kenne das!“

Der Mönch fragte noch einmal spanisch.

Dieselbe Antwort in derselben fremden Sprache.

Da kam dem Mönch plötzlich ein Gedanke.

„Num tu es Anglus, Domine!“ fragte er lateinisch.

„Minime, Christianus sum! antwortete der Verwundete sofort in derselben Sprache, „sum nobilis Marcanus et centurio in legione germanica regis Angliae, sum Christianus.“

„Ein Edelmann von des Königs von England deutscher Legion!“ rief der Mönch freudig.

„Er ist ein Christ!“ betonten die Spanier, die nur das „Christianus“ verstanden hatten.

Der Mönch kniete neben dem Verwundeten nieder, die wilden Krieger thaten ein Gleiches, der Mönch begann dann sein: Pater noster etc. Der Verwundete betete mit, erst laut, dann immer leiser, bis ihm die Stimme verging und er dahin sank und seinen letzten Seufzer auszuhauchen schien.

„Ecce quomodo moritur Christianus!" sieh', so stirbt ein Christ!" rief der Mönch.

Ein alter Bursche aber trat vor und sagte: „Frommer Vater, dieser Mann ist nicht todt, er ist schlimm verwundet, aber lasset ihn nur hinauftragen zum Feldscheer, ich habe schwerere Wunden heilen sehen!"

„Du sprichst wohl, Perez, mein Sohn!" sagte der Mönch.

Die wilden spanischen Bergsoldaten faßten so sanft an, als möglich, und trugen den märkischen Edelmann hinauf zur Stadt.

Perez, der Besitzer der Posada im Gebirge, die wir im vorigen Capitel geschildert haben, ging neben dem Mönche her und flüsterte ihm zu: „ich kenne den Sennor, er kam mit dem Padre Thomas vor zwei Monaten etwa herauf zu uns, er ist ein Freund Spaniens, aber ich begreife nicht, damals verstand und sprach er spanisch!"

„Im Moment des Todes," erklärte der Mönch nach einigem Besinnen, „hat er alle Sprachen vergessen und nur seine Muttersprache und die Sprache der heiligen Kirche behalten, er ist ein gelehrter und frommer Herr!"

„Er sah aus, wie ein Heiliger, als er mit Euch betete, frommer Vater!"

„Er blickte in das Himmelreich, das Allen denen beschieden, die für die heilige Religion und unsre madre patria kämpfen!" entgegnete der Mönch ernst und zuversichtlich.

Sie kamen hinauf in die Stadt und trugen den todtwunden märkischen Edelmann in das Haus des Barbiers, das von den Flammen verschont geblieben. Ihr Eintritt erregte allgemeines Erstaunen und Don Rodrigo von Vicalvar gab den ehrlichen Soldaten eine reiche Belohnung, als die anwesenden Chirurgen erklärten, die Wunde des Offiziers sei nicht tödtlich und derselbe werde genesen, wenn ihm eine aufmerksame und sorgfältige Pflege zu Theil werde und Gott der Vater seinen Segen gebe.

Sofort nahm Sennora Concepcion eine kleine Bank, stellte sie an das Kopfende des Feldbettes, auf das man den märkischen Edelmann gelegt, und sagte mit großer Würde: „Sennor Don Rodrigo, Ihr habt meinen Feind getödtet und mir das Leben gegeben, ich werde Eurem Freunde das Leben geben, indem ich ihn pflege!"

„Und dann?" fragte der Spanier.

„Ihr kennt meine Oheime!" entgegnete Concepcion mit niedergeschlagenen Augen, „Ihr wißt, daß sie Euch meine Hand nicht verweigern werden, nicht verweigern dürfen."

„Aber Ihr, Sennora, Ihr!" rief Don Rodrigo glühend.

„Don Joaquin wird mich zum Altar führen als erster Zeuge!" entgegnete die Spanierin leise, auf den Verwundeten deutend, und senkte ihr Köpfchen mächtig erröthend.

„Gebenedeit seiest Du, heilige Jungfrau vom Pfeiler!" sagte der Spanier, sich zurückziehend und den wunden Waffenbruder der Sorge der Geliebten überlassend.

Der Mönch, der den Offizier gebracht, empfing ihn an der Thür.

„Sennor Don Rodrigo," begann er, „lasset Ew. Wohlgeboren nicht unwillig werden, aber der Offizier, den ich Euch gebracht, hat meine Theilnahme erregt, sagt mir, weß Landes er ist und welche Vorfahren er sein nennt?"

„Frommer Vater!" rief der spanische Capitain, in seinem Glück der spanischen Würde fast vergessend: „im fernen Norden herrscht ein König über ein weites Land voll tapferer Männer, der heißt der König von Preußen, der meint es mit der heiligen Kirche wohl, was Ihr schon daraus abnehmen könnt, daß er den frommen Vätern von der Gesellschaft Jesu ein Asyl eröffnete in seinen Staaten, als sie in allen andern Ländern gejagt wurden, wie wilde Thiere. Der Wahlspruch dieser Könige von Preußen, welche in ihrer Gegend sehr mächtig sind, heißt suum cuique! und darnach handeln sie so genau, daß sie überall die gerechten Könige genannt werden. Denkt Euch, frommer Vater, wenn diese Könige selbst etwas wollen von einem Unterthanen, und der will es ihnen nicht geben, so brauchen sie keine Gewalt, sondern gehen mit ihm vor ihr Gericht, was sie in ihrer großen Stadt Berlin haben, und unterwerfen sich dem Urtheil der Richter, das oft gegen sie ausfällt."

„Sie heißen mit Recht die gerechten Könige!" rief der Mönch bewundernd.

„Nun," fuhr Don Rodrigo fort, „auch der jetzt regierende Sohn dieser gerechten Könige ist im Kriege unglücklich gewesen gegen den gräulichen Usurpator, den sie den Kaiser über Frankreich nennen; er hat einen schlimmen Frieden schließen müssen. Weil nun aber der gerechte König Keinen zwingt, sondern Jedem das Seine giebt und gönnt, darum läßt er es zu, daß seine Edeln überall hingehen und den Feind Bonaparte bekämpfen, wo sie können, bis er sein Volk selbst unter die Waffen ruft gegen den Usurpator. Da ist nun mein theuerer Freund Don Joaquin, ein Sproß von dem großen Granden-Geschlecht der Massow, das in den preußischen Ländern Mark und Pommern hoch angesehen ist, zu uns gekommen, um mit uns den Usurpator Bonaparte zu bekämpfen."

„Ich danke Ew. Wohlgeboren, Sennor Don Rodrigo," rief der Mönch enthusiastisch, „ich will unserm christlichen Volke erzählen von den gerechten Königen von Preußen, von den Königen, die Jedem das Seine geben, und alle Christen werden sich freuen, daß das Geschlecht der Gerechten noch nicht erloschen ist in Israel."

Der Mönch ging, nachdem er dem glücklichen Capitain seinen Segen gegeben.

Es war in den Nachmittagsstunden des folgenden Tages, da stand der alte Ziegenhirt auf der Anhöhe vor Mirbel wie am Tage zuvor, aber sein Antlitz leuchtete in stolzer Siegesfreude, denn er wußte längst, was geschehen war zu Vicalvar. Zween Mozos de la Escuadra hatte er Blut und Staub bedeckt vorüber reiten sehen am Mittage, er hatte bemerkt, daß sie ihre Pferde kaum mit unaufhörlichen Sporenstichen und flachen Säbelhieben vorwärts brachten. Jetzt sah er wieder Staubwolken aufwirbeln von Mirbel her und Staubwolken sah er von Vicalvar kommen.

Der Wind, der von Norden kam, trug ihm den Knall einzelner Schüsse zu; das schien den alten Mann zu electrisiren, er schlug den Mantel auseinander und zog das breite Messer, das er im Gürtel trug; dann blickte er nach Süden und sagte zu dem Knaben, der zu seinen Füßen lag: „vergiß nie, mein Sohn, daß Du ein Spanier bist, vergiß nie, daß Dir die Franzosen Vater und Mutter erschlagen haben, und jetzt gehe hin, so rasch Dich Deine Füße tragen, und melde da unten dem Girolamo, daß die Ketzer aus Mirbel kommen, heute nur mit ein halb und ein halb!"

Der Knabe flog davon wie ein Pfeil.

Der alte Hirt aber betete und kreuzigte sich niederknieend, dann sprach er sonderbare Worte mit dem bösen Hunde, der zu seinen Füßen immer grimmiger knurrte.

Der Officier, der in Mirbel commandirte, war in Folge der Ordres, die er durch Mozos de la Escuadra erhalten, mit einem Theile der Besatzung ausgezogen, um die Geschlagenen aufzunehmen. Aber das Schicksal seines Chefs hatte ihm Vorsicht gepredigt, er ging, feindliche Hinterhalte fürchtend, nur langsam vorwärts. So kam es, daß die Flüchtlinge von Vicalvar auf ihrer Flucht, denn Rückzug konnte man es nicht mehr nennen, eher an den Abhang kamen, auf dem der Schäfer stand. An der Spitze der Flüchtlinge, etwa zweihundert Infanteristen und zwanzig Cavalleristen stark, befand sich der Obrist Bazancourt; der alte Soldat war blutroth, ein Schlagfluß war ihm nahe; ein Soldat trieb das todtmüde Ulanenpferd, das der Obrist ritt, mit Bayonnetstichen vorwärts; dicht gedrängt marschirte die Schaar der Flüchtigen, denn der Feind war ihnen so auf der Ferse, daß Jeder, der auch nur zehn Schritte zurück blieb, auf der Stelle gefangen und massacrirt wurde. Der Verfolger waren nur noch Wenige, aber die Franzosen hatten sich vollständig verschossen. Als die Flüchtigen an dem Abhang ankamen, auf welchem der Ziegenhirte stand, rief ein Voltigeur grimmig: „Da steht das alte Unglücksgespenst von gestern noch!"

„Viva el rey! viva la santa religion!" schrie der Hirte mit Donnerstimme und sprang den Abhang hinunter, drei Franzosen stieß er rechts und links nieder, dann war er an dem Obristen, riß ihn, der bereits völlig apathisch war, vom Pferde, schnitt ihm die Kehle durch und hauchte

dann, von Bayonneten durchstoßen, auf dem Leichnam des Feindes sein Leben aus. In demselben Augenblicke aber hatten etwa zwanzig Cazadores von den Verfolgern einen letzten Angriff gemacht, und nach allen Strichen der Windrose auseinander stob der Rest der Flüchtlinge von Vicalvar.

Neben dem Leichnam des Hirten lag zum Tode verwundet sein wilder Hund heulend.

Der Offizier, der aus Mirbel ausgerückt war, blieb erschrocken stehen, nur die Wenigen der Flüchtlinge, die bis zu ihm gelangten, konnte er aufnehmen, denn er mußte rasch zurückgehen, da sich rechts und links auf seiner Flanke Feinde zeigten und ringsum in der ganzen Gegend die Sturmglocken zu heulen begannen. Am andern Tage zog er sich aus Mirbel zurück, von allen Seiten harcelirt den ganzen Marsch über, bis er sich gegen Abend mit der Besatzung von Cerdavieja vereinigte und durch Truppen verstärkt wurde, die ihm von Urgel aus entgegengeschickt wurden. Da erst ließen die Spanier ab.

Das war das Rendez-vous von Vicalvar!

Caperei im Kriege.

Die Ertheilung von Markbriefen in Kriegszeiten ging gleichfalls*) aus dem von sämmtlichen Staaten dringend gefühlten Bedürfniß hervor, dem Seeraube, welcher bis in das 14. Jahrhundert hinein auf sämmtlichen Meeren Europas ziemlich unbehindert sein Wesen trieb, eine Schranke zu setzen. Wie selten befand sich in damaliger Zeit das ganze Europa im Zustande des Friedens, und es fehlte deshalb auch fast niemals den zahlreichen Piraten an einem Vorwande, hinter dem sie ihre Räubereien verstecken konnten. Um diesem Unwesen zu begegnen, fing man nun im 15. Jahrhundert und auch wohl schon am Schluß des 14. Jahrhunderts, an, auch während eines ausgebrochenen Seekrieges das Recht der Unterthanen, Schiffe zur Aufbringung feindlicher Beute auszurüsten, von einer Erlaubniß abhängig zu machen, welche der Oberbefehlshaber der Flotte zu ertheilen pflegte. — Die Markbriefe, welche zu diesem Zwecke ausgestellt wurden, blieben jedoch, wie v. Martens anführt, auch während des 15. Jahrhunderts nur vereinzelte Erscheinungen. Erst während des 16. Jahrhunderts wurden sie die allgemeine Regel, und damals, sowie auch während des 17. Jahrhunderts, bildeten sich auch die Grundsätze aus, auf welchen selbst in unseren Tagen die Caperei in Kriegszeiten noch gegründet ist.

*) Siehe den Artikel „Geschichte der Caperei“ Band II. S. 629.

Ursprünglich scheinen diese Markbriefe nur das Recht gegeben zu haben, den Feind selbst anzufallen. Mit der Zeit wurden jedoch die Rechte der Kriegsschiffe des kriegführenden Staates gegenüber den neutralen Schiffen auch auf die Caper ausgedehnt. Diese Sitte scheint während des 16. Jahrhunderts aufgekommen zu sein, dessen eigenthümlicher Charakter überhaupt das Institut der Caper vorzugsweise begünstigen mußte. — Bekanntlich trat die Wichtigkeit der Handels-Interessen für die Staaten damaliger Zeit immer mehr hervor. Es war eine neue Welt entdeckt worden, und die Anstrengungen jenes schifffahrtskundigen Portugiesen hatten einen neuen und kürzeren Weg nach den Schätzen des fernen Indiens eröffnet, auf welche von jeher das Verlangen Europas gerichtet war. Dadurch nahm der Handel einzelner Staaten einen ungeheuern Aufschwung; es wurde jedoch auch mit diesem Streben nach Reichthum und Gewinn das Streben immer mehr vorherrschend, den Handel anderer Staaten zu unterdrücken und überall bis auf den Punkt niederzuhalten, daß die eigenen Interessen durch denselben nicht behindert werden möchten. Deshalb machte sich in den Seekriegen seit damaliger Zeit ein Bestreben geltend, welches darauf ausging, dem fremden Handel möglichst empfindliche Wunden beizubringen, keineswegs aber damit zufrieden war, durch einige Beute sich zu bereichern. Zu diesem Zwecke waren die Caper ein sehr wünschenswerthes Werkzeug, und es scheint auch aus diesem Grunde die Angabe von Martens begründet zu sein, daß seit jener Zeit dieselben auch gegen die Neutralen verwandt wurden. Bekanntlich ist der Seehandel der Neutralen während eines Seekrieges nach völkerrechtlichen Regeln, deren nähere Entwickelung hier zu weit führen würde, mehrfachen Beschränkungen unterworfen. Bei Uebertretungen werden dieselben aufgebracht und später von den Prisen-Gerichten verurtheilt, wobei jedoch von Seiten der größeren Seestaaten so vielfache Ungerechtigkeiten bis in die jetzige Zeit hinein geübt zu werden pflegen, daß die Tendenz der meisten Seekriege und namentlich der von England geführten, wie Heffter sich in seinem europäischen Völkerrecht ausdrückt, darauf hinausging, den Seehandel der Neutralen geradezu „abzuschlachten." — Zu den odiösen und schmutzigen Details solcher Unternehmungen konnten aber die Caper weit leichter noch als die eigentlichen Kriegsschiffe benutzt werden, deren Befehlshaber wohl häufig durch ein zur rechten Zeit noch wachwerdendes Bewußtsein militairischer Ehre vor äußersten Schritten zurückgeschreckt wurden, während die Caper immer noch die eigentlichen Piraten blieben, die sobald vor keinem Verbrechen gegen neutrales Privateigenthum sich entfärbten, weil sie keinen Antrieb als Gewinnsucht und keine Belohnung als ihre Beute und die Prämien kannten, welche auf ihren privilegirten Seeraub gesetzt wurden.

Der lange Krieg, welcher zwischen den Niederlanden und Spanien während des 16. Jahrhunderts geführt wurde, ist für die Geschichte

der Caperei Epoche machend geworden. Aus der Zeit dieses Krieges schreiben sich die meisten Caper-Ordnungen her, welche von den einzelnen Staaten damals erlassen wurden, und entweder noch jetzt in unmittelbarer Gültigkeit sich befinden, oder doch ihrem wesentlichen Inhalte nach den Gesetzen dieser Art, welche einer späteren Zeit ihren Ursprung verdanken, zu Grunde gelegt sind. Auch begann man damals das Institut dieser Caperei, welches in jenem Kriege eine besonders drückende Gestalt für den Handel gewonnen hatte, zu regeln. Der erste Vertrag dieser Art ist aus dem Jahre 1550 zwischen Spanien und Schottland. In sämmtlichen früheren Verträgen handelte es sich entweder ausschließlich um die Caperei in Friedenszeiten, oder es war doch wenigstens ganz allgemein bloß von Repressalien die Rede, ohne daß die Mark- und Repressalien-Briefe in Friedenszeiten von den Mark-Briefen in Kriegszeiten deutlich getrennt worden wären. — Dies ist zum Beispiel noch in dem Vertrage von 1515 zwischen England und Spanien der Fall. Es wird darin schlechthin von Repressalien gesprochen, während in Art. 6 des Vertrages von 1604 zwischen denselben Mächten ausdrücklich die Markbriefe im Gegensatz zu den Repressalien-Briefen hervorgehoben werden.

Zu den ältesten der erwähnten Caper-Ordnungen gehört die königlich französische Instruction für die Caper von 1584, so wie die Instruction für die Admiralitäten der Vereinigten Niederlande von 1597. In Spanien wurde die älteste Caper-Ordnung 1621 erlassen, zwei spätere sind aus den Jahren 1718 und 1779. Für England ist das erste Hauptgesetz für Caper, dessen Bestimmungen auch jetzt noch im Wesentlichen in Geltung sind, aus dem Jahre 1707. Einzelne ältere Caper-Gesetze wurden allerdings bereits unter König Wilhelm III. erlassen, dieselben betreffen jedoch nur einzelne Punkte. Die erwähnten Ordnungen umfassen jedoch die Caperei in allen ihren Beziehungen. Namentlich kommt dabei die Bürgschaft in Frage, welche die Caperschiffe vor Ertheilung der Markbriefe stellen sollen, daß sie die gesetzlichen Vorschriften überall einhalten wollen. Außerdem werden in Ansehung des Betragens gegen Schiffe neutraler Mächte darin für sie überall ganz specielle Vorschriften festgestellt und auch die gerichtlichen Förmlichkeiten nicht übergangen, welche bei Beurtheilung der von ihnen aufgebrachten Prisen gelten sollen. —

Unter den Capern, welche während des gedachten Krieges zwischen Spanien und den Niederlanden während des 16. Jahrhunderts eine Rolle gespielt haben, sind wohl die sogenannten Wasser-Geusen am bekanntesten geworden. Die Geschichte hat gegen dieselben vielfach harte Beschuldigungen erhoben, wegen der Excesse und Grausamkeiten, die sie ausgeführt haben sollen; wenn der größere Theil dieser Beschuldigungen auch wohl begründet ist, so läßt sich doch nicht behaupten, daß sie es den anderen Capern damaliger Zeit darin zuvor gethan hätten. Wenn

daher auch andere Mächte als Spanien dieselben als Seeräuber bestraften, so lag der Grund davon zunächst darin, daß man aus formellen Gründen ihnen ihre Eigenschaft als Caper bestritt.*)

Viel verbrecherischer, wie die Wasser-Geusen trieben die Flibustier ihr schmachvolles Gewerbe, diese Victualienbrüder des 17. Jahrhunderts. Wer hat nicht bereits von den schaudererregenden Unthaten jener Meerungeheuer gehört, deren Ende beinahe noch tragischer war, wie die Geschichte ihrer Verbrechen. Ein großer Theil derselben wurde von den Indianern gebraten, denen sie auf ihren Raubzügen in die Hände fielen. Zuerst traten sie 1630 auf den Schauplatz. Vorzüglich aus Normännern, Franzosen und Engländern, außerdem aber noch aus dem Abschaum vieler anderer Nationen zusammengewürfelt, trieben sie in den Meeren Amerika's ihr Unwesen. Anfangs raubten sie ganz auf eigene Hand und unterschieden sich also auch in der äußeren Form nicht von Seeräubern. Sie vertrieben die Spanier von der Tortüe und von St. Domingo und lebten daselbst theils von der Jagd, theils vom Seeraub. Deshalb unterschied man auch Anfangs zwischen den Jägern, welche Boucaniers genannt wurden, wegen einer Art der Zubereitung des Fleisches der Ochsen, welche boucaner hießen, und den eigentlichen Flibustiers. Bald jedoch änderte sich diese ursprüngliche Lage; Frankreich machte von ihren Diensten Gebrauch und verlieh dadurch ihren Seeräubereien den officiellen Charakter. Anfangs mißbilligte der französische König es allerdings, daß sein Gouverneur auf der Tortüe ihnen Commissionsbriefe für die Jagd, für die Fischerei und auch für den Krieg ertheilte, ohne sie dabei an irgend eine Verordnung zu binden. Bald jedoch ertheilte er ihnen selbst Markbriefe, und wenn sie dadurch auch die äußere Gestalt von Capern gewannen, so behielten sie auch jetzt noch die ursprüngliche Wildheit bei und blieben in ihren Gräuelthaten nicht hinter den früheren zurück. Seitdem diese Horden so durch den Schutz Frankreichs zu gemeinsamen Zwecken vereinigt worden, redete man auch nicht mehr, wie vordem von „Boucaniers", im Gegensatz zu „Flibustiers".

Frankreich that nirgendwo den Greuelthaten, welche diese von ihm beschützten Seeräuber verübten, Einhalt. Es ertheilte sogar den Anführern derselben Offiziers-Patente. Als der Krieg mit Spanien durch einen zwanzigjährigen Waffenstillstand beendigt worden, unternahmen die Flibustier auf eigene Hand und ohne Markbriefe, 1684, ihren so berüchtigt gewordenen Raubzug in's Südmeer. Gleichwohl nahm Frankreich diejenigen, welche von diesem Zuge zurückkehrten, wieder in seinen

*) Der Prinz von Oranien ertheilte nämlich bereits 1569 von seinen Erbstaaten aus mehreren Edelleuten und Anderen, deren Anzahl bald sehr anwuchs und die eben später unter dem Namen der Wasser-Geusen bekannt wurden, Markbriefe gegen Spanien. Der Prinz war damals noch nicht zum Admiral der nachmals vereinigten Provinzen ernannt, und man bestritt ihm daher das Recht, derartige Markbriefe zu ertheilen. Dieser Umstand veranlaßte das harte Loos der Wasser-Geusen, sobald sie in die Hände fremder Mächte fielen.

Dienst auf. Doch es ruhte die Hand der vergeltenden Vorsehung auf dem Treiben dieser Verbrecher; ein großer Theil starb, wie bereits gesagt wurde, einen qualvollen Tod unter den Händen grausamer Indianer; andere fielen dem Schwerte der Gerechtigkeit anheim oder blieben im Kampfe. Ihre Reihen wurden immer mehr gelichtet und ein kleiner Rest ward 1712 zu Colonisten gebildet. — Ihr verbrecherisches Treiben ist von jeher als ein Schmachfleck in der Geschichte Frankreichs betrachtet worden, welches dasselbe so lange und nachhaltig begünstigt hatte.

Die Zeit der Flibustier war zugleich die Zeit, wo die Caperei den Höhepunkt ihrer Organisation erreicht hatte. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war die Handels-Eifersucht und Habgier Englands, welche bis in die neueste Zeit hinein in der Geschichte des öffentlichen Seerechts eine so schlimme Rolle gespielt hat, zu einer immer breiteren Entwickelung gelangt. In diese Zeit fällt auch die berühmte Navigations-Acte, welche der Haß gegen die Niederlande den Engländern dictirt. Auch Frankreich hatte so eben unter der Zahl der Seemächte und Colonie-Besitzer eine gesicherte Stelle gewonnen. Die Caper-Ordnungen und Verträge über Caper, zu welchen der niederländisch-spanische Krieg die Veranlassung gegeben, blieben deshalb in raschem Zunehmen begriffen. Namentlich enthielten auch die münsterschen, pyrenäischen und olivischen Friedensverträge wichtige und eingehende Bestimmungen über dieselben. — Es wurde damals auch Sitte, daß die kriegführenden Mächte bei jedem neu ausbrechenden Kriege die Grundsätze proclamirten, nach welchen ihre Caperschiffe verfahren sollten. Dies geschah meistentheils im Einklang mit den bereits bestehenden Caper-Ordnungen. Wichen diese neuen Verordnungen in einigen Punkten ab, so wurden danach jene auch in der Regel abgeändert. Das, worin sie übereinstimmen und was somit als Regel des allgemeinen Völkerrechts betrachtet werden kann, soll weiter unten noch mitgetheilt werden.

Dieselbe Lage der Dinge blieb auch während des 18. Jahrhunderts. Doch regten sich damals bereits vielfach Stimmen, welche gegen das Unwesen der Caperei, die immer übermüthiger ihr Haupt erhob, nachdrücklich Protest einlegten. Es wurde nicht selten auch schon gegen die Unsitte der Caperei und die Unvereinbarkeit derselben mit den Vorschriften des Christenthums und vorangeschrittener Gesittung hingewiesen, und die Wirkungen dieser sich immer mehr Bahn brechenden Erkenntniß traten denn auch bereits hier und da hervor, wenn auch schwach und vereinzelt. Bereits 1775 versprachen die Schweden und Niederländer, wie oben erwähnt wurde, beim Ausbruch ihres damaligen Krieges, keine Caperschiffe ausrüsten zu wollen. Dieses Versprechen wurde jedoch nicht gehalten, wie aus den Separat-Artikeln des 1779 geschlossenen Friedens hervorging. Namentlich waren es damals Preußen und die Niederlande, welche ihren Einfluß zur Beseitigung der Caperei aufwandten. Die

preußische Regierung hatte auch das Glück, in ihren Bestrebungen mit den gleichen Gesinnungen des bekannten Franklin zusammenzutreffen, der bereits vielfach durch Wort und Schrift seinen Abscheu gegen dieses Raubwesen an den Tag gelegt hatte. Das Resultat dieser Uebereinstimmungen war der Art. 23 des zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten am 10. September 1785 geschlossenen Handes-Vertrages, in welchem beide Mächte sich ausdrücklich verpflichteten, sich gegen einander keiner Caper zu bedienen. Leider blieben diese hochherzigen Intentionen für die nordamerikanische Regierung späterhin nicht mehr maßgebend. Als es im Jahre 1797 und später noch 1828 sich um eine Erneuerung dieses Vertrages handelte, gelang es preußischer Seits nicht, diesem Grundsatze wieder Anerkennung zu verschaffen. Auch in neuester Zeit hat Preußen mit den Vereinigten Staaten bekanntlich Unterhandlungen in dieser Beziehung geführt, welche jedoch, wie aus der Botschaft des Präsidenten am Schluß des Jahres 1854 hervorging, ein befriedigendes Resultat nicht gehabt haben.

In die Zeit des erwähnten Vertrages zwischen Preußen und Nord-Amerika fällt auch die Erklärung der ersten französischen National-Versammlung, in Zukunft keine Caperei erlauben zu wollen. Es wurde dieser Grundsatz mit vielem Pompe ausgesprochen, aber er blieb eine hohle Declamation, wie so manche ähnliche Proclamationen dieser Versammlung, der in ihrem Revolutionsfieber gute und böse Gedanken gleich Visionen vor die Augen traten, die rasch einander jagten und, wie die krankhafte Aufregung das mit sich brachte, in wilder Unordnung neben einander erschienen. Zu gleicher Zeit proclamirte dieselbe Versammlung, daß die Nation in keinem ihrer künftigen Kriege erobern wolle, und von wem ist jemals in gleicher Weise gegen diesen Grundsatz gefrevelt worden, wie von dem gewaltigen Erben dieser revolutionären Versammlung.

Ganz eben so war es mit dem in Betreff der Caperei proclamirten Grundsatze. Niemals ist das Unwesen dieser Seeräubereien rücksichtsloser und alle Nationen drückender betrieben worden, als einige Jahre später. Büsch giebt in seinem Werke, „das Bestreben der Völker, sich in ihren Seekriegen recht wehe zu thun", eine vollständige Geschichte dieser Periode. Die Praxis des Directoriums wurde namentlich durch ein Decret vom 29. Nivose (18. Januar) 1797 begründet. Die Klagen fast sämmtlicher Mächte, gegen deren Unterthanen fortwährend von den in einer früher nie gekannten Anzahl ausgerüsteten Capern die härtesten Bedrückungen, der offenbarste Seeraub ausgeübt wurden, blieben ohne Eindruck auf das Directorium, obwohl dasselbe durch Decret vom 22. Nivose (11. Januar) 1799, die Zahl seiner Caper ganz bedeutend beschränkte. Es war nämlich, wie Büsch nachweist, dazu einzig durch die Erwägung bestimmt worden, daß seine Caperschiffe so häufig durch fremde Mächte genommen wurden, wodurch der Staat die Mannschaft für seine Kriegszwecke verlor, während es sich herausgestellt hatte, daß keineswegs stärker

bewaffnete Kriegsschiffe dem Feinde überall mit weit größerem Erfolge die Spitze geboten hatten, wovon der Grund wahrscheinlich in der besseren und geschickteren Führung lag. Aus diesem Grunde beschloß damals das Directorium nach dem Beispiele, womit England schon ihm vorangegangen war, die Hauptstärke seiner Angriffsmittel fortan nicht mehr in den Capern, sondern in den Kriegsschiffen zu suchen.

Von wesentlichem Einfluß für die Beseitigung der Caperei haben sich auch die Bemühungen Rußlands gezeigt. Bereits in dem Kriege von 1767 bis 1774 gegen die Türkei bediente sich die Kaiserin Catharina keiner Caper im Archipel. In ihrer Erklärung vom 12. Juli 1779 hob die Kaiserin diese Mäßigung den neutralen Mächten gegenüber ausdrücklich hervor und stellte dieselbe als Vorbild auf. Die beiden für das neuere Völker-Seerecht so wichtigen bewaffneten Neutralitäts-Bündnisse von 1780 und 1800 haben allerdings das Institut der Caperei ziemlich unberücksichtigt gelassen, um so wichtiger war deshalb der Grundsatz, zu welchem sich England in dem Vertrage mit Rußland von 1801 verpflichtete. Die bewaffnete Neutralität von 1800 hatte bereits bestimmt, daß neutrale Schiffe, sobald sie unter der Begleitung und dem Schutz (Convoi) eines neutralen Kriegsschiffes fahren sollten, weder von Kriegs- noch Caperschiffen einer kriegführenden Macht angehalten werden dürfen. England hatte diesem Grundsatze ausdrücklich seine Anerkennung versagt, verpflichtete sich jedoch in Art. 4 des gedachten Vertrages, derartige Schiffe Rußlands durch seine Caper nicht beunruhigen lassen zu wollen. Zu derselben Praxis verpflichtete es sich bald darauf Schweden und Dänemark gegenüber. Dieser Vertrag gerieth allerdings durch den zwischen Rußland und England ausbrechenden Krieg wieder in Vergessenheit, aber es war doch so viel dadurch erreicht, daß England, welches von jeher der Caperei am nachdrücklichsten das Wort geredet hatte und dieselbe auch — Frankreich, während seiner Revolutions-Periode ausgenommen, — am rücksichtslosesten ausgeübt hatte, sich in mehreren Verträgen zu einem Grundsatz bekannte, der in seinen Consequenzen dahin führt, die Wirksamkeit der Caperschiffe, wenn auch nicht vollständig aufzuheben, so doch in einer Weise zu beengen und zu hemmen, welche für jene Schiffe von den bedenklichsten Folgen werden könnte. Irriger Weise behauptet Man in seinem Völker-Seerechte von diesem Vertrage, daß darin eine Aufhebung der Caperei-Befugnisse festgesetzt sei, während es sich doch nur um die angegebene Modification desselben handelt. —

So sehr nun auch die Caperei von dem größten Theile der christlichen Regierungen Europa's offen als ein Schandfleck des europäischen Völkerrechts anerkannt wurde und die Bestrebungen derselben wachgerufen hat, sie endgültig zu beseitigen, so sehr die öffentliche Meinung nach allen Seiten hin und namentlich auch in der Wissenschaft diese Caperei verurtheilt hat, so läßt sich doch nicht verkennen, daß England, welches dieselbe bisher immer noch auch im Principe zu vertheidigen

suchte, in dieser Beziehung keineswegs so isolirt steht, wie wohl in anderen Fragen des öffentlichen Seerechts. Frankreich, Spanien, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und auch noch andere Staaten haben nirgendwo gegen dieselbe einen nachdrücklichen Einspruch erhoben, nicht selten sogar, auch in diesem Jahrhundert noch, mehr oder weniger zaghaft die Vertheidigung derselben übernommen. Deshalb läßt sich nicht läugnen, daß diese Einrichtung auch jetzt in dem Völkerrecht einen Boden hat, und es soll daher zum Schluß die Gestalt derselben, wie sie auch gegenwärtig noch vorhanden ist, in wenigen Worten angegeben werden. —

Die Ertheilung der Markbriefe gilt als ein Vorrecht der höchsten Staatsgewalt, sobald sie in einen Seekrieg verwickelt ist, und geht in der Regel von den Admiralitätsgerichten, oder anderen dazu eingesetzten Gerichtshöfen aus. —

Diese „lettres de marque", wie sie in den officiellen Urkunden genannt zu werden pflegen, können nicht bloß den eigenen Unterthanen, sondern auch den Unterthanen neutraler Staaten ertheilt werden. Auch diese letzteren müssen nach völkerrechtlichen Grundsätzen von dem Gegner und von anderen neutralen Staaten als rechtmäßige Caper betrachtet werden, sobald nicht, wie dies nicht selten geschehen ist, durch Verträge unter den betreffenden Staaten abweichende Grundsätze eingeführt worden sind. Auch Privatschiffe, die zur Vertheidigung armirt sind, bedürfen derartiger Markbriefe, um die etwa gemachte Beute für sich zu erwerben, sonst sind dieselben gehalten, diese Beute an den Staat herauszugeben, welchem sie angehören. Briefe dieser Art werden in der Regel mit dem besonderen Namen „Commissions-Briefe" bezeichnet. —

Eine Auxiliarmacht hat nicht das Recht, Markbriefe auszustellen. Geschieht dies dennoch, so wird darin eine förmliche Kriegserklärung gefunden, ohne daß man jedoch den ausgestellten Markbriefen ihre Wirkung abzusprechen berechtigt ist. —

Das Gesuch des Eigenthümers oder der Eigenthümer des Schiffes, welches die Erlaubniß zur Betreibung der Caperei erhalten soll, muß eine genaue Angabe der Beschaffenheit dieses Schiffes, der Zahl und des Calibers der am Bord befindlichen Kanonen, der Anzahl der Seeleute, womit es besetzt werden soll, und des Namens seines Capitains enthalten. Außerdem wird die Zahlung einer Bürgschaft verlangt, daß es die Capergesetze einhalten werde. Die Höhe dieser Bürgschaft ist in den verschiedenen Ländern sehr verschieden. In Frankreich beträgt sie seit 1681 15,000 Livres, in den vereinigten Niederlanden seit 1705 30,000 Gulden. In England deponiren Schiffe mit einer Besatzung bis zu 150 Mann 1500 L. St., stärker bemannte Schiffe 3000 L. St. In Spanien bestimmt sie die Verordnung von 1779 auf höchstens 60,000 reales de Vellon, doch so, daß sie nach Umständen vermindert werden kann; in Rußland setzt die Verordnung von 1787 sie auf

20,000 Rubel fest. Der niedrigste Betrag ist in Dänemark gebräuchlich; die Bürgschaft beträgt daselbst nur 600 Thaler. —

Wenn die Bürgschaft bestellt und der Markbrief ertheilt ist, so hat der Eigenthümer des Caperschiffes vor Abfahrt desselben den Contract, welchen er mit dem Capitain dieses Schiffes abgeschlossen, nebst der demselben ertheilten Instruction vorzuzeigen und zugleich die eidliche Erklärung abzugeben, daß er ihm keine andere Instruction ertheilt habe. Auch müssen der Capitain, die Offiziere und das gesammte Schiffsvolk eidlich geloben, daß sie, ein Jeder in seinem Dienst, die Gesetze, Verordnungen und Instructionen beobachten wollen, die ihnen von dem Staat gegeben sind, oder künftig gegeben werden möchten. —

Die Caper werden als ein Theil der bewaffneten Macht des kriegführenden Staates behandelt und müssen daher den Befehlen des Admirals der Flotte Folge leisten. So lange dieselben sich in den völkerrechtlichen Schranken halten, werden sie auch vom Feinde nach Kriegsgebrauch behandelt, sobald sie dieselben jedoch übertreten, werden sie als Seeräuber mit den härtesten Strafen belegt. Dies geschieht namentlich, wenn ein Caperschiff von beiden kriegführenden Theilen Markbriefe angenommen hat, oder wenn dasselbe wider irgend ein Schiff Thätlichkeiten innerhalb des Seegebiets eines befreundeten Staates beginnt. Auch wird jeder Caper, der in den Flüssen des Feindes, innerhalb der gemeiniglich durch Seetonnen bezeichneten Grenzen ein Schiff anfällt, mit den Strafen eines Seeräubers belegt. Doch werden diese Strafen meistentheils nur gegen den Capitain und die Offiziere des Schiffes zur Anwendung gebracht.

Die Markbriefe bevollmächtigen den Capercapitain oder seinen Stellvertreter mit seinem Schiffe, wie die englische Formel lautet, alle Plätze oder Festungen, alle Kriegs- und Handelsschiffe, Güter &c., welche den Feinden des Staates gehören, oder von ihnen besessen werden, in allen Meeren, Häfen, Buchten oder Flüssen zu überfallen, einzunehmen oder aufzubringen. Der Nehmung neutraler Schiffe wird in denselben fast niemals Erwähnung gethan; in Betreff derselben enthalten die Caperordnungen die näheren Bestimmungen.

Wie wenig die Praxis der Caperschiffe mit den gegebenen Vorschriften, die ja auch, — namentlich gilt dies über die Bestimmungen in Betreff neutraler Schiffe, — einen ziemlich dehnbaren Charakter tragen, in Einklang zu stehen pflegte, ist bereits mehrfach hervorgehoben worden. Fand sich doch im Capitel 16 der 17. Parlamentsacte aus der Regierung König Georg's II. eine Stelle, worin große Capergesellschaften ausdrücklich zur Einnehmung ganzer Provinzen aufgemuntert werden, die allerdings in späteren Parlamentsacten über denselben Gegenstand nicht wiederholt wurde, aber doch den Beweis dafür liefert, daß man bisweilen daran gedacht hat, diesen für den kleinen Seekrieg bestimmten

patentirten Seeräubern, wie Heffter sagt, auch noch einen größeren Wirkungskreis anzuweisen.

Wir können deshalb die Thatsache, daß in dem gegenwärtigen Seekriege die sämmtlichen betheiligten Mächte sich ihres Rechtes nicht bedient haben, derartige Schiffe auszurüsten, nur mit Freude begrüßen. Möchten doch auch die Friedensverhandlungen mit Ernst und Entschiedenheit eine endgültige Beseitigung der Caperei aus dem europäischen Völkerrechte ins Auge fassen! England, welches bisher der consequenteste Vertheidiger dieser Einrichtung war, hat ja, wie neuerdings mehrfache Stimmen in seinem Parlamente sowohl wie in der Presse ausgesprochen haben, immer mehr der Erkenntniß bei sich Eingang verschafft, daß seine bis dahin befolgte Handhabung des öffentlichen Seerechts auf die Dauer auch nicht einmal seinem wohlverstandenen materiellen Vortheile förderlich sein kann, weil dieselbe ihm früher oder später den Haß des ganzen Continents zuziehen muß, welcher bei jedem neuen Seekriege auf das empfindlichste leidet.

Zum Stellenkauf in der englischen Armee.

Unter den mannichfachen Gründen für das Fiasco, welches die englische Armee gemacht hat, wurde der Stellenkauf stark betont, — besonders von Unkundigen, was nicht befremden darf. Dagegen ist allerdings verwunderlich, wenn ein alter Soldat sich bemüßigt findet, die Angelegenheit im Parlamente förmlichst zur Sprache zu bringen, denn gerade ihm muß das Für und Wider genau bekannt sein. Dieselbe wurde in dem obigen Sinne auch von deutschen Zeitblättern berührt, weshalb es angemessen erscheint, sie einmal unter dem richtigen Gesichtspunkte zu betrachten, und zwar mit vollkommener Objectivität. Denn wir halten die Einrichtung beim britischen Heere in vieler Hinsicht für zweckmäßig, und hinwiederum für durchaus unanwendbar in Deutschland.

General Sir de Lacy Evans beantragte in der Sitzung des Unterhauses vom 4. März die Ernennung eines Comité, welches untersuchen soll, ob das gegenwärtige System des Stellenkaufs in der Armee (d. h. bei der Infanterie und Reiterei) nicht abzuschaffen sei. Hauptsächlich stützt er seinen Antrag darauf, daß tüchtige Militairs aus Mangel an Geldmitteln nicht empor zu kommen vermöchten. Dieser Grund könnte auch für die Abschaffung der Cavallerie angeführt werden, bei welcher der Dienst als Offizier so kostspielig ist, daß nur sehr Bemittelte sich demselben widmen dürfen. Vielleicht möchte jener Grund sogar einige Bedenken gegen die Universitäten und höheren Schul-Anstalten

zulassen, da Tausende von talentvollen Jünglingen des Kostenpunktes halber nicht im Stande sind, sie zu benutzen. Und endlich das Parlament, wo ein Unbemittelter nur höchst ausnahmsweise sitzen kann! — Lord Goderich, den Antrag unterstützend, machte geltend, daß der Stellenkauf sehr nachtheilig auf die gehörige Ausbildung der Offiziere wirke, und verwies auf die desfallsigen Einrichtungen bei der preußischen Armee. Von diesen wissen wir so viel, daß die Beförderung zum Offizier durch das Bestehen einer Prüfung bedingt ist, welcher man den englischen Gentleman, der das Patent als Fähnrich oder Cornet kaufen will, ja ebenfalls unterwerfen könnte. Abgesehen von der Artillerie und dem Ingenieur-Corps, werden in der preußischen Armee durchaus keine amtlichen Ansprüche wissenschaftlicher Natur bei der ferneren Beförderung des Offiziers erhoben; er steht darin dem englischen vollkommen gleich, daß er jenseit des erwähnten Examens die Wissenschaften weiter cultiviren oder an den Nagel hängen kann, wie ihm beliebt. Hat aber der edle Lord (was wir bezweifeln) neben der wissenschaftlichen auch die dienstliche Ausbildung im Auge gehabt, so steht diese mit dem Stellenkauf nicht in dem mindesten Zusammenhange. Es ist lediglich Sache des Commander in chief, zu befehlen, daß die Offiziere sich mehr als bisher dem Dienste und ihren Untergebenen widmen, ferner anzuordnen, in welcher Art dies geschehen soll, endlich darüber zu wachen, daß die unmittelbaren Befehlshaber mit consequenter Strenge auf die Ausführung der gegebenen Instruction halten.

Da manche Leser von den Einzelnheiten der Sache wenig wissen dürften, so erscheint es zweckmäßig, der weiteren Erörterung die Hauptpunkte vorangehen zu lassen, um welche sich die ganze Angelegenheit dreht. Erstens: jeder einzelne Kauf bedarf der Genehmigung des Commander in chief, welche der betreffende Regiments-Commandeur einzuholen hat. Zweitens: wer noch nicht Offizier war, muß immer in die unterste Charge — Fähnrich oder Cornet — eintreten. Drittens: Offiziere können blos den nächsthöheren Grad kaufen, und zwar nachdem sie die genau vorgeschriebene Zeit in ihrem bisherigen gedient. Viertens: reicht der Stellenkauf nicht über die Charge des Oberst-Lieutenants hinaus; die weitere Beförderung erfolgt nach andern Grundsätzen, welche nicht hierher gehören. Vielleicht verliert dadurch das ganze Wesen von der Ungeheuerlichkeit, die es vermuthlich in den Augen der Unkundigen gehabt, und es bleibt als widerwärtiges Element nur der Vorzug, welchen die Wohlhabenheit gewährt. Dieser Vorzug besteht jedoch überall, und vollends in England gilt Niemand für „respectable“, dem es an gehörigem Gelde fehlt.

Wir haben behauptet, das System sei für britische Zustände in vieler Hinsicht vortheilhaft, und dürfen nicht erwarten, damit ohne Weiteres Glauben zu finden. Deshalb wird Folgendes zur Erwägung des Lesers gestellt.

Politisch betrachtet, ist es gewiß wünschenswerth und vortheilhaft, daß die Offiziere aller Grade von wohlhabenden und angesehenen Familien stammen, wie beim Kaufsystem kaum anders denkbar. In England selbst hat dieses vielleicht weniger zu bedeuten, aber man denke an Ostindien und die Tausende der dort angestellten Offiziere! Gehörten sie sämmtlich oder der Mehrzahl nach den unteren Schichten der Gesellschaft an, hätten sie keine Familien-Interessen im Mutterlande, so würde es übel genug um den dauernden Besitz jener weiten Reiche stehen, — es bedürfte nur einiger talentvoller und ehrgeiziger Männer, um das Band für immer zu lösen.

Herzog Wellington hat einstmals diese Auffassung des Gegenstandes in einer Denkschrift entwickelt, welche General Evans natürlich nicht mit Stillschweigen übergehen durfte. Eben so natürlich sucht er die Ansicht des Feldherrn zu widerlegen; dies aber geschieht in einer Art, welche ungeschickter kaum gedacht werden kann, nämlich durch den Hinweis auf die französische Armee. Dieselbe soll bei Volksbewegungen sich „meistentheils" den bestehenden Autoritäten ergeben gezeigt haben, — wogegen jeder Schulknabe weiß, daß sie seit 1814, sobald eine Krisis eintrat, allemal die bestehenden Autoritäten aufgab, um dem neu aufgehenden Gestirn zu huldigen. Gerade dies bildet die höchst schwache Seite eines Heeres, welches unter vielen anderen Gesichtspunkten Achtung abnöthigt.

Militärisch vortheilhaft ist das System in sofern, als es Männer von noch rüstiger Kraft — oft zwischen dreißig und vierzig Lebensjahren — an die Spitze der Regimenter bringt. Ohne den Stellenkauf hätte weder Wellington, noch irgend ein anderer von seinen Gehülfen im Halbinsel-Kriege, so verhältnißmäßig jung zur Generals-Würde gelangen können, als es zum Heile des Ganzen wirklich der Fall war. Damit vergleiche man die alten Leute in den höheren Chargen des Artillerie- und Ingenieur-Corps, bei denen, wie bekannt, das Kaufsystem nicht stattfindet.

Aber jene Regiments-Befehlshaber sind nicht allein rüstig, sie müssen auch Lust und Liebe zum Dienst haben, weil anderen Falles ihre Laufbahn das schlechteste Geschäft wäre, was sie machen könnten. Betrachten wir die Linien-Infanterie, weil der Dienst in derselben am wenigsten kostspielig, und der Tarifsatz aller Patente viel niedriger, als bei allen andern Truppentheilen ist. Wer bis zum Grade des Oberst-Lieutenants (Regiments-Commandeurs) gekauft hat, sollte nach der amtlichen Taxe im Ganzen 4500 Pfund zahlen, mußte jedoch in der Wirklichkeit etwa 6300 Pfund entrichten *); das Gehalt beträgt jährlich 310 Pfd.,

*) Bei jeder Transaction muß der Käufer und Verkäufer feierlich versichern, daß der amtlich festgesetzte Preis nicht überschritten, auch nicht etwa darüber hinaus die Zahlung einer Rente verabredet worden ist. Vermöge eines alt eingewurzelten Mißbrauchs, den obenein alle Welt kennt, werden aber jedesmal bis zu 50 Procent der Taxe mehr gezahlt.

wovon noch ungefähr 20 als Einkommensteuer abgehen. Fürwahr, als bloße Capital-Anlage — und zwar meistens à fonds perdu — betrachtet, wäre das kein vortheilhaftes Geschäft, wobei noch der erforderlich gewesene Zuschuß in den unteren Graden zu beachten bleibt.

Auch der Einwand, daß mittelst des Kauf-Systems der Regierung die Möglichkeit entzogen sei, verdiente Offiziere rascher empor zu bringen, erscheint uns nicht durchschlagend. Ueber die Verdienstlichkeit und das darauf gegründete Avancement im Frieden sind verschiedene Ansichten zulässig, den wahren Kern fördert doch lediglich der Krieg zu Tage, und in diesem mangelt es der englischen Regierung keineswegs an Gelegenheit zu Beförderungen. Alle durch den Tod — auf dem Schlachtfelde oder im Lazareth — erledigten Stellen stehen zu ihrer freien Verfügung, und werden benutzt, ob immer, um das Verdienst zu belohnen, oder bisweilen aus Gunst? vermögen wir begreiflich nicht zu sagen. Beispielsweise wurden Anfangs 1855 in das Bataillon der Coldstream-Garde bei der Krim-Armee mehrere Hauptleute und Lieutenants anderer Regimenter an Stelle der gebliebenen oder verstorbenen Offiziere eingeschoben.

Endlich erscheint das System auch unter dem finanziellen Gesichtspunkte vortheilhaft. Nur bei Auflösung ganzer Truppentheile, wie nach erfolgtem Friedensschluß öfter geschieht, ist die Regierung berechtigt, deren Offiziere mit Halbsold zu entlassen; die unfreiwillige Entfernung eines Offiziers aus dem Dienste findet ohne kriegsrechtlichen Spruch niemals statt. Andererseits bildet aber die erbetene Pensionirung, wie bei den deutschen Armeen, keineswegs die allgemeine Regel. Fühlt sich ein Offizier des Fußvolks oder der Reiterei nicht mehr kräftig genug, so verkauft er entweder seine Stelle ganz, oder er tauscht, unter Empfang der Differenz, mit einem Kamerad gleichen Grades, der auf Halbsold steht. Dieses Verfahren ist bei den gelehrten Corps nicht möglich; um nun die Anzahl der Lebensmüden höherer Grade nicht übermäßig anwachsen zu lassen, gestattet die Regierung, daß sie mit vollem Gehalte ausscheiden. Auf diese Art zahlt sie im laufenden Jahre an 31 Generale, 61 Oberst-Lieutenants, 61 Hauptleute, 9 Lieutenants des Artillerie- und Ingenieur-Corps 55,369 Pfund Sterling. Allerdings empfangen auch 256 ausgeschiedene Offiziere der Infanterie und Cavallerie vollen Sold (58,464 Pfd.), doch diese gehörten früher aufgelösten Truppenkörpern an.

Manches wäre noch über den Gegenstand beizubringen, doch wird hoffentlich das Gesagte hinreichen, dem Leser die andere Seite desselben wenigstens zugänglich zu machen. Uebrigens wird die Sache wohl abermals zu Boden fallen, da General Evans seinen Antrag zurückzog, als Lord Palmerston versprach, eine aus Militairs und Civilisten gemischte Commission zu bilden, welche die von einer früheren Commission begonnene Untersuchung des Avancements-Systems fortsetzen soll.

Wiener Skizzen und Physiognomieen aus dem Jahre 1848.

Capitel I.

Vormärzliches.

Der Carnaval des Jahres 1848 hatte begonnen. Er brachte, wie immer, Bälle, Thé-dansants, Routs 2c. die Menge; es wurde gegeigt, geflötet, getanzt und gesprungen. Dennoch konnte dem Beobachter nicht entgehen, daß die „Societät" sich ihrer gewöhnlichen, zum Sprüchwort gewordenen Lustigkeit — hieß es doch in Deutschland überall: die lustigen Wiener! — nicht so ganz mehr hingab; eine schwüle Luft drang von Außen her in die erleuchteten Gemächer, machte die Kerzen düsterer flimmern und verstimmte die Saiten der Geiger. Aus Mailand kamen trübe Nachrichten, der Marschall Radetzky schickte eine Depesche nach der andern und verlangte dringend nach Truppen. Der Hofkriegsrath, seinen traditionellen Principien getreu, die man aus der Correspondenz des Prinzen Eugen kennen lernen kann, erwog und bedachte. Zuletzt hieß es, der „alte" Marschall sieht halt auch immer schwarz. Als der Krieg ausbrach, waren nicht einmal genügende Bespannungen vorhanden. Die reformistischen Pläne des Papstes waren auch nicht geeignet, seine Stellung den Italienern gegenüber zu erleichtern und die österreichischen Staatsmänner zu erfreuen. Die Couriere aus Frankreich brachten sehr bedenkliche Berichte, Sicilien stand in Flammen, in Süd-Deutschland war Gährung. Der von jeher unbequeme ungarische Landtag war auch seit einigen Monaten eröffnet worden und zeigte sich störriger und ungestümer denn je; viele Magnaten fehlten in den Hofcirkeln, deren Glanzpunkt sie gewöhnlich waren. Die Meisten befanden sich in Preßburg, wo sie ihren Sitz in dem ungarischen Oberhause, der sogenannten Magnatentafel, einnahmen; hie und da kamen Einige nach Wien, um sich in den kaiserlichen Appartements zu zeigen; aber sie sprachen ihre Besorgnisse für die nächste Zukunft fast zu laut aus.

All' dies drückte die Gemüther, wie der Alp den Träumenden. Auf den Gesichtern der Börsenfürsten, wo sonst nur der selbstgefällige Ausdruck des Mannes, der da weiß: Ich habe Geld, oder die Arroganz des Parvenus thronte, waren ängstliche Mienen zu lesen.*) Die Salons ertönten nicht wie sonst von fröhlichem Geplauder. Bei Baron P., dessen Haus immer der Sammelplatz der feinen Welt, die sich dort vortrefflich amusirte, gewesen, gab es heimlich flüsternde Gruppen, was

*) Seit dem Beginne der Reform-Bankette und Agitationen in Paris und den Conflicten in Mailand und Pavia sanken die Course der Papiere täglich mehr.

natürlich störend wirkte; in den „après“ des Hrn. — —, wo sich die Sommitäten der Bank gewöhnlich abmühten, den Ton und die Manieren der Aristokratie nachzuahmen, wurde mehr von der Börse gesprochen, als von Pferden, Toiletten und scandalösen Stadtgeschichten. Ja selbst in den bisher harmlosesten Zirkeln begann man zu politisiren, und manche bedenkliche Phrase, manches ominöse Bonmot war zu vernehmen, das freilich noch unbeachtet verhallte, wie dem mit dem Seeleben Unbekannten der ferne Schrei einer Möve vor dem Sturme.

Beiläufig, gegen Ende Februars waren einige Elégants aus den vornehmsten ungarischen Familien bei der Gräfin E. —y zum Thee versammelt, unter ihnen der keck-witzige Baron B—, der in der Magnatentafel auf den Bänken der Opposition saß, „um die Pecsovits*) zu ärgern.“ Das Gespräch kam auf die französischen Zustände. „Nun, Baron,“ frug ihn die Gräfin —y, die am Hofe des verstorbenen Palatin's Erzherzog's Joseph eine hohe Stellung bekleidet hatte, mit dem ihr eigenen eisigen Lächeln, „werden Sie nicht nach Frankreich gehen? Dort gäbe es jetzt manches Interessante für Sie zu sehen, dort wird jetzt ganz vortrefflich opponirt.“

„Excellenz,“ antwortete der Baron, „ich schaue lieber hier zu.“ Die Gräfin schwieg; aber bedeutungsvoll und beifällig nickte der hinter ihr stehende Bruder des Hausherrn; er gehörte zu den Häuptern der Széchenyi-Déak'schen**), sein Sohn der Kossuth'schen Partei an. Einige Tage später waren einige Stimmführer der sogenannten „österreichisch-ständischen Opposition“ (von welcher ich später in ausführlicher Weise sprechen werde) bei Baron H. zu Tische; dieser war ein heftiger Gegner des Fürsten Metternich, der seinem Bruder einen Sinecurapposten in der Diplomatie verweigert und einem Verwandten seiner Gemahlin, der Fürstin, verliehen hatte. Die Vorgänge in Baiern wurden besprochen und zugleich behauptet, dieselben hätten tiefen Eindruck auf die Kaiserfamilie gemacht, Spaltungen im Familienrathe hervorgerufen, und es wären Veränderungen der Regierungsweise berathen worden. Der Hausherr wollte sogar mit Bestimmtheit wissen, Ihre Kaiserl. Hoheit die Erzherzogin Sophie habe sich gegen den Fürsten Metternich erklärt und auf seine Entfernung angetragen. Diese Nachricht war das Signal zu den heftigsten Angriffen gegen den Staatskanzler und sein System. Selbst rein persönliche Verhältnisse wurden zur Sprache gebracht, seine Gemahlin, ihr Benehmen und ihre Haltung in schärfster Weise getadelt. Hier muß bemerkt werden, daß die Fürstin auch unter den Damen des hohen Adels mächtige und erbitterte Gegnerinnen zählte, die ihre Mißstimmung besonders seit einiger Zeit laut und unverhohlen äußerten. Die Fürstin

---

*) Sprich: Petschowitsch. Ungarischer Spottnamen für die „gehorsame Regierungspartei,“ die sogenannten „aulici à tout prix“, wie sie der Baron nannte.

**) Die Partei der liberalen praktischen Reformer, welche in gewissen Fragen mit der Regierung stimmte und nicht systematisch opponirte.

E.... nannte sie immer „die hochnasigte Metternich". Hier waren secrets de boudoir des Hasses Urquell, und ich hörte eines Tages die Gräfin — a sagen: „Madame de Metternich devrait être un peu plus chrétienne; son orgeuil dépasse déja toutes les limites." Freilich hatte sich diese über den etwas unklaren Stammbaum der Gräfin, die gar zu gern aus fürstlich-regierendem Blute stammen wollte, lustig gemacht. Daß die Fürstin Metternich, trotz ihrer nicht zu läugnenden Fehler, herzensgut und großmüthig war, werde ich später durch einen ganz kleinen Zug aus ihrem Leben beweisen.

Was nun im Salon, entre deux tasses de thé, und so zu sagen, du bout des lèvres, kaum angedeutet wurde, kam in Wirthshäusern und beim Nachhausegehen aus den Wein- und Kaffeehäusern in gröberem Gewande zur Verhandlung, die freilich damit endete, daß man schimpfte, ohne zu wissen, was man eigentlich wollte. Die Italiener grüßten und trennten sich mit den Worten: „Evviva Pio nono!" Die Ungarn, wenn sie gerade unbelauscht beisammen waren, riefen „éljen a szabatság," es lebe die Freiheit, oder sangen Spottlieder auf den ungarischen Hofkanzler, Grafen Apponyi, und die Administratoren, Beamte, welche die Regierung (als Quasi-Commissarien) in die verschiedenen Comitate sendete, statt der Obergespäne, um bei den Wahlen und alljährlichen Versammlungen in ihrem Sinne zu wirken. Die Obergespannswürde war eine lebenslängliche, ja in manchen Comitaten eine erbliche, und meistens von großen Herren bekleidet, die bei aller Treue für das Herrscherhaus, es nicht amüsant fanden, sich für „die Regierung" mit den Parteien herumzuzanken, und sich zu „verfeinden." Deswegen machte die Regierung in den Jahren 1844 und 45 von dem ihr zustehenden Rechte, diese Administratoren zu entsenden, Gebrauch und wählte hierzu Adelige zweiten Ranges, von nicht großem Vermögen. Diese entwickelten auch überall große Thätigkeit, wußten überall durch allerhand Manöver die Regierungspartei zu verstärken, oder traten auch, wo es nicht anders gehen wollte, der Opposition mit Gewalt entgegen, wie z. B. in Bihár, wo Herr v. Tisza Militair gegen die Wahlversammlung einschreiten ließ. Graf Apponyi wurde als der muthmaßliche Anrather zu jener Administratoren-Sendung die Zielscheibe aller Angriffe, und von diesen sang man:

„Hey, Huy, accusator,
Hundsfott or administrator."

Die Polen, am meisten beargwohnt, wechselten bloß Blicke, aber sie schienen sich zu verstehen. Die guten Wiener blieben sich gleich, schimpften auf Polizei und Censur, klatschten wüthenden Beifall, als der Männergesangs-Verein in einem Concerte „Was ist des Deutschen Vaterland" vortrug, und lasen verbotene Bücher. Harmlose Demonstrationen, keine Regung, keine eigentliche politische Meinungsäußerung, noch weniger eine Spur von klarem Bewußtsein. So stand es Ende Februar 1848.

Da kam die Nachricht von der Revolution in Paris, dem Sturze des Königs und des Königthums. — Die Wirkung dieses Ereignisses war lavinenartig, leise beginnend, dann immer weiter ausgreifend, erschütternd, zerstörend, vernichtend! Es begannen Stimmen laut zu werden in Wien, die bisher geschwiegen, oder nur geflüstert hatten. Gleichgesinnte näherten und verbanden sich, die einander bisher in gesellschaftlichen Kreisen nur gesehen, kaum gekannt hatten, aber auch Ungleichgesinnte vereinigten sich zu gemeinschaftlichen Zwecken*). Elemente tauchten auf, welche, dem Phosphor gleich, den Brennstoff jahrelang unter der wässerichten Oberfläche des Alltagslebens erhalten hatten, sie zogen sich gegenseitig an, häuften, verdichteten, kompaktivirten sich, und wie der Funke oft durch eine zufällige Berührung aus der geladenen stummen Flaschen-Batterie hervorspringt und Alle, die er berührt, durch den electrischen Schlag niederwirft, brach ein Gewitter zerschmetternd aus unbeachteten Wolken, von denen kaum ein leichter vorübergehender Regen befürchtet worden war. Einige Tausend junge Leute begannen eine Revolution, die sich über das ganze Kaiserreich verbreitete und es in seinen Grundfesten erschütterte. Welche Macht stand ihnen zu Gebote, daß sich im Anfange fast Alles ihrem Unternehmen anschloß, was zur „Intelligenz" gehörte oder zu gehören glaubte? Durch welchen Zauber konnte es unbekannten, unbeachteten „Studenten" gelingen, Leiter der Bewegung zu werden, jene hochstehenden Politiker, welche eine Umwälzung als Mittel zur eigenen Erhöhung erwarteten, bei Seite zu schieben, den gewiegtesten, erfahrensten Staatsmännern die Zügel des Staatswagens zu entreißen, um den rasenden Lauf zu beginnen, der mit dem eigenen Verderben enden mußte? Um dies zu erklären, ist es wohl nothwendig, einen prüfenden Blick auf die gesellschaftlichen Zustände Wiens zu jener Zeit zu werfen.

Geschichtliche Literatur.

Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795 von Heinrich von Sybel. Erster und zweiter Band. Düsseldorf, Verlagshandlung von Julius Buddeus, 1853 u. 1854. gr. 8.

Die Geschichte der Revolutionszeit ist bisher fast nur von und nach Franzosen erzählt worden. Die deutschen Historiker wenigstens, welche sich an diesen unerschöpflichen Stoff wagten, haben vornehmlich

*) Ich will nicht etwa sagen, daß die Bewegung in Wien durch fremde Machinationen erzeugt worden sei, daß den Wienern niemals eingefallen wäre, sich zu erheben, und wie dergleichen jetzt vielfach behauptet wird. Ich will nur vom Anfange gleich andeuten, daß Revolution und Oligarchismus einen Augenblick lang dieselbe Bahn betraten. Freilich war es auch nur ein Augenblick!

französische Quellen benutzt und vorzugsweise die französischen Ereignisse im Auge gehabt. Die letzteren bilden freilich die am meisten blendende und fesselnde Partie in jener großen Kette welterschütternder Begebenheiten, welche vom Jahre 1789 ihren Ausgangspunkt nahmen. Allein die ihnen vorwiegend gewidmete Betrachtung und namentlich das Uebergewicht, welches in fast allen Darstellungen der ersten Revolutionszeit den Pariser Ereignissen eingeräumt wurde, führen schließlich zu einer mangelhaften Auffassung der ungeheuren Umwälzung, welche den gesammten Welttheil berührte und daher auch als ein europäisches Ereigniß geschildert werden muß.

Professor von Sybel in Marburg genügt durch das oben genannte Werk solcher Anforderung. Die erneuerte Behandlung des bereits so unendlich oft vorgetragenen Gegenstandes wird durch objective und subjective Gründe gerechtfertigt; zunächst sind seit den letzten wissenschaftlichen Behandlungen der Revolutionszeit wieder verschiedene bedeutende Documente zur Oeffentlichkeit gelangt, welche schon eine Revision und Umgestaltung erforderten, dann glückte es dem Verfasser, sehr erhebliche, bisher noch unbenutzte Actenstücke, welche in der Vorrede namhaft gemacht sind, in französischen, niederländischen und deutschen Archiven einzusehen. Wegen der gründlichen Benutzung dieser Quellen, wegen besonnener Kritik, neuer Behandlung und lebhafter Darstellung des gesammten Materials nimmt dieses Buch unter den jüngsten Erzeugnissen der historischen Literatur eine hervorragende Stelle ein, die man auch selbst dann zugestehen muß, wenn einzelne politische Ansichten nicht conveniren. Gegenüber den französischen Auffassungen, welche noch viel zu sehr die Ansichten bei uns beherrschen, hat es nicht nur den Werth eines kritischen Supplements, sondern als eine gediegene Frucht deutscher Wissenschaft dient es zugleich zum wahren Correctiv gegen die tendenziöse Art der Geschichtschreibung, welche über dem Rhein bei Behandlung der französischen Revolution (à la Thiers) bisher die herrschende gewesen ist. Der Verfasser hat gelernt, Wahrheit und Gerechtigkeit anzuerkennen, er hält sich fern von jeglicher Tendenz bei Feststellung der Thatsachen und von der Manier neuerer Schriftsteller, welche eine besondere Mühe aufwenden, die Thatsachen so zu gruppiren, wie sie dieselben im Interesse ihrer Meinung wünschen.

In den bisher gelieferten Geschichten der Revolutionszeit sind hauptsächlich die Pariser Ereignisse zum Theil völlig unverständlich und unbegreiflich, weil die Historiker dieselben in eine effectvolle Isolirung zu versetzen pflegen. Dieser jähe und vollständige Untergang einer ganzen politischen Welt und Dynastie, der Kirche und des Heeres, mit Recht, Sitte und Sprachgewohnheit, ist nicht ausschließlich zu erklären durch die Finanznoth des ancien regime, durch die Hinweisung auf die lettres de cachet oder gar durch die revolutionaire Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, welche in ganz Frankreich weniger periodische Organe

besaß, als heute eine deutsche Mittelstadt. Auf der anderen Seite fällt es schwer, der revolutionairen Propaganda eine so ungeheure Wirkung zuzuschreiben, wie sie in den auswärtigen Erfolgen des republikanischen Frankreichs zu Tage tritt. Unwillkürlich sucht man nach anderen Ursachen dieser Wirkung und findet sie freilich minder romantisch, minder schmeichelhaft für die Pariser Redner und Journalisten; aber weit natürlicher und einleuchtender in der gleichzeitigen Geschichte Rußlands und des deutschen Reichs, Polens und der Türkei und vor allem Oesterreichs und Preußens, deren damaliger Antagonismus am meisten beitrug Frankreich für den Augenblick allgewaltig in Europa zu machen. Die meisten mitwirkenden Ursachen sind von früheren Forschern, wenn auch nicht gerade gänzlich übersehen, doch mit Ausnahme der finanziellen Verhältnisse mehr geahnt und angedeutet, als wissenschaftlich constatirt. Schon Niebuhr beklagte es, daß man von den Zuständen Frankreichs vor 1789 so wenig wisse.

Es ist deshalb zu loben, daß Sybel seine Erzählung mit einer eingehenden Beleuchtung des vorrevolutionairen Zustandes der französischen Monarchie eröffnet — nur hätten nebenbei auch die literarischen Bewegungen noch ausführlicher besprochen werden können. Der Verfasser meint, daß die leitenden Ereignisse der europäischen Geschichte in den Jahren 1789 bis 1795 sich unter drei Hauptgruppen ordnen lassen: den Umsturz des französischen Königthums durch die demokratische Revolution, die Vernichtung Polens durch die beiden letzten Theilungen, die Auflösung des deutschen Reichs durch den ersten Krieg gegen Frankreich. Bei aller Verschiedenheit des äußern Hergangs zeigen sie eine tiefe Gleichartigkeit des inneren Bestandes: „es ist überall der Sturz des mittelalterlichen Feudalwesens, der sich in Paris und Warschau, wie in der deutschen Reichsverfassung, und zwar überall zu Gunsten des modernen Militairstaates vollzieht.“ Er schildert zunächst Frankreich vor der Revolution, er weist darauf hin, wie eng verknüpft mit der vorausgegangenen Geschichte die Erschütterungen von 1789 sind und wie der Gegensatz alter und neuer Zeiten sich in seiner ganzen Schärfe schon viel früher zu entfalten beginnt, als im Moment des Ausbruchs der demokratischen Revolution von 1789. In scharfen, kurzen Zügen zeichnet er die Charakteristik der Regierung Ludwig XIV., Ludwig XV. und Ludwig XVI., er hebt hervor, wie der Strom der Gedanken schon längst in ganz Europa eine revolutionaire Wendung hatte, so namentlich in Frankreich die Verwerfung der Auctorität einen in jeder Beziehung günstigen Boden gewann. „Denn hier war alles Bestehende in seinem Wirken erbärmlich, und was vielleicht noch schwerer wog, in seinen Rechtstiteln ungewiß. Als die schimpfliche Regierung Ludwig XV. endete, war der Bau des alten Staatswesens in allen Theilen unterhöhlt.“

Sybel hat diesen Satz speciell an den großen Lebenskreisen des französischen Volks, in bisher nicht bekannter Weise, besonders national-

ökonomisch, nachgewiesen. Man hat als unumstößliche Wahrheit den revolutionären Rednern nachgesprochen, daß die gegenwärtige Theilung des französischen Grundbesitzes ein Werk der Revolution sei. Sybel weis't unter Berufung auf Arthur Young, welcher einer der ersten Landwirthe des damaligen Europas kurz vor der Revolution dreijährige Forschungen in allen Provinzen Frankreichs angestellt hatte, überzeugend nach, daß ungefähr ein Drittel des Landes (etwa 12 Millionen Hectaren) von kleinen Eigenthümern bebaut wurde, die in Flandern, Elsaß, Bearn und der nördlichen Bretagne wohlhabend, sonst aber und vor Allem in Lothringen und Champagne elend und arm waren. Die übrigen zwei Drittheile befanden sich in den Händen großer Grundherren, theils der Kirche und des Adels, theils der Magistratur und Geldmacht. Heutigen Tages lassen sich die ländlichen Eigenthümer Frankreichs in drei Massen sondern, deren jede ungefähr ein Drittel des ertragfähigen Landes besitzt. 18 Millionen Hectaren fallen auf 183,000 große, 15 Millionen auf 700,000 mittlere, 15 auf nicht ganz 4 Millionen kleiner Eigenthümer. Die Bewegung von 1789 hat nicht die Zersplitterung des Bodens, nicht das ländliche Proletariat geschaffen, sondern jene Mittelklasse, welche jetzt ein volles Drittel jenes Areals inne hat.

Die Landwirthschaft selbst war ohne Fleiß, ohne Wissenschaft, und vor Allem ohne Capital; man rechnete beim Weizen eine Ausbeute von 7 bis 8 Hectoliter auf die Hectare, bei 5- bis 6fachem Ertrage der Aussaat, während der Engländer damals den 12fachen erzielte. Der Bauer konnte dabei nicht bestehen; die Ausbeute von 10 Hectaren reichte kaum hin, seine Familie zu ernähren, an Verkauf und Gewinn war nicht zu denken. Die geistig Entwickelung entsprach diesen materiellen Verhältnissen. Bücher und Zeitungen waren in den Dörfern eben so unbekannt wie Lesen und Schreiben. Die Kirche war das Einzige, was in dies elende Leben einen geistigen Funken warf; leider aber war die religiöse Aufregung unendlich stark mit Rohheit und Aberglauben versetzt. In weiten Strecken des Südens wußten die Bauern von einem Protestanten wenig mehr, als daß man ihn wie einen gefährlichen Zauberer todtschlagen müsse, ihr eigener Glaube war dabei mit einer Fülle der krassesten Bilder altceltischen Heidenthums durchzogen. Das Verhältniß zum Gutsherrn war ein abscheuliches. Den beiden so eng aufeinander angewiesenen Klassen war nichts auf der Welt gemein: sie standen sich nach Bildung, Interessen, Genüssen wie Bewohner verschiedener Erdtheile, hier mit Verachtung, dort mit Ingrimm gegenüber. Die landwirthschaftliche Production trat überdies durch die Beschützung der Industrie für die Regierung in den Hintergrund.

Alles zusammen genommen war Frankreich unter der alten Monarchie in Industrie und Gewerbe einfach, in der Landwirthschaft dreifach, in dem Handel ungefähr doppelt so arm, als in der Gegenwart. Dies Ergebniß muß man wohl im Auge behalten, wenn man unter-

nimmt, sich ein Urtheil über die Finanzen des alten Staats zu bilden. Ein Budget von 500 Millionen bedeutete für die ökonomische Kraft des Landes damals ungefähr so viel, wie heute eine Abgabenmasse von 1400 Millionen und folglich auch eine Jahreslücke von 100 nicht weniger als in unserer Zeit ein Deficit von 300 Millionen. Ein solches aber war vorhanden, als Ludwig XII. die Regierung antrat — ernsthaft, sittenrein, von seiner Würde und von deren Pflichten durchdrungen und fest in dem Entschlusse, die schandbaren Wege seines Vorgängers für immer zu schließen. Es ist sehr begreiflich, daß er mit ängstlichem Eifer auf die Herstellung des Gleichgewichtes Bedacht nahm und mit den Versuchen dazu das Staatsgebäude endlich bis zur völligen Umwälzung erschütterte. Um den unermeßlichen Erfolg der ersten revolutionären Schläge zu verstehen, muß man sich besonders vergegenwärtigen, wie die Krone gar keine gesetzlichen Organe zur friedlichen Beherrschung des Landes hatte, als die privilegirten Stände und Corporationen, und wie diese jetzt mit dem Ministerium wetteiferten, sich gegenseitig zu Staub zu zerreiben.

Der alte Staat war in seiner innern Zwietracht und Auflösung vernichtet, ehe noch ein revolutionäres Wort gesprochen war. Die Regierung war entblößt von Geld, Beamten und Truppen, um ihren Bestand zu vertheidigen. Sobald die öffentliche Meinung in dem Reichstage ein Organ ihrer Kraft erhielt, brauchte sie nur ihren Willen zu erklären, ja, die vorhandene Thatsache nur auszusprechen, und der alte Staat fiel rettungslos in seiner eigenen Fäulniß zusammen.

Zur Charakteristik des Werks — der Zweck einer literarischen Anzeige — wird vorstehende Zusammenstellung der Hauptsätze aus der Einleitung genügen. Wir heben nur noch hervor, daß durch die umfassende Quellenforschung des Verfassers, namentlich für die Unternehmungen der deutschen Mächte gegen Frankreich, eine neue und deutliche Einsicht gewonnen, und im zweiten Bande neben den französischen Angelegenheiten hauptsächlich der polnischen Katastrophe große Aufmerksamkeit gewidmet ist. Die Vorgänge der zweiten Theilung sind genauer, — kritischer und aus ungedruckten Quellen lichtvoller dargestellt als bisher geschehen. Der zweite Band schließt mit Darstellung der Parteikämpfe unter den Jacobinern 1793. Während der Orkan mit donnernden Wogen die Dämme untergrub, lagen die Wächter in Hader über die antreibenden gescheiterten Trümmer.

Französische Revuen.

Unzufriedenheit und versteckte Opposition die Signatur der Revuen.

Demjenigen, der mit einigermaßen aufmerksamen Blick dem Gange der französischen Literatur gefolgt ist seit Wiederaufrichtung des bonapartischen Kaiserthums zu Paris, dem kann nicht entgangen sein, daß seitdem eine große Anzahl von Büchern erschienen ist, die sich mit historischen Gegenständen einer mehr oder minder entfernten Epoche beschäftigen; noch größer aber ist die Anzahl von Artikeln dieses Inhalts in den Revuen und größern Zeitungen. Jedenfalls würde man eine solche Erscheinung als eine erfreuliche zu bezeichnen haben, wenn es sich in der That bei diesen zahlreichen Arbeiten um ernste und gründliche Geschichtsforschung und dann in Folge um wirkliche Geschichtsschreibung handelte, das aber ist leider nicht der Fall. Damit soll nun eben durchaus nicht gesagt sein, daß die historischen Arbeiten und Studien, die so plötzlich auf dem literarischen Markt erscheinen, alle gleich werthlos wären, noch weniger, daß diese ganze Bewegung unnütz für die Geschichtsforschung sei; im Gegentheil, es zeigt sich da immerhin eine ernstere geistige Richtung, die so manches Gold unter vielen Schlacken zu Tage fördert, die so manches enthält, was bis jetzt verborgen lag, die überhaupt endlich ein anderes als das materielle Interesse bekundet. Es spricht sich in dieser wirklichen Fluth von historischen Monographien, den zahllosen Auszügen aus vergessenen Memoiren, diesen neuen Ausgaben und Ueberarbeitungen alter Schriften, diesen Compilationen aus modernen Anschauungen heraus eine Reaction gegen den herrschenden Materialismus aus. Diese Reaction ist zum Theil geradezu polemisch; es ist Niemandem unverständlich, was die Guizot, die Montalembert, die de Broglie, Villemain und Andere wollen, wenn sie Etuden, prächtiger Name dafür! veröffentlichen, in denen die Parallelen mit der Gegenwart so nahe liegen, daß man die Personen aus der Etude und die Personen aus der Gegenwart neben einander setzen könnte, wie die Namen der Personen eines Dramas neben die Namen der Darsteller. Das ist die Absicht der Verfasser; freilich ist das gefährlich zwar auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, ist es desto anerkennenswerther, je schlimmer ein Darsteller in der Rolle eines Nero wüthet, oder je heuchlerischer er im Charakter des Octavian betrügt, in der Welt selbst ist das etwas anderes, und der „miles gloriosus“ der alten Comödie z. B. fände Darsteller genug im heutigen Frankreich, die er ohne sich zu schämen für sein Urbild halten könnte, die aber wenig Freude über eine etwaige öffentliche Anerkennung ihrer Talente zeigen würden. Diese Stücke, in welchen z. B. der römische Prätor gepeitscht wird mit allen Dornen und Scorpionen historischer Indignation und politischen

Hasses, während ein kaiserlicher General unter diesen Streichen blutet, oder ein römischer Senator in den Abgrund der Schande geworfen wird, in dem dann ein französischer Senateur untergeht, werden von kaiserlicher Polizei und Censur lebhaft verfolgt, wie die Maßnahmen gegen die neuesten Artikel des Prinzen Albert de Broglie in der mit großem Geist redigirten katholischen Revue „le Correspondant" beweisen, schwerlich aber werden diese Verfolgungen viel nützen. Von diesem Genre historischer Literatur nun wimmeln die Pariser Revuen.

Es ist das aber ein untergeordnetes Genre, diese wesentlich polemischen Schriften mögen noch so ausgezeichnet geschrieben, noch so fein zugespitzt sein, sie wirken für den Augenblick, tödtlich für die Einzelnen vielleicht, aber sie dauern nicht.

Weit gefährlicher ist die Reaction, die sich in denjenigen historischen Schriften aller Art zeigt, die zunächst nicht im Dienste der politischen Polemik geschrieben sind, die aber oft ohne Wissen, ja, zuweilen gegen den Willen, des Autors in den Schilderungen einer längst vergangenen Zeit der Gegenwart einen Spiegel vorhalten, vor dem diese bald schaudernd und entsetzt, bald beschämt und nachdenklich zurücktritt.

Gegen solche Schriften vermag die Polizei nichts und ihre Wirkung wird immer stärker.

Aber selbst die Schriften, die weder im Dienste der Politik auftreten, noch der Gegenwart ein mehr oder minder ernstes Spiegelbild vorhalten, sind nichtsdestoweniger Zeichen der Opposition; sie beweisen in ihrer Menge und durch die Unbedeutendheit und Bedeutungslosigkeit, denn das ist der Charakter der großen Mehrheit, daß eine ungemessene Anzahl von geistigen Capacitäten aus ihrer eigentlichen Lebenssphäre verdrängt, aus der Journal-Presse vertrieben, von der politischen Tribüne verjagt, vom Barreau oder vom Katheder abgesperrt, aus der Regierung geworfen, sich auf das Gebiet der Geschichte geflüchtet hat. Daß die meisten dieser Leute, wie ihre Arbeiten zeigen, weder Geschichtsforscher, noch Geschichtsschreiber sind, beweist eben nur, daß sie nicht an ihrem rechten Platze sind; die meisten Menschen aber, die nicht auf dem rechten Platze stehen, haben ein Gefühl davon, wenn sie's auch nicht immer bekennen; solches Gefühl aber macht nothwendig unzufrieden, oder steigert die schon vorhandene Unzufriedenheit nach und nach immer höher. Selbst diejenigen, die mit ihrer Vergangenheit gebrochen zu haben wähnen und in historischen Arbeiten zunächst nur Trost für das, was sie gelitten, oder ein Vergessen der Gegenwart suchen, selbst die werden bei der Unzulänglichkeit ihrer Mittel zu der Aufgabe, die sie sich gestellt, unzufrieden.

Die ungeheuere Anzahl historischer Arbeiten aller Art, die jetzt den französischen Büchermarkt und namentlich die Spalten der Revuen und Wochenblätter überschwemmt, ist demnach ein Zeichen der gewaltig hoch gestiegenen Unzufriedenheit der Mehrzahl geistiger Capacitäten mit den bestehenden Zuständen in Frankreich. Diese Unzufriedenheit war von

Anfang an kein Geheimniß, aber die steigende Fluth der bezeichneten historischen Arbeiten zeigt das rasche Wachsen derselben.

Wir sind weit entfernt, daraus nun auf die Nähe einer politischen Umwälzung zu schließen, wir wissen sehr gut, daß der Einfluß der Tagespresse in Frankreich zu Zeiten allerdings sehr groß war, daß aber der Einfluß der andern Literatur zu allen Zeit von viel geringerer Bedeutung gewesen, als man so im Allgemeinen im Auslande angenommen hat; wir wissen ferner, was gerade die Capacitäten in Frankreich abhält, ihrer Unzufriedenheit einen andern als einen literarischen Ausdruck zu geben; uns genügt es hier, an der Unzahl von Schriften, deren Mutter die Unzufriedenheit ist, die Größe der Unzufriedenheit selbst zu messen. Die steigende Zahl dieser Schriften ist in unsern Augen ebenfalls ein wohl zu beachtendes Thermometer der Unzufriedenheit.

Wir haben in unsern Referaten über die Pariser Revuen unsern Lesern schon eine ziemliche Anzahl von Auszügen aus historischen Arbeiten der heute mehrfach bezeichneten Arten gegeben, andere haben wir wenigstens genannt; unsere Absicht war es jetzt, ein Gesammturtheil über diese Erscheinung überhaupt abzugeben, ein Urtheil, dem man schwerlich seine Berechtigung wird absprechen können. Natürlich haben wir nur Auszüge aus solchen Schriften gegeben, von denen wir glaubten, daß sie ein Interesse für den deutschen Leser hätten, das aber ist nur bei der großen Minderzahl der Fall, denn über die meisten Gegenstände, namentlich aus der alten Geschichte, mit denen sich diese Opposition jetzt in Frankreich beschäftigt, haben wir viel bessere und gründlichere deutsche Arbeiten. Selbst wenn in der berühmten „Revue des deux mondes“ der Senats-Präsident Troplong (nomen et omen habet) über das römische Kaiserreich schreibt, hat das für uns schwerlich ein anderes Interesse, als das der Curiosität, denn ein jeder auch nur mäßig begabter Schulamts-Candidat würde die Achseln zucken über solche Schüler-Arbeit, von der eigentlich nichts übrig bleibt, wenn man ihr den Glanz der blendenden französischen Phrase abstreift. Seltsam nehmen sich unter den Etuden und Historietten dann die Arbeiten der wirklichen Historiker, der Geschichtsschreiber von Fach, aus, die zwar immer seltener werden, aber zuweilen doch noch auftauchen, z. B. Amédée Thierry's Geschichte von der Zerstörung des hunnischen Reiches. Man sieht, daß sie nur noch aufgenommen werden — aus alter Gewohnheit. Man wittert da keine Opposition. Sie werden nicht mehr gelesen, sie machen kein Aufsehen. Ja, stände der Name eines ehemaligen Ministers, Generals, Deputirten u. s. w. darunter, man würde sie verschlingen, denn man hielte sich überzeugt, daß Opposition darin sein müsse, Unzufriedenheit, stachliche Pointe, versteckte Ausfälle u. s. w., und man würde sich nur selten täuschen. So ist es denn wirklich der Fall, daß man in Frankreich überall Geschichte haben will, aber nicht von Geschichtsschreibern, nicht von Historikern von Fach, sondern von Oppositionsmenschen aller Art.

Die Preußische Wehrzeitung hatte einst, wie sie überhaupt trefflich den Nagel auf den Kopf zu treffen wußte, eine stehende Rubrik: Abgegangene Lieutenants-Literatur, auch so eine Unzufriedenheitsschriftstellerei; die historische Literatur im heutigen Frankreich ist wesentlich eine: abgegangene Minister-, Staatsraths- und Deputirten-Literatur.

Man mag über eine solche Literatur urtheilen, wie man will, ein Vortheil für die Geschichtsschreibung ist sie nicht.

Aber es ist nicht die eigentliche Geschichte allein, in deren Domaine sich die Unzufriedenheit festgesetzt hat, sie hat ihre Fahne auch auf dem Felde der bildenden Kunst, der Kunstgeschichte, der Kunstbeschreibung, ja der Kritik einzelner Erscheinungen aufgepflanzt. Auf diesem Gebiet zeigt sich der Mangel an anderer als politischer Berechtigung, über die wir hier nicht rechten wollen, noch auffälliger fast. Mag es sich, wie in den Arbeiten von G. Planche, um ganze Branchen der bildenden Kunst, z. B. die moderne Malerei und Sculptur in Frankreich, oder die Sculptur in Gold und Elfenbein handeln, oder mag es einem einzelnen Werke gelten, wie z. B. der Clesingerschen Reiter-Statue Franz I., es ist immer die Unzufriedenheit, die hinter dem Kunstschriftsteller steht und ihn instruirt.

In gleicher Verdammniß befindet sich die Literatur anderer Nationen; was in Deutschland, England, Italien u. s. w. irgendwie zur Opposition gehört, das kann sicher sein, in den französischen Revuen Anerkennung zu finden; gegen fremde Kaiser und Könige und deren Regierungen kann man ungestraft Partei nehmen, kann man ungestraft unverschämt sein! Ein Glück ist's noch, daß die meisten französischen Schriftsteller immer noch ganz fabelhaft unwissend in Bezug auf deutsche Länder sind; kann doch z. B. Saint-René-Taillandier noch in dem neuesten Heft der „Revue des deux mondes" einen Aufsatz über Georg Gottfried Gervinus veröffentlichen, in welchem wahrhaft unglaubliche Dinge zu lesen sind. Börne und Heine sind dem braven Franzosen noch immer die Repräsentanten, der deutschen Literatur etwa? oh! nein, so weit sind wir noch lange nicht, sondern die Repräsentanten der politischen Anschauungen des deutschen Volkes. Wer spricht in Deutschland noch von Börne und von Heine, dem Politiker? Ueber Gervinus bringt der Aufsatz übrigens ein paar ganz gute Witze; er sieht in dem Schriftsteller Gervinus noch immer ein Stück von dem alten Darmstädter Handlungsdiener, und der unklare Politiker Gervinus ist dem nüchternen Franzosen auch eigentlich in der Seele zuwider, aber er weiß sich geschickt zu wenden, und Gervinus wird gelobt, denn Gervinus ist von der Opposition. Was an Opposition irgend aufzutreiben in fremden Landen, das muß der französischen Opposition dienen.

Sollte nun irgendwo ein Land so unglücklich sein, keine literarisch-politische Opposition zu besitzen, so sind die Franzosen nicht im Mindesten verlegen darüber, sie greifen sich einen oder den andern Schrift-

steller heraus, der vielleicht gegen irgend einen Mißbrauch geschrieben, oder einzelne Uebelstände aufgedeckt hat, lesen das, was sie brauchen, mit mehr Geschicklichkeit als Ehrlichkeit in ihn hinein, und arbeiten so lange an ihm herum, bis sie einen ächten französisch-liberalen Oppositions-Dichter aus ihm gemacht haben. Dieses Machwerk führen sie dann ihren Lesern vor und rufen entzückt: seht da, da ist ächte Opposition! staunt, fallet nieder und betet an! So haben sie in der letzten Zeit, um nur ein Beispiel anzuführen, aus dem russischen Novellen-Dichter Turghenew denn glücklich einen liberalen Franzosen gemacht und schreiben keck in ihren Blättern: an der Spitze der literarischen Opposition in Rußland steht der große Turghenew! Es sieht das aus, als wäre es zum Lachen, es hat aber doch auch seine sehr ernste Seite.

Unzufriedenheit ist die allgemeine Signatur der französischen Revuen.

Seltsam nehmen sich nun neben diesen von Opposition mehr oder minder triefenden Aufsätzen drei Arten von Arbeiten aus, erstlich die zahlreichen naturwissenschaftlichen Aufsätze, die nur beweisen, welche Uebermacht die Naturwissenschaften auch auf diesem Gebiet gewonnen haben; wir halten das, beiläufig bemerkt, eben für kein Glück; zweitens die meist elegant geschriebenen, glücklich erfundenen, aber in der Mehrzahl ziemlich seichten Novellen, und dann drittens die sogenannte „chronique de Quinzaine", die unwillkürlich an den soldatischen Bonapartenhut auf dem Kopf eines Bourgeois-Deputirten denken macht. Denn in diesen Referaten über die Ereignisse der letzten zwei Wochen spricht der officielle „Bonapartist", hebt das Kaiserreich bis in den Himmel und fließt über von napoleonischer Loyalität. Vorn, in der Mitte, überall Opposition, hinten altpersische Proskynese in der überschwänglichen Phrase von den Windeln eines noch nicht geborenen Kaiserkindes. Dieser loyale Schwanz ist die Bedingung des Bestehens der Revuen, er ist unvermeidlich, aber er ändert nichts an der allgemeinen Signatur der Unzufriedenheit und versteckten Opposition, die sie breit auf ihrer Stirn tragen.

Tages-Ereignisse.

Der liberalen Presse ist Alles, selbst das traurigste Ereigniß willkommen, wenn bei der Besprechung desselben nur einige Seitenhiebe gegen die, ihr in tiefster Seele verhaßte conservative Partei angeknüpft werden können. Mitten unter dem Eindrucke, welchen der Tod des General-Polizei-Directors von Hinckeldey hervorgebracht hatte, fand die Spenersche Zeitung Raum für eine Beschönigung demokratischer Ausschreitungen, für das Verkleinern der überwundenen Gefahren und für den nun schon so oft vergeblich erhobenen Warnungsruf vor „reactio-

nären Bestrebungen.“ Bei der vollen, von allen Seiten empfundenen und getheilten Anerkennung für die ganz außergewöhnlichen organisatorischen und administrativen Verdienste des Gefallenen hat sie Muße zu dem folgenden Satze.

„Die Größe seiner Aufgabe und seiner Verdienste ermißt sich an den Umständen, in welche seine Wirksamkeit fiel. Im Anfange waren es die bisweilen vielleicht überschätzten Gefahren Seitens der Demokratie; sie waren indessen nur so lange von Bedeutung, als diese Partei ihre feste und geschlossene Organisation besaß und in der Zweiten Kammer im Frühjahr 1849 beinahe die Majorität bildete; seitdem waren nur einige versprengte Trupps zu bekämpfen. Um die Beruhigung der hauptstädtischen Bevölkerung nach heftigem Parteikampfe hat v. Hinckeldey seine unläugbaren Verdienste, und wie damals ein kräftiger Gegner der Demokratie, hat er später und bis zuletzt die bedenklichen Folgen nicht unterschätzt, welche reactionäres Parteitreiben für das Vaterland und die Gesinnung seiner besten Bürger haben könne.“ —

Man sollte es in der That kaum für möglich halten, daß selbst im Augenblick rein menschlichen Schmerzes über unselige Verwickelung und traurigen Ausgang, die liberale Presse wieder zu dem abgenutzten Mittel greift, die Erfahrung Hunderttausender zu läugnen und vor Dingen zu warnen, die einzig und allein jene furchtbaren Erfahrungen unschädlich gemacht haben. Dem verdienten Lobe eines ausgezeichneten Mannes müssen „vielleicht überschätzte Gefahren der Demokratie“ und „nicht unterschätzte bedenkliche Folgen reactionären Parteitreibens“ angehängt werden! Mit welchem Ausdrucke sollen wir dieses „liberale Parteitreiben“ bezeichnen, das sich nicht scheut, den Schmerz, die Trauer und den rein menschlichen Antheil zur Aufregung, zur Erbitterung, zur Verfehmung zu benutzen? Wir enthalten uns, das jetzt und hier auszusprechen, was diese ekelhafte Vermischung einer traurigen Begebenheit mit den, leider in unserem Vaterlande nothwendig gewordenen politischen Parteikämpfen in uns hervorruft. In ruhigerer Zeit werden wir darauf antworten.

Einstweilen lassen wir — so sonderbar das erscheinen mag, die Kölnische Zeitung vom 1. Juli 1848, also im Zenith dessen, was sie erreichen half, mit einem ihrer Artikel der Spener'schen Zeitung vom 14. März 1856 antworten. Denn auch die Kölnische Zeitung wurde damals mirabile dictu der Reaction verdächtigt.

„Wer aber schreit am lautesten über Reaction? Wer schleudert dies Giftwort am häufigsten gegen Alles und Jedes, was da geschieht, um nur nicht alle und jede bürgerliche und gesetzliche Ordnung im Leben untergehen zu lassen gegen Jeden, der es wagt, zu behaupten, daß ein paar Tausend Menschen aus der Grundsuppe des Pöbels, wie sie in allen großen Städten sich bisher erzeugen mußte, im Bunde mit bestraften Verbrechern, Dieben und Vagabonden nicht das Recht haben kön-

nen, sich an dem Eigenthum der ganzen Nation, an ihrem Waffenhause *) zu vergreifen, ihre Ehrendenkmäler in den Staub zu treten? Wer that es? Diejenigen, welche offen zu Blut und Mord, zum Ungehorsam gegen Gesetz und Recht auffordern, welche jeden Tropfen Blutes, den unsere Krieger, den unsere Bürgerwehr zum Schutze der öffentlichen Sicherheit und des Gesetzes seit den letzten Wochen aus Nothwehr vergossen, zu einem Meere von Schuld anschwellen, während sie dem „Volk", ihrem Volke und sich selbst ganz unbefangen das Recht zusprechen, Ströme von Bürgerblut fließen zu lassen, sobald es ihre Meinung erfordert."

„Diese Menschen sind es, welche unsere edelsten und reinsten Charaktere zu Reactionairen zu stempeln sich erfrechen; sie sind es, welche Reaction sehen in jedem Gesetzvorschlage, in jeder Anordnung, in jedem Schritte zur Bewältigung der für sie gemäßen, ihren Zwecken förderlichen Auflockerung aller Verhältnisse des Staatslebens. Diese Reactions-Schreier sind es, welche überall „Verrath" gegen das „Volk", „Eigennutz" u. s. w. wittern, die niemals ihre Gegner als irrende, sondern stets nur als bewußte Feinde des „Guten" des „Volkes" und seiner „Freiheit" betrachten."

So sagt die Kölnische Zeitung am 1. Juli 1848.

Mögen sich auch die liberalen Reactions-Schreier der neuesten Zeit ein Beispiel an dem nehmen, was damals eine — unstreitig liberale Zeitung nothgedrungen äußern mußte.

Mit keinem Worte wird wohl bei politischer Controverse ein solcher Mißbrauch getrieben als mit dem Worte „Vertrauen", denn keines bietet sich so bereitwillig jeder Combination dar, keines erscheint wünschenswerther, keines bei möglichem Verluste abschreckender als „Vertrauen". Wir sind schon oft über dieses unglaublich elastische und deshalb besonders für parlamentarische Debatten brauchbare Wort gestolpert, weil es noch obenein meist so außerordentlich ungeschickt angebracht wird, daß man sich vergebens nach einem nur einigermaßen greifbaren Sinn desselben umsieht. Als der Aufruhr in den Straßen tobte, schrieben die Zeitungen, es wäre nun die höchste Zeit, daß die Regierung etwas thäte, um das Vertrauen des Landes zu erwecken. Als den vom Märzsturm in ein Ministerium gewehten liberalen Wortführern die Sache über den Kopf wuchs, meinten sie in verschiedenen Erlassen, das vortreffliche Volk möge doch nur Vertrauen zu ihnen haben. Als Preußen in Baden einrückten, hieß es: Nun würde Preußen auch das letzte Restchen von Vertrauen, welches es in Süddeutschland besessen, verlieren 2c. 2c. Wir wurden neuerdings wieder an dieses vieldeutige und doch nichtssagende Wort erinnert, als in einer Debatte des Abgeordne-

*) Kurz vorher war das Zeughaus in Berlin — auch eine vielleicht überschätzte Gefahr der Demokratie, gestürmt und geplündert worden.

tenhauses ein Abgeordneter ausrief: „Ein solcher Druck vermindert das Vertrauen des Landes zur Regierung!“ Wenn über irgend etwas, so haben wir uns darüber gewundert, daß hinter dieser Phrase nicht ein „Bravo! links“ eingeklammert war, denn auf jene Seite verfehlen solche Schlagwörter ihre Wirkung fast nie. Wie „Volk“ und „gesinnungstüchtig“ wird auch „Vertrauen“ je nach Umstand und Bedürfniß auf das Rücksichtsloseste gemißbraucht. Hat Jemand die beneidenswerthe Zuversicht, sich als den Kenner und Abwäger des Vertrauens im Lande zu proclamiren und seine augenblicklichen Vertrauens- oder Mißtrauens-Anwandlungen für die Meinung des ganzen Landes auszugeben, so mag er das mit sich selbst ausmachen und Abends beim Zubettegehen selbstzufrieden lächeln, daß er wieder einmal Effect auf der Rednerbühne gemacht. Daß aber eine große Anzahl gebildeter und verständiger Männer nicht satt wird, dergleichen mit anzuhören, das ist in der That verwunderlich!

Mit dem idealen Gesetzgeben geht es gewöhnlich so lange munter und rüstig vorwärts, bis die „liberale Anschauung der Dinge“ in die Praxis übergehen soll, und sofort die Theorien nirgend passen wollen oder Uebelstände hervortreten, vor denen die Idee dann rathlos steht und bekennt, an solche Kleinigkeiten in der That nicht gedacht zu haben. Die neue türkische Constitution hebt den Haradsch oder Kopfsteuer der christlichen Unterthanen auf, durch welchen sie sich bisher von dem Dienst in der Armee loskaufen konnten. Eine allgemeine Dienstpflicht führt auch sie unter die türkischen Fahnen, und bei der überwiegenden Zahl der Christen in der europäischen Türkei mußte als nächste Folge die Frage entstehen, ob man besondere Truppentheile für Christen bilden, oder ohne Unterschied Türken und Christen in den Regimentern vereinigen solle? — Bei den schon stattgefundenen Berathungen soll Fuad Pascha darauf hingewiesen haben, daß ja auch in Rußland die Muselmänner in besondere Truppencorps vereinigt wären, wobei er nur vergessen zu haben scheint, daß auf je 100 Regimenter in der russischen Armee ein muselmännisches Bataillon kommt, in der europäischen Türkei aber ³/₄ Christen gegen ¹/₄ Türken die Waffen tragen würden. Andern Pascha's scheint die Sache denn auch in der That bedenklich vorgekommen zu sein, namentlich da der Hat Humayun auch das Offizierwerden für Christen gestattet, freilich nicht wörtlich ausgedrückt, aber doch analog mit dem Beförderungs-Anspruch auf andere Staatsposten. Die größere Bildung ist unstreitig auf Seiten der christlichen Unterthanen des Sultans. Die Auslegung des Hat's für Beförderung zum Offizier liegt also sehr nahe, und so lange westmächtliche Occupations-Truppen die Ufer des Bosporus zieren und beleben werden, läßt sich auch wohl eine Befürwortung dieses Anspruches erwarten. Bei dem tiefen, nie auszufüllenden Riß zwischen Muhamedanern und Christen sind aber damit Sprengkeile in die türkische Armee hineingetrieben, denen auch die elaborirtesten

Leitartikel deutscher liberaler Zeitungen ihre furchtbar treibende Kraft nicht nehmen werden. So lange das gesammte Offiziercorps ein türkisches bleibt, ist allenfalls noch die Möglichkeit einer Erhaltung des schon bröckelnden Gebäudes der türkischen Armee vorhanden. Gelingt es aber, die Offizierstellen den Christen zugänglich zu machen — und an Agitation dafür wird es bei dem speculirenden Geiste der Rumelischen, Bosniakischen, Arnautischen und Armenischen Christen nicht fehlen — so bedarf es keiner besondern politischen Weisheit, um die Unhaltbarkeit solcher Zustände mit Bestimmtheit vorauszusehen.

Ein sonderbarer Gegensatz: daß diejenige Zeitung, welche ihren einzigen Vorzug, ihren einzigen Anspruch auf Geltung, ihr einziges Recht auf die Gewohnheit ihrer Leser in dem Wörtchen „altbegründet" sucht, stets mit Hohn und Abneigung gegen „historisches Recht", gegen „gewachsene Verhältnisse", gegen „befestigten Besitz" declamirt, wenn diese Begriffe von der conservativen Partei als die Grundlage ihres Ankämpfens gegen die Revolution in allen ihren Schattirungen bezeichnet werden. Und doch that sich das „altbegründete Organ" grade auf diese Altbegründung so viel zu Gute. Von unserm Standpunkt aus erkennen auch wir an, daß jene Zeitung ein vollkommnes und wohlerworbenes Recht auf diesen Stolz hat. Es verräth wenigstens entschieden geistige Fähigkeit und umsichtige Geschäftsführung der früheren Redactoren, daß sie sich eine solche Stellung erringen konnten, und so sind auch ihre Verhältnisse „gewachsen", auch ihr Besitz ein „befestigter", auch ihr Recht ein „historisches." Schwerlich wird sie das mühsam Erworbene aufgeben wollen. Und doch verlangt sie belfernd, daß anderer wahrlich noch sehr viel älter begründeter Besitz, andere seit sehr viel längerer Zeit erworbene Rechte, andere sehr viel langsamer gewachsene Verhältnisse sich sofort liberalen Doctrinen fügen sollen? Dergleichen Widersprüche passiren der Bourgeoisie-Presse hin und wieder.

Ziemlich unbemerkt ist eine der interessantesten Debatten des englischen Unterhauses in der deutschen Presse vorübergegangen. Man muß fast annehmen, daß dies absichtlich geschehen ist. Denn sonst werden doch Gegenstände von solcher Bedeutung ausführlicher besprochen und beurtheilt. Aber freilich, der Vergleich mit anderweitigen Vorgängen und der Unterschied zwischen britischem Reden und Thun wären doch zu schlagend für deutsche Leser gewesen! Wir wollen, im Auszuge wenigstens, nachholen, was der liberalen deutschen Presse in der That schlecht in ihren Kram getaugt. In der Sitzung des Unterhauses vom 4. März beantragte Sir Erskine Parry nämlich die Vorlegung der Papiere, welche einen Ausweis über die verschiedenen Gebiete geben können, die der General-Gouverneur von Indien seit dem Ende des letzten Krieges mit dem Pendschab für zweckdienlich gehalten hat, dem Reiche einzuverleiben

oder zur Einverleibung vorzuschlagen. Sir Erskine Parry verlangte diese Ausweise deshalb, um daraus zu ersehen, welche Gründe denn eigentlich für die vorgeschlagene oder ausgeführte Maßregel der Einverleibung obgewaltet haben, da ihm dergleichen, ohne diese Papiere zu kennen, durchaus nicht hätten einleuchten wollen. Nebenbei wünschte er die Einnahmen und Ausgaben dieser einverleibten Gebiete, sowie Indiens überhaupt, kennen zu lernen. Der Wunsch wäre so weit ein ganz bescheidener und begreiflicher gewesen. Seine Beweggründe waren es für die Regierung aber desto weniger. Sir Erskine Parry wünschte dies Alles nämlich nur deswegen kennen zu lernen, weil es vermuthlich die Richtigkeit seiner Ansicht beweisen würde, daß jede Annexations-Politik, und zwar vorzugsweise aus finanziellem Gesichtspunkte, verwerflich sei. Außerdem wäre er begierig, den Rechtsgrund für die Einverleibung von Aude kennen zu lernen. „Die englische Presse in Indien“ — sagte der sehr ehrenwerthe Baronet weiter — „predigt offen den Satz, daß Indien überhaupt nur auf der Welt sei, um England Vortheil zu bringen, und daß, so oft ein eingeborener Fürst nicht nach englischem Geschmack regiere, die Compagnie ein Recht habe, ihn abzusetzen und sein Reich in die Tasche zu stecken. Ich bin neugierig, ob der Präsident des boards of control den Muth haben wird, eine so ungeheuerliche Lehre zu sanctioniren.“ Selbst englische Blätter in der Heimath entblödeten sich nicht, der Regierung die geradezu unsittlichsten und unverantwortlichsten Rathschläge zu geben. Was man von der Tyrannei des Königs von Aude verbreitet, sei eine Fabel. Unparteiische Reisende, welche das Innere von Aude kennen gelernt, behaupteten, daß jenes Land, weder im Anbau des Bodens, noch in der Lage der Einwohner dem britischen Gebiete in Indien nachstehe. Somit wünsche er die Vorlage der Papiere und Darlegung der Gründe.

Vernon Smith, welcher auf die Wünsche Sir Erskine Parry's erwiederte, hätte sich eben so gut der Worte Falstaff's in the boars head Tavern, bedienen können: „Was, Gründe? Gründe mit Zwang? Und wenn Gründe so wohlfeil wären wie Brombeeren, so soll doch Keiner einen Grund von mir erpressen!“ Denn er sagte nur, daß er die Bemerkungen des sehr Ehrenwerthen sehr ungelegen finde, und daß er doch bedenken möge, wie dergleichen Worte im Parlament den König von Aude zum Widerstande ermuntern könnten. Bis zur Vorlage der Ausweise müsse sich die Regierung jede Discussion über diesen Gegenstand verbitten. Das ließ sich der nach Gründen verlangende Baronet gesagt sein und schwieg. Mr. Otway aber scheint sich an das Verbitten von Seiten Mr. Vernon Smith's nicht gekehrt zu haben, sondern brachte noch eine kaum lobenswerthe Geld-Angelegenheit zwischen dem General-Gouvernement von Indien und dem „Caligula“ von Aude zur Sprache, die sich allerdings etwas anrüchig ließ. Er schloß seine Rede mit den Worten: „Ich wünsche, daß das Haus Ge-

legenheit erhalte, sich darüber auszusprechen, ob solche Immoralitäten im Namen des englischen Volkes begangen werden dürfen?“

Bekanntlich begann der Krieg gegen Rußland wegen Pfandbesetzung der Donau-Fürstenthümer.

Lord Shaftesbury und seine Freunde sind mit der türkischen Constitution unerwarteterweise noch keinesweges zufriedengestellt, obgleich denn doch Viele eingestehen, sie sei so außerordentlich „liberal“, daß man Aehnliches kaum erwartet hätte und mancher civilisirte Staat sich an diesem — allerdings noch unausgeführten — Actenstücke wohl ein Beispiel nehmen könnte. Seine Lordschaft und dessen Freunde wünschen sehnlichst eine noch etwas weitere Ausdehnung des schon so überaus gewichtigen Paragraphen: „Niemand soll wegen seiner Religion belästigt oder zu einem Religionswechsel gezwungen werden,“ und zwar wünschen sie eine ganz bestimmte Bürgschaft, daß den Missionairen die Bekehrung der Muhamedaner erleichtert werde. Dies ist denn doch wohl das Stärkste, was englische — — Ausschließlichkeit je verlangt hat, und in der That waren wir auf einen solchen Wunsch nicht vorbereitet, insofern er eben über den Wunsch hinausgeht und nach einem staatlichen Geltendmachen strebt. Was würde Lord Shaftesbury wohl sagen, wenn man von Rom aus eine solche Erleichterung für die Bekehrung zum Katholicismus von der englischen Constitution forderte. Was würde er sagen, wenn es den Muhamedanern überhaupt einmal einfallen könnte, Missionaire nach christlichen Ländern zu senden? Oder glaubt Lord Shaftesbury, daß der Muhamedaner anders von der christlichen Religion denkt, als wir von der muhamedanischen? Es gehört wirklich ein hoher Grad von staatsmännischer Naivetät dazu, einen solchen Vorschlag selbst nur in Form eines Wunsches öffentlich verlauten zu lassen. Den Wunsch theilen auch wir und gewiß Jeder, dem seine christliche Ueberzeugung und Zuversicht am Herzen liegt. Ihn aber zum Gegenstande eines politischen Vorschlages, eines diplomatischen Tractats zu machen, das kann eben nur einem an jede Despotie nach außen gewöhnten englischen Staatsmann einfallen.

Ein Streit über literarisches Plagiat zwischen Hrn. Doctor Laube, ehemals höchst liberaler Schriftsteller und mißvergnügt, dann Mitglied der deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche und gegenwärtig Director des Kaiserl. Hofburgtheaters in Wien und nicht mehr liberal, einerseits — und einem baierischen Dorfschulmeister andererseits macht sich seit einiger Zeit in den Blättern breit. Es handelt sich dabei um eine Comödie, geht uns also nichts an. Die eigenthümliche Art aber, mit welcher die Ruhmespathen des erwähnten baierischen Dorfschulmeisters denselben der Lesewelt interessant machen wollen, ist wieder ein köstliches Pröbchen davon, daß man an der Isar den Schwindel eben so gut zu handhaben versteht, wie an der Seine die Reclame und an der Tha-

mes den Puff. Um dem gesammten Deutschland den zu seinem Vergnügen Comödie schreibenden Dorfschulmeister recht interessant zu machen, heißt es von ihm: „Seine Poesie hatte von jeher die Vaterlandsliebe als Grundton, und wie er noch gegenwärtig in seinem Aeußeren den Patrioten und Turnern vom Jahre 1818 gleicht, so ist auch sein Inneres nur mit den Bildern der alten Germanenzeit erfüllt, und Arnim und Thusnelda sind seine liebsten Traumgesichte. Kein Wunder, daß die Bewegung vom Jahre 1848 ihn etwas über die gewöhnlichen Grenzen seines Berufes trug, und eben so wenig, daß die Rückbewegung von 1850 ihn aus der Umgrenzung seines bescheidenen Glücks in eine noch bescheidenere Lage versetzte, in die kleine Dorfschule von Pfaffenhofen, in der Nähe von Stahrenberg. Dort aber lebt und dichtet er wie früher."

Wie hübsch ist das nicht gesagt! Unwillkürlich interessirt man sich für den, von seinen altgermanischen Traumgesichten etwas über die gewöhnlichen Schulmeister-Grenzen hinaus getragenen äußerlichen Turner und Patrioten von 1818! — und eben so unwillkürlich verwünscht man die abscheuliche Rückbewegung des Jahres 1850, welche ihn mit noch bescheidenerem Glücke umgrenzt hat. Seinem Gegner Dr. Laube ist es allerdings besser geglückt. Auch er ließ sich 1848 hinaustragen über die gewöhnlichen Grenzen seines Berufes, aber allerdings nicht mit Traumgesichten von Arnim und Thusnelda, sondern von sehr viel reelleren Absichten, aber die Rückbewegung fand ihn durchaus nicht eigensinnig an den Ideen der Paulskirche kleben, und so wurde er denn Kaiserl. Königl. Hofburgtheater-Director in Wien.

Dort lebt er, dichtet aber durchaus nicht mehr wie früher!

Hätte der Dorfschulmeister Bacherl in Pfaffenhofen den Gehalt des Dr. Laube, er dichtete auch nicht mehr, ginge auch nicht mehr in Turnertracht, sondern in Kaiserl. Königl. Hofhaltungs-Uniform.

Wappen-Sagen.

Kreutzwendedich von dem Borne

Im Kriege mit den Wenden fiel
In deutsche Hand ein junges Kind,
Das lag in einem Weidenkorb,
Wie sie der Wende damals flocht,
Der güldne Faden um den Hals
Zeigt seine edle Abkunft an.

Dem Feldherrn lacht der Knabe hold,
Er nahm ihn auf sein Grafenschloß,
Dort ward er groß und wuchs, gedieh

Zum Helden, stark im Waffenspiel,
Dort fand er Gnade vor dem Blick
Der Grafentochter Siegelind;

Doch ihn verzehrte düst'rer Gram,
Weil er, aus Wendenblut entstammt,
Nicht ringen durfte um den Preis,
Nicht werben um die süße Maid,
Das hohe, deutsche Grafenkind,
An dem sein liebend Herze hing.

Er zog dahin, voll Lieb' und Treu',
Auf seiner Brust das heil'ge Kreuz,
Er zog dahin voll Gram und Schmerz
Zum Kreuzzug mit des Kaisers Heer.
Viel Thaten hat er dort vollbracht
Mit Muth und Kraft im Morgenland,
Der junge Held, in Kampf und Blut
Erwarb er sich des Kaisers Huld.

Da kam's zu einer großen Schlacht,
Voll Ruhm, doch sieglos, war der Tag;
Der junge Held fiel wund und matt
Gefangen in der Heiden Hand.
Sie führten ihn zum Sultanzelt,
Wo sein des Sultans Tochter pflegt;
Die müht um ihn sich spät und früh,
Für ihn in heißer Lieb' erglüht,
Und wie sie seine Wunden heilt,
Bekennt der Held der schönen Maid,
Wie für das Grafenkind sein Herz
Voll Schmerz in heißer Liebe schlägt,
Er rühmt Sieglinde's Reize laut,
Er preiset ihre Augen blau,
Er malt ihr gold'nes Lockenhaar
Und ihre kleine, weiße Hand;
Treuherzig zeigt er, wie er liebt,
Und seufzend hört's das Sultankind.
Doch, ob sie heißer Schmerz durchzückt,
Sie fühlt zu Thränen sich gerührt,
Und als der junge Held gesund
Hilft sie ihm hochgesinnt zur Flucht.

Der kam zurück zum Kreuzpanier,
Der Kaiser ihn willkommen hieß,
Zu seiner edeln Knechte Schaar

Zählt Er den heldenhaften Mann,
Der nun beim Zug im Wüstensand
Das Zelt des Kaisers mit bewacht.

Einst zogen sie in heißer Gluth,
Den Kaiser quälte schwer der Durst;
Da kamen sie an einen Brunn,
Der quoll am wilden Rosenbusch,
Und freudig beugt der junge Held
Sich niederwärts zum klaren Quell,
Zu schöpfen in dem Eisenhut
Dem Kaiser einen frischen Trunk.
Da rauscht es plötzlich in dem Dorn,
Die Sultantochter tritt hervor
Und hastig ihre Lippe spricht:
„Kreutz, von dem Borne wende Dich,
„Du trinkst daraus Dir jähen Tod,
„Kreutz, wende Dich vom gift'gen Born!"
Sie reicht ihm einen Dornenzweig,
D'ran blüheten der Rosen drei;
Sie sah ihn an voll Schmerz und Gluth
Und war verschwunden in dem Busch.

Der Kaiser Friedrich Rothbart sprach:
„Dieweil Du uns gerettet hast,
„Denn Dich nur warnt' das Mohrenkind,
„Das Du gewannst durch Rittersinn;
„Empfang' den Lohn für manche That
„Und kniee nieder auf den Sand!"
Er schlug ihn mit dem Kaiserschwert:
„Nimm diesen Schlag und keinen mehr!
„Steh auf mein wackrer junger Held
„Und sei der Ritterwürde werth,
„Du heißt im röm'schen Reich hinfort:
„K r e u t z w e n d e d i c h und v o n d e m B o r n,
„Die Ranke mit den Rosen drei,
„Sie sei Dein Wappenbild im Reich
„Und blühen soll Dein edler Stamm,
„So lange Rosen blüh'n am Hag!" —

Der Ritter v o n d e m B o r n e kam
Zurück aus dem gelobten Land,
Schön Siegelind, das Grafenkind,
Nahm zum Gemahl K r e u t z w e n d e d i c h —
Die v o n d e m B o r n e blüh'n im Land
Frisch wie die Rosen blüh'n am Hag!

Johanniter-Orden.

Nekrolog.*)

Der Rechts-Ritter Graf Seherr-Thoß.

Graf Ernst von Seherr-Thoß, geboren am 4. August 1786, war der vierte Sohn des ersten Grafen von Seherr-Thoß aus dessen zweiter Ehe mit Henriette Wilhelmine Freiin von Zollikoffer. Von Jugend auf, im elterlichen Hause sowohl, wie später zu Berlin und Deßau, für den Kriegsdienst gebildet, war Graf Ernst im Jahre 1804 als Cornet beim Kürassier-Regiment von Bünting eingetreten und eben noch im selben Jahre zum Lieutenant avancirt, als ihm durch das am 24. Juni des genannten Jahres erfolgte Ableben seines Vaters, des Grafen Heinrich Leopold von Seherr-Thoß, Ober-Landmundschenken im Herzogthum Schlesien und Director der Fürstenthums-Landschaft Münsterberg-Frankenstein, laut dessen testamentarischen Bestimmungen, der Besitz der Herrschaft Dobrau mit den dazu gehörigen Gütern u. s. w. in Ober-Schlesien zufiel. Graf Ernst ließ den reichen Besitz unter der Aufsicht seiner Mutter und verfolgte mit Lust die kriegerische Laufbahn, in der er sich von Anfang an durch die hohe Ritterlichkeit, die sein Wesen auszeichnete, viele Freunde und Freude erworben hatte. Seines edlen Namens und preußischen Heldenruhms würdig, schlug sich der Lieutenant Graf Seherr-Thoß an jenem schwärzesten Tage Preußen's, an jenem blutigen 16. October 1806 bei Auerstädt, bis ihm bei einer Attaque auf ein französisches Quarrée eine feindliche Kugel die obere Kinnlade zerschmetterte und den Gaumen schwer verletzte. Bis zum späten Abend lag der junge wunde Held auf dem mit Leichen besäeten Schlachtfelde, da erst erbarmten sich zwei französische Chasseurs seiner und trugen ihn nach dem nächsten Lazareth. Mit schwerem Herzen ließ sich Graf Seherr-Thoß später nach Wien bringen, um sich dort vollständig heilen zu lassen. Die Noth und der Jammer des Vaterlandes nicht allein drückten das Herz des preußischen Patrioten, die verschlossene Laufbahn zu kriegerischen Ehren nicht nur schmerzte den jungen Offizier, auch die liebsten und innigsten Wünsche seiner Seele mußten schweigen, wie er wähnte, nach dem Unglück bei Auerstädt. Doch darin täuschte er sich, mußte er sich täuschen, damit sein Herz doch einen Trost fände in den großen Leiden des Vaterlandes. Schon vor dem Kriege hatte Graf Ernst Seherr-Thoß zu Deßau die Reichsfreiin Agnes Leopoldine Casimire von Loën, jüngste Tochter des Reichsfreiherrn Leopold von Loën auf Kappeln in Westphalen und dessen Gemahlin, der durchlauchtigen Prinzessin Agnes von Anhalt-Deßau, kennen gelernt und geliebt; jetzt, nach der bedeuten-

*) Die Berliner Revue wird die Nekrologe sämmtlicher Johanniter-Ritter bringen.

den Entstellung seiner früher so angenehmen Gesichtsbildung durch die furchtbare Wunde, wagte er nicht, die Bewerbung um die Hand der eben so schönen als liebenswürdigen jungen Dame fortzusetzen. Da ward ihm plötzlich von Freundes Hand die eben so stolze als schöne Nachricht, daß die Herzen der Freiinnen von Loën erworben würden nicht durch schmucke Gesichter und äußere Vorzüge, sondern durch die Eigenschaften des Geistes und Herzens allein. Am 16. October 1808, am zweiten Jahrestage der Schlacht von Auerstädt, vermählte sich Graf Ernst von Seherr-Thoß zu Kappeln in Westphalen mit der Freiin Agnes von Loën. Er hat mit ihr 24 Jahre in einer glücklichen christlichen Ehe gelebt. Gleich nach seiner Verheirathung übernahm Graf Ernst Seherr-Thoß die ihm vererbte Herrschaft, devastirt in Folge des Krieges. Von da ab hat Graf Seherr-Thoß sich hauptsächlich seinen Pflichten als Herr bedeutender Güter gewidmet. Schon 1810 wurde er Landesältester der oberschlesischen Fürstenthums-Landschaft. Er hat diesem Ehren-Amte mit kurzer Unterbrechung bis zum Jahre 1851 vorgestanden. Aber nicht nur seine Mitstände, sondern auch des Königs Majestät beehrten den Grafen mit besonderem Vertrauen; Graf Ernst Seherr-Thoß gehörte zu den Beiräthen, welche vom Staatsrathe bei Einführung der provinzialständischen Verfassung 1822 einberufen wurden, und später dem schlesischen Provinzial-Landtage an. Den St. Johanniter-Orden erhielt Graf Ernst Seherr-Thoß, der schon vor der Aufhebung der Balley Brandenburg auf die Commende Schievelbein erspectivirt war, im Jahre 1812 von des hochseligen Königs Majestät; nach der Reorganisation des Ordens und der Wiederherstellung des Herrnmeisterthums begeisterte er sich an der leitenden christlichen Idee und betheiligte sich lebhaft an der fruchtbringenden, segensvollen neuen Thätigkeit der Ritterschaft. Zum Mitgliede des Conventes der schlesischen Genossenschaft des Ordens gewählt, empfing er am 25. Juni 1854 von dem durchlauchtigsten hochwürdigsten Herrn Herrenmeister Prinzen Carl von Preußen Königl. Hoheit den Ritterschlag.

Graf Ernst Seherr-Thoß, ein ächter Edelmann im vollsten und schönsten Sinne des Wortes, hatte seine geliebte Gemahlin, die ihm drei Söhne und fünf Töchter geboren, am 13. October 1832 verloren. Er segnete im Lauf der Jahre die Ehen von sieben seiner Kinder ein und verschied in Folge einer Erkältung auf einer Reise, wohl vorbereitet zum Tode und mit dem heiligen Abendmahl versehen, friedlich, ohne sichtbaren Todeskampf, am 19. Januar 1856, gegen 12 Uhr Mittags, im Kreise der Seinen. Sein Alter hat er auf 69 Jahre, 5 Monate und 15 Tage gebracht. Er ruht in Frieden, sein Gedächtniß aber bleibt in Segen im Lande bis in die späteste Zeit.

Nachdem wir in den Heften 4 und 5 das Verzeichniß der sämmtlichen Mitglieder der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens geliefert haben, werden wir nunmehr die Listen der Mitglieder derselben bringen, welche sich nach deren Wiederaufrichtung an den in ihren Statuten ausgesprochenen Zwecken betheiligt haben, resp. derjenigen, welche, nach dieser Zeit in den Orden aufgenommen, zum Beitritt verpflichtet sind.

Die Betheiligung kann, nach der freien Entschließung der betreffenden Ritter, auf zweierlei Weise stattfinden: entweder durch directe Stellung unter die Balley Brandenburg selbst, oder durch Anschluß an eine der in den 8 Provinzen des Staats bestehenden, derselben untergeordneten Provinzial-Genossenschaften des Ordens.

Wir bringen zunächst die Liste der Ordens-Mitglieder, welche direct unter die Balley getreten sind, und werden die Listen derjenigen der Provinzial-Genossenschaften folgen lassen.

Liste

derjenigen Mitglieder der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens, welche direct unter dieselbe getreten sind.

Ehren-Commendator.

1854.

Friedrich Carl, Prinz von Preußen, General-Major und Commandeur der 1. Garde-Cavallerie-Brigade.

Rechtsritter.

1853.

1. Freiherr v. Wrangel, General der Cavallerie, Ober-Befehlshaber der Truppen in den Marken, Commandeur des 3. Armee-Corps und Chef des 3. Kürassier-Regiments. — Ordens-Hauptmann.

1854.

2. Graf v. Bose, Königl. Sächsischer Hofmarschall a. D., zu Dresden.
3. Freih. v. Wilkens-Hohenau, Kurfürstl. Hess. Wirkl. Geh. Rath und Gesandter zu Berlin.
4. v. Plötz, Königl. Sächs. Kammerherr zu Weimar.
5. v. Wedell, General der Cavallerie, General-Adjutant und Gouverneur der Bundesfestung Luxemburg.
6. v. Möllendorff, General-Lieutenant und Comm. der Garde-Infanterie.
7. v. Puttkammer, Gen.-Major und Inspecteur der 1. Artillerie-Inspection.
8. v. Schätzell, Herzogl. Anhalt-Bernburgscher Wirkl. Geheimer Rath und Staatsminister.

1855.

9. Graf v. Walbersee, Gen.-Lieut. und Comm. der Garde-Cavallerie.
10. Freih. v. Heintze-Weißenrode, Königl. Dänischer Kammerherr, auf Bordesholm bei Kiel.
11. Schach v. Wittenau, Gen.-Major und Commandant von Danzig.

12. v. Wuthenau, Major a. D. und Unter-Director der Gesammtlandschaft des Herzogthums Anhalt, auf Groß-Paschleben bei Cöthen.
13. v. Bonin, Gen.-Major à la suite und Commandeur der 2. Garde-Infanterie-Brigade.
14. Graf v. Hohenthal-Königsbrück, Königl. Sächsischer Kammerherr, Standesherr, auf Königsbrück in der Königl. Sächs. Oberlausitz.
15. Graf v. Blumenthal, Oberst, Flügel-Adjutant und Commandeur des 1. Garde-Regiments zu Fuß.
16. v. Sydow, Oberst und Comm. des 8. (Leib-) Infanterie-Regiments.
17. Graf Wrschowetz-Sekerka von Sedczicz, Major und Comm. des 2. (Leib-) Husaren-Regiments.

Ehrenritter.

1815.

1. v. Plessen, Großh. Mecklenb.-Schwer. Ober-Kammerherr und Geheimer Rath, zu Schwerin.

1820.

2. Heinrich Graf v. Schönburg-Glauchau, zu Glauchau im Königreich Sachsen.

1822.

3. Graf v. d. Schulenburg, General-Lieutenant a. D., zu Potsdam.

1823.

4. du Trossel, Großh. Mecklenb.-Schwer. Oberst-Lieut. a. D., zu Schwerin.

1824.

5. v. Grabow, General der Infanterie, Commandeur des 2. Armee-Corps und Chef des 5. Infanterie-Regiments.

1827.

6. Freih. v. Simolin, Kammerherr, auf Groß-Dselden in Kurland.
7. Peter Graf v. Medem, Kaiserl. Russ. Staatsrath und Adelsmarschall, zu Mitau in Kurland.

1828.

8. v. Peucker, Gen.-Lieut. und General-Inspecteur des Militair-Erziehungs- und Bildungswesens.

1829.

9. Freih. v. Esebeck, Gen.-Lieut. a. D., zu Potsdam.
10. Carl Theodor Graf v. Medem, Kaiserl. Russ. Rittmeister a. D., zu Mitau in Kurland.

1830.

11. Carl Heinrich Graf v. Schönburg-Wechselburg, zu Dresden.
12. v. Thümen, Gen.-Lieut. und Vice-Gouverneur der Bundesfestung Mainz.

1832.

13. Graf v. Seckendorff, Wirkl. Geh. Rath und Gesandter in Stuttgart.
14. Graf v. Rebern, Gesandter in Dresden.
15. Casimir Ferdinand Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld, Königl. Würtemb. Oberst und Kammerherr, zu Stuttgart.

1833.

16. Freih. v. Wangenheim, Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaischer Ober-Kammerherr, zu Coburg.
17. v. Dankbahr, Gen.-Major und Comm. der 6. Infanterie-Brigade.
18. v. Oppen-Schilden, Major a. D., auf Clarisholm bei Randers in Jütland.
19. Freih. v. Sell, Großh. Mecklenburg-Schwerinscher Oberhofmeister und Gen.-Major à la suite.

1834.

20. v. Boß, General der Infanterie a. D., zu Berlin.
21. v. Prittwitz, Gen.-Major und Inspecteur der 1. Ingenieur-Inspection.

1835.

22. Freih. v. Moltke, Oberst, aggr. dem Generalstabe, und erster Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.
23. v. Uechtritz, Königl. Sächs. Kammerherr, zu Dresden.
24. v. Stockhausen, Gen.-Lieut. a. D., zu Berlin.
25. v. Bockelberg, Gesandter in München.

1836.

26. Ludwig Graf v. Medem, Kaiserl. Russ. Garde-Rittmeister a. D., zu Mitau in Kurland.
27. Heinrich LXIX. Fürst Reuß zu Schleiz-Köstritz.

1837.

28. Julius Graf v. Medem, Kaiserl. Russ. Garde-Rittmeister a. D., zu Mitau in Kurland.

1838.

29. v. Hirschfeld II., Gen.-Lieut. und Comm. der 2. Division.

30. v. Brauchitsch, Gen.-Major à la suite und Comm. der 1. Garde-Infanterie-Brigade.

1839.

31. v. Bosse, Oberst und Comm. des 1. Infanterie-Regiments.

1840.

32. v. Schöler, Gen.-Major à la suite und Chef der Abtheilung für die persönlichen Angelegenheiten im Kriegsministerium.

33. v. Bobbien, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Kammerherr und Ober-Stallmeister.

34. v. Alvensleben, Oberst, Flügel-Adjutant und Commandeur der Leib-Gensd'armerie.

1841.

35. Gustav Prinz zu Ysenburg-Büdingen, Major à la suite des Garde-Dragoner-Regiments und Legations-Secretair.

1843.

36. v. Wildenbruch, Oberst à la suite des Garde-Kürassier-Regiments und Gesandter in Konstantinopel.

1844.

37. v. Wangenheim, Gen.-Lieut. a. D., zu Berlin.

38. v. Alvensleben, Oberst-Lieut. im 2. Garde-Regiment zu Fuß.

39. v. Werder, Major und Comm. des 4. Jäger-Bataillons.

1845.

40. Graf v. Uexküll-Gyllenband, Königl. Würtemb. Hofmarschall, zu Stuttgart.

1846.

41. Herwarth v. Bittenfeld, Gen.-Major und Commandeur der 31. Infanterie-Brigade.

42. v. Schlichting, Gen.-Major und Commandant von Berlin.

43. Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, Hauptmann und Flügel-Adjutant.

1847.

44. Freih. v. d. Goltz, Oberst und Comm. des 4. Artillerie-Regiments.

45. Freih. v. Langen, Kammerherr und Attaché bei der Gesandtschaft in London.

46. v. Tümpling, Oberst und Commandeur des 1. Garde-Ulanen-Regts.

47. v. Meyerinck, Oberst und Comm. des 12. Husaren-Regts.

1848.

48. v. Berg, Gen.-Lieut. a. D., zu Magdeburg.

49. Graf v. Schlieffen, Gen.-Lieut. a. D., zu Potsdam.

50. v. Götz, Fürstl. Schwarzburg-Sondershausenscher Gerichts-Director, zu Belgersheim bei Leipzig.

51. Freih. v. Miltitz, Herzogl. Braunschw. Kammerherr, auf Sieben-Eichen bei Meißen.

52. v. Roon, Oberst und Comm. des 33. Inf.-Regts. (1. Reserve-Regts.)

53. Graf v. Bismarck-Bohlen, Major und Flügel-Adjutant. — Stellvertretender Ordens-Secretair.

54. v. Bobbin, Oberst-Lieut., Flügel-Adjutant und Comm. des 2. Ulanen-Regiments.

55. Freih. v. Manteuffel, Oberst, Flügel-Adjutant und Comm. des 5. Ulanen-Regiments.

1849.

56. Graf v. Waldersee, Gen.-Major, Staats- und Kriegsminister.

1850.

57. Graf v. Perponcher-Sedlnitzky, Kammerherr, Legationsrath und Minister-Resident in Darmstadt.

58. von le Blanc-Souville, Oberst und Comm. des Garde-Reserve-Infanterie-Regiments.

59. v. Fallois, Oberst und Comm. des 39. Inf.-Regts. (7. Res.-Regts.)

1851.

60. v. Schütz, Oberst-Lieut. und Commandeur des 4. Husaren-Regts.

61. Rudolph Graf zu Solms-Laubach, Oberst-Lieut. und Comm. des 1. Kürassier-Regts.
62. Heinrich XIII., Prinz Reuß-Schleiz-Köstritz, Seconde-Lieut. im 12. Husaren-Regt.
63. Heinrich VII., Prinz Reuß-Schleiz-Köstritz, Seconde-Lieut. im 8. Ulanen-Regt.
64. v. d. Groeben, Major im 1. Garde-Regt. zu Fuß.

1853.

65. Ratibor Graf Wrschowetz-Sekerka von Sedczicz, Oberst-Lieut. a. D., zu Düsseldorf.
66. v. Kleist, Gen.-Major und Comm. der 2. Garde-Infanterie-Brigade.
67. Graf v. Luxburg, Königl. Baierscher Oberlieutenant im 6. Chevauxlegers-Regiment.
68. Friedrich Wilhelm, Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, Rittmeister im 2. Garde-Ulanen-Regiment.

1854.

69. Baron v. Düsterloh, Kaiserl. Ruff. Lieut. in der Marine.
70. v. Hahn, Kaiserl. Ruff. Staatsrath und Chef des Cours-Bureau im Post-Departement.
71. Baron v. Knobelsdorff, Königl. Niederl. Kammerherr, auf Schloß Gelder bei Deventer in Holland.
72. Freih. v. Pronay, Präsident des Conservatoriums in Pesth.
73. v. Parpart, Seconde-Lieut. a. D., auf Schloß Chartreuse bei Thun in der Schweiz.
74. Freih. v. Budberg, Königl. Sächs. Kammerherr, zu Dresden.
75. v. Nostitz-Dzrewiecki, Rittergutsbesitzer auf Groß-Radisch, Kreis Rothenburg.
76. Freih. v. Lindenau, Königl. Sächs. Kammerherr und Hauptmann von der Armee, zu Dresden.
77. v. Kropff, Gen.-Lieut. und Comm. der 2. Division.
78. v. Schlemüller, Gen.-Major und Comm. der 2. Cavallerie-Brigade.
79. Wilhelm, Graf zu Stolberg-Wernigerode, Major im Garde-Kürassier-Regiment.
80. v. Knobloch, Gen.-Major und erster Commandant von Coblenz und Ehrenbreitstein.
81. Herwarth v. Bittenfeld, Oberst und Comm. des 2. Garde-Regiments zu Fuß.
82. v. d. Schulenburg, Major im Regiment Garde du Corps.
83. v. Borstell, Rittmeister im 8. Kürassier-Regiment.
84. Graf v. d. Schulenburg-Wolfsburg, Königl. Hann. Geh. Rath und Erb-Küchenmeister in der Kurmark Brandenburg, auf Wolfsburg, Kreis Gardelegen.
85. v. Bose, Major im Generalstabe.
86. Graf v. Brandenburg, Legat.-Secretair bei der Gesandtschaft in Paris.
87. v. Boyen, Oberst-Lieut. und Adjutant des Prinzen von Preußen.
88. Graf v. d. Golz, Major à la suite des Garde-Kürassier-Regiments und Adjutant des Prinzen von Preußen.
89. Graf v. Brühl, Prem.-Lieut. im 1. Garde-Landw.-Cavallerie-Regt., auf Seifersdorf bei Dresden.
90. Graf v. Pourtalès, Legationsrath und Landes-Aeltester, auf Glumbowitz, Kreis Wohlau.
91. Freih. v. Kutschera, Landstand von Nieder-Oesterreich, auf Gutenbrunn bei Baden, in Oesterreich.
92. v. Rosenberg-Gruszczynski, Major, commandirt als Commandeur des Großh. Mecklenb.-Strelitzschen Infanterie-Bataillons.
93. v Zieten, Prem.-Lieut. im 6. Kürassier-Regiment (Kaiser Nicolaus I. von Rußland) und Adjutant des Prinzen Friedrich Carl von Preußen.
94. v. Below, Kaiserl. Ruff. Wirkl. Staatsrath und Präsident des Esthländischen Cameralhofes zu Reval.
95. v. Wurmb, Fürstl. Schwarzburg-Sondershausenscher Ober-Stallmeister und Kammerherr.
96. Freih. v. Dörnberg, Kurfürstl. Hessischer Kammerherr und Cavalier der Prinzessin Friedrich.
97. Freih. v. Richthofen, Fürstl. Plessischer Director der Brunnen-Anstalt in Salzbrunn.

1855.

98. Freih. v. Frankenberg=Proschlitz, Prem.=Lieut. a. D., auf Seubersdorf, Kreis Marienwerder.
99. v. d. Schulenburg, Legations=Secretair in München.
100. v. Wurmb, Rittmeister a. D., auf Brutzen, Kreis Belgard.
101. Graf v. Einsiedel, Lieutenant a. D., auf Radibor bei Bautzen.
102. v. Berger, Hauptmann im 2. Garde=Regiment zu Fuß.
103. Hugo, Prinz von Schönburg=Waldenburg, Hauptmann à la suite des 2. Infanterie= (Königs=) Regiments.
104. Ursin von Baer, Rittmeister im 4. Dragoner=Regiment.
105. v. Schroeter, Rittergutsbesitzer, auf Bieberstein, bei Dresden.
106. Graf v. Rex, Königl. Sächs. Kammerherr, auf Schloß Zehista, bei Pirna.
107. v. Levetzow, Königl. Dänischer Kammerherr, auf Ehlerstorf, bei Oldenburg in Holstein.
108. Freih. v. Beschwitz, Großh. Sächs. Kammerherr, auf Arnsdorf, im Königreich Sachsen.
109. Freih. v. Ungarn=Sternberg, Kaiserl. Russ. Civil=Ober=Befehlshaber der Insel Dago.
110. v. Salza, Königl. Sächs. Ober=Appellationsrath, zu Dresden.
111. Wolfgang, Graf zu Castell=Rüdenhausen, Königl. Baierscher Oberlieutenant à la suite der Armee, zu Rüdenhausen, in Unterfranken.
112. Freih. v. Mirbach, Königl. Baierscher Kammerherr, zu München.
113. Freih. v. Korff, Adelsmarschall von Dünaburg, auf Kreuzburg, Kreis Dünaburg in Kurland.
114. Graf v. Degenfeld=Schonburg, Kaiserl. Oesterr. Premier=Rittmeister im Graf Haller 12. Husaren=Regiment.
115. v. Rosenberg, Gen.=Major und Comm. der 14. Infanterie=Brigade.
116. v. Schmeling, Präsident der General=Commission für die Kurmark, zu Berlin.
117. Graf zu Dohna, Hauptmann im Generalstabe.
118. Freih. v. Lyncker, Major im Garde=Artillerie=Regiment.
119. Carl Alexander, Graf v. Schwerin, Lieutenant im 3. Landwehr=Husaren=Regiment, auf Milbenitz, in Mecklenburg=Strelitz.
120. v. Goerne, Oberst=Lieut. im Kaiser Franz=Grenadier=Regiment.
121. Freih. v. Tschammer, Majoratsbesitzer, auf Quaritz, Kreis Glogau.
122. Freih. v. Stenglin, Rittmeister im 6. Kürassier=Regiment (Kaiser Nicolaus I. von Rußland).
123. v. Krosigk, Prem.=Lieut. im 2. Garde=Regiment zu Fuß.
124. v. Szymanowitz, Oberst=Lieut. im 23. Infanterie=Regiment.
125. Freih. v. Rheinbaben, Major im Generalstabe und militairischer Begleiter des Prinzen Friedrich Albrecht von Preußen.
126. v. Ohlen und Adlerskron, Hauptmann in der 2. Ingenieur=Inspection.
127. v. Trotha, Rittmeister im 3. Husaren=Regiment.
128. v. Plötz, Major im 11. Infanterie=Regiment.
129. v. Kamecke, Hauptmann im 11. Infanterie=Regiment.
130. Freih. v. Ketelhodt, Fürstl. Schwarzburg=Rudolstadtscher Kammerherr und Geh. Kammerrath, Erbschenk der gefürsteten Grafschaft Henneberg, zu Rudolstadt.
131. Freih. v. Campe, Königl. Hann. Kammerherr, zu Hannover.
132. v. Boblick, Königl. Sächs. Oberst=Lieut. a. D., zu Dresden.
133. Graf v. Riesch, Mitglied der ersten Ständekammer des Königreichs Sachsen und Majoratsbesitzer, auf Neschwitz bei Bautzen.
134. Freih. v. Wolff, Livländischer Ordnungsrichter, zu Walk in Livland.
135. Graf v. Blücher, Ritterschafts=Deputirter, auf Blücher, bei Wredenhagen in Mecklenburg=Schwerin.
136. Freih. v. Jena, Kaiserl. Oesterr. Hauptmann im 7. Infanterie=Regt.
137. v. Wolbeck, Major a. D., zu Miltenberg bei Würzburg.
138. Freih. v. Boineburg zu Lengsfeld, Königl. Baierscher Kammerherr, zu München.
139. Maximilian Freih. v. Washington, auf Schloß Pöls, bei Gratz in Steiermark.
140. v. Bülow, Großh. Mecklenburg=Schwerinscher Kammerherr, Legationsrath und Geschäftsträger zu Berlin.
141. Freih. v. Tiesenhausen, Adels=Deputirter der Livländischen Ritterschaft, auf Weißensee bei Riga, in Livland.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Dessauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Sechszehntes Capitel.

Vor dem Parterre der Könige.

In einem Winkel des Brückenkopfes auf der engen Krämpfengasse zu Erfurt war ein kleiner Bäckerladen und darüber befand sich eine enge, unglaublich niedrige Stube mit einem wahrhaft unheuern Alkoven dahinter und einem sehr schmalen Vorsaal daran. Dieses winklige Appartement war im September des Jahres 1808 zu einem ziemlich hohen Preise an einen alten reichen Holländer, den Jonkher van der Dillen van Dreckſnute, vermiethet, der zu seinem Vergnügen nach Erfurt gekommen war, um die vielen frischgekrönten Rheinbunds-Könige zu sehen und die Menge der andern fürstlichen Herrschaften, die sich dort versammelt hatten, der Zusammenkunft Napoleon's mit dem Kaiser Alexander von Rußland den größten Glanz zu verleihen.

Es war ein wundervoller Septembertag; der Kaiser Napoleon war am Morgen, von Gotha kommend, eingezogen in die alte Hauptstadt des Thüringerlandes, die von deutschen Fürsten und französischen Truppen wimmelte; vor dem Gouvernementshause, das sofort zu einem kaiserlichen Palais erhoben wurde, verkündete der Doppelposten von Grenadiers der Kaisergarde und Kürassieren, die zu Pferde schilderten, die Anwesenheit des mächtigen Gebieters; ein unerhörtes Leben tobte in der sonst so stillen Stadt, überall machte eine festlich gekleidete Menge abwechselnd mit französischen Truppen Spalier, und neben dem militairischen Enthusiasmus der Kaiser-Cohorten für ihren ruhmreichen Imperator blähete sich die widerwärtige Loyalität, welche die Behörden der Lande Erfurt und Blankenhayn für den aufgedrungenen Emporkömmling schmeichlerisch zur Schau trugen.

In dem obenerwähnten großen Alkoven, der nur durch eine kleine Lampe erleuchtet war, finden wir am Nachmittage einige Herren zusammen, die, in ernste Gespräche mit einander vertieft, auf- und abgehen

in dem weiten, ziemlich wüsten Gemach, das nur mit einigen alterthümlichen Stühlen versehen ist.

„Die Zeit zum Handeln ist noch nicht da?“ rief ein Herr im kräftigsten Mannesalter, mit kühnem Gesicht und durchdringenden Augen, der jedenfalls ein Soldat war, obwohl er bürgerliche Kleidung trug.

„Ein Joch, das wir mit Seufzen tragen, werden wir mit Jubel brechen, Herr von Dörnberg!“ nahm ein junger blasser Herr das Wort, tröstend und zuversichtlich zugleich.

„Sie haben recht, lieber Herr Eichhorn!“ rief der Freiherr von Dörnberg, der kampflustige Hesse, eifrig. „Sie haben recht, die Ungeduld frißt an meinem Herzen, und der Brief, den Sie mir vom Major von Schill gebracht, läßt mich glauben, daß es in Preußen, in Berlin ebenso steht.“

„Es ist dort ebenso,“ bestätigte der Kammergerichtsrath Eichhorn, „aber Alles erwogen, hat man sich doch entschlossen, bis zum Frühjahr zu warten; wir wissen bestimmt, daß Bonaparte von hier aus nach Spanien geht, wo seine Angelegenheiten weit schlechter stehen, als man glaubt; wir wissen bestimmt, daß Oesterreich im Frühjahr los schlagen wird, und dann ist auch für uns die Zeit des Handelns gekommen.“

„Das wird ein furchtbar langer Winter werden!“ seufzte der hessische Edelmann.

„Und ein herrlicher Frühling der Helden und der Freiheit!“ sagte der Kammergerichtsrath Eichhorn.

„Ein blutiger Frühling gewiß!“ nahm ein dritter Herr das Wort, der bis jetzt schweigend dem Gespräch gelauscht. Die Beiden sahen den Sprechenden an.

Der fuhr leise lächelnd in einem Tone von Ueberlegenheit, der indeß zu ernst und trübe war, um verletzen zu können, fort: „Sie gehen rasch, meine theuren Herren, ich beneide Sie um Ihre stolze Zuversicht, um diese Herzen voll jugendlicher Hoffnungen, aber ich kann dieselben nicht theilen!“

„Ich weiß, Herr Graf, daß Sie den Bonaparte nicht für unüberwindlich halten!“ fragte Dörnberg forschend.

„Gewiß nicht, Herr Baron,“ erwiderte der Graf Bavel de Versay ruhig, „aber seine Stunde ist, wenn ich es verstehe, die Völker zu beurtheilen, noch nicht gekommen.“

„Und doch sind Sie es, durch den wir die Geldmittel zu unsern Unternehmungen zum Theil erhalten?“ fragte der Kammergerichtsrath Eichhorn lebhaft.

„Ich rede mit Männern, die gleich mir ihr Leben an die Befreiung ihres Vaterlandes von dem Joch eines fremden Eroberers zu setzen entschlossen sind, deshalb mag jede Zurückhaltung fallen,“ sagte Graf Bavel de Versay ernst und trat zwischen den hessischen Edelmann

und den preußischen Kammergerichts-Rath; „die Banner der vereinigten Provinzen in Niederland werden nicht eher wieder fliegen, bevor nicht Deutschland sich befreit hat; in der Stunde der Noth fühlen wir Niederländer wieder, daß wir zu Deutschland gehören und daß jede Staatsweisheit, die uns trennt von der gemeinsamen Mutter Deutschland, daß die eine Afterweisheit ist. Die Mutter Deutschland muß vorangehen, die Tochter Niederland wird ihr folgen, und Beide werden siegen und frei sein. Die Stunde wird kommen, — ob sie nahe ist, wie Sie glauben, meine theueren Herren, oder noch fern, wie ich überzeugt bin, der allmächtige Gott allein weiß es. Noch aber scheinen mir die Völkerstämme Deutschlands nicht in der Stimmung, in der sie zu gesammter Hand ans Schwert greifen. Das aber wird mich nicht hindern, den Auftrag zu erfüllen, den mir die holländischen Patrioten ertheilt und durch meinen Freund, den Jonkher van der Dillen von Drecksnute hier, —" der vierte Herr, der bis jetzt noch nicht gesprochen, trat näher heran und nickte ernsthaft — „erneuert haben. Mein Auftrag aber geht dahin, die niederländischen Patrioten von allen Bewegungen ihrer deutschen Brüder in Kenntniß zu setzen und jeden Versuch gegen Napoleon Bonaparte so lange mit niederländischem Gelde wenigstens zu unterstützen, bis es uns vergönnt ist, auch niederländisches Blut einzusetzen."

„Wenn Sie unser Unternehmen aber für hoffnungslos halten, Herr Graf," entgegnete der Freiherr von Dörnberg mehr aufrichtig als klug, „so werfen Sie das niederländische Geld weg!"

Der Graf schoß einen hellen Blick auf die beiden Deutschen, dann sagte er gewichtig: „Jede große Sache muß zuerst ihre Märtyrer haben, ehe denn die Männer kommen, die sie zum Siege führen!"

„Ha!" rief der Freiherr von Dörnberg lebhaft erregt, „es sei darum! ich bin bereit zum Märtyrertod für die Freiheit meines Vaterlandes, und gehe ich unter, so soll das allen Patrioten ein Pfand des einstigen Sieges sein!"

Der Kammergerichtsrath Eichhorn drückte dem Niederländer die Hand, in seinen Augen leuchtete ein Glanz, der dem Grafen verrieth, daß die Gefühle des ernsten Mannes nicht weniger heldenhaft und patriotisch als die des Freiherrn waren, wenn sie sich auch nicht so soldatisch aussprachen.

Nach einer Pause, welche hinlänglich bewies, wie mächtig die Empfindungen, welche diese Männerherzen bewegten, nahm der Freiherr von Dörnberg das Wort wieder und sagte, ein Blatt aus der Tasche ziehend: „Das ist die Adresse, welche die deutsche Stadt Erfurt heute dem französischen Kaiser überreicht hat; dürfte man diesen elenden Wisch für den wahren Ausdruck der Gesinnung halten, so würde ich mich freilich bedenken, für die Befreiung solcher Menschen zum Märtyrer zu werden. Das liegt auf den Knieen vor dem Tyrannen, das fleht um Wohlwollen, das kriecht und bettelt; mir ekelt vor dem Volk."

„Nicht doch, edler Freiherr," warf Eichhorn eifrig ein, „das Volk hat nichts gemein mit diesen Kundgebungen, die von Furcht und Angst dictirt und von feilen Knechten abgefaßt sind; mich werden diese Freudenbezeugungen draußen eben so wenig irre machen, wie diese im Knechtschaftspomp einherstolzirenden Reden; es giebt leider überall meisterloses Gesindel, das beklage ich, aber ich liebe mein Volk desto mehr. Eins ist mir allerdings auch sehr schmerzlich gewesen, man hat mir da eine Adresse der Universität mitgetheilt, hier —" der Kammergerichtsrath las: „Dem heiligen Namen, der Alles in sich faßt, was das Menschengeschlecht erhält, schützt und ihm hilft, Napoleon, dem kein Augenblick des Lebens thatenleer vergeht, der die Quelle alles Großen und Vortrefflichen ist, der über den Größten und Höchsten erhaben steht, dem der ganze Erdkreis in stummem Erstaunen huldigt, dem Unüberwindlichen — so steht es hier, und unter diesen Worten, die den fremden Eroberer feiern in Ausdrücken, wie sie dem allmächtigen Gotte allein zukommen, finde ich auch die Namen von Geistlichen, das erfüllt mich mit Schmerz nicht nur, sondern mit Grauen!"

Der Freiherr von Dörnberg ging heftig erregt auf und ab.

„Ich begreife und theile Ihren Schmerz, Herr Eichhorn," sagte der Graf ernst.

„Und ich möchte mich über dieses Blatt freuen, Mynher!" bemerkte der Jonkher van der Dillen van Dreckfnute, „denn in tiefere Entwürdigung kann das Volk nicht gerathen, es muß nun die Stunde nahe sein, wo es sich wieder erhebt."

„Und höher kann Napoleon Bonaparte nicht steigen!" rief Dörnberg heftig. „Die Stunde muß nahe sein, wo das Heruntersteigen an ihn kommt!"

„Ein Mann wie Bonaparte steigt nicht herab, er fällt!" sprach der Graf ernst.

Da schlug ferner Kanonendonner an das Ohr der Patrioten, sie horchten auf.

„Er holt den russischen Kaiser ein," erklärte Dörnberg, „bei Mönchenholzen stehen die Salutbatterieen —"

Neuer Kanonendonner, ganz in der Nähe, erschütterte das Haus, und zugleich begann das festliche Geläut aller Glocken der Stadt.

„Die Kanonen vom Petersberge antworten!" fuhr der Freiherr fort.

„Gehen wir vorn in mein Zimmer," lud der Jonkher ein," wir sehen den Einzug bequem!"

„Ich darf mich nicht so öffentlich zeigen!" meinte der Graf.

„Stellen Sie sich hinter uns, das Fenster ist so nur eng und klein, Sie brauchen nicht zu fürchten, daß man Sie sieht!"

Die vier Patrioten standen in dem niedrigen Gemach und blickten auf die schmale Krämpfengasse, durch welche der festliche Zug in die

Stadt mußte, da der Kaiser von Rußland von Weimar kam. Von allen Seiten hörte man Kanonendonner und Glockengeläut, das Vivatrufen der Menge und das massenhafte: vive l'empereur! der Truppen. Endlich verrieth dumpfes Krachen und scharfes Klirren das Nahen einer Cavalleriemasse, und gleich darauf gingen vier Mann hoch, die schmale Straße völlig sperrend, mehrere Schwadrons leichter und schwerer Cavallerie in scharfem Trabe über die Brücke und die Straße hinunter.

„Das ist Er!" sagte der Freiherr von Dörnberg plötzlich.

Ueber die Brücke ritt auf einem hochbeinigen braunen Engländer der Imperator, wie gewöhnlich, in der grünen Uniform der Chasseurs der Kaisergarde, den kleinen Hut auf dem Kopf und in seinem Gesicht einen Ausdruck von Stolz und Zufriedenheit, der aus dem Gefühl hervorgehen mochte, daß er den Kaiser Rußlands empfing in der Mitte Deutschlands, aber doch in seiner Stadt.

Der Kaiser Alexander sah ebenfalls heiter und zufrieden aus, er trug Stern und Band der französischen Ehrenlegion.

Die Kaiser ritten langsam, hinter ihnen eine große Anzahl von Fürsten und Prinzen.

Der Freiherr von Dörnberg kannte Alle. „Der elegante Reiter dort mit den wilden kleinen Augen," erkärte er, „ist der Großfürst Constantin von Rußland, des Kaisers Bruder; da neben ihm sein Schwager, der Erbprinz von Weimar; der schöne Mann, der so stattlich zu Pferd sitzt, ist der Prinz Leopold von Coburg. Da kommt der Herzog Carl August von Weimar, als ich ihn das letzte Mal sah, trug er preußische Uniform. Da ist Ihr Prinz, Herr Eichhorn, der Prinz Wilhelm von Preußen."

„Gott segne den edeln, frommen Herrn!" sagte Eichhorn leise, „wie trübe er aussieht!"

„Der dort ist der Herzog von Oldenburg, neben ihm reitet Herzog Wilhelm von Baiern, ein großer Verehrer Napoleon's. Der da mit dem Lockenkopf ist der wunderliche Herzog August von Gotha, neben ihm Napoleon's getreuer Berthier, der Prinz von Neufchatel, Vice-Connetable von Frankreich. Da der stattliche Herr unter den russischen Generalen ist Herzog Caulincourt von Vincenza. Sehen Sie sich den an, das ist Savary, der neue Herzog von Rovigo, eine gefürchtete Person; wie grimmig und glatt zugleich der Mensch aussieht! Den Kürassier da kenne ich auch, es ist der tapfere General Nansouty, der besten Degen einer im französischen Heere. Da, der alte, gute Herzog von Deßau, der Fürst von Reuß, der Fürst von Schwarzburg. Oh! Deutschland! Deine Fürsten alle, alle im Gefolge und unter den Generalen des fremden Kaisers! Da neben dem Marschall Mortier reitet der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Baron von Vincent, dem mag nicht wohl sein in diesem Zuge!"

Die Reiter waren endlich vorüber, aber der Zug war noch lange nicht zu Ende, denn nun kamen Wagen in langer Reihe, prachtvolle Carossen, reich geschirrte Rosse, geschmückte Vorreiter, prächtige Stallmeister an den Schlägen reitend. Als sich der erste Wagen näherte, sagte der Freiherr von Dörnberg: „Wer ist das in weißer Uniform? Ah! das sächsische Wappen am Schlage, der König Friedrich August, trägt auch die Ehrenlegion, sein Minister Graf Bose und sein Stallmeister Graf Marcolini. Das ist die Majestät von Baiern; giebt es einen schärfern Gegensatz als dieses edle offene Gesicht des Königs Max Joseph und diese kalten, glatten, gekniffenen Züge seines Ministers Montgelas; der Offizier ist der Graf Reuß, General-Adjutant des Königs. Und nun, das ist Würtemberg's hochgewaltiger Herr; es hat noch nie einen so dicken König gegeben, wie diesen ersten von Württemberg, aber es ist ein eigensinniger Fürst, der selbst Napoleon gegenüber den Souverain macht; von den Herren ihm gegenüber kenne ich nur den Grafen Salm. Die schöne Dame, die nun kommt, ist die Königin von Westphalen, neben ihr die Gräfin Buchholz, der eine Herr ist der Graf Truchseß, ihr Stallmeister, der andere der Minister Graf Fürstenstein, ein gescheuter Herr, mit dem man verkehren kann, wenn er nur kein Franzose wäre! Das ist die Equipage des Fürsten-Primas, der gute Dalberg, er war einst Landesherr hier in Erfurt als Coadjutor des Erzbischofs von Mainz, findet gewiß alte Bekannte genug hier!"

Schier endlos war die Reihe der Equigagen fürstlicher und anderer hochgestellter Personen, starke Abtheilungen von Cavallerie, Infanterie und Artillerie schlossen den Zug.

Es war am späten Nachmittag, als der Einzug vorüber und der Kaiser Alexander von Rußland in dem Triebelschen Hause auf dem Anger abgetreten war. Wie vor dem Gouvernement standen vor seiner Thür Doppelposten von Cavallerie und Grenadiers. Die Könige und der Fürst-Primas, der die königlichen Ehren hatte, bekamen nur Posten von Grenadiers, die anderen hohen Personen Posten von leichter Infanterie. Es wurde die strengste Etikette beobachtet.

Als die Nacht anbrach, wurde die ganze Stadt glänzend illuminirt und die vielen Transparente mit Inschriften oder symbolischen Figuren gaben Kunde, daß nicht allein der Befehl diese Illumination veranstaltet hatte, nein, viele Häuser bewiesen, daß ihre Bewohner, von dem Glanz Napoleons geblendet, ihr Vaterland vergessen hatten in der Bewunderung des großen Eroberers.

Ein altes Haus vor den Graben, zur hohen Lilie genannt, herbergte die Königin von Westphalen. Aus diesem Hause kam kurz vor zehn Uhr ein Offizier in Uniform und ging auf einen Verhüllten zu, der schon eine Weile vor dem Hause auf und abgegangen war und bei der Annäherung des Offiziers stehen blieb.

„Guten Abend, Dörnberg!" sagte der Offizier.

„Guten Abend, Uslar!“ antwortete der Verhüllte.

„Jerôme kommt morgen!“

„Ich weiß es, doch laß uns einige Straßen gehen, ich habe Dir einiges mitzutheilen.“

„Der wackre Minnigerode, der Paris und die Franzosen kennt, wie seine Heimath, Du weißt, daß er während und kurz nach der Revolution dort war, hat mich besucht, er war zwei Stunden bei mir, er versichert, daß die Unzufriedenheit in Frankreich täglich größer wird und daß die Royalisten wieder anfangen, sich zu regen!“

„Ich gebe darauf nichts,“ entgegnete Dörnberg trocken, „Minnigerode ist ein braver Mensch, aber er hat so lange unter den französischen Royalisten gelebt, daß er völlig in den Illusionen dieser armen Leute befangen ist. Seit vier Jahren erzählt er mir jedesmal, so oft ich ihn sehe, daß die französischen Royalisten anfangen, sich zu regen. Eitles Gerede; die Royalisten in Frankreich mögen den Sturz Bonaparte's wünschen, ich bin überzeugt davon, aber sie werden ihn nicht stürzen. Erst muß der Welteroberer besiegt sein, dann erst können in Frankreich erfolgreiche Bewegungen stattfinden. Ich habe Dir einen Gruß zu bringen von einem andern Manne, den ich heut gesehen habe, — er hat Dich in Hildesheim kennen gelernt und schätzt Dich, — von dem preußischen Kammergerichtsrath und deutschen Manne Eichhorn!“

„Ah! Eichhorn, oh ich schätze ihn hoch, ein Mann voll Geist und Gemüth!“ entgegnete der Offizier rasch, „es ist mir eine wahre Freude, daß er sich meiner erinnert!“

„Und Du fragst nicht, was beschlossen ist?“

„Du weißt, Dörnberg, daß Du auf mich zählen kannst, ich bin Soldat, und Du bist mein Chef, ich habe gehorchen gelernt und Dir gehorche ich blind, denn ich bewundere Dich!“

„Du bist sehr freundlich,“ entgegnete Dörnberg, dem Freunde herzlich die Hand drückend, „aber unser Vorhaben ist bis auf den Frühling vertagt.“

„Ich bin zu jeder Stunde bereit! weißt Du übrigens,“ fuhr Uslar leichter fort, „daß unsere hohe Dame in einem klassischen Hause wohnt? König Gustav Adolph herbergte während des dreißigjährigen Krieges in dem Hause zur hohen Lilie vor den Graben und seine Leiche wurde nach der Lützower Schlacht in dem großen Saale auf dem Paradebett ausgestellt; auch seine Gemahlin logirte dort. Der Hausherr erzählte mir das mit großem Stolze.“

„Und heute ist er eben so stolz, den König Jerome zu herbergen, ich wette darauf!“ sagte Dörnberg schneidend.

„Du bist hart gegen die armen Leute,“ begütigte Uslar.

„Oh, nein!“ entgegnete Dörnberg wegwerfend, „sollen diese guten Leute nicht stolz sein, den Bruder des Mannes zu herbergen, in dessen Gefolge sie Deutschlands Fürsten galoppiren sehen? Nun, König Jerome

und König Gustav Adolph, sie sind zwar etwas verschieden, aber es sind doch beides Könige."

Uslar brach solche Gespräche gern kurz ab, denn die gereizte Stimmung Dörnberg's war auf freier Straße unter einem Gewoge von Menschen nicht ganz ungefährlich; er machte den Freiherrn auf die wirklich geschmackvolle Illumination der Freimaurerloge aufmerksam, aber Dörnberg's deutsches Herz war voll bis zum Ueberfließen, und Alles, was er sah, stachelte seinen Haß gegen die französische Herrschaft. Auf den Giebeln der Loge las man in ellengroßen Buchstaben: Napoléon, l'Unique und Josephine la Bien-aimée. Diese Inschriften fand der deutsche Freiherr außerordentlich passend, repetirte sie aber so sarcastisch, daß sie einen ganz andern Sinn bekamen.

Die Freunde gingen weiter, und bei jeder neuen Inschrift fand Dörnberg Gelegenheit, seinem Grimm in stachlichen Worten Luft zu machen.

Hier las man:

Gäb's jetzt noch einen Göttersohn,
So wär's gewiß Napoleon.

Dort erklärte ein Kaufmann pathetisch:

Handel und Wandel macht blühend das Land,
Mehr noch Napoleon's Herz und Verstand.

Am meisten ärgerte sich Dörnberg über die Verse:

A Napoléon faute d'argent,
Nous faisons de nos coeurs présent.

Allerdings waren die meisten dieser Inschriften geschmacklos genug und in dem schlechtesten Sinne schmeichlerisch, so daß die Empörung des deutschen Freiherrn leichtes Spiel hatte, aber Uslar traf gewiß das Richtige, wenn er seinem Freunde sagte: „Zähle die Inschriften, Straße auf, Straße ab, Du findest höchstens ein paar Hundert, ziehe die davon ab, die Du als officielle betrachten mußt, dann wirst Du etwa hundert behalten, welche auf die Rechnung schlechter Kriecherei und alberner Vergötterung kommen, wie wenig aber ist das? Ich bin überzeugt, daß tausend Herzen in dieser Stadt heute kummervoll seufzen, daß tausend trübe Blicke in dieses Lichtmeer fallen; Freund, es ist die Zeit, in welcher die Gemeinheit zur Parade geht und der Patriotismus schweigend sein Haupt verhüllt."

„Das ist aber eine schlechte, erbärmliche Zeit!" zürnte Dörnberg.

„Sie ist bald zu Ende!" sagte eine tiefe Stimme hinter den Freunden.

Die Beiden wendeten sich um, ein Mann ging an ihnen vorüber, ein Handwerker, wie's schien, er legte den Finger auf den Mund und verschwand in der Menge.

„Das war die Stimme des Volkes!" sagte Uslar ernst.

Der Freiherr war still und nachdenklich, er ging schweigend neben seinem Freunde her.

Vor dem Gouvernementsgebäude, wo der französische Kaiser wohnte, war das Gedränge am größesten; wie eherne Kolosse hielten die Kürassiere dort, die Helme und Harnische von Lichtschimmer überstrahlt; auf dem Balcon stand eine Anzahl kaiserlicher Pagen in ihren dunkelgrünen, reichgestickten Galakleidern mit den goldenen Bändern auf der Achsel; Schaaren kaiserlicher Dienerschaft, ebenfalls reich in Grün und Gold, drängten sich auf der Haupttreppe; das Gewehr im Arm wandelten stolz und schweigend die Grenadiers auf und ab.

Inmitten dieses Gedränges standen die beiden Freunde plötzlich vor einem Herrn, der, mit einem Reisemantel und einer Reisemütze bekleidet, vergebens durch die dichte Masse, die sich vor ihm und um ihn hin und her schob, zu arbeiten versuchte. Graf d'Anethan d'Entraguès war bleicher als gewöhnlich, man sah ihm die Fatigue einer langen Reise an; er fluchte leise über die Hindernisse, die das Gedränge seinem Fortschreiten entgegensetzte.

„Ich kann nicht mehr," sagte er bittend zu den beiden Freunden, als er bemerkte, daß diese ihn ansahen, „ich habe sechs Meilen zu Pferde gemacht und nun kämpfe ich seit einer halben Stunde gegen dieses Gedränge, in welchem ich immer wieder die Richtung verliere."

„Wohin wollen Sie, mein Herr?" fragte der Hauptmann von Uslar höflich.

„Zu dem Hause des Kaufmanns Lange auf dem Anger!" entgegnete Graf d'Entraguès.

„Folgen Sie uns!"

Die Deutschen gingen voran, und d'Anethan bemerkte den mißtrauischen Blick nicht, mit welchem ihn der Freiherr von Dörnberg musterte. Außerhalb des Gedränges bezeichnete Uslar dem Fremden seinen weiteren Weg genau, und dieser entfernte sich mit vielen höflichen Worten des Dankes.

„Du bist in der That sehr höflich, mein lieber Uslar!" sagte Dörnberg.

„Ich hörte an der Aussprache des Fremden, daß er ein Franzose," entgegnete der Hauptmann gleichmüthig, „und ich habe es nie vertragen können, daß diese Franzosen uns für unhöflich erklären, sich allein für wahrhaft höflich haltend."

„Sehr gut," rief der Freiherr bitter lachend, „wenn sich der Kerl Deiner Höflichkeit erinnert, wird er sagen: Da fand ich einen Deutschen, der fast so höflich war wie ein Franzose! Das ist Deine Belohnung! He! bist Du zufrieden damit?"

„Laß das," entgegnete Uslar halb ärgerlich, „mir geht etwas anderes durch den Kopf, ich bin überzeugt, daß wir unsere Höflichkeit an einen Agenten Talleyrand's verschwendet haben."

„Hole ihn der Teufel!" murrte Dörnberg, „aber wie so?"

„Der Mann war offenbar kein Soldat, ein kaiserlicher Courier war er auch nicht, und doch hat er sechs Meilen zu Pferde gemacht!“

„Ganz recht, aber ich begreife doch nicht!“ sagte Dörnberg ungeduldig.

„Bei dem Kaufmann Lange am Anger logirt der Vice-Groß-Wahlherr des Kaiserreichs, der Fürst von Benevent!“ versetzte Uslar ruhig.

„Ah! das ist schade, daß Du mir das nicht eher gesagt hast,“ meinte Dörnberg, „eines solchen Kerls wegen wäre ich nicht einen Schritt gegangen.“

„Ich glaube Dir's,“ lachte Uslar, „aber thu mir den Gefallen und gehe jetzt einige Schritte, daß wir endlich ein Abendessen bekommen und eine Flasche Wein, denn ich fühle, daß ich der Stärkung außerordentlich bedürftig bin.“

Während sich die beiden deutschen Herren entfernten, um ein Abendessen zu suchen, hatte Graf d'Anethan d'Entragues, der wirklich im höchsten Grade erschöpft war, den Anweisungen Uslar's folgend, glücklich die Wohnung des Fürsten von Benevent erreicht und war dort sofort zu dem Secretair Salmon geführt worden, der mit Talleyrands geheimer Correspondenz betraut war und die Privatpolizei des mächtigen Mannes leitete.

„Wo kommen Sie her, Herr Graf?“ fragte der jüdische Secretair wirklich erstaunt, und kam dem Eintretenden entgegen.

„Wir sind allein?“ fragte d'Anethan dagegen.

„Würde ich Sie wohl sonst so fragen?“ entgegnete Salmon mit leichtem Vorwurf.

„Nun denn, ich komme von Wien und Prag!“

„Und Sie bringen Nachrichten, welche Sie keiner Chiffre anvertrauen wollten!“ Die kleinen Augen des Secretairs funkelten.

„So ist es, aber —“ der Graf sah sich um — „ich sterbe vor Müdigkeit und Hunger!“

Talleyrand's Secretair leitete den Grafen sofort mit großer Beflissenheit zu einem Divan und verschwand dann, um im nächsten Augenblick mit einer Platte zurückzukehren, auf welcher kalte Speisen servirt waren und mehrere mit Wein gefüllte Pocale.

Die Hast, mit welcher der Graf einige Bissen zu sich nahm, die Eile, mit welcher er die Pocale leerte, obwohl jeder derselben eine andere Weinsorte enthielt, bewiesen dem Secretair, der seinem unvermutheten Gaste aufmerksam zusah, wie sehr derselbe in der That dieser Stärkung bedürftig sein müsse.

Herr Salmon that nichts, um die Thätigkeit des Grafen zu stören, dieser selbst aber sagte, immerfort essend: „Setzen Sie sich hier zu mir, Herr Salmon, ich habe in Wien in Erfahrung gebracht, daß der Kaiser Napoleon sich irrt, wenn er glaubt, daß man dort nichts weiß von seiner Absicht, einen Feldzug in Spanien zu machen!“

Talleyrand's Secretair zuckte mit den Achseln, d'Anethan bemerkte es ohne aufzublicken von seinem Teller. „Ich weiß," sagte er, „was Sie sagen wollen, aber Oesterreich wird sich nicht an Rußland kehren, es fürchtet die Freundschaft des Kaisers Alexander für Napoleon weit weniger, als man hier zu glauben scheint, Oesterreich kümmert sich auch wenig um diese Rheinbunds-Könige; ich sage Ihnen, Oesterreich wird losschlagen, sobald der Kaiser Napoleon in Spanien engagirt ist."

„Also rüstet Oesterreich im Stillen?" fragte der Secretair.

„So ist es!"

„Haben Sie mit unserem Gesandten in Wien verkehrt?"

„Halten Sie mich für ein Kind?"

„Und wenn ich fragen darf, woher haben Sie, Herr Graf, diese wichtigen Nachrichten?" Der Secretair stand auf.

Der Graf schob seinen Teller zurück und entgegnete leise lächelnd: „Ich habe Verständnisse in der Umgebung des Herzogs von Braunschweig-Oels angeknüpft; dieser Herzog wird eine Rolle spielen, verlassen Sie sich darauf; er sammelt ganz im Stillen an der böhmischen Grenze ein Corps, er unterhält Verbindungen mit seinen schlesischen Besitzungen und mit seinen Anhängern im Herzogthum Braunschweig. Ich sage Ihnen, in ganz Norddeutschland sind Agenten thätig, meist Preußen, und selbst in Kassel, der Hauptstadt Jerome's, muß etwas vorgehen im Stillen, was ich zwar nicht beurtheilen kann, was aber sicher nicht günstig für den Kaiser ist. In Böhmen laufen gegenwärtig die Fäden einer Menge von Unternehmungen zusammen; ich kann nicht sicher wissen, wie weit diese Fäden reichen, ich kann nicht beurtheilen, in wie weit diese Unternehmungen wirklich gefährlich sind, jedenfalls aber handelt es sich dabei um keine Kleinigkeit, und sicher ist, daß alle diese Pläne an eine nahe bevorstehende Schilderhebung Oesterreichs anknüpfen. Sie wissen selbst, Herr Salmon, daß man in diesen Dingen Vieles erfährt, sieht, weiß, was in seiner Gesammtheit eine Ueberzeugung giebt, wenn auch das Einzelne, allein und für sich betrachtet, unwichtig oder gleichgültig erscheint."

„Nähere Details würden Sie also wohl nicht geben können?" fragte der Secretair vorsichtig.

„Eine oder die andere Einzelnheit, o ja! warum nicht?" meinte der Graf sich besinnend, „aber das kann zu nichts dienen; jedenfalls ist der Fürst, wenn ihm meine Ansicht wirklich unglaublich erscheint, auf mehreren Punkten außerordentlich schlecht bedient."

„Und diese Punkte sind?"

„Kassel, Braunschweig und Berlin."

„Kassel? das wäre doch sonderbar!" entgegnete der Secretair sinnend, „in Braunschweig haben wir seit längerer Zeit keinen Agenten."

„Das ist ein Fehler!" warf der Graf ein.

„Ich gebe es zu!“ sagte der Secretair, „und was Berlin betrifft, so muß ich bekennen, daß ich vielleicht zu wenig Gewicht auf die Berichte des Herrn Beireis gelegt habe.“

„Daran haben Sie aber sehr Unrecht gethan!“ rief der Graf ärgerlich.

„Es ist möglich, aber der Herr berichtet in der That Dinge, die über mein Fassungsvermögen hinausgehen; soll ich glauben, was dieser Herr berichtet, so ist uns Preußen in diesem Augenblick gefährlicher als vor seinen Niederlagen, und man hat einen großen Fehler begangen, es bestehen zu lassen; aber es ist doch nicht denkbar, daß dieser niedergeschmetterte, der Hälfte seiner Provinzen beraubte und ausgesogene Staat im Ernst auf einen Bruch sinnen sollte.“

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr!“ warnte der Graf, „ich habe ein Stück von diesem Preußen kennen gelernt.“

„Sie müssen den Fürsten noch diese Nacht sprechen!“ sagte der Secretair entschlossen.

„Das wäre mir lieb.“

„Noch Eins! Sind Sie auf englische Agenten gestoßen?“

Der Graf lachte.

„Sie lachen?“

„Soll ich nicht!“ antwortete dieser, gut gelaunt, dem ärgerlichen Secretair, „oder wissen Sie wirklich nicht, daß in Wien zur Zeit wahrscheinlich schon ein Subsidien-Vertrag mit England abgeschlossen ist?“

„Der kaiserliche Gesandte in Wien stellt es beharrlich in Abrede!“

Der Graf zuckte verächtlich mit den Achseln.

„Wissen Sie etwas Bestimmtes?“

„Ich weiß, was ich sage, bestimmt,“ sagte der Graf, „ich kann das Handelshaus namhaft machen, das auf die erste Ordre aus England sofort eine bedeutende Geldsumme zahlen wird.“

Der Secretair ging einige Augenblicke schweigend im Zimmer auf und ab, dann sagte er, stehen bleibend: „Machen Sie sich's hier so bequem, als möglich, ruhen Sie, bis ich Sie abhole, ich gehe zum Fürsten. Sie entschuldigen, daß ich diese Thür abschließe, man braucht Sie hier nicht zu sehen!“

Der Graf nickte und warf sich bequem in die Kissen zurück, um zu schlafen; der Secretair verließ das Zimmer durch eine Nebenthür.

Kaum hatte Salmon die Thür hinter sich geschlossen, als die tiefen Athemzüge d'Anethan's anzeigten, daß der Schlaf über ihn gekommen. Derselbe hatte die Strapazen seiner letzten Reise und seine Ermüdung nicht übertrieben, denn er schlief fast zwölf Stunden ununterbrochen. Dafür war er desto frischer und munterer, als ihn Salmon am Mittag des folgenden Tages weckte, um ihn zu dem Fürsten von Benevent zu führen.

Der Graf hatte eine Unterredung von langer Dauer mit Talleyrand und verließ dessen Gemach ziemlich nachdenklich, um sich zunächst von Salmon eine bedeutende Geldsumme auszahlen zu lassen und sich dann nach dem kleinen Gasthofe zu begeben, in welchem er am Tage zuvor bei seiner Ankunft abgetreten. Obgleich der Agent auf seinem Wege dorthin mit gewohnter Schärfe beobachtete und musterte, so weilte er mit seinen Gedanken doch noch immer bei seiner Unterredung mit Talleyrand.

„Der Fürst kann nicht glauben," sagte er zu sich selbst, „daß mir die eigentliche Bedeutung seiner Reden entgangen, er konnte mich nicht für so einfältig halten, er muß wissen, daß er mir eigentlich gesagt hat: das Napoleonische Kaiserthum nähert sich seinem Ende und ich muß mich für die Zukunft möglich machen! Nun, Diejenigen, die ihm helfen, sich für die Zukunft möglich zu machen, werden in seiner Zukunft auch nicht unmöglich sein! Offenbar will der Fürst nicht, daß Napoleon über die Rüstungen Oesterreichs und die geheimen Bewegungen in Norddeutschland unterrichtet wird; Talleyrand will also auch, daß der Kaiser diesen spanischen Feldzug unternimmt — man könnte das Verrätherei nennen, indessen, was geht das mich an? Ich habe diesem Napoleon nichts zu danken, ich bin ihm nicht verpflichtet, ich glaube nicht an seine Zukunft, nicht an den Bestand seines Reiches, ich glaube an eine Wiederkehr der Bourbonen auf ihren Thron. Fouché ist gleicher Ansicht, was Talleyrand glaubt, weiß ich nicht, keinenfalls aber an eine lange Dauer des Kaiserthums, darin stimmen wir drei also überein, und ich denke keinen falschen Schritt gethan zu haben, daß ich mich an die Großmuth meines schönen Weibes gewendet, um durch sie mich den Bourbonen auf's Neue zu nähern. Seltsam, seit Claire nicht mehr bei mir ist, fühle ich eine Art von Sehnsucht nach ihr zuweilen in meinem Herzen erwachen. Es ist mir von Zeit zu Zeit, als hätte ich sie geliebt, oder als würde ich sie lieben. Doch fort damit. Fouché ist offenbar der Ansicht, daß man den Sturz des Kaisers beeilen könne, indem man ihn so verhaßt als möglich macht; der Mensch ist kühn genug, an dem Sturz des Kaisers in dieser Weise zu arbeiten. Talleyrand thut das nicht, aber er sieht weit und ist im Voraus gefaßt auf Alles; nun, er sagt dem Kaiser nicht Alles, was er sieht und erfährt, ich sage dem Fürsten nicht Alles, was ich weiß und was ich thue!"

In seinem kleinen Gasthofe fand d'Anethan kaum ein stilles Plätzchen, an welchem er einige Notizen schreiben und sich dann zu der Vorstellung im Theater umkleiden konnte. Talleyrand hatte es ihm zur besondern Pflicht gemacht, dieser Vorstellung beizuwohnen und den österreichischen Feldmarschall-Lieutenant Baron von Vincent zu beobachten. Der Fürst von Benevent war zweifelhaft über diesen Offizier, er wußte nicht recht, ob er in ihm einen tiefen Politiker oder einen einfachen Soldaten vor sich hatte. Talleyrand hielt es für nicht unwahrschein-

sich, daß das Wiener Cabinet, um den Kaiser um so sicherer zu machen, einen Mann nach Erfurt geschickt haben könnte, der, lediglich mit seinen militairischen Pflichten beschäftigt, selbst keine Ahnung hätte von den Plänen und Absichten seiner Regierung.

Graf d'Anethan sah sich genöthigt, nach sieben Uhr Abends in seidenen Unterkleidern und seidenen Strümpfen zu Fuß nach dem Theater zu gehen, da ein Wagen nicht aufzutreiben war. Der Zudrang zu dem Theater war übrigens nicht groß, da um sechs Uhr schon alle Zugänge durch starke Posten der kaiserlichen Garde besetzt waren. Auch konnte Niemand Billets kaufen, dieselben wurden durch den kaiserlichen Intendanten mit großer Auswahl vertheilt, und Galakleidung war nothwendig, um selbst mit einem Billet Zutritt zu erhalten. Nur die Offiziere der kaiserlichen Garde, so wie die Cavaliere und Damen der anwesenden hohen Herrschaften durften ohne Billet eintreten.

Der Graf hatte eben den Vorhof des Schauspielhauses erreicht, der durch lange Reihen von Lämpchen, die längs der Mauern und Schwellen am Boden standen und durch große Laternen so hell erleuchtet war, daß man jeden einzelnen Pflasterstein erkennen konnte, als die ersten fürstlichen Equipagen vorfuhren. Während die Wachen präsentirten, eilte d'Anethan, in den Saal zu gelangen, wo er von einem kaiserlichen Fourier ehrerbietig in das Parterre geführt wurde, als er das blaue Billet vorzeigte, das er von dem Fürsten von Benevent selbst erhalten hatte.

Das Parterre war der Ehrenplatz, es war mit grünem Sammet ausgeschlagen und mit Stühlen und Lehnstühlen besetzt. Nur ganz vorn an der Bühne standen vor einer niedrigen Schranke, die mit Scharlachtuch behangen und mit dem kaiserlichen Wappen verziert war, drei Lehnstühle allein, um welche etwas Platz freigelassen war. Im Parterre waren bei d'Anethan's Eintritt nur wenige Personen, fremde Gesandte, hohe kaiserliche Hofbeamte, einige deutsche fürstliche Herrschaften mit ihren Ministern. Der Saal war glänzend erleuchtet und boten die Logen, welche Damen in den reichsten Toiletten und Offiziere in den glänzendsten Uniformen füllten, einen prächtigen Anblick. Auf den Gallerieen sah man die Notabeln Erfurts und der Umgegend, besonders aber die Kaufleute der Stadt, welche sich in blauen Röcken mit rothen Aufschlägen und goldener Stickerei als Ehrengarde für den Kaiser stattlich genug uniformirt hatten.

Die Musik befand sich in einer Loge links von der Bühne.

Nach und nach füllte sich das Parterre, die Fürsten und Könige, für die es hauptsächlich bestimmt war, kamen an, Einer nach dem Andern, und nahmen die grünen Sammetsessel neben und hinter der schon erwähnten mit Scharlach bekleideten Schranke ein. Jeder Lehnsessel war so gestellt, daß neben und hinter demselben sich die vornehmsten Begleiter der Fürsten stehend, oder auf Stühlen sitzend placiren konnten.

Der erste König, der seinen Platz einnahm, war Friedrich von Württemberg, der gewaltig corpulente Herr war sehr heiterer Laune; er hatte eine Passion für mechanische Kunstwerke aller Art, namentlich auch für Spieldosen, eine solche hatte er am selben Tage direkt aus Paris erhalten, sie spielte seine Lieblingsmelodie: Grüß dich Gott, mein Württemberg &c., und unbekümmert um alles Weitere, ließ König Friedrich seine Spieldose musiciren und erklärte den Herren und Damen, die sich um ihn gruppirten in seiner etwas barschen Weise den Mechanismus des Werkes. Graf d'Anethan näherte sich dem Monarchen mit mehr Geflissentlichkeit, als der gute Ton erlaubte, der König sah ihn befremdet und zornig an, denn er war ein strenger Herr, der nie vergaß, daß er Souverain war; der Graf aber verbeugte sich tief, kniete dann das rechte Knie leicht und präsentirte dem König auf seinem Hut einen kleinen Goldreifen, in dessen Ringkasten eine Uhr angebracht war.

„Was soll das, Herr?" fragte der König.

„Wollen Ew. Majestät die Gnade haben, den Ring an den kleinen Finger zu stecken und etwas fest zu schieben?" bat der Graf ehrfurchtsvoll.

Der König nahm den Ring und schob ihn fest an den bezeichneten Finger, sofort klang die Uhr fein und glockenrein drei Mal und ging dann in die reizende Melodie des französischen Volksliedes „Monsieur de la Palisse" über.

„Il épousa, ce dit-on
Une vertueuse dame;
S'il avait vécu garçon,
Il n'aurait pas eu de femme!"

sang König Friedrich ganz entzückt, das Spiel der Uhr begleitend. Dann sagte er weit freundlicher, als sonst seine Art war: „Ich danke Ihnen, mein Herr, Sie haben mir eine große Freude gemacht!"

„Und Ew. Majestät mir eine große Ehre erwiesen!" antwortete d'Anethan mit tiefer Verbeugung, und empfing den Ring aus des Königs Hand zurück.

Man konnte dem Könige die Lust ansehen, den Ring zu besitzen, dennoch sagte er nichts, sondern verabschiedete den Grafen mit einer huldreichen Handbewegung. Dieser zog sich, da sich das Parterre mehr und mehr gefüllt hatte während dieses Auftrittes, nach der Gegend zurück, in welcher er den österreichischen Feldmarschall-Lieutenant mit seinem Adjutanten bemerkte. Aber er war noch nicht weit, als ihn der Rheingraf von Salm, General in württembergischen Diensten, einholte.

„Mein Herr," sagte der Rheingraf ohne weitere Umstände, „Se. Majestät der König wünschen den Ring, den Sie ihm gezeigt, zu besitzen, zu erwerben, wenn Ihnen derselbe feil ist, verzeihen Sie!"

„Se. Majestät haben zu befehlen," entgegnete d'Anethan, den Ring vom Finger ziehend, „das kleine Kunstwerk hat für mich nur den Werth

einer Curiosität, einen Preis in Geld kann ich dafür nicht fordern, aber Se. Majestät der König würden mich sehr glücklich machen, wenn Sie mir denselben gegen ein ähnliches Kunstwerk umtauschen wollten, das mich dann an die Gnade eines so hohen Herrn erinnern und weit höhern Werth für mich haben würde!"

Der Rheingraf nahm den Ring und fragte: „Darf ich um Ihren Namen bitten, mein Herr?"

„Graf d'Anethan d'Entraguès!" entgegnete der Agent Talleyrand's.

Der Rheingraf kehrte zu dem Sessel seines Königs zurück.

In diesem Augenblick aber hörte man von fern das Vivatrufen, das die nahe Erscheinung der Kaiser ankündigte, gleich darauf schallte Commando, die Trommeln wirbelten, — nur vor den Kaisern wurde die Trommel gerührt, — und einige Augenblicke später trat der Kaiser Alexander in den Saal, ihm folgte zunächst König Friedrich August von Sachsen, dann der Kaiser Napoleon; nur den beiden eben genannten Souverainen gab er den Vortritt. Ihm folgten eine Menge hoher russischer, sächsischer und französischer Würdenträger.

Grüßend schritten die Kaiser durch den Saal und nahmen Platz vor der Scharlachbarrière; auf dem Sessel in der Mitte saß Napoleon, rechts neben ihm der Kaiser von Rußland, links neben ihm der König von Sachsen; hinter seinem Kaiser, dicht an der Barrière, stand Rustan, der Leib-Mameluck mit weißem Turban, rother goldgestickter Jacke und weiten blauen Pantalons.

Die anderen Könige, Herzoge, Fürsten, Prinzen und Herren bildeten rechts und links und hinter der Schranke ein Parterre, vor dem bis dahin wohl noch keine Schauspielergesellschaft gespielt haben mochte.

In dem Augenblicke, in welchem sich Napoleon setzte, begann die Musik, das Orchester hatte aber kaum zwanzig Tacte einer Haydn'schen Symphonie gespielt, als die Gardine in die Höhe ging und das Trauerspiel begann.

Man gab Cinna, von Corneille.

Die Darsteller waren die ersten Künstler des Théâtre Français. Talma hatte die Titelrolle, Saint Prix den Kaiser Augustus, James den Maximus, Lacave den Euphorbus, Desprez den Evander, die Duchenois die Emilie und die Gros die Fulvia. Zwischen dem Aufzuge fiel die Gardine nicht, das Orchester spielte einige Tacte, so lange die Scene leer blieb, schwieg aber sofort beim Wiederauftreten der Schauspieler. Die Darstellung war in jeder Beziehung, sowohl des Dichters, als auch des Parterre's würdig, Talma und Demoiselle Duchenois namentlich, wetteiferten mit einander; die Feinheit ihres Spiels, die Reinheit ihrer Aussprache, das Feuer ihrer Declamation waren unübertrefflich. Man konnte kein schöneres Französisch hören, als das der Duchenois, mit mächtigerem Pathos hat Niemand declamirt als Talma. Es ver-

steht sich von selbst, daß auch die Costüms prachtvoll und ächt römisch waren.

Während des Stücks saß Napoleon in unbewegter Ruhe, die Hände in den Hut gelegt, den er zwischen den Knieen hielt. Er schien sehr aufmerksam der Vorstellung zu folgen, und selten nur wendete er sich an den Kaiser von Rußland und sprach einige leise Worte mit ihm. Kaiser Alexander war lebhafter, er sprach zuweilen halblaut mit seinem Bruder, dem Großfürsten Konstantin, der ihm zunächst zur Linken saß, und gab bei Stellen, die ihm besonders gefielen, seinen Beifall durch ein mehrfaches Neigen des Hauptes kund. Sonst enthielt sich Jedermann jedes Beifallszeichens, wie sich von selbst versteht.

Trotz der Würde, mit der gespielt wurde, dauerte das Stück nicht zwei Stunden. Als die Gardine fiel, erhoben sich die Monarchen und die ganze Gesellschaft mit ihnen, doch blieb Jedermann auf seinem Platze, bis sich die Kaiser, die Könige, die Herzoge und Fürsten mit ihren Begleitern aus dem Parterre zurückgezogen hatten.

Unter den Letzten, die das Parterre der Könige verließen, befand sich Graf d'Anethan d'Entraguês; er hatte den ganzen Abend in der Nähe der österreichischen Herren zugebracht und mit Bleistift auf einen Zettel einige Chiffern geschrieben. Die Chiffern lauteten: „Der Fürst hat Recht, Baron Vincent ist nur Soldat, der Politiker ist sein Adjutant, der Major Graf St. Aldegonde."

Beim Herausgehen trat der Rheingraf von Salm wieder zu dem Agenten und flüsterte ihm zu: „Ich rechne darauf, Sie morgen früh nach 10 Uhr bei mir zu sehen, Sie wollen nach dem Grafen Salm in dem Hause der Kammerräthin Reinhardt am Anger fragen!"

„Ich werde die Ehre haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen, Herr Graf!" entgegnete d'Anethan sich verbeugend.

„Se. Majestät lieben Pünktlichkeit!" bemerkte der Rheingraf noch, seine Worte betonend, und empfahl sich.

Der Agent suchte und fand auch im Theater einen ihm bekannten Beamten vom Haushalt des Vice-Groß-Wahlherrn Fürsten von Benevent, diesem übergab er seinen Zettel mit den Chiffern für den Secretair Salmon, und empfahl ihm möglichste Eile. Der Beamte lächelte, als sei eine solche Erinnerung bei einem Diener Talleyrand's völlig überflüssig.

Als d'Anethan das Theater verlassen hatte, begab er sich nach dem Gasthofe zum Kaiser, um daselbst zu Abend zu essen, und war wirklich so glücklich, an den dicht besetzten Tischen einen Platz zu finden. Es waren fast lauter deutsche Herren, die um und neben ihm saßen, und sich lebhaft mit einander unterhielten, obwohl ihre Lebhaftigkeit stille Bescheidenheit genannt werden konnte gegen das Feuer, mit welchem die französischen Offiziere im Vordergrund des Saales ihre Conversation führten. d'Anethan erkannte bald, daß er um sich meist Cavaliere aus

den Begleitungen verschiedener deutscher Fürsten hatte, die einentheils sich als große Verehrer Napoleons kundgaben, anderntheils aber sich sehr vorsichtig ausdrückten. Der Agent schloß aus den Aeußerungen der Cavaliere auf die mehr oder minder Napoleon geneigte Gesinnung ihrer Fürsten. Zwei alte Herren, d'Anethan saß gerade hinter ihnen, sprachen leise miteinander; es waren offenbar Edelleute aus der nächsten Nähe Erfurts; sie schalten nicht auf Napoleon und zürnten nicht gegen Frankreich, aber sie flüsterten sich wehmüthig-traurige Bemerkungen zu. Die alten Herren schienen eine tiefe Empfindung für die Schmach ihres Vaterlandes zu haben, sie sprachen von Kaiser und Reich, und der Eine sagte seufzend: „Wir werden's nicht erleben, aber es ist nicht möglich, daß unser großes, herrliches Deutschland so gänzlich zu Grunde gehen und ein willenloses Werkzeug in der Hand des französischen Kaisers bleiben kann; wir werden den Tag nicht erleben, aber er wird kommen, an dem sich die Fürsten und Völker Deutschlands des heutigen Tages schämen werden und der Erniedrigung, in der sie heute vor dem fremden Herrn gestanden."

„Das Spielen mit den Eiden wird sich furchtbar rächen, lieber Domherr," entgegnete der Andere leise, „Andern ist es noch schlimmer gegangen als mir, und ich habe nun seit anno 1804 den vierten Huldigungseid schwören müssen; heiliger Gott, was bleibt dann fest im Leben, wenn man so den Eid zur Fratze macht? Die Wirrniß ist an vielen Orten so gräulich, daß die armen Leute in der That nicht mehr wissen, welchem Fürsten und Landesherrn sie angehören."

„Ja, ja, Sie haben Recht, Herr Landstallmeister," entgegnete der Domherr traurig, „ich habe neulich eine Zufertigung erhalten, sie war noch zur Zeit der bischöflichen Regierung gedruckt; man ändert weiter nichts, als daß man den Namen und die Prädicate der alten Landesherren ausstreicht und Namen und Titel der neuen darüber schreibt. Allbarmherziger Gott! wo soll das enden?"

Der Agent Talleyrand's fühlte sich in einer Weise bewegt durch die wehmüthigen und schmerzlich-traurigen Reden der beiden alten Herren, daß er sich selbst fremd vorkam. Die Reden gingen ihm an's Herz, sie zwangen ihn, der bis jetzt immer nur an sich gedacht, an seinen Vortheil, oder an den Vortheil derer, von denen sein Vortheil abhängig war, an die Gesammtheit zu denken. Er sah die Nationen plötzlich aus einem anderen Gesichtspunkte, als bisher; es stand mit einem Male wie eine riesengroße Wahrheit vor ihm, daß Napoleon, der Besieger der Revolution, die Revolution überall hintrage, wo er erscheine, daß der mächtige Kaiser nichts Anderes sei, als das Werkzeug der Revolution, die durch ihn das Bestehende in göttlichen und menschlichen Dingen erschüttere, umwerfe und zerstöre.

Die deutschen Edelleute, die nicht wußten, daß sie belauscht worden waren, hatten das lärmende Gastzimmer längst verlassen, als d'Ane-

than immer noch, in tiefe Gedanken versunken, bei seiner Flasche saß und mit sich selbst in's Reine zu kommen versuchte. Und es gelang ihm in seiner Weise — er war nie Enthusiast für Napoleon gewesen, Enthusiasmus kannte seine kalte Seele überhaupt nicht; er glaubte nicht an Napoleon's Stern, denn er glaubte ja überhaupt an nichts; er gehörte schon zu jener dumpfen, heimlichen Opposition gegen das Kaiserreich, er hatte sich derselben in seinem eigenen Vortheil angeschlossen; jetzt benutzte er die Gefühle, welche die wehmüthig-ernste Klage aus dem Munde der deutschen Edelleute in ihm aufgeregt, mit jener geistigen Jongleurkunst, die Männern seiner Art eigen, zu seinem eigenen Nutzen, zu seiner eigenen Beruhigung und Befriedigung. Er drapirte sich vor sich selbst mit dem Mantel eines Volks- und Freiheitsfreundes; er umkleidete seine ganz egoistische und schlechte Handlungsweise mit den schönsten Phrasen, und als d'Anethan das Gasthaus zum Kaiser verließ, hatte er sich glücklich überredet, daß er Talleyrand diene, nicht um Geld zu gewinnen, dessen er bedurfte, um in den Genüssen des Lebens schwelgen zu können, nicht um die Aufregungen politischer Wechselfälle zu haben, die ihm zur Nothwendigkeit geworden waren und seinen sinnlichen Genüssen den höchsten Reiz verliehen, sondern er hatte sich in der That überzeugt, daß er Talleyrand nur diene, um Napoleon zu stürzen, die Völker von seiner Tyrannei zu erlösen und sie so vor der Revolution zu schützen.

Talleyrand würde den armen Burschen sehr belacht haben, wenn derselbe in diesem Augenblick seine Gedanken enthüllt hätte. d'Anethan bedurfte noch wenigstens des Scheines der Selbstachtung — wie armselig derselbe auch sein mochte. Er hatte einen Lappen dieses Scheines gefunden und war glücklich, seinen nackten Egoismus darein hüllen zu können.

So hatte er am andern Morgen eine Audienz bei dem König Friedrich von Württemberg und wurde von demselben überreich beschenkt für seinen Ring. Auch übernahm er einen Auftrag dieses Monarchen, der zwar sehr unbedeutend, ihm aber doch außerordentlich lieb war, weil er ihn in eine gewisse Verbindung mit dem königlich württembergischen Hofe brachte. Der feine, gewandte Mann hatte dem eigenwilligen Fürsten sehr zu gefallen gewußt.

Uebrigens war König Friedrich an jenem Morgen äußerst übler Laune, man hatte ihm nämlich mitgetheilt, daß ein Herr zu dem Schauspieler Talma gesagt habe: „Von Ihnen sollten die Könige lernen sich königlich zeigen!" Das schon hatte den Monarchen sehr geärgert, wüthend aber war er über Talma's Antwort: „Sie haben Recht, aber Sie dürfen nicht vergessen, daß ich die Königsrolle schon weit länger spiele, als alle diese Könige, die jetzt hier sind!"

König Friedrich war der Mann dazu, Napoleon selbst einen schlimmen Auftritt zu machen wegen dieser Angelegenheit und exemplarische Bestrafung Talma's zu fordern, Furcht kannte der corpulente Herr aus

Stuttgart nicht; Talleyrand mischte sich in die Sache und brachte dem Könige die officielle Erklärung, daß die ganze Anekdote erfunden sei. Dabei beruhigte sich der Monarch endlich, in das Theater aber ging er während seiner Anwesenheit in Erfurt nicht wieder, er hatte sich einmal über den „Comödianten“ geärgert.

Noch an demselbem Tage, an welchem er Audienz bei dem Könige von Württemberg gehabt, verließ Graf d'Anethan d'Entraguès Erfurt und begab sich zunächst nach Paris.

Die Geschäfte an der Getreidebörse

haben seit längerer Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit mit Recht in Anspruch genommen; unleugbar ist ein großer Theil derselben gemeinschädlich, ja gefährlich, und wirkt außerordentlich demoralisirend.

Jene Geschäfte sind aber recht eigentlich das Ergebniß der liberalen Doctrinen, die bei uns so lange Zeit, bei allen Einrichtungen maßgebend waren, und die noch heute unendlich viel Anhänger zählen, wenngleich die Sicherheit und das Selbstvertrauen derselben täglich mehr schwindet. Deshalb ist hier Abhülfe schwierig.

Nachdem die Königlichen Behörden und namentlich das hiesige Polizei-Präsidium mit mehr gutem Willen als Erfolg vergeblich auf die Beseitigung jener Mißstände hingewirkt hatten, kam aus dem Hause der Abgeordneten ein Antrag, der Besserung zu schaffen suchte, und zunächst die Forderung aufstellte, die Geschäfte durchweg durch vereidete Makler vermitteln zu lassen, einen Königlichen Commissarius für die Börse zu ernennen und die Geschäfte so zu beschränken, daß der Abschluß von Schwindelgeschäften gehindert werde.

Bei den Berathungen in der Commission fiel aber bereits die Forderung, einen Königlichen Börsen-Commissarius zu ernennen. Die Sympathie der Seele, welche zwischen dem Geheimenrath und dem Commerzienrath besteht, machte die Rücksicht erklärlich, mit welcher Verzicht auf den Wunsch geleistet wurde, die Herren Commerzienräthe, welche als Börsen-Aelteste fungiren, unter einen Königlichen Commissarius zu stellen, dessen Ernennung zugleich tadelnd aussprechen würde, daß jene Börsen-Aeltesten die ihnen zugetheilten Aufgaben nicht hätten erfüllen können oder nicht hätten erfüllen wollen.

Die Ernennung des Börsen-Commissarius und dessen Wirksamkeit war aber nach unserer Ueberzeugung das beste Mittel, die nöthige Grundlage für eine solide Neugestaltung unserer Börsen-Verhältnisse zu erlangen. Wir haben dies in einem Artikel der „Berliner Revue“ Band III. Seite 133 ausgeführt. Nachdem dieser Theil des Antrages aufgegeben

war, blieben nur noch Forderungen von zweifelhaftem Erfolge und ganz untergeordneter Bedeutung stehen. Wir würden es beklagen, wäre dieser Rest des Antrages angenommen worden, weil hierdurch auf lange Zeit die Möglichkeit einer gründlichen Besserung hinausgeschoben wäre. Immer würde man den erneuten Forderungen den Hinweis auf die eben getroffenen Abänderungen entgegengestellt und verlangt haben, daß man deren Ergebnisse erst durch eine Reihe von Jahren abwarte.

Der Antrag fiel aber, nachdem er gründliche Erörterungen in der Kammer hervorgerufen und somit seinen Zweck vollkommen erfüllt hatte, Erörterungen, von welchen wir uns in zwei Punkten erhebliche Resultate versprechen.

Zunächst machte der Vorschlag gründlich Fiasco, der immer von den Herren Börsen-Aeltesten ausgegangen ist, sobald es sich darum handelte, die unsoliden Verhältnisse solide zu gestalten, und der auch diesmal wieder sowohl in der Commission wie im Pleno empfohlen wurde; — der Vorschlag, den Schlußzetteln über Börsen-Geschäfte W e c h s e l k r a f t zu geben. Wegen der größeren Gefahr, die aus den Schlußscheinen den Lieferungs- oder Zahlungsunfähigen erwachsen würde, soll sich eine größere Vorsicht, mehr Solidität einstellen. Die Liberal-Doctrinären sind gegen alle Erfahrung blind, und es kann uns deshalb nicht befremden, daß sie übersehen, wie sich bei ähnlichem Vorgehen auf allen Gebieten, namentlich bei der Wechsel-Gesetzgebung, das verheißene Resultat durchaus nicht ergeben hat.

Die Kammer ging auf den Vorschlag nicht ein, weil eine Recherche ergab, daß Klagen über Lieferungs-Geschäfte, die übrigens bereits gesetzlich bevorzugt sind, hier in Berlin außerordentlich selten vorkommen, und man daraus schloß, daß ein Bedürfniß für Erlaß geschärfter und beschleunigter Rechtshülfe nicht vorliege. Hiernach erscheint aber auch die Forderung auf den ersten Blick als unwichtig. Das ist sie aber durchaus nicht.

Die Ertheilung der Wechselkraft für Lieferungs-Abschlüsse wäre ein neues Vorgehen in einem System, dessen Gefahren täglich mehr erkannt werden, so daß die Bemühungen, eine Umkehr herbeizuführen, anfangen, Erfolg zu versprechen.

Der Wechselverkehr öffnete der Gaunerei und dem Betruge Thür und Thor, ist aber in seiner jetzigen Gestaltung wenig geeignet, den Grundbesitz d i r e c t zu bevortheilen; indirect gelingt ihm dies natürlich leicht und oft, indem der Wechselverkehr ermöglicht, daß Gläubiger ausgedehnte, gesetzlich gültige Forderungen auf Zahlungsunfähige und Leichtsinnige erhalten, und dann durch Gefährdung der amtlichen oder bürgerlichen Stellung ihrer Schuldner die Zahlung von den Verwandten derselben erpressen. Würde den Lieferungs-Verträgen Wechselkraft beigelegt und hierdurch die E n t s t e h u n g d e r F o r d e r u n g der richterlichen Untersuchung entzogen, überhaupt alle Einwen-

hungen gegen deren Berechtigung abgeschnitten — darauf ist es bei der Forderung der Wechselkraft abgesehen — dann würde der Lieferungs-Vertrag ein brauchbares und im ausgedehntesten Sinne gebrauchtes Mittel der directen Uebervortheilung des Grundbesitzes werden.

Nicht für die Lieferungsgeschäfte an der Börse, für die außerhalb der Börse geschlossenen Lieferungsverträge hat die Forderung, den Schlußzetteln Wechselkraft zu geben, seine wahre, seine große Bedeutung. —

Sodann führte aber auch die Erörterung in dem Hause der Abgeordneten dahin, daß sich klar herausstellte, daß Börsengeschäfte, in Bezug auf welche allgemein anerkannt wurde, daß sie zum Theil verderblich und verwerflich sind, eine ungewöhnliche Bevorzugung genießen, eine Bevorzugung, welche man im Interesse der Staats-Einnahmen keinem anderen Theile des Verkehrs, auch dem solidesten und segensreichsten nicht, zu Theil werden läßt.

Lieferungsgeschäfte erfordern nur einen Stempel von 15 Sgr.; diesen Vorzug räumt ihnen das Gesetz ein. Factisch dürfte aber kaum bei einem unter hundert Lieferungsverträgen, die an der Börse abgeschlossen werden, jener Stempelbetrag erlegt sein. Es entsteht nun zunächst die Frage, ob es nicht dringend nothwendig ist, durch verschärfte Strafbestimmungen die Lösung eines Stempels von 15 Sgr. bei allen Lieferungsgeschäften zu erzwingen. Es würde hierdurch eine sehr erhebliche Einnahme entstehen, die gegenüber dem fortgesetzten Wachsen der Staats-Ausgaben und dem Drängen nach neuen Einnahmen, bei welchem mancher bedenkliche Weg betreten wird, sehr wünschenswerth ist.

Dann wird die zweite Frage zu erörtern bleiben, ob jenen Geschäften überhaupt auf die Dauer eine Stempel-Erleichterung eingeräumt werden darf. Die gründliche Beantwortung dieser Frage ist außerordentlich wichtig. Wir behalten uns dieselbe für einen besonderen Artikel vor.

Die Polen.

„Mit jenem Tage im Jahre 1772, an welchem die Theilung Polens erfolgte, an welchem drei Mächte, auf nichts gestützt als auf brutale Gewalt, göttliches und menschliches Recht mit Füßen traten, hat die Ungerechtigkeit gegen Polen begonnen", rief unlängst in polnisch-patriotischer Begeisterung der Herr von Morawski im Hause der Abgeordneten aus. Aehnliches hat, natürlich mit der nöthigen Vorsicht, Fr. v. Raumer (in dem Aufsatze: Polens Untergang) gesagt, wie denn überhaupt die ärgsten Declamationen über jenes Ereigniß aus deut-

schen Federn geflossen sind. Daher werden auch uns einige Bemerkungen zur Sache gestattet sein.

Vorerst das Geständniß, daß vom Rechte der theilenden Regierungen überall nicht die Rede sein kann. Daran knüpft sich jedoch unmittelbar die Erkenntniß, daß wenn jemals eine dringende, fast zur Nothwendigkeit gesteigerte Veranlassung gegeben war, vom Rechte abzusehen, es bei dieser Gelegenheit der Fall gewesen ist. Wir meinen nicht die gewichtigen Gründe politischer Natur, welche, wie jeder Geschichtskenner weiß, Friedrich den Großen zu der Maßregel hindrängten, wir fassen nur das Gebahren des angeblichen polnischen Volkes selbst in's Auge.

Angebliches Volk? Allerdings! denn viele Millionen leibeigner Bauern — von denen ein Exemplar, wenn es gelegentlich todtgeschlagen ward, mit vier Thalern bezahlt werden mußte — können nur in sprachlicher Beziehung als Volk gelten. Auch hatten sie, in entsetzliche Stumpfheit und Armuth versunken, sich seit Jahrhunderten niemals als solches gefühlt, und die Mehrzahl der sogenannten Freien befand sich kaum besser, mit alleiniger Ausnahme der eingewanderten Deutschen. Mithin bleiben als Volk nur einige hunderttausend Edelleute übrig, welche großentheils durch leichtsinnige Verschwendung herabgekommen, und trotz gefälliger, selbst chevaleresker Außenseite innerlich verwildert waren. Tyrannen nach Unten hin, über allen Begriff widerspänstig gegen das schwache Wahlkönigthum, hatten sie im Laufe etlicher Jahrhunderte eine Anarchie (als „polnische Wirthschaft" bekannt) zu Stande gebracht, bei welcher nur verwunderlich ist, daß der Schiffbruch so lange auf sich warten ließ.

Diese zügellose Oligarchie war natürlich, ja mit Nothwendigkeit in Parteien gespalten, welche bei zweifelhaftem Siege keinen Augenblick Anstand nahmen, Fremde um Unterstützung anzugehen. Deshalb ist der hauptsächlich von Gelehrten deutscher Zunge aufgestellte Satz: Polen sei ein trefflicher Vorwall gegen die Barbarei im Osten gewesen, kaum anders denn als kindisch zu bezeichnen. Im Gegentheil, das polnische Parteitreiben hatte sich längst daran gewöhnt, Hülfe in Petersburg zu suchen, und gerade durch die Polen ist der gegen Westen drängende Einfluß Rußlands hervorgerufen und mächtig gefördert worden. Vergebens führen die Schriftgelehrten als schlagenden Beweis jenes Satzes das wirklich zum Ausrangiren geeignete Schlachtroß: den Entsatz von Wien, vor. Ohne Zweifel gebührt ein guter Theil des Verdienstes dabei dem König Johann III. Sobiesky, allein in der beinahe fünf und achtzigtausend Mann starken Armee des Herzogs von Lothringen zählte der polnische Theil nur sechs und zwanzigtausend Streitbare, der ganze Ueberrest bestand aus Deutschen. Dieses Zahlen-Verhältniß, und daß gerade der schwerste Theil der Blutarbeit den deutschen Kriegsleuten zufiel, übersieht oder verschweigt die Lakaien-Natur des ehrlichen Michel, der vorzugsweise alles Fremde verehrt.

Leider gesellt sich den berührten Mängeln der damals in Polen herrschenden Klasse ein überaus schmutziger zu: die Käuflichkeit derselben. Lange schon ist's kein Geheimniß mehr, daß sowohl bei der ersten als zweiten Theilung Polens Gold, mit voller Hand an die Landboten vertheilt, eine Hauptrolle gespielt hat. Aeußerst Wenige mögen es verschmäht, Andere nichts erhalten haben, weil sie als völlig unbedeutend galten, die überwiegende Mehrzahl empfing das kostbare Metall mit preußischem, russischem oder österreichischem Gepräge, und bedung nur, daß die Formen einigermaßen gerettet würden. Daher war auch die Scene auf dem Reichstage zu Grodno, am 23. September 1793, welche, sofern wir nicht sehr irren, Herr v. Raumer mit gebührendem Pathos schildert: das stundenlange Stillschweigen der Landboten, nichts als elende, vorher verabredete Comödie. Sowohl über den Gegenstand selbst, wie über die preußischer Seits zu zahlenden Spesen war man einig, das Andere geschah nur, pour sauver les dehors.

Alles bisher Gesagte soll nicht die theilenden Mächte rechtfertigen, sondern lediglich darthun, daß die zu jener Zeit allein herrschende Klasse den Untergang des Staats größtentheils selbst verschuldet hat.

Welche Folgen hat das Zusammenbrechen des Staatsgebäudes für die Bevölkerung gehabt? Schon der speciellen Veranlassung dieses Aufsatzes halber müssen wir die Antwort dahin beschränken, daß lediglich von dem Schicksal der an Preußen gekommenen Polen die Rede ist. Unter dieser Voraussetzung nehmen wir keinen Anstand, zu behaupten: daß für neun und neunzig Hunderttheile jener Bevölkerung der Uebergang die größte Wohlthat war, welche ihr vom Himmel beschert werden konnte. Aus Leibeigenen durch Jahrhunderte alten Druck in Elend und Stumpfsinn versunken, sind allmählich Menschen geworden, und dieser Ausdruck erspart uns weitläuftige Auseinandersetzungen. Diese aus tiefster und schmachvoller Verkommenheit empor gehobene Bevölkerung erkannte längere Zeit hindurch die Wohlthat dankbar an, bis endlich die Edlen, welche weder „Demokraten noch Revolutionäre" sind, ihren fast gänzlich verlorenen Einfluß auf die Masse mittelst eines Umwegs wieder zu gewinnen wußten. Irren wir nicht, so wurden durch die Geistlichkeit zunächst die Begriffe katholisch und polnisch in einander verschmolzen, dann Nationalitäts-Gefühle bei den unteren Schichten der Gesellschaft angeregt. Bei einem Rückblick auf die Verhältnisse der Leibeigenen im Jahre 1770 erscheint es allerdings etwas lächerlich, daß man die Herzen ihrer Enkel für jene Zustände als ein verlorenes Gut erwärmen kann, aber gelungen ist's dennoch mehr oder weniger. Und wahrlich, es wäre Verblendung, sich darüber täuschen zu wollen!

Aber wenn der neu geschaffene Bauernstand so wesentlich gewann, müssen die Edelleute ungefähr eben so viel eingebüßt haben? Verloren haben sie zunächst ihre mißbräuchliche Macht, dem Schatten-Königthum der Vergangenheit gegenüber, doch bleibt zu bedenken, daß diese Macht

unter keinerlei Umständen wieder hergestellt werden kann, wenn nicht der Kreislauf des staatlichen Elends von Neuem beginnen soll. Verloren haben sie die Befugniß, ihre Gutsangehörigen ad libitum zu prügeln, was jedoch als sittlicher Gewinn für beide Theile gelten muß. Verloren haben sie — gegen Entschädigung — die früher ziemlich unbeschränkte Ausnutzung der Arbeitskräfte jener Beklagenswerthen, und das mag Anfangs ein schwerer Schlag für die Bewirthschaftung gewesen sein, wie überall. Indeß, sie wurden dadurch zu größerer Thätigkeit genöthigt, begriffen, daß auch im Privatleben die alte polnische Wirthschaft nicht länger gehe, und lernten gern von den Deutschen, natürlich unbeschadet des herzlichsten Hasses gegen selbe. Dadurch sind auch ihnen die neuen Verhältnisse segensreich geworden, was sich in überraschender Weise ergeben müßte, wenn es möglich wäre, die frühere Vermögens-Lage der größeren Grundbesitzer polnischer Abkunft in Posen mit der heutigen zu vergleichen.

Damit man nicht sagen könne, wir suchten dem materiellen Theil der Frage auszuweichen, ward eine Bemerkung anderer Art bis zum Schlusse hinaus geschoben. Hinsichts der unter preußischem Scepter lebenden Polen sind die verrufenen Theilungen nichts als eine historische Thatsache, wie tausend andere, und auf die Beurtheilung der Rechtsfrage ohne den mindesten Einfluß. Muß man denn wirklich daran erinnern, daß die preußischen Unterthanen polnischer Zunge im Jahre 1806 rebellirten, und sodann, beim Frieden von Tilsit abgetreten, einen angeblich unabhängigen Staat, das Herzogthum Warschau, bildeten? Dieser Staat nahm als Auxiliar-Macht Frankreichs im Jahre 1812 thätigsten Theil an Napoleon's Kriege gegen Rußland und wurde nach dem großen Schiffbruch von den Russen erobert. Kaiser Alexander wünschte lebhaft, die Eroberung ganz zu behalten, aber der europäische Areopag in Wien beschloß ein Anderes, und Friedrich Wilhelm III. sahe sich, sehr gegen seinen Wunsch, genöthigt, einen Theil jenes eroberten Landes unter den ihm gebührenden Entschädigungen mit anzunehmen.

Preußens Recht auf das jetzige Großherzogthum Posen datirt mithin weder von 1772 noch 1793 noch 1795, sondern von 1815, und ist begründet durch den feierlichsten Vertrag, welchen die Mächte Europa's jemals abgeschlossen. Hieraus folgt mit Nothwendigkeit, daß es durchaus unhistorisch sei und hart an das Lächerliche streife, wenn man in rednerischer Begeisterung 1772 und 1856 an einander rückt.

Krim-Girai.

Ein Vorspiel der russisch-türkischen Kämpfe von Theodor Mundt. Berlin, 1855. Verlag von Heinrich Schindler. Preis 1 Thlr.

Theodor Mundt gehört zu der gebändigten Fraction des weiland jungen Deutschlands, das er einst im „Narziß" seiner „Madelon" feierte, und, wohl wider Willen, persiflirte. Er sagte sich bei Zeiten von der Coterie los.

Die vorliegende Schrift von Mundt ist eine Monographie, welche die Zeit, das Leben, die Thaten und das Volk des berühmtesten der Tataren-Chans zu schildern beabsichtigt. Als Broschüre verdient sie beachtet zu werden; als historisches Werk ist sie ohne Werth. Die Quellen, aus denen geschöpft ist, sind folgende Schriften: 1) Frédéric le grand, histoire de la guerre de sept ans; 2) Nachrichten über die Gesandtschaftsreise des Lieutenants von der Golz zu dem Tartar-Chan in den Denkwürdigkeiten für die Kriegsgeschichte, Berlin 1819, Heft 6.; 3) Marquis de Castelnau, Essai sur l'histoire de la nouvelle Russie; 4) M. v. Engelhardt und F. Parrot, Reise in die Krim und den Kaukasus; 5) Anatol von Demidoff, Reise nach Süd-Rußland und der Krim, deutsch von Neigebaur; 6) Peyssonel, Traité sur le commerce de la Mer noire; 7) Sieterzencewicz, histoire du royaume de la Chersonèse Taurique; 8) Hammers Geschichte des osmanischen Reichs; 9) Mémoires du baron de Trott sur les Turcs et les Tatares; 10) Lagorio, Abrégé historique des révolutions de la Tauride. — Man sollte meinen, daß sich aus diesem Material eine ganz brauchbare Geschichts-Episode zusammenstellen ließe, aber Mundt hat zu sehr den Stoff melodramatisirt, um noch Ansprüche auf wissenschaftlichen Werth für seine Arbeit erheben zu können, obgleich er die Darstellung eine „historische" nennt. Sie ist in Wahrheit eine novellistisch-publicistische, bei welcher die Gediegenheit der Forschung aufgegeben ist zu Gunsten einer tendenziösen Schönrednerei. Es ist z. B. nach Mundt von Krim-Girai zu Golz gesagt worden: „Man soll bei Euch in der Alchymie erstaunliche Fortschritte gemacht haben, und Euer europäischer Menschenverstand ist so berühmt, daß Goldmachen eigentlich das Geringste ist, was man von ihm verlangen kann." Golz soll zu Krim-Girai gesagt haben: „Durch die Zurückdrängung und Vernichtung der russischen Macht würden sich alle Interessen und aller Wohlstand Europa's von Neuem heben." Ferner läßt Mundt den Krim-Girai zu dem nach Golz bei ihm accreditirten französischen Gesandten sagen: „Die Franzosen verstehen am besten, eine Sauce zu machen. Sie sind das Volk von Senf und Sauce. Sie wissen nicht bloß überall ihren Senf dazu zu geben, sondern sie verstehen auch, zu Allem eine Sauce zu bereiten und

damit einen reizenden Geschmack über die verschiedenartigsten Gegenstände auszugießen.“ Ebenso ist schwer begreiflich, daß Sultan Mustapha, von dessen „Gedanken“ ein ganzes Capitel handelt, gegen seinen Vertrauten geäußert habe: er hasse deshalb auf der ganzen Welt Nichts mehr als Rußland, weil diese Macht allen anderen Völkern den freien Athem benehme, denn bekanntlich ward unter Kaiser Peter und Katharina nach schriftlichen Gutachten Voltaire's regiert, jener „Gedanke“ Mustapha's ist also wohl nur einer von Mundt, dessen Phantasie ihm es schwer zu machen scheint, „historisch darzustellen“. Um dergleichen, dem Zeitalter Friedrich des Großen in den Mund gelegte, modern-westmächtliche Redensarten, deren das ganze Buch voll ist, wenigstens wahrscheinlich zu machen, hätte Mundt nicht bloß genau angeben müssen, an welcher Stelle der oben citirten Bücher das Gesagte stände, sondern es wäre auch nöthig gewesen, die Glaubwürdigkeit der Quelle einer prüfenden Erörterung zu unterziehen. So wie die Schrift da ist, kann sie nur als historische Novelle gelten. Als solcher aber fehlt es ihr am künstlerischen Tenor, an poetischer Form und vor Allem an poetischen Motiven. Sogar äußerer Zusammenhang geht ab: Die Geschichte der preußischen Gesandtschaft in Bakschisarai ist eine Episode für sich, und der davon unabhängige Krieg gegen Rußland ist es gleichfalls.

Was aber das Buch dennoch lesenswerth macht, ist der Charakter Girai's, und dieser ist, abgesehen von der Tendenzreiterei des ihm angedichteten Russenhasses (wenn am Bug Franzosen oder Perser gewohnt hätten, würde er deren Land eben so verheert haben wie das russische), psychologisch fein und wahr entwickelt. In ihm vereinigen sich die beiden Momente, welche den Verfall des tatarischen Reiches herbeigeführt haben und welche auch den des osmanischen herbeiführen werden: grausame asiatische Rohheit und das halb kindische, halb rührende Sichüberlassen an die vom Westen kommende Bildung, welche, von ihrem Urquell, dem Christenthum, getrennt und mit den orientalischen Sitten vereinbart, aus dem Barbaren nur ein Zerrbild wahrer, christlicher Civilisation macht. Die gewaltige Natur Girai's geht an diesem Conflict unter, und das ist allerdings tragisch.

Interessiren muß zunächst das erste Capitel, in welchem der nüchterne Ernst eines preußischen Heerlagers im Jahre 1761 überrascht wird von der unerwarteten Erscheinung einer phantastisch aufgeputzten Tataren-Gesandtschaft, welche Krim-Girai an den mit Rußland im Kriege begriffenen König schickt. Die Komik des Eindrucks wird dadurch vermehrt, daß der Chef der Gesandtschaft geläufig deutsch spricht, und, während er sich damit zu insinuiren hofft, bei Friedrich den Argwohn erweckt, ein feindlicher Spion zu sein, der gar nicht von Krim-Girai komme. Es ergiebt sich aber doch die Aechtheit dieses tatarischen Diplomaten, der bei der Person seines Monarchen eigentlich das hochwichtige Amt eines Barbiers bekleidet. Der König richtet nun gleichfalls

im Baktschisarai eine Gesandtschaft an, die aus zwei politischen Agenten besteht, zu denen später noch ein dritter kommt. Der bedeutendste ist der zweiundzwanzigjährige Lieutenant von der Golz. Zu diesem sagt Krim-Girai bei der ersten Vorstellung: „Ich bewundere und beneide den großen König von Preußen nicht bloß seines tapferen Degens, sondern auch seiner Flöte wegen. Wie oft habe ich mir gewünscht, daß ich die Flöte spielen könnte, wenn mir meine Würde als Beherrscher der Krim und meiner Tataren dies gestattete! In meinen Träumen habe ich oft die sanfte Flöte Eures Friedrich zu mir herüberschallen hören, und dann dachte ich jedesmal: Das Abendland muß glücklich sein, wo die Könige mit der Flöte regieren können!" Im Uebrigen sieht Golz keinen Erfolg von seiner Mission. Dieselbe bestand darin, den Chan zu einer Diversion in Ungarn zu vermögen, später aber ihm, Golz, ein Reiter-Corps von 6000 Tataren anzuvertrauen, um mit demselben durch die Karpathen nach Schlesien vorzubringen. Der Chan macht unerschwingliche Subsidien-Ansprüche. Dagegen führt er 1768 die Heere der Pforte gegen Rußland: 10,000 osmanische Spahis und 90,000 tatarische Reiter. Golz ist da schon längst von seinem Hoflager verschwunden und der französische Baron Tott, ebenfalls als Gesandter bei Krim-Girai verweilend, genießt dessen unbegränztes Vertrauen, besonders deswegen, weil er sich mit ihm über philosophische und religiöse Themas zu verständigen weiß. Der verheerende Zug der Tataren geht von Bessarabien aus über den Bug und Ingul wieder nach Bender zurück, er streift an die Ukraine und Podolien. Zu großen Schlachten kommt es nicht, blos das Land wird systematisch verödet, wie von einem Heuschreckenschwarm, noch dazu im Winter, damit die Einwohner, insofern die Tataren sie nicht mitschleppen, umkommen sollen. Die Tataren ertragen alle Strapazen leicht und lustig, die Türken aber unterliegen denselben. Es wird erzählt: „Eines Morgens fand sich, als man die Zelte zum Weitermarsch abbrechen wollte, daß die ganze Armee diesmal wider Willen und Wissen ihr Nachtlager auf einem zugefrorenen See genommen hatte, dessen leichte Eisdecke bei längerem Verweilen bald die ganze Streitmacht Krim-Girais in sich hinabgezogen hätte. Man bemerkte zwischen den Zelten ungeheure Löcher, welche von den Bewohnern zum Wasserschöpfen in das Eis eingehauen schienen, und die man am Abend in der Ermüdung und Erschöpfung, in der man sich gelagert, nicht wahrgenommen hatte. Diese Entdeckung wurde jedoch unter allgemeinem Jubel gemacht, welcher sich beim Anblick dieser Todesgefahr, unter welcher die Nachtruhe hingebracht worden, dem Chan bis zum letzten seiner Troßknechte mit einem das ganze Lager durchrauschenden Gelächter mittheilte. Dieser heitere Eindruck wurde auch nicht durch die Erscheinung einiger verzweifelter türkischer Soldaten gestört, welche schon längst die Unmöglichkeit gefühlt hatten, die beispiellosen Astrengungen dieses Zuges ferner zu erdulden, und sich plötzlich in diese Wasserlöcher stürzten, um

ihrem Leben ein Ende zu machen. Dies geschah sogar unmittelbar vor den Augen des Chans, der aber mit der größten Ruhe diesem Beginnen zusah, und es verbot, die Unglücklichen mit Gewalt davon abzuhalten. „Man ehre die Unabhängigkeit dessen, der sterben will!“ sagte er in seiner halb tiefsinnigen Weise. „Der Mensch, der sich sterben läßt, kennt den am besten, der ihm helfen kann, und die Könige haben keine Gewalt mehr über ihn. Lassen wir ihnen das Feld frei, das sie suchen!“ — Dann gab er seine Befehle zum Aufbruch, und unter erneuertem, brausendem Gelächter der ganzen Heeresmasse setzte sich der Zug von Neuem in Bewegung. Mit tiefen Tönen hoben darauf die Kriegsgesänge der tatarischen Völker an, und die dahinwandelnde Säule des großen Chans schien aus lauter Klang, Lust und Uebermuth gebaut zu sein.“ — Folgendermaßen wird der Flußübergang über den Ingul beschrieben: „Schon fing das Wasser an, über einzelne Punkte des Eises hinauszutreten, und damit schien die dringendste Eile für den Uebergang der ganzen Armee geboten. Die Tataren, welche an Märsche dieser Art am meisten gewöhnt waren, vollbrachten den Uebergang mit der größten Leichtigkeit. Indem sich Einer vom Andern in einer gewissen Entfernung hielt, schlichen sie in einem ganz leisen, regelmäßigen Trab über die Eisflächen dahin und langten glücklich am andern Ufer an. Aber die türkischen Spahis blieben massenhaft zusammen und schoben sich mit so festem und gewichtigem Auftreten als möglich vorwärts. Indem das Krachen des Eises unter ihren Tritten ihre Angst noch erhöhte, standen sie entsetzt jeden Augenblick still und mußten dies Zögern fast sämmtlich mit dem Tode büßen.“ — Die tartarische Kriegführung bestand lediglich in Sengen und Brennen: „Hundertundfunfzig Ortschaften wurden auf diesem Zuge durch die Flammen eingeäschert. Zuletzt bestand die Luft nur noch aus den umherfliegenden Theilen der aufgewirbelten Asche, mit der sich der Dunst der überall von der Hitze zerfließenden Schneemassen vermischte. Diese Decke schob sich auf den Flügeln eines grauen Nebels in schauerlichen Massen fort und schlug weit über die Grenzen Polens wie eine Botschaft von diesen Kriegsthaten der Tataren hinüber...... In den Flammen, welche den ganzen Horizont bedeckten, schienen zugleich die Klagestimmen und Schmerzenslaute einer Bevölkerung, die fast widerstandslos hinsank, die Luft zu durchschwirren, bis der Rauch in ungeheueren Säulen aufwirbelte.“ Nach dieser Schilderung ist es doch wahrlich den Russen nicht zu verüblen, daß sie dem Tatarenwesen zuletzt ein Ende machten. Oder hätten sie alljährlich ihr Land einer solchen Ueberziehung preisgeben sollen? — Nun ist das Merkwürdigste in dieser ganzen Affaire jedenfalls die eigenthümliche Seelenbeschaffenheit, welche der Chan dabei zeigt. „Er war in der Regel in seiner gewohnten übermüthigen und lustigen Laune, aber auch zum Oeftern von hypochondrischen Gemüthsstimmungen befallen, die ihn auf eigenthümliche Weise quälten und dann wie in trüben Ahnungen gleichsam in die Ferne star-

ren ließen. Die lebhaften Unterhaltungen mit Tott, der sich nie aus seiner unmittelbaren Umgebung entfernen durfte, schienen dann noch das einzige Gegenmittel zu sein, das ihn in solchen Stunden wieder zerstreuen und in eine glücklichere Stimmung zurückversetzen konnte. Sein besonderer Hang, philosophische Betrachtungen anzustellen und über verschiedene, oft ganz abstracte Gegenstände mit scharfsinnigem Widerspruche zu streiten, suchte sich dann im Gespräche mit dem gewandten und an Einfällen reichen Franzosen Befriedigung zu verschaffen. Mitten im wilden Lärm des Lagers begann er plötzlich Untersuchungen über allgemeine Begriffe, über Freiheit und Ehre, über Gesetzgebung und Regierungsgrundsätze, besonders aber über sein Lieblingsthema, nämlich über den Einfluß des Klima's auf Charakter und Sitten, anzustellen. Das Zelt des Barons von Tott mußte deshalb stets unmittelbar neben dem des Chan's aufgeschlagen werden. Das Zelt Krim-Girai's, das im Innern mit einem carmoisin-rothen Stoffe ausgeschlagen war und die behaglichsten Polstersitze darbot, wurde zugleich stets so geräumig angelegt, daß um das darin angezündete Feuer eine Gesellschaft von vielen Personen lagern konnte. Gewöhnlich aber befand sich der Chan mit Tott allein, der bis Mitternacht und oft noch länger bei ihm verweilen mußte, da Krim-Girai in der Regel nur drei Stunden in der Nacht schlief und häufig, auch wenn er sich schon zurückgezogen hatte, noch plötzlich wieder von dem Bedürfniß nach Unterhaltung getrieben wurde, so daß Tott schnell wieder zu ihm zurückkehren mußte. Sie saßen dann beide, in ihre Pelze gehüllt, auf dem Ruhekissen einander gegenüber, während zwei Pagen unablässig bemüht waren, das Feuer zu unterhalten, dessen größte Gewalt kaum ausreichte, um dem Grimm der Kälte Widerstand zu leisten........ Unter den auffallendsten Bewegungen seines Gemüths hatte Krim-Girai endlich den Rückzug für seine, um einen bedeutenden Theil verringerten, Truppen angeordnet. Als ihm ein einziger Tag, wo der Frost sich zu einem beispiellosen Grade gesteigert hatte, mehr als dreitausend Menschen und dreißigtausend Pferde kostete, welche vernichtet durch die Kälte hinsanken, verhüllte Krim-Girai mit einer lauten Wehklage sein Haupt. Es war das erste Mal, daß man ihn einem Schmerz so offen und vor Aller Augen hingegeben sah. Er befand sich im Geiste wie im Körper ganz erschöpft, als er wieder in Bender eintraf und unter dem Donner seiner ganzen Artillerie sein Schloß in Kawschany bezog."

Hier wird er von dem griechischen Arzte Siropolo vergiftet, der im Dienste eines durch ihn gestürzten Moldaufürsten Ghika steht, und den er sich gleichwohl zum Leibarzt wählt; daß Siropolo im Dienste Rußlands gestanden, ist eine völlig aus der Luft gegriffene Behauptung, welche aber dennoch von mehreren Historikern als wahr aufgegriffen, von Mundt anerkennenswerthermaßen nicht wiederholt ist. Daß der Chan, der doch ein kluger Mann war, diesen Arzt wählt, ist ein Be-

weis für den Satz, daß Gott dem, den er verderben will, den Verstand nimmt. Tott warnt ihn; er antwortet: „Ihr seid mehr krank als ich an Hypochondrie! Wenn der Trank des Siropolo mir gut gethan hat, werde ich euch nöthigen, zur Zerstreuung von solchen Grillen etwas davon kosten. Seht ihn euch noch einmal an, seht mich an, den Chan der Tataren, und urtheilt dann, ob man einem Manne seiner Art den Muth zutrauen kann, gegen den Tatarenfürsten Etwas zu unternehmen."

Der Tod Krim-Girai's wird endlich in folgenden Zügen geschildert: „Tott trat in das Gemach, in welchem Krim-Girai in seinem Bette lag. „Euch habe ich meinen letzten Augenblick bestimmt, denn ich liebte Euch!" sagte er mit erhobener Stimme. Aber als er merkte, daß Tott sich einem grenzenlosen Schmerz überließ, sagte er fröhlich: „Trennen wir uns lieber, mein Freund; Eure Aufregung würde mich weich machen, und ich muß sehen, daß ich ein starker Mann bleiben und recht freudig und heiter einschlummern kann." Dann gab er, nachdem Tott sich mit dem letzten Abschiedsgruß entfernt hatte, ein Zeichen, worauf sich sechs Musiker, die im Hintergrunde des Zimmers aufgestellt waren, erhoben und mit ihren Instrumenten ein wunderbar tönendes Concert, dessen Stücke der Chan schon vorher angeordnet hatte, begannen. Ein sanftes Behagen verbreitete sich über das mehr und mehr erbleichende Gesicht Krim-Girai's. Er neigte sein Haupt immer begieriger, als ob er an denselben den Durst seines inneren Fiebers löschen wolle, nach den Klängen hin, und eine halbe Stunde darauf hauchte er bei dem andauernden Klingen der Musik seine mächtige Seele aus."

Pariser Literatur-Brief.

Thiers hat so eben den zwölften Theil seiner „Histoire du Consulat et de l'Empire" veröffentlicht — das erste Lebenszeichen, welches er seit dem 2. December auf dem Gebiete der historischen Literatur von sich gegeben. Thiers, „ein Kind der Revolution," wie er sich selbst wohlgefällig nannte, schrieb (1823 ff.) die Geschichte einer einstürzenden Gesellschaft — und (1845) die einer nach unerhörten Verbrechen durch die eiserne Hand eines Emporkömmlings wieder zusammengebrachten Gesellschaft. Arm geboren, mußte er Geld haben — unbekannt geboren, mußte er sich einen Namen machen. Da es ihm nicht als Advocat glückte, wurde er Schriftsteller und stürzte sich unter die liberale Partei, mehr aus Nothwendigkeit als aus Ueberzeugung. Seinen Geistesgewohnheiten und Studien, seinem dämonischen Geiste und Appetit nach Macht war nichts fremd, um eine Revolution zu beschreiben und zu erklären, der die ungezügelte Frechheit der Geister den verderblichen

Anfang, die heillose Mißachtung der höheren Ordnung den schreckvollen Fortgang gab. Die Gesellschaft, welche Thiers mitten in den Nöthen und Schandthaten des Jahres 1793 sprossen sah, sie kommt zur Welt erst im Jahre 1799 unter dem Regime des Consulats, sie wächst und wird stark unter dem Despotismus des Kaiserreichs 1804. Mit Erzählung der Ausbildung dieser gesellschaftlichen Ordnung ist er noch fortwährend beschäftigt.

Aus dem Literaten der Revolutions-Geschichte, aus dem in Regierung und Verwaltung noch unerfahrenen Publicisten, war inmittelst schon vor Abfassung der Consulats- und Kaiser-Geschichte das Haupt einer wichtigen politischen Partei, ein Staatsmann, ja ein Präsident des Minister-Raths geworden, obgleich er mehr Schriftsteller blieb als Staatsmann wurde. Geistreicher Redner in der Kammer, ungezwungener Schwätzer selbst in den Salons, wankelmüthiger Minister im Cabinet, hatte er keine tieferen Ueberzeugungen gewonnen, Skeptiker aus Sorglosigkeit, in Moral, Religion, Politik und Literatur ergriff ihn keinerlei Wahrheit. Aber zu den neuen Eigenschaften und Kenntnissen, welche ihm die Ereignisse der Juli-Revolution gegeben, stimmte harmonisch der Gegenstand seiner neuen literarischen Thätigkeit. Den monotonen Mechanismus, welchen Napoleon geschaffen mit den widerrechtlich zerbrochenen und durcheinander geworfenen Sprungfedern der alten und neuen französischen Gesellschaft — Thiers selbst hatte ihn mehre Jahre hindurch gehandhabt, als er durch blendenden Verstand im Vereine mit großer Unbeständigkeit, durch imponirende Rednergabe im Vereine mit unbegreiflicher Unbesonnenheit dem „Bürger-König" ein Beistand und zugleich — ein Hinderniß war. Die Verfügungen der Consuln und die Decrete des Kaisers waren für ihn keine Begriffe, es waren lebendige Thatsachen, Werkzeuge, deren Kraft und Tragweite er kannte. Sein politisches System ist so zu sagen ein liberaler Bonapartismus — als er im Cabinet war, wünschte er à la Bonaparte mit gigantischen Unternehmungen im In- und Auslande zu paradiren, die aber mehr auf der Feder als auf der That, mehr in der Phrase als in der Wirklichkeit beruhen würden.

Die Praxis der Phrasen hat er nach dem Vorbilde seines Kaiserhelden als Schriftsteller in die Theorie hineingetragen. In dem „Avertissement de l'Auteur", datirt aus Paris den 10. October 1855, mit dem er den eben ausgegebenen zwölften Band gleich wie ein neues Werk einführt, macht er viel Worte über historische Behandlung und historische Kunst, die Mühen des Quellen-Studiums, die ernste Verantwortlichkeit des wahrheitliebenden Historikers; dann rühmt er in nachdrücklichen Worten an sich selber die einzige Tugend, deren sich ein Schriftsteller mit eigenem Munde rühmen darf — die ernste Liebe zur Wahrheit. Er schreibt: „Man könnte schneller arbeiten, ich gestehe es, aber ich habe eine solche Hochachtung für die Mission der Geschichte,

daß die Furcht, eine ungetreue Thatsache anzuführen, mich in eine Art von Verwirrung versetzt. Ich habe dann keine Ruhe, bis ich den Beweis der Thatsache gefunden, über die ich im Zweifel war, ich suche ihn allenthalben, und ich höre nicht auf, als bis ich ihn gefunden oder die Gewißheit gewonnen habe, daß er nicht vorhanden ist. Ich glaube, daß wenn man aus eigenem Antriebe übernommen hat, den Menschen über die großen Ereignisse der Geschichte die Wahrheit zu sagen, nichts verwerflicher ist, als sie aus Schwäche zu verhüllen, aus Leidenschaft zu entstellen, aus Trägheit zu erdichten, und so bewußt oder unbewußt vor seiner Zeit und den kommenden Geschlechtern zum Lügner zu werden. Die Gesellschaften haben ihr Alter wie die Individuen, und jedes Zeitalter hat seine eigenthümlichen Beschäftigungen. Ich habe immer die Geschichte für die Beschäftigung gehalten, die sich, wenn auch nicht ausschließlich, doch ganz besonders für unsere Zeit eignet. Wir haben nicht die Empfindungsfähigkeit für große Dinge verloren, und jedenfalls würde unser Jahrhundert hingereicht haben, dieselbe uns wiederzugeben. Ich habe mich also von Jugend auf mit Vertrauen den historischen Arbeiten gewidmet, in der Gewißheit, daß ich etwas that, was meinem Jahrhundert besonders geeignet war zu thun. Unter allen Erzeugnissen des Geistes ist die Geschichte das reinste, keuscheste, ernsthafteste, das höchste und zugleich demüthigste Erzeugniß. Ich lasse mir Alles gefallen, ich gestehe es, aber die geringste Anmaßung von Seiten der Geschichte empört mich. In der Geschichte lügen, in der Sache, in der Form, in der Farbe, das ist nicht auszuhalten. Die Geschichte sagt nicht: ich bin die Dichtung, sie sagt: ich bin die Wahrheit."

Diese Grundsätze sind lobenswerth — an ihnen nur höchstens der einzige Umstand frappirend, sie gerade aus dem Munde von Thiers zu hören. Denn ist der jetzt ausgesprochene Satz: „Die stolze, hellsehende und bescheidene Muse der Geschichte bedürfe vor Allem einer Kleidung ohne Schmuck," nicht eben in den vorausgegangenen eilf Bänden unzählige Male vergessen über der verführerischen Neigung, seinem Idol und seinem Volke Weihrauch zu streuen? Oder giebt es, um hier nur Eines hervorzuheben, von Marengo und Hohenlinden an bis zu Aspern und Wagram eine einzige Schlacht, welche Thiers unbefangen und auch den Feinden gerecht dargestellt hat? Sind nicht überall die Franzosen die Unbezwinglichen, stets Ueberlegenen, selbst in der Niederlage noch Unbesiegten? Ja hat er doch selbst den Kunstgriff der famosen „Bulletins" nicht verschmäht, die Zahl der kämpfenden Franzosen um einige Tausende zu vermindern, die der Feinde entsprechend zu erhöhen, und dann die banale Phrase anzubringen: C'était plus qu'il n'en fallait pour battre les Autrichiens? — —

Jedoch in jenen Betheuerungen historischer Unbefangenheit und Wahrheitsliebe ist Methode — sie werden verständlich durch die Reflexionen, womit Thiers die Vorrede schließt. Er begiebt sich auf das

jetzt in Frankreich bedenkliche Gebiet der Tagespolitik. Bei der geistigen Hungerkost, zu der die französische Nation gegenwärtig verurtheilt ist, werden diese im Ganzen sehr gemessenen Betrachtungen als eine freisinnige Demonstration gelten. Und selbst das am Ende angebrachte Compliment an die Sieger von Sebastopol, „die kostbare Saat von Helden, welche Napoleon hinterlassen, indem er den Ruhm hinterließ", und der Wunsch, „daß sie eben so groß, eben so glücklich, wie sie ehemals mit ihm waren, immer sein mögen, welcher Regierung sie auch gehorchten," nimmt jenen Reflexionen nichts von ihrer gegen den heutigen Bonapartismus gerichteten Spitze. Solche Elasticität und reservirte Freisinnigkeit kann aber seiner Zeit nützlich sein. — Thiers ist, wie alle Parvenus, wenigstens eitel und egoistisch genug, im rechten Moment das Gedächtniß an seine Worte und Thaten zu erneuern. Hören wir daher noch die eigene Apologie für seine jetzige Geschichtschreibung und deren Gegenstand.

„Ich habe die Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs im Jahre 1840 angefangen unter einem Könige, dem ich diente und den ich geliebt habe, obgleich ich ihm in einigen Puncten widerstand; ich habe sie unter der Republik fortgesetzt und vollende sie unter dem Kaiserreich, welches der Neffe des großen Mannes, dessen Thaten ich erzählt habe, wieder herstellte." Hier setzt der Verfasser einen zwar stummen, doch redenswerthen Gedankenstrich — die Gelegenheit zum Loben wollte er nicht benutzen, macht vielmehr gleich folgenden Uebergang: „Ich wiege mich in der Hoffnung, daß Niemand in meinen Schriften eine Spur dieser verschiedenen Epochen antreffen wird, nicht allein in dem Grund meiner Beurtheilung, sondern auch in den Schattirungen meiner Sprache. Ich hoffe, man wird nicht wahrnehmen, daß ich mich einstmals im Besitz der Gewalt befand, zu einer andern Zeit in der Verbannung, zu einer anderen friedlich glücklich in meiner Zurückgezogenheit, und daß meine Vernunft ruhig, wohlwollend und gerecht, wenigstens der Absicht nach, in meinen Erzählungen sichtbar werden wird. Ich habe immer die wahre Größe geliebt, d. h. diejenige, welche auf dem Möglichen ruht, aber auch die wahre Freiheit, welche mit der Schwachheit der menschlichen Gesellschaft verträglich ist. Diese Gefühle hatte ich von meiner Geburt an, ich werde sie bis zu meinem Tode bewahren, und ich habe sie nicht abgelegt, um die Geschichte Napoleons zu schreiben, aber ich glaube nicht, daß sie der Richtigkeit meiner Urtheile über ihn geschadet haben. Kein Sterblicher in der Geschichte schien mir mächtigere und gewaltigere Fähigkeiten zu vereinigen. Aber als ich seine Geschichte begann, dachte ich, was ich bei ihrem Ende denke, daß der Mißbrauch seiner außerordentlichen Fähigkeiten ihn seinem Sturz näherte, und ich glaubte, wie ich jetzt glaube, daß das Ungestüm seines Genies, verbunden mit dem Mangel eines Zügels, die Ursache seiner und unserer Unglücksfälle war. Unter dem Gesichtspunkt der Politik und des Pa-

triotismus verdient er ein gerechtes und strenges Urtheil. Aber ich habe mir angelegen sein lassen, in allen Epochen ihn so zu schildern, wie er war, und man wird, ich bin davon überzeugt, ihn in meinen letzten Erzählungen eben so sehen, als er in den Jahren 1811 und 1812 die Verblendung des Erfolgs bis zum Wahnsinn treibt, in die Tiefen Rußlands eindringt, in dieser verhängnißvollen Expedition eine außerordentliche Fassungskraft zeigt, die aber in der Ausführung nachläßt, wie er endlich sich nicht mehr täuscht über Europa, noch über Frankreich, noch über sich selbst, wie er weiß, daß er allein steht, wie er allein kämpft und, obgleich er keine Täuschungen mehr hat, noch einen letzten Act von Vertrauen bewahrt, das Vertrauen zu seiner Kunst."

„Das Genie Napoleon's vor der Geschichte ist unbestritten, aber nicht die Freiheit, die ihm gelassen wurde, Alles zu wollen und Alles zu thun. Alles können, was man im Stande ist, zu thun, das ist nach meiner Ansicht das größte Unglück. Die Beurtheiler, welche in Napoleon einen Mann von Genie erblicken, sehen nicht Alles, man muß in ihm zugleich einen der verständigsten Geister sehen, die je gelebt haben; und dennoch gelangte er zu der allerthörichtesten Politik. Der Despotismus vermag Alles über den Menschen, weil er den gesunden Sinn Napoleon's hat verderben können. Man wird also in meiner Erzählung die fortwährenden Spuren dieser Ueberzeugung antreffen, wie könnte ich anders? Ich kenne alle Gefahren der Freiheit und, was schlimmer ist, ihr Elend. Aber es giebt noch etwas Schlimmeres, nämlich das Vermögen, Alles zu thun, selbst wenn man es dem besten, weisesten Menschen einräumt. Ein langes Nachdenken hat mich überführt, daß, wenn die Regierungen zuweilen des Antriebes bedürfen, es doch noch öfter nothwendig ist, sie zurückzuhalten, und daß überhaupt ein wenig Zwang niemals ein Unglück ist. — Ich sehe, daß ich mich vergesse, und beeile mich, zu versichern, daß ich Niemanden überzeugen will. Ich wollte nur den Grund meiner Meinung erklären, deren Spuren man in dieser Geschichte finden wird — einer Meinung, welche Alter und Erfahrung nicht geschwächt haben, und die sich bei mir nicht auf persönliches Interesse stützt. Wenn ich wirklich von meiner Person reden wollte, so würde ich sagen, daß ich niemals glücklicher gewesen bin, als seit ich, zur Ruhe zurückgekehrt, meine erste Beschäftigung wieder aufnehmen konnte, das emsige und unbefangene Studium der menschlichen Dinge. Gewissen Leuten gebe ich das Recht, daran zu zweifeln, so wie ich mir das Recht vorbehalte, ihrer Versicherung, daß sie die Vortrefflichkeit des Absolutismus ohne Eigennutz bekennen, keinen Glauben zu schenken."

Vielleicht belehren uns schon bald die Ereignisse, in wie weit Thiers diese Phrasen durch Thaten bewahrheiten will und kann.

Wir erwähnen nur noch, daß dieser zwölfte Band die verhängnißvolle und beziehungsreiche Zeit von 1810 bis 1811 behandelt.

Noch ein anderer früherer Minister hat einen Beitrag zur Geschichte des ersten Kaiserreichs geliefert: Der kürzlich verstorbene Graf Molé — eine elegante, vornehme, distinguirte Natur, klug, gewandt, gemäßigt — hat zwei Bände Memoiren in der Handschrift hinterlassen über die letzte Zeit des Kaiserthumes, wo er General-Director der Straßen und Brücken war. Sie werden wohl manches Neue oder vielmehr jetzt Vergessene über die kaiserliche Verwaltung enthalten — ohne Zweifel im günstigen Sinne.

Sonst ist nicht viel zu berichten — Talente zeigen sich wenig, das ist wohl die Rückwirkung einer wenig literarischen Regierung. Wie ein bleiernes Dach liegt es auf dem Volke, welches nach der großen politischen Aufregung und Heimsuchung der letzten Jahre in geistigen Schlaf versunken scheint. Aber bei der merkwürdigen Elasticität der Nation kann man nie an ihrer Productionskraft verzweifeln, vielmehr immer erwarten, daß ihre Gedanken bald wieder einen Ausdruck finden, welcher alle Geister plötzlich aufregen würde.

Englische Revuen.

Krieg und Frieden. Die Verlegenheit der großen Reviews. — „Preß" spricht das richtige Wort. — Memoiren des neunzehnten Jahrhunderts. — Ein merkwürdiger Brief Wellington's. — Georg IV. — Ludwig XVIII. — Talleyrand. — Die englischen Mystiker und ein Gegner derselben. — Eine gute Geschichte der General-Staaten.

Die großen Reviews, denen es nicht möglich geworden war, während des Krieges eine ihrer Vergangenheit und ihrer politischen Bedeutung entsprechende Stellung einzunehmen, und die in ganz merkwürdiger Ungeschicklichkeit zwischen leisen Andeutungen einer Nothwendigkeit, diesem Kriege eine principielle Richtung zu geben, und zwischen ängstlichen Befürchtungen aller Art hin und her schwankten, sind durch den jähen Abschluß des Krieges in eine neue Verlegenheit gebracht worden; man darf sie nur flüchtig betrachten, um zu bemerken, daß sie den Krieg gar nicht begreifen. Nur in einem Tory-Wochenblatte, der „Preß", begegnete ich in diesen Tagen einem kurzen Artikel, der von einer klareren Auffassung der Sachlage Zeugniß ablegt. In ihrer Nummer vom 15. März nämlich schreibt dies geistreiche Blatt: „Die Einladung, welche an Preußen ergangen ist, an den Conferenzen Theil zu nehmen, muß mit aufrichtiger Freude betrachtet werden. So wird nun auch Deutschland ein Theil der Conferenzen, und die Aussicht auf ein europäisches Einverständniß erfüllt. Die Großmächte Europas werden jetzt zu einer Politik verbunden, die nicht auf einem Punkte getheilt werden kann, ohne es auf allen zu werden. Die Rechte und Privilegien der

Einen werden die Aller. Wie eigen ist es doch, daß es das Hauptziel des Lebens Lord Palmerston's gewesen ist, die europäische Allianz zu stören, welche er jetzt als wesentlich für den europäischen Frieden anerkennen muß (— in seiner Rede vom 14. Abends, in welcher er die Zulassung Preußens zu den Conferenzen verkündet —). Von heute an muß eine neue Epoche unserer auswärtigen Politik beginnen, und dies aufreizende System der Dazwischenkunft in die Thätigkeit fremder Regierungen, welches Lord Palmerston's einzigen Anspruch auf die Gunst der Partei der Unordnung seit der Reformbill begründete, muß aufgegeben werden, oder England muß darauf vorbereitet sein, allein in der Welt zu stehen."

Diese Sätze der „Preß" zeigen wirklich Einsicht in die Sachlage. England bedarf der Allianzen des Festlandes, nicht eines Alliirten auf ihm. Das ist eine alte Wahrheit, die durch einen mir grade in die Hände fallenden Brief des eisernen Herzogs vom Jahre 1832 bestätigt wird. Ich finde diesen Brief in einem eben erschienenen Memoirenwerke, das viel Aufsehen erregt und in den Revuen grade jetzt allgemein besprochen wird, in dem Buche: „A portion of a Journal, kept by Thomas Reikes Esq. from 1831 to 1847. Two vol. London, Longmans." Der betreffende Brief Wellingtons lautet: „Walmer, 14. November 1832. Es ist gewiß wahr, daß Frankreich und England vereinigt zu stark für den Rest der Welt sind, aber was sind die Objecte dieser Vereinigung? Sind es ausschließlich französische Objecte? Oder englische Objecte? Oder europäische Objecte? Man sehe um sich in diesem Augenblick; Holland, Portugal, Spanien, Italien, das Mittelländische Meer — alles zielt auf die Feststellung nicht des französischen Einflusses, sondern der französischen Regierung und Oberherrschaft (rule and supremacy) hin. Aber man sagt, wir könnten ja Einhalt thun. Wie, wodurch, in welcher Weise? Wir könnten Einhalt thun, aber mit dem Risico eines Krieges und unter Ausgaben, die denen des letzten Krieges gleich kämen, und ohne eine Chance auf schließlichen Erfolg. Wir haben keine Ziele in Europa, ausgenommen die Ruhe und Unabhängigkeit aller und vorzüglich die Unabhängigkeit Frankreichs. Das Ziel Frankreichs ist Herrschaft, mag sie wodurch immer erworben werden, aber besonders durch innere Störungen. Wie können zwei solche Mächte, mit so verschiedenen Zielen, in einem Bündnisse verharren? Ein Schritt kann nicht gethan werden, der nicht unsern Interessen entgegen und anti-englisch wäre. Der Friede also, den uns solch eine Allianz giebt, ist faul und muß plötzlich in einem Zustand der Feindseligkeit enden, der ausgedehntesten, der opfervollsten und unseligsten — weil der unerwartetsten und unvorhergesehensten —, welche die Annalen des Landes je gekannt haben."

Eine Tory-Revue, welche mit Schrecken von diesem Brief Act nimmt, mißbilligt seine Veröffentlichung sehr, da er nur in vertraulicher

Stunde von Wellington geschrieben sei, aber sie kann nicht umhin, an ihn eine Ermahnung anzufügen, das Land möge mit allen europäischen Staaten in ein gutes Einvernehmen sich zu bringen suchen, nicht bloß aber mit einem Staate des Continentes (Frankreich) eine nähere Verbindung unterhalten.

Das Buch, aus dem ich den oben stehenden interessanten Brief entnahm, enthält Stücke eines Tagebuchs, welches ein Gentleman, der einst zu den Londoner Lions gehörte und auch mit dem jetzigen Kaiser der Franzosen befreundet gewesen zu sein scheint, wohl ohne jede Absicht, dasselbe später zu veröffentlichen, niedergeschrieben hat. 1848 starb dieser Gentleman in Paris. Das Buch ist „H. I. M. Napoleon III." gewidmet. Raikas, der Verfasser, war Mitglied des Carlton-Clubs, also Tory. Er weiß viele interessante Geschichten aus der Hof- und Salonwelt zu erzählen, und wir theilen einige derselben mit. Der Herzog von Wellington erzählte einst in einer Gesellschaft, in der sich Raikas befand:

„König Georg IV. hatte außer anderen Eigenthümlichkeiten auch ein ganz außerordentliches Talent der Nachahmung Fremder in ihren Manieren, Bewegungen, Gesichtszügen. Auf seiner Reise nach Hannover rastete er zu Brüssel und ward hier vom König und der Königin der Niederlande mit großer Auszeichnung empfangen. Ein Diner ward im Schlosse zu Laeken veranstaltet, bei dem Se. englische Majestät zwischen König und Königin Platz nahm. Ich (der Herzog Wellington) saß ihm nahe und nicht weit von mir Prinz Friedrich von Oranien. Das Diner nahm seinen richtigen Gang, aber zum großen Befremden der Gesellschaft brachen der König und die Königin fast jeden Augenblick in ein convulsivisches Gelächter aus, ohne daß irgend ein Grund dafür ersichtlich war. Jede Bemerkung, die unser König (Georg IV.) seinen Nachbarn machte, brachte dieselben in förmliche Krämpfe. Prinz Friedrich fragte mich endlich, was das sein möchte, ich ahnte es, aber schwieg darüber weislich. Der König Georg hatte nämlich den alten Statthalter genau gekannt, dessen Eigenthümlichkeiten in England alle Welt belustigt hatten. Bei dem gegenwärtigen Diner nun gab er einen Beweis seines Talents, und bei jedem Wort, das er sprach, war er so ganz der alte Statthalter, daß König und Königin während des ganzen Tages nicht im Stande waren, ihre äußere Haltung zu bewahren. Der König war in der That die außerordentlichste Zusammensetzung von Talent, Witz, Bouffonerie, Hartnäckigkeit und Herz — eine Vereinigung der entgegengesetztesten Eigenschaften, mit einem großen Uebergewicht der guten."

Talleyrand, König William, König Ludwig XVIII. und König Carl X. erhalten gleich drastische Portraits. Ludwig XVIII. wird als Mann, der das Regieren wie seine Königliche Würde gleich gut verstand, gezeichnet. Er starb fast, ein Calembourg im Munde. „Mein

Freund, General Clari" — heißt es in dem vor uns liegenden Buche — „erzählte mir, daß der König an dem Tage vor seiner Auflösung dem Offizier, der Parole und Losung von ihm in Empfang nehmen wollte, die Worte: St. Dénis und Gyvel (J'y vais) gab. (Es war in Frankreich dazu stets der Name eines Heiligen und einer Festung üblich.)

Von Talleyrand wird erzählt, er habe, als einst Wellington einen scharfen Angriff des Marquis Landsdowne auf Talleyrand im Parlamente zurückgewiesen und mit Lob des alten Diplomaten gedacht hatte, zu weinen begonnen und gesagt: „J'en suis d'autant plus reconnaissant à Mr. le Duc, que c'est le seul homme d'état dans le monde, qui ait jamais dit du bien de moi." Das ist Talleyrand ... —

Wenn auch die englische Literatur in dieser Zeit viele Spuren einer Verweichlichung und falschen Subjectivität zeigt, so begegnen wir daneben doch sowohl in der Kritik als auch in selbstständigen Arbeiten auch noch einer Opposition, die Anerkennung verdient. Besonders erwähnenswerth ist ein neuerschienenes Werk, das mit ungewöhnlicher Auszeichnung von den ernsteren Kritikern behandelt wird und das den Titel: „Hours with the Mystics. A Contribution to the History of Religious Opinion. By R. A. Vaugham. B. A. Two Vol. London, Parker and Son." führt. Das Werk ist in Form eines Dialogs geschrieben, und sein nächster Zweck ist es, die verschiedenen Formen des Mysticismus, welche in der Welt und besonders in der christlichen Welt bis auf diesen Tag zum Vorschein gekommen sind, aufzuführen und zu schildern. „Der Ausdruck Mystik selbst," beginnt der Verfasser, „ist von der Wurzel mu, das Geschlossene, abgeleitet. Die Philosophen borgten das Wort von den Priestern, endlich kam es in die kirchliche Welt, aber die Bedeutung des Wortes blieb wesentlich dieselbe, da der Mystiker ein solcher ist, der die äußere Welt von sich abschließt und sich in sich selbst verschließt. Er ist also wesentlich im Glauben an eingeborene Ideen befangen. Er glaubt, daß sein Geist unabhängig von den äußeren Eindrücken nicht allein ein Leben, sondern auch eine Erkenntniß aus sich hat, und daß dies Leben kräftiger und diese Erkenntniß weiter werde, je mehr der Geist vom Körper und seinen Organen isolirt werde." Der Grundfehler allen Mysticismus ist nach ihm, daß er zu einer ganz unerlaubten Identificirung des eigenen Geistes mit dem Geiste Gottes führt. Der Inhalt des Buches spiegelt sich am besten in dem folgenden schönen und wahren Satze desselben ab:

„Der Fehler, den ich bei diesen Mystikern finde, ist, daß sie die Einbildungskraft aufmuntern, in Gegenden sich zu verlieren, wohin sie nicht gehört. Sie gedenken sich der göttlichen Natur in ihrer Absolution und Fülle zu bemächtigen, ganz abgesehen von ihrer Selbstkundgebung an unser Herz, an unseren Verstand und unsere Einbildungskraft, eine Selbstkundgebung, welche in dem fleischgewordenen Jesus Christus gemacht ist. Gott hat ihnen diese Hülfe zu ihrer Erkenntniß Seiner an-

die Hand gegeben, aber sie hoffen mit Seiner Hülfe sich davon frei zu machen. Sie vernachlässigen das Mögliche und Practische, um einer schimmernden Unmöglichkeit nachzujagen. Dies ist die natürliche Folge der Ausschweifung der Geistreichigkeit, die der Beschränkung der menschlichen Natur entfliehen will."

Vaugham tritt in diesem Buche einer in England sehr erfolgreichen Richtung entgegen, welche auf dem religiösen Gebiete ihren Ursprung nimmt, ihn aber sogleich verläßt, um nach einem flüchtigen Durchlaufen des philosophischen Gebietes zu dunkelen und nebligen poetischen Ergüssen zu kommen, welche ich früher schon ausführlich charakterisirt habe. Das derb-reale altenglische Leben muß unter solchen Träumereien erschlaffen und es thut darum Noth, daß man mit Ernst dieser abschüssigen Richtung, die der Religion und dem gesunden Menschenverstande gleich gefährlich ist, aber auch der Dichtung schädlich wird, entgegentrete.

Viel gelesen wird hier gegenwärtig ein eben erschienenes historisches Werk, betitelt: „The Rise of the Dutch Republic. A History. By John Lothrop Motley. 3 Vol." Der Verfasser ist Amerikaner, schrieb aber in England. Das Buch verdient eine deutsche Uebersetzung. Es giebt ein herrlich klares Bild der Leiden und Kämpfe, aus denen sich die holländischen Generalstaaten zu der Höhe emporarbeiteten, von der aus sie dem absolutistischen Ungestüm Ludwig XIV. zusammen mit ihrem treuen Bundesgenossen, dem großen Kurfürsten von Brandenburg, so energisch begegnen konnten, um damit die Zukunft Europa's und des Protestantismus zu sichern.

Tages-Ereignisse.

Wenn es ein Vorzug genannt werden kann, nach und nach mit den politischen Ansichten eines „Weltblattes" übereinzustimmen, so genießen wir dieses Vorzuges in vollster Ausdehnung, nur mit der allerdings erfreulichen Eigenheit, daß wir das Weltblatt sich regelmäßig nach einigen Monaten zu dem bekennen sehen, was wir früher gesagt. Wir hatten schon oft dergleichen zu registriren, aber noch nie schlagender, als in dem großen Leader der „Times" vom 18. März, der in einigen Stellen fast wörtlich wiederholt, was wir Ende Januar (Seite 319 dieses Bandes) geschrieben. Es ist die Bilanz, welche „Times" zwischen dem am Anfange des Krieges Gewollten und dem beim Friedensschlusse Vollbrachten, zwischen Rußland und den Westmächten zieht. Wenn irgend etwas daran zu verwundern ist, so kann das nur die Kürze der Zeit sein, in welcher sich diesmal das Weltblatt zu einer ruhigeren und wahrheitsliebenden Anschauung der Dinge bequemt. Das Resumé dieser Bilanz

ist: „Wenn Rußland vor der Hand auch weder im schwarzen Meer noch in der Ostsee mit einer Flotte erscheinen kann, so hat es doch mehr als die Hälfte seiner Seemacht behalten. Haben die Westmächte die Südseite Sebastopols, so haben sie doch weder den Hafen noch das Nordfort. Sind am schwarzen Meere einige Forts, Arsenale und Magazine eingeäschert worden, so steht Rußland an der Ostsee noch ganz unbeschädigt da und spottet der Blokade. Hat Rußland an der Ostküste des Pontus Land verloren, so hat es in Kleinasien Land gewonnen. Hat Rußland schwere Opfer bringen müssen, so kann man doch auch nicht sagen, daß der Krieg den Verbündeten nichts gekostet hat. Ist in Rußland der Frieden willkommen, so ist er es auch in Frankreich und England. Rußland hat auf's Neue bewiesen, daß es in seinem Innern unangreifbar ist, und obgleich es wie ein Paradoxon klingt, haben die Verbündeten weniger geleistet und die Russen mehr gelitten, als man vernünftigerweise von Beiden hätte erwarten können." So weit die Bilanz der „Times". Wichtiger aber noch ist das Bekenntniß eines englischen Blattes, daß England allein weder den Krieg hätte führen können, noch daß es ihn allein fortzuführen im Stande ist. Somit ist denn auch sogar die „Times" von ihrem Fieberrausche erwacht, reibt sich die Augen und sieht sich verwundert um, daß die Dinge in der Wirklichkeit doch sehr viel anders stehen, als zwei Jahre des heftigsten Declamirens sie geschildert. Wie lange ist es her, als die „Times" ausrief: „Wenn wir Kronstadt nicht haben, hören wir auf, eine mächtige Nation zu sein, steigen wir freiwillig von der Höhe herab, auf der wir bis jetzt gestanden!" Die Engländer haben Kronstadt nicht und bekennen, daß sie allein den Krieg gegen Rußland nicht führen können. Wie nun, wenn in der Zukunft das Allianzen-Verhältniß in Europa sich ändert? Seit das durch Jahrhunderte nicht für möglich Gehaltene geschehen ist, Frankreich und England sich alliirt haben, wird man wenigstens Verzeihung zu hoffen haben, wenn man den Gedanken ausspricht, daß auch Rußland wohl noch einmal, — jetzt für unnatürlich gehaltene Allianzen schließen, oder Frankreich zu dergleichen mit der Zeit Neigung bekommen könnte. Was die englische Presse schon jetzt im Zenith der Vortheile einer mit Frankreich geschlossenen Allianz gegen den gegenwärtigen Beherrscher der Franzosen sagt, wie sie sich bei der Geburt eines präsumtiven Thronerben ausspricht, dürfte auf die Länge nicht geeignet sein, die Sympathieen Louis Napoleon's für seine englischen Freunde zu steigern. Und das wird, wenn der Friede erst geschlossen ist, wenn die Occupation der Türkei, die dort durchzuführenden Reformen und die Folgen des Geschehenen erst Anlaß zu Zwistigkeiten geben, in sehr viel stärkerem Maße eintreten. Sehr bald wird man sich fragen: Und wozu war nun dieser ganze, immer noch unverantwortliche Krieg? Nichts als ein Aderlaß zu rascherer Erstarkung und Gesundung eines Reiches, von dessen Widerstandsfähigkeit sich Europa abermals überzeugt hat. Vor

kaum drei Monaten faßten die Börsen von London und Paris den Beschluß, daß nie wieder russische Staatspapiere dort notirt werden sollten, und in voriger Woche wurden bereits die russischen Course in Paris wieder angeschlagen! Wir haben ein Recht, daran zu erinnern, weil wir es erst im zweiten Hefte dieses Bandes (11. Januar) Seite 105 ein solches Recht uns vorbehalten. „Vielleicht haben wir noch einmal Gelegenheit, an diesen Beschluß der Londoner Börse, nie — auch nach beendetem Kriege, die Notirung russischer Anleihen gestatten zu wollen, — zu erinnern." Diese Gelegenheit wäre jetzt gekommen!

Wie mag es kommen, daß jeder von der Polizei Beaufsichtigte, für frühere gefährliche politische Thätigkeit Bestrafte, wenn er bei der Kammer petitionirt und Beschwerde führt, mit Zuversicht auf die Befürwortung von Seiten der Linken rechnen kann? Ein schlagendes Beispiel dafür war wieder einmal die Petition des bekannten Lehrers Wander im Hirschberger Kreise, der auch in neuester Zeit noch nicht von seinem regierungsfeindlichen Treiben abgelassen. Hr. v. Patow sagte bei dieser Gelegenheit, als der Regierungs-Commissar den Lehrer Wander eine schwurgerichtlich verurtheilte, also bescholtene Person nannte und der Polizei das Recht vindicirte, solche Personen zu beaufsichtigen, die der Moralität gefährlich sind —: „Ich gebe zu bedenken, daß die Zeit noch nicht da ist, diesen Wander für einen gefährlichen Menschen zu halten, und daß man ihn deshalb schwerlich zu fürchten hat." Es verräth diese Ansicht eines Abgeordneten eine Reife des staatsmännischen Urtheils, die auf gleicher Höhe mit dem heftigen Tadel der Regierung von Seiten der ganzen liberalen Partei bei Gelegenheit der Ausweisung Itzstein's und Hecker's aus Preußen im Jahre 1846 steht. Wenn man mit der Beaufsichtigung entschieden regierungsfeindlich und revolutionär gesinnter Menschen jedesmal so lange warten will, bis „die Zeit da ist," — das heißt doch nichts anders, als bis: die Empörung ihre Fahne erhebt, wie Itzstein und Hecker sie erhoben haben und Wander sie getragen hat — dann freilich dürfte Ruhe und Frieden der Ausnahms-, Rebellion aber der normale Zustand eines Landes sein. Wenn 1847 alle die Leute, welche später das Wort geführt und an der Spitze gestanden haben, oder sich drängten, an die Spitze zu gelangen, so kurz gehalten worden wären, wie jetzt die durch das Jahr 1848 erkannten Unruhestifter, so würden wir wahrscheinlich keine „Erhebung" und keinen „Völkerfrühling" in Preußen gehabt haben. Da wir ihn aber gehabt, so wird es der Regierung wohl erlaubt sein müssen, gemeinschädlichen Individuen wenigstens die Gelegenheit zur Aufreizung zu erschweren. Daß die Kammer auch diesmal über die Petition zur Tagesordnung überging, braucht glücklicherweise nicht besonders erwähnt zu werden. Wir fragen aber wiederholt: Wie mag es kommen, daß dergleichen bescholtene, schwurgerichtlich verurtheilte Personen ihre Fürsprecher stets und ausschließlich

auf der linken Seite des Abgeordnetenhauses und früher der Kammer fanden? — Auf diese Quaestio Domitiana fürchten wir keine Responsio Celsina! —

Wie vor wenigen Jahren dem bewunderten Ausspruche: „l'empire c'est la paix!" der Krieg fast unmittelbar folgte, so dürfte dem „sentiment, que les peuples ne doivent pas être égoistes!" sehr bald der Beweis folgen, daß einige Völker denn doch wirklich ziemlich egoistisch sind und aller Wahrscheinlichkeit nach auch bleiben werden. An Anlaß dazu wird es nicht fehlen. Die nächste Probe, auf welche dieses sentiment gestellt werden wird, liegt in der Stipulation, daß die verbündeten Helfer der Türkei 40 Tage nach dem Friedensschluß das Territorium derselben verlassen sollen. Dies wird sehr vermuthlich nicht geschehen und nicht geschehen können, soll alles das, was geschehen ist, nicht vergebens geschehen sein. Namentlich seit dem Erlaß des Hat Humayun ist ein sofortiges Zurückziehen der Befreiungstruppen nicht möglich. Schon hierbei wird der Egoismus verschiedener Völker sehr deutlich zu Tage treten. Es ist möglich, daß dieses sentiment der Völker bis zur vollendeten Erziehung des präsumtiven französischen Thronerben verschwunden sein wird, denn das Wort eines mächtigen Mannes dafür liegt jetzt vor uns, und es ist diesem mächtigen Manne schon so Vieles gelungen, daß vielleicht auch dafür die Zeit kommt, obgleich wir uns ein Volk ohne Egoismus überhaupt nicht denken können, und obgleich der Beweis vorliegt, daß von dem, was gesagt wird, fast unmittelbar nachher gerade das Gegentheil geschieht. Einige Splitterrichter meinen, es wären diese kaiserlichen Worte eine Bemerkung und ein Wunsch an die Adresse der während des Kriegs mit Frankreich Verbündeten. Das ist aber wohl zu weit hergeholt, denn das englische Volk z. B. wird doch Niemand für egoistisch halten wollen. Auch bei Sardinien trifft es nicht zu, da Sardinien nach officieller Aeußerung sein Schwert nie anders zieht, als zur „uneigennützigen Vertheidigung einer gerechten Sache!" —

Ein Vorlegen der Papiere über die Absetzung des Königs von Aude und die Einverleibung seines Königreiches in britisches Gebiet wird nun, da die betreffende Proclamation des General-Gouverneurs von Indien, Marquis v. Dalhousie, vom 7. Februar in Europa bekannt geworden ist, kaum mehr nöthig sein. Die Parlaments-Mitglieder Sir Erskine Parry und Otway, deren Fragen danach, der Minister als ungebeten und ungelegen bezeichnete, werden nun vollkommen beruhigt sein können, weil geschehene Dinge sich nicht mehr ändern lassen, und der abgesetzte König ja auch ein sehr „anständiges" Jahrgehalt ausgesetzt erhalten hat. Es ist diese Proclamation — die im Augenblicke der Friedens-Conferenzen in Paris bekannt wird, — das Stärkste, was

englische — Ausschließlichkeit in neuerer Zeit geleistet, und dürfte denn doch kaum so ganz unbemerkt vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung vorübergehen, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach, eben so ungebeten und vielleicht noch ungelegener aussprechen wird, als einige Parlaments-Glieder. Die Zeitungen haben diese Proclamation in ihrem ganzen Umfange gebracht und wir haben den Raum nicht, um ihr durch den vollständigen Abdruck die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche sie verdient. Aber wir möchten unseren Lesern fast das schon öfter Vorgeschlagene auch diesmal empfehlen, die Proclamation einmal mit veränderter Personen-Besetzung zu lesen. Statt England — Rußland, statt des Marquis v. Dalhousie — Fürst Mentschikoff, statt Aude — die Türkei, statt des Königs von Aude — der Sultan. Dann würden einige der hervorragenden Stellen — wir bemerken, daß wir bis auf das Personal wörtlich übersetzen — ungefähr so lauten:

„**Der Sultan der Türkei** hat eben so, wie seine Vorgänger, die Bestimmungen der frühern Verträge nicht erfüllt, welche es ihm zur Pflicht machten, ein dem Wohle seiner Unterthanen entsprechendes Verwaltungssystem einzuführen, und der **russischen** Regierung — wollte sie die Christen in der **Türkei** nicht ganz verkommen lassen, — blieb nichts Anderes übrig, als die Türkei den russischen Besitzungen einzuverleiben und sie dadurch unter den Schutz **russischer** Gesetze zu stellen. Die **Sultane der Türkei** verletzten die Verträge in jeder Beziehung, bedrückten die **Christen** und vergeudeten die Staats-Einnahmen in Ausschweifungen jeder Art. Wiederholt wurden sie vor den Folgen gewarnt, und **General Diebitsch** drohte schon 1828 mit einer Einverleibung des Landes, wenn das Regierungssystem nicht geändert würde. Alle Mahnungen blieben indessen vergeblich, und nach langem Bedenken entschloß sich die **russische** Regierung zu der halben Maßregel, die **Donau-Fürstenthümer** pfandweise zu besetzen. Dies stimmte indessen nicht mit der Ansicht des **Fürsten Menschikoff** überein, welcher sich schon in einer im October vorigen Jahres nach **Petersburg** gesandten Denkschrift für die völlige Einverleibung ausgesprochen. Der **Sultan** dachte so wenig an Widerstand, daß er selbst bei Annäherung der **russischen** Truppen befohlen hatte, das Geschütz abzuführen und seine Truppen zu entwaffnen. **Fürst Menschikoff** hielt seine erste Besprechung mit dem **Sultan** am 4. Februar und suchte denselben zur Ausstellung einer Entsagungs-Urkunde zu veranlassen. Dieser weigerte sich indessen entschieden, drohte mit einer Berufung an das **russische** Volk, und wurde nun durch die Proclamation vom 7. Februar, welche alle Beschwerden der **russischen** Regierung recapitulirt, förmlich abgesetzt. Der **Sultan** erhält ein Jahrgehalt von **150,000 Rubeln**. Die Regierung des Landes wird unter Oberleitung des **Fürsten Menschikoff** von 4 Ober-Commissaren und mehreren Unter-Commissaren, lauter **Russen**, geführt werden. An die Stelle des **türkischen** Heeres, welches gänzlich entlassen wird, tritt ein **russisches**

Contingent von 12,000 Mann Infanterie, 3000 Mann Cavallerie und 4 Compagnien Artillerie."

Was würde Europa zu einer solchen Proclamation gesagt haben, und was wird es zu der wirklichen des Marquis Dalhousie sagen? Aber freilich, wenn England dergleichen thut, so: „ist das etwas ganz Anderes, Bauer!" Wie stimmen dazu die hochtönenden Phrasen, welche den jetzt beschlossenen und von allen Seiten bereuten Krieg einleiteten? Mit welchem Gesicht würde der englische Bevollmächtigte dem russischen bei den Friedens-Conferenzen im Hotel Walewski antworten, wenn er gefragt würde, ob er nicht einige Aehnlichkeit zwischen Aude und der Türkei, zwischen dem schlecht regierten Volk jenes indischen Ländchens und den gedrückten Christen der Türkei fände, ob nicht Rußland auch oft genug die Türkei gewarnt, ob? — aber wie lang könnte die Reihe solcher Fragen noch werden, wenn es ernst damit gemeint wäre.

In einer englischen Zeitung, die vor und während des Krieges den Mund vorzugsweise voll genommen, die wiederholt versichert hat, ohne eine Wiederherstellung Polens, Rückgabe Finnlands und der Ostsee-Provinzen an Schweden, Wiedervereinigung der Krim und Ukraine mit der Türkei rc. rc. wäre gar nicht an den Frieden zu denken, — in den „Daily News" begegnen wir kürzlich einem ziemlich kleinlauten Artikel über das künftige Schicksal der Türkei, mit der man jetzt fast noch weniger anzufangen weiß, als vor dem Kriege. Es heißt dort: „Sieht es nicht fast wie eine Fügung des Schicksals oder wie eine Vergeltung aus, daß dieser Krieg, der mit einer unbegründeten und jetzt vergessenen Bewunderung für die Türken begonnen hat, die Folge haben kann, mit der Zerstörung alles dessen zu enden, was bisher eigenthümlich türkisch war? Und wodurch ist dieser Umschwung bewirkt worden? Vorzugsweise durch die heftige Abneigung, welche die zweijährige Bekanntschaft mit der orientalischen Regierungsweise ihren frühern Bewunderern eingeflößt hat." — Das ist in der That ein bezeichnendes Bekenntniß. Rußland hat, als nächster Nachbar und in stetigster Verbindung mit der Türkei, diese Zustände längst gekannt und jedenfalls richtiger erkannt als diejenigen, welche eine „unbegründete und jetzt vergessene Bewunderung" ausgesprochen. Was also ein barbarisches Land längst wußte, das zu erfahren, haben zwei civilisirte Länder sehr viel Blut vergossen und sehr viel Geld ausgegeben! Für diejenigen, welche sich durch alle Phasen dieses unfruchtbaren Kampfes Ruhe des Urtheils und der Anschauung bewahrt haben, sind diese nach und nach eintretenden Bekenntnisse eine besondere Genugthuung.

In angenehmer Abwechslung melden die Zeitungen aus Spanien bald: Die ungetrübteste Ruhe herrscht in den Provinzen, bald: Die Nachrichten aus Spanien über die Lage und den Zustand des Landes fangen an beunruhigend zu lauten. Heute ist eine innige Verbindung zwischen den Moderados und den Demokraten, gestern eine noch innigere Verbindung der entschiedenen Progressisten mit den Republikanern zu Stande gekommen. Ueberall kommen Versuche zum Aufruhr entweder gegen Theuerung und Polizeimaßregeln, oder gegen die Politik der Regierung vor. Neuerdings heißt es: Diese zahlreichen Aufruhrversuche wurden bisher durch die Energie der Militairbehörden unterdrückt, welche ihre Pflicht erkannten und nicht zögerten, sie zu erfüllen! Aber haben denn diese energischen Militairbehörden damals ihre Pflicht erkannt und erfüllt, als ein ehrgeiziger liberaler General die Waffen gegen die Regierung erhob und dadurch jene Zustände herbeiführte, welche das schöne Land seit zwei Jahren so gründlich revolutioniren? Hat die Armee in Spanien noch das Recht, einem bewaffneten Aufruhr entgegen zu treten, nachdem sie selbst eine Revolution gemacht? Mit welchem Gewissen decretiren Narvaez und Espartero Strafen für gewaffnete Empörung, nachdem der letztere selbst die Fahne der Rebellion gegen die Krone erhoben und der erstere den fait accompli benutzt hat? Ueber beide wird die Revolution eben so siegreich hinwegschreiten als über Alle, die sich mit dem undankbaren Geschäfte abgeben, Revolutionen zu machen, und die Geschichte wird eben so unerbittlich gerecht gegen sie sein, wie sie es gegen den Usurpator Louis Philipp gewesen ist. Die Reinheit der constitutionellen Form ist in Spanien nun schon so weit vorgeschritten, daß von der alten Monarchie fast nichts mehr übrig ist, als eine gepeinigte Frau. Schon jetzt verlautet es von Rathschlägen, die das imperialistische Frankreich dem unbequem werdenden Nachbar gegeben, und ist der Friede mit Rußland erst geschlossen, so werden sich diese nachbarlichen Rathschläge mehren. In Frankreich ist man vor der Hand mit dem Parlamentarismus und der liberalen Phrase gründlich zu Ende gekommen. Dafür hat sich das dort Vertriebene desto zäher in dem nachbarlichen Belgien, Sardinien und Spanien festgesetzt. Im Jahre 1823 machte der Herzog von Angouêlme auf dem Trocadero der constitutionellen Phrase in Spanien ein Ende. Wenn die französische Armee einige Zeit ausgeruht hat, wird vielleicht zu einer Wiederholung Rath.

Wappen-Sagen.

Buttlar.

Die Fahnen fliegen, vom Donner umkracht,
Herüber, hinüber wild woget die Schlacht —
Trommelgerassel, Trompetenschall,
In Eisen blitzt ein lebendiger Wall.
Da, auf dem Schimmel — Präsentirt das Gewehr!
Friedericus Rex, unser König und Herr!
Er reitet so kühl hervor bis zum Rand,
Er hebet so ruhig zum Gruße die Hand,
Er spähet gar scharf hinein in das Thal,
Dann winkt er hinab: Attaquez, General!
Und wieder spähet er vorwärts in's Thal,
Plötzlich umglüht's ihn wie Blitz und wie Strahl —
Der Boden erzittert, es donnert und kracht,
Die preußischen Reiter, sie stürmen zur Schlacht,
„Marsch, Trab, marsch, marsch," siegjauchender Ton,
Dicht geschlossen, Schwadron auf Schwadron!
Das eiserne Wetter, nun schlägt es darein.
Der Alte da Oben, der lenket es fein,
In eisernem Wetter, so fähret daher
Friedericus Rex, unser König und Herr!

Das eiserne Wetter schlug mörderisch ein,
Zerschmettert, vernichtet die feindlichen Reih'n,
Friedericus Rex, unser König ist da —
Die Preußen, sie schießen Victoria!

Er reitet so stolz an der Fronte hinab,
Er nimmt bei dem Gruße den Dreispitz ab,
Er spricht mit den Reitern, bald dort und bald hier,
Dann hält er das Roß vor dem Offizier,
Der mit der Linken führet die Wehr,
Mit der Rechten thut er es nimmer mehr!

„Wer ist Er?" fragte der König voll Ruh
Und blitzte ihn an mit den Augen dazu.
„Baron von Buttlar!" antwortet der drauf,
Es war als ging eine Sonne ihm auf.

Der König sagte: „Er ist kein Baron,*)
Doch ein braver Kerl, das merkte ich schon,
Und hat Er mal was zu bitten am Thron,
So komm' Er getrost nach Potsdam, mein Sohn!"

D'rauf nahm er den Hut noch ein Mal ab
Und setzte den Schimmel wieder in Trab,
Da donnert's die Reihen der Reiter entlang:
„Vivat Friedericus!" im Paukenklang.

Wohl zwanzig Jahre, die gingen in's Land,
Und Preußen erblühte an Friederich's Hand,
Da lief ein Schreiben in Potsdam ein,
Das las der König und lächelte fein.
Das Schreiben kam von dem Buttlar her,
Dem machten die Nachbarn das Leben schwer,
In specie aber der Tapfre klagt,
Daß man ihm den Freiherrntitel versagt.
Er bat von des Königes gnädiger Hand
Um Anerkennung im Freiherrnstand.

Da schrieb der König: „Er ist kein Baron,
Bei Hohenfriedberg, da sagt' ich's Ihm schon,
Doch weil Er mir damals half in der Schlacht,
So helf' ich Ihm heute mit meiner Macht.
Den Anspruch stelle Er ruhig ein,
Er soll nun ein preußischer Freiherr sein,
Und von meinem eigenen Wappenschild,
Geb' ich Ihm die zween Männer wild,
Die sollen Ihn schützen in Seinem Stand
Und helfen gegen die Nachbarn im Land,
Im Uebrigen aber verlasse Er sich
Auf Seinen König! Friederich."

Mit güldenen Reifen und silbernen Dauben,
Ihr Faß wird den Buttlar's kein Teufel nicht rauben,
Denn Friederich's wilde Männer, die Zwei,
Sie stehen auf ewig als Wächter dabei.

*) Die von Buttlar hatten Ansprüche auf den Reichsfreiherrntitel, Friedrich der Große bestritt ihnen den Titel, wie noch mehreren anderen Familien.

Inserate.

Bekanntmachung.

Mehrere in- und ausländische best renommirte Leinen-Fabrikanten haben beschlossen, theils in der Absicht, einen größeren Absatz zu erzielen, theils auch, um dem Publicum wesentliche Vortheile bieten zu können, neben dem Verkauf im en gros auch einen détail-Verkauf zu etabliren und durch diesen die Waaren zu en gros Preisen abzugeben. Da dieselben außerdem ihre Waaren 10 pCt. billiger geben, wie jeder andere Grossist, und der Wiederverkäufer mindestens auch 15 pCt. verdienen muß, so erwächst durch diesen Verkauf dem Publicum ein

Gewinn von wenigstens 25 Procent

und wird außerdem den Käufern eine directe Garantie für wirklich rein Leinen gegeben.

Da für Berlin nur eine derartige Niederlage ist, liegt es im Interesse eines verehrten Publicums, genau die Adresse merken zu wollen.

Bezugnehmend auf obige Bekanntmachung empfiehlt sich die

Haupt-Niederlage in- und ausländischer Leinen-Waaren,

Charlottenstraße 34, neben der Ecke der Behrenstraße,

mit einem vollständig sortirten Lager aller Gattungen Leinen, Bett-, Tisch- u. Handtücher zu **außergewöhnlich** billigen Preisen, wie nachstehender Preis-Courant beweist:

Haus-Leinen, 50—52 Berl. Ellen enthaltend, von 6, 7, 8, 9—10 Thlr.

Herrenhuter Leinen zu Bettwäsche 7—12 Thlr.

Creas-Leinen von 6½, 7, 8, 9—15 Thl.

Hanfgarn-Leinen von 7—15 Thlr.

Bielefelder Leinen von 7—30 Thlr.

Holländisch Leinen zu Oberhemden, von 10—50 Thlr.

Handtücher, à Stück 2 Ellen lang, ½ Dutz. von 22½ Sgr., 1 Thlr., 1½ Thlr., 2 Thlr. u. s. w.

Tischtücher jeder Größe, das Stück von 8 Sgr.

Servietten, ½ Dutz. von 22½ Sgr.

Inlett, Ueberzug und **Bettdrell,** à Elle von 3 Sgr. an.

Damast-Handtücher u. dergl. **Gedecke mit 6** und **12 Servietten** von 3 Thlr. an.

Wirklich rein Leinen-Taschentücher mit auch gänzlich ohne Appretur, ½ Dutz. von 22½ Sgr., 1—5 Thlr.

Batist-Leinentücher elegant in einem Carton verpackt, ½ Dtz. von 1½—8 Thlr.

So auch das vollständigste sortirte Lager fertiger Wäsche, als: Herren- und Damen-Hemden von Leinen und Shirting, Oberhemden nach den neuesten Façons unter Garantie des Gutsitzens ½ Dtzd. 2½—30 Thlr.

Charlottenstraße 34, neben der Ecke der Behrenstr.

Für Reisende.

Eine große Auswahl vorzüglicher achromatischer Fernröhre, so portativ, daß sie bequem in der Tasche getragen werden können, während sie egenstände auf sehr große Entfernung deutlich erkennen lassen, von 5 Thlr. bis 15 Thlr.; ferner ausgezeichnete Operngläser und Lorgnetten, in den neuesten Façons zu billigen Preisen, so wie endlich zu

Stereoscopen

eine neue Sendung vortrefflich ausgeführter Bilder verschiedenster Art, empfiehlt zu reellen Preisen

J. Amuel, Hofmechaniker und Hoflieferant Sr. Majestät des Königs,
Königsstraße 33, Ecke der Neuen Friedrichsstraße.

Neue Herren-Moden für die Sommer-Saison 1856.

Die überaus günstige Meinung, welche sich in dem hiesigen und auswärtigen Publicum über die Güte und Preiswürdigkeit meiner Artikel gebildet hat, ist ohne Zweifel die Hauptursache des stets sich vergrößernden Umsatzes. Diesen so gewonnenen Ruf dauernd zu bewahren wird immer das leitende Princip meiner Handlungsweise sein. Die Besucher meines Etablissements, von jeher gewohnt, ihre Wünsche bei mir befriedigen zu können, werden finden, daß in der nun beginnenden diesjährigen Saison ich selbst den exorbitantesten Anforderungen zu genügen vermag.

Die neuesten und mannichfaltigsten Stoffe für die diesjährigen Herrenmoden wurden von mir persönlich in den Fabrikstädten Belgiens und Frankreichs gekauft und die Modelle der ersten Pariser Schneider wie Gobillot, Dusautoy, Humann sind in meinem Geschäftslocal zur vergleichenden Ansicht ausgestellt.

Die nach diesen Modellen angefertigten Paletots, Fracks, Ueberzieher, Röcke, Beinkleider, Westen, Mäntel und Negligé-Anzüge liefern einen neuen Beweis von der eleganten Arbeit der aus meinen Werkstätten hervorgehenden Kleidungsstücke.

Die Preise der Gegenstände sind an denselben in deutlichen Zahlen angegeben.

LOUIS LANDSBERGER in Berlin,

Markgrafenstrasse 46, dem Schauspielhause gegenüber.

Angell'sches Kaffee-Extract

wird nicht nur Haushaltungen, sondern **vorzugsweise dem reisenden Publicum, so wie Garçons wegen der außerordentlichen Vortheile,** die es hinsichtlich **seiner Bequemlichkeit und Billigkeit** darbietet, angelegentlichst empfohlen.

Die Flasche zu 30 bis 40 Tassen kostet 7½ und 10 Sgr. — Leere Flaschen werden mit 1 Sgr. pro Stück zurückgenommen.

Zu haben in der Fabrik Grünstr. 4 und bei den Herren:

C. G. Gerold, Unt. d. Linden 24.
F. M. Dohm, Leipzigerstraße 67.
L. C. Baum, Friedrichsstraße 56.
In Breslau bei dem Herrn F. G. Schwartz.
In Stettin bei dem Herrn Carl Stocken.
Gust. Baum, Alexanderstraße 64.
P. Schmeling, Friedrichsstraße 175.
A. Thieme u. Co., Spittelbr. 16 und Landsbergerstraße 55.
In Frankfurt a. O. bei dem Herrn H. Schwarz.
In Potsdam bei dem Herrn H. C. Blankenstein.

Fabrik der neuesten

Fußteppiche, Wachstuche, Rouleaux, Fenstervorsetzer &c.

von **Hermann & Lehmann,**

Königl. Bauschule, Laden Nr. 3.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Dessauerstraße Nr. 5.

Die „Berliner Revue" wird von jetzt ab alle für die Oeffentlichkeit bestimmten Mittheilungen des Johanniter-Ordens enthalten, ebenso den Zugang und Abgang von Ordens-Mitgliedern melden. Um unseren Lesern einen klaren Ueberblick zu gewähren, liefern wir nachstehend zunächst die

Liste
der sämmtlichen Mitglieder
der
Balley Brandenburg
des Ritterlichen Ordens St. Johannes vom Spital zu Jerusalem.

Herrenmeister.

Carl, Prinz von Preußen, General-Feldzeugmeister und Chef der Artillerie.

Commendatoren.

1. Graf Henckel v. Donnersmarck, Oberst a. D., Erb-Ober-Land-Mundschenk im Herzogthum Schlesien und freier Standesherr auf Neubeck, Kreis Beuthen.
2. v. Rochow, Oberst a. D., auf Schloß Stülpe bei Luckenwalde. (Für Brandenburg.)
3. Freiherr Rudolph Hiller v. Gärtringen, Kammerherr und Landtags-Marschall der Provinz Posen, auf Betsche bei Meseritz. (Für Posen.)
4. Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten, Kammerherr und Legationsrath, auf Schlobitten, Kreis Pr. Holland. (Für Preußen.)
5. Graf zu Solms-Laubach, General-Major z. D., zu Braunfels.
6. Freiherr v. Friesen, Landrath a. D. und Kammerherr, auf Rammelburg im Mansfelder Gebirgskreise. (Für Sachsen.)
7. Graf v. Krassow, Präsident der Regierung zu Stralsund. (Für Pommern.)
8. Freiherr v. Bodelschwingh, Staats- und Finanz-Minister. (Für Westphalen.)

Ehren-Commendatoren.

1. Friedrich Carl, Prinz von Preußen, General-Major und Commandeur der 1. Garde-Cavallerie-Brigade.
2. Friedrich, Prinz der Niederlande, General der Infanterie und Chef des 15. Infanterie-Regiments.

Ordens-Hauptmann.

Freiherr v. Wrangel, General der Cavallerie, Ober-Befehlshaber der Truppen in den Marken, Commandeur des 3. Armee-Corps und Chef des 3. Kürassier-Regiments.

Ordens-Beamte.

Ordens-Kanzler: Eberhard Graf zu Stolberg-Wernigerode, Major à la Suite des 5. schweren Landwehr-Reiter-Regiments und Landrath des Kreises Landeshut, auf Schloß Kreppelhof.

Stellvertretender Ordens-Secretair: Graf v. Bismarck-Bohlen, Major und Flügel-Adjutant.

Rechtsritter.

1810.

1. Leopold, König der Belgier.
2. v. Natzmer, General der Infanterie und General-Adjutant.

1853.

3. Freiherr v. Wrangel, General der Cavallerie, Ober-Befehlshaber der Truppen in den Marken, Commandeur des 3. Armee-Corps und Chef des 3. Kürassier-Regiments. — Ordens-Hauptmann.
4. Freiherr v. Manteuffel, Minister-Präsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten.
5. Eberhard Graf zu Stolberg-Wernigerode, Major à la Suite des 5. schweren Landwehr-Reiter-Regiments und Landrath des Kreises Landeshut, auf Schloß Kreppelhof. — Kanzler des Ordens.
6. Graf v. Schweinitz und Crain, Hauptmann a. D. und Majoratsbesitzer, auf Hausdorf, Kreis Bolkenhain.

1854.

7. Graf v. Hülsen, General-Major a. D., auf Arnsdorf, Kreis Mohrungen.
8. Graf v. Bose, Königl. Sächsischer Hofmarschall a. D., zu Dresden.
9. Graf v. Seherr-Thoß, Landesältester auf Dobrau, Kreis Neustadt in Schlesien.
10. v. Brauchitsch, General der Cavallerie a. D., auf Spiegelberg bei Neustadt an der Dosse.
11. Freiherr v. Krafft, General-Lieutenant a. D., auf Krafftshagen, Kreis Friedland.
12. v. Sydow, Seconde-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer auf Woltersdorf, Kreis Randow.
13. Freiherr v. Maltzahn, Rittmeister a. D. und Kammerherr, auf Kummerow, Kreis Demmin.
14. Freiherr v. Maltzahn, Legationsrath a. D. und Kammerherr, zu Berlin.
15. Graf zu Lynar, Rittmeister a. D., Kammerherr und Standesherr, auf Lübbenau, Kreis Kalau.
16. Graf v. Itzenplitz, Regierungs-Präsident a. D. und Kammerherr, auf Kunersdorf bei Wriezen.
17. Graf v. Bismarck-Bohlen, General-Major a. D., auf Carlsburg, Kreis Greifswald.
18. Freiherr v. Quadt und Hüchtenbruck, General der Infanterie a. D., auf Bögge, Kreis Hamm.
19. Freiherr v. Wilkens-Hohenau, Kurfürstl. Hess. wirklicher Geheimer Rath und Gesandter zu Berlin.
20. v. Plötz, Königl. Sächsischer Kammerherr, zu Weimar.
21. v. Gerlach, General-Lieutenant und General-Adjutant.
22. v. Kröcher, Landes-Director, auf Vinzelberg, Kreis Gardelegen.
23. v. Arnim, Oberst-Lieutenant a. D., auf Crieven, Kreis Angermünde.
24. Graf v. Wartensleben, Major a. D. und Kammerherr, auf Karow im 2. Jerichowschen Kreise.
25. Freiherr v. Gaffron-Kunern, Geheimer Regierungsrath und erster Director des Credit-Instituts für Schlesien, zu Breslau.
26. v. Wedell, General der Cavallerie, General-Adjutant und Gouverneur der Bundesfestung Luxemburg.

27. Graf v. Schwerin, General-Major a. D., auf Wolfshagen, Kreis Prenzlau.
28. Graf Finck v. Finckenstein, General-Major a. D., zu Berlin.
29. Graf Finck v. Finckenstein, Oberst-Lieutenant a. D. und erster Kammerherr Ihrer Majestät der Königin.
30. v. Helldorff, Kammerherr und Landrath des Kreises Querfurt.
31. Freiherr Senfft v. Pilsach, Ober-Präsident der Provinz Pommern.
32. v Möllendorff, General-Lieutenant und Commandeur der Garde-Infanterie.
33. Graf v. Dönhoff, Geheimer Regierungsrath und Landrath a. D., zu Königsberg in Pr.
34. v. Puttkammer, General-Major und Inspecteur der 1. Artillerie-Inspection.
35. Frh. v. Massenbach, Major a. D., auf Bialokosz, Kreis Birnbaum.
36. v. Witzleben, Ober-Präsident der Provinz Sachsen.
37. Freiherr Strein v. Schwartzenau, Oberst-Lieutenant a. D. und Landschaftsrath, auf Groß-Dammer, Kreis Meseritz.
38. v. Uechtritz, Präsident des evangelischen Ober-Kirchenraths.
39. Burggraf und Graf zu Dohna-Lauck, Kammerherr und Ober-Marschall im Königreich Preußen.
40. Graf v. Zech-Burkersrode, Kammerherr und Landtags-Marschall der Provinz Sachsen, auf Goseck, Kreis Querfurt.
41. v. Plötz, Geheimer Justizrath und Landrath a. D., auf Groß-Weckow, Kreis Kammin.
42. Freiherr v. Plettenberg, Kreis-Deputirter auf Mehrum, Kreis Duisburg.
43. v. Werder, Geheimer Ober-Regierungsrath zu Merseburg.
44. v. d. Knesebeck, Major a. D., Ritterschafts-Director und Landrath des Kreises Teltow, auf Jühnsdorf.
45. Graf v. Königsmarck, Landrath a. D., auf Olesnitz, Kreis Chodziesen.
46. Freiherr v. Bodelschwingh-Plettenberg, Kammerherr, auf Bodelschwingh, Kreis Dortmund.
47. Graf und Herr v. Schlitz, gen. v. Görtz, Großherzogl. Hessischer Oberst à la Suite und Gesandter, zu Berlin.
48. Freiherr v. Schleinitz, Regierungs-Präsident zu Bromberg.
49. v. Quast, Geheimer Regierungsrath und Conservator der Kunst-Denkmäler, auf Radensleben, Kreis Ruppin.
50. Graf zu Eulenburg, Präsident der Regierung zu Marienwerder.
51. v. Schätzell, Herzogl. Anhalt-Bernburgischer wirklicher Geheimer Rath und Staats-Minister.
52. Freiherr v. d. Borch, Forstmeister bei der Regierung zu Merseburg.
53. Freiherr v. Zedlitz und Neukirch, Major a. D. und Landesältester, auf Neukirch, Kreis Schönau.
54. v. Häften, Landrath des Kreises Cleve.
55. Graf v. d. Schulenburg-Wolfsburg, Forstmeister und Regierungsrath, zu Merseburg.

1855.

56. Graf v. Pückler, General-Lieutenant a. D., zu Frankfurt.
57. v. Massow, Minister des Königlichen Hauses.
58. Graf v. Waldersee, General-Lieutenant und Commandeur der Garde-Cavallerie.
59. v. Leipziger, Geheimer Justiz- und Appellations-Gerichts-Rath, zu Naumburg.
60. Graf v. Moltke, Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzscher Ober-Stallmeister, auf Behle, Kreis Czarnikau.
61. Graf v. Königsmarck, wirklicher Geheimer Rath, Erbhofmeister in der Kurmark Brandenburg, Kammerherr und Gesandter im Haag.
62. v. Krosigk, Regierungs-Präsident a. D. und Dom-Probst, zu Merseburg.
63. Otto, Graf zu Solms-Laubach, zu Laubach im Großherzogthum Hessen.
64. v. Derenthall, Oberst und Commandeur des Regiments Garde du Corps.
65. v. Kunheim, General-Landschaftsrath, auf Spanden, Kreis Preußisch-Holland.

66. Freiherr v. Barnekow, Hauptmann a. D. und Kammerherr, auf Ralswiek, Kreis Rügen.

67. Friedrich, Graf zu Solms-Baruth, Standesherr, auf Baruth, Kreis Jüterbogk-Luckenwalde.

68. Graf v. Schlippenbach, Kammerherr, auf Arendsee, Kreis Prenzlau.

69. Freiherr v. Unruhe-Bomst, Oberst a. D. und Landschaftsrath, auf Bomst.

70. Graf v. Häseler, Schloß-Hauptmann von Königs-Wusterhausen, Kammerherr, Director der Kur- und Neumärkischen Haupt-Ritterschaft und General-Land-Feuer-Societät, auf Blankenfelde, Kreis Teltow.

71. Freiherr v. Heintze-Weißenrode, Königl. Dänischer Kammerherr, auf Bordesholm bei Kiel.

72. v. Massow, Geheimer Ober-Regierungsrath a. D., auf Rohr bei Rummelsburg.

73. Schach v. Wittenau, General-Major und Commandant von Danzig.

74. v. Wuthenau, Major a. D. und Unter-Director der Gesammtlandschaft des Herzogthums Anhalt, auf Groß-Paschleben bei Köthen.

75. v. Köller, Landrath a. D. und General-Landschaftsrath, auf Kantrek, Kreis Kammin.

76. v. Krosigk, Landrath in der Anhaltischen Landschaft für Bernburg, auf Hohenerxleben im Herzogthum Anhalt-Bernburg.

77. Dr. Frhr. v. Seckendorff, Ober-Procurator beim Landgericht zu Köln.

78. Graf v. Häseler, Major a. D. und Landrath des Kreises Ober-Barnim, auf Harnekop.

79. Graf v. Dönhoff, General-Major und Commandeur der 1. Cavallerie-Brigade.

80. v. Winterfeld, Landrath a. D. und Ritterschafts-Director, auf Kutzerow, Kreis Prenzlau.

81. v. Bonin, General-Major à la suite und Commandeur der 4. Garde-Infanterie-Brigade.

82. Freiherr v. Hoverbeck, gen. v. Schönaich, Rittmeister a. D. und Majoratsbesitzer, auf Tromnau, Kreis Rosenberg.

83. Graf v. Hohenthal-Königsbrück, Königl. Sächsischer Kammerherr, Standesherr, auf Königsbrück in der Königl. Sächsischen Oberlausitz.

84. Freiherr v. Reibnitz, Geheimer Regierungsrath und Zoll-Director, zu Luxemburg.

85. Graf v. Keyserling zu Rautenburg auf Rautenburg, Kreis Niederung.

86. Freiherr v. Plettenberg, Kammerherr und Kreis-Deputirter, auf Heeren, Kreis Hamm.

87. Frhr. v. Schlotheim, Kammerherr und Landrath des Kreises Minden.

88. v. Holzbrinck, Ober-Regierungsrath, zu Arnsberg.

89. Graf v. Blumenthal, Oberst, Flügel-Adjutant und Commandeur des 1. Garde-Regiments zu Fuß.

90. v. Jena, Major a. D., auf Köthen bei Neustadt-Eberswalde.

91. v. Dewitz, Justizrath und Rechts-Anwalt, zu Stettin.

92. Graf v. Schlieben, Premier-Lieutenant a. D. und Erbamts-Hauptmann, auf Sanditten, Kreis Wehlau.

93. v. Brauchitsch, Landrath des Landkreises Danzig, auf Klein-Katz, Kreis Neustadt.

94. v. Jagow, Landrath des Kreises Kreuznach.

95. Graf v. Münchow, Major a. D., auf Mickrow, Kreis Stolp.

96. v. Sydow, Oberst und Commandeur des 8. Infanterie-Regiments (Leib-Infanterie-Regiments).

97. Graf Wrschowetz-Sekerka von Sedczicz, Major und Commandeur des 2. Husaren-Regiments (2. Leib-Husaren-Regiments).

Ehrenritter.

1812.

1. v. Luck, General der Infanterie und General-Adjutant.
2. v. d. Knesebeck, Hauptmann a. D., auf Jühnsdorf bei Berlin.
3. Graf v. Rödern, Premier-Lieutenant und Kriegsrath a. D., zu Breslau.
4. Victor, Fürst von Schönburg-Waldenburg, General-Major a. D.

5. Graf v. Schmettow, Oberst-Lieutenant a. D., auf Brauchitschdorf, Kreis Lüben.
6. v. Dewitz, Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzscher Staatsminister a. D., zu Neu-Strelitz.
7. Freiherr v. Maltzahn, Graf v. Plessen, Oberst-Lieutenant a. D., auf Ivenack in Mecklenburg-Schwerin.
8. Freiherr v. Ende, Königl. Sächsischer Kammerjunker, zu Dresden.
9. v. Stülpnagel-Dargitz, Major a. D., Geheimer Regierungs- und Landrath des Prenzlauer Kreises.
10. Graf Henckel v. Donnersmarck, Rittmeister, Kammerherr und Geheimer Regierungsrath a. D., zu Merseburg.
11. v. Hedemann, Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzscher Kammerherr.
12. Graf v. Schwerin, Geheimer Justiz- und Kammergerichtsrath a. D., zu Berlin.
13. v. Trotha, Rittmeister a. D., zu Merseburg.
14. v. Versen, Lieutenant a. D., auf Riebitz, Kreis Kammin.

1813.

15. v. Görtzke, Major a. D., auf Groß-Beuthen, Kreis Teltow.
16. v. Schöning, Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrath und Landrath a. D., auf Ueckerhof, Kreis Pyritz.
17. Freiherr v. Werther, Staatsminister a. D. und Oberst-Marschall.
18. v. Stenger, Kais. Russ. Major und Inspector beim Nowo-Alexandrowskischen Militair-Gestüt.
19. Moriz Graf zu Putbus, Kammerherr zu Berlin.

1814.

20. Graf v. Hahn, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Erb-Land-Marschall.
21. Adolph, Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, zu Frankfurt am Main.
22. Otto v. Dewitz, Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzscher Ober-Hauptmann auf Krumbeck, bei Feldberg in Mecklenburg.
23. Tronchin de Loriol, Oberst-Lieutenant a. D., Schloßhauptmann von Benrath und Kammerherr, zu Berlin.
24 v. Seelhorst, Herzogl. Anhalt-Bernburgscher Hofmarschall a. D. und Kammerherr, zu Ballenstedt.
25. Albert Eduard Freiherr Gans edler Herr zu Putlitz, Hauptm. a. D., Erb-Marschall in der Kurmark Brandenburg und Domherr, auf Retzien bei Perleberg.
26. Freiherr v. Hammerstein, Königl. Hannoverscher Ober-Appellationsrath, zu Celle.
27. Theodor Graf zu Solms-Sonnewalde, Major a. D, Kammerherr und Standesherr, auf Sonnewalde, Kreis Luckau.
28. Wilhelm, Landgraf zu Hessen-Kassel, Königl. Dänischer General-Lieutenant.
29. v. Levetzow, Rittmeister a. D. und Domherr auf Kläden bei Stendal.

1815.

30. v. Hedemann, General der Kavallerie a. D., zu Berlin.
31. Graf v. Itzenplitz, Rittmeister und Landrath a. D., auf Groß-Behnitz, Kreis Westhavelland.
32. Graf v. Egloffstein, Major a. D., auf Arklitten, Kreis Gerdauen.
33. Graf v. d. Recke-Volmerstein, Major und Landrath a. D., auf Overdyck, Kreis Bochum.
34. v. Plessen, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Ober-Kammerherr und Geheimer Rath, zu Schwerin.
35. v. Versen, Major a. D., zu Berlin.
36. Moriz v. Baumbach, Kurfürstl. Hessischer Ober-Gerichts-Director a. D., zu Marburg.
37. v. Arnim, Oberst-Schenk und Mitglied der General-Ordens-Commission.
38. Graf v. Wintzingerode, Königl. Württembergscher Staats-Minister a. D., auf Bodenstein, Kreis Worbis.
39. Moriz Heinrich Graf v. Hopfgarten, Kammerherr zu Mülverstedt bei Langensalza.
40. Graf v. Gersdorff, Kammerherr, auf Hermsdorf, Kreis Hoyerswerda.
41. Ernst Freiherr v. Klopmann, Kais. Russ. Capitain a. D.

42. Herrmann, Fürst v. Pückler, General-Major a. D., auf Schloß Branitz, Kreis Kottbus.
43. v. Froreich, Landrath a. D., zu Wolmirstädt.
44. v. Gabow, auf Teschow bei Rostock in Mecklenburg-Schwerin.

1816.

45. v. Hartmannsdorf, Königl. Schwedischer Gouverneur des Calmar Lehn.
46. v. Krosigk, General-Lieutenant a. D., zu Dessau.
47. Graf v. Alvensleben, Staats-Minister a. D. und Erb-Truchseß im Fürstenthum Halberstadt, auf Erxleben, Kreis Osterburg.
48. Graf v. Reichenbach-Goschütz, Justizrath a. D., auf Polnisch-Würbitz, Kreis Kreuzburg.
49. v. Flotow, General-Major a. D., zu Berlin.
50. Otto, Fürst zu Lynar, auf Drehna, Kreis Luckau.
51. Graf v. Werthern-Beichlingen, Kammerherr, auch Großherzogl. Sachsen-Weimarscher Wirklicher Geheimer Rath und Ober-Kammerherr, auf Schloß Beichlingen, Kreis Eckartsberga.
52. v. Alvensleben, Oberst-Lieutenant a. D., zu Kösen.
53. Graf v. Arnim, Wirkl. Geheimer Rath, Kammerherr und Gesandter, zu Wien.
54. v. Kalckreuth, Oberst a. D., zu Potsdam.
55. v. Kleist, Hauptmann a. D.
56. v. Below I., General-Lieutenant a. D., zu Berlin.
57. Graf v. Oberg, Herzogl. Braunschweigscher Ober-Kammerherr a. D., zu Braunschweig.

1817.

58. Rochus Heinrich Graf zu Lynar, zu Potsdam.
59. Werner, Graf v. Veltheim, Herzogl. Braunschweigscher Staats-Minister und Ober-Jägermeister a. D., auf Harbke bei Helmstedt.
60. Freiherr v. Zedlitz-Neukirch, Oberst und Landschafts-Director, auf Nieder-Kaufung, Kreis Schönau.
61. v. Laffert, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Ober-Schenk, auf Dammereez in Mecklenburg-Schwerin.
62. v. Oppel, Königl. Sächs. Kriegsrath, auf Kalke in der Nieder-Lausitz.
63. Graf Kleist vom Loß, Major und Hof-Jägermeister a. D.
64. v. Kurowsky, Premier-Lieutenant und Landschaftsrath a. D., zu Königsberg in Pr.
65. v. Meklenburg, Rittmeister a. D.
66. v. Vandemer, Regierungsrath a. D., zu Frankfurt.
67. Graf v. Kalnein, Premier-Lieutenant a. D. und Kammerherr, auf Kilgis, Kreis Preuß. Eilau.
68. Freiherr v. d. Bussche gen. v. Münch, Königl. Hannoverscher Ober-Schenk a. D., zu Hannover.
69. Ernst, Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

1818.

70. Freiherr v. Zedlitz-Leipe, Seconde-Lieutenant a. D., auf Sülzendorf bei Schweidnitz.
71. v. Borstell, General der Cavallerie a. D.
72. Graf Henckel v. Donnersmarck auf Kaulwitz, Kreis Namslau.
73. Freiherr v. Meerheimb, Oberst-Lieutenant a. D., auf Groß-Gnemern, bei Bützow in Mecklenburg.
74. v. Sydow, Seconde-Lieutenant a. D.
75. v. Strantz II., General-Lieutenant z. D., zu Berlin.
76. v. Bülow, Königl. Dänischer Kammerherr und Hof-Jägermeister, zu Pinneberg.

1819.

77. Otto Graf v. Blome, Königl. Dänischer Kammerherr, auf Salzau in Holstein.
78. v. Wulffen, General-Lieutenant a. D., zu Potsdam.
79. Graf v. Waldersee, Oberst a. D.
80. Graf v. Bismark, Königl. Württembergischer General-Lieutenant a. D., zu Constanz.

81. v. Bosse, Oberst-Lieutenant und Brigadier der 7. Gendarmerie-Brigade.
82. Graf zu Eulenburg, General-Major a. D., zu Königsberg in Pr.
83. v. Alvensleben, Major a. D., auch Herzogl. Anhalt-Bernburgischer Kammerherr und Hof-Stallmeister a. D., zu Ballenstedt.
84. v. Adelebsen, Königl. Hannoverscher Rittmeister und Landrath a. D., auf Adelebsen bei Göttingen.
85. v. Strantz I., General-Lieutenant a. D., zu Berlin.
86. Freiherr v. Loën, Major a. D., Herzoglich Anhalt-Dessauischer Ober-Hofmarschall, zu Dessau.

1820.

87. Eduard Graf v. Hacke, Kammerherr zu Berlin.
88. Carl, Prinz zu Wied, Major a. D., zu Neuwied.
89. Freiherr v. d. Horst, Regierungs-Präsident a. D., zu Hollwinkel, Kreis Lübbecke.
90. Freiherr v. d. Bussche-Münch, Landrath a. D., auf Benlhausen, Kreis Lübbecke.
91. v. Sydow, Hauptmann a. D., auf Hirschfelbau bei Sagan.
92. Freiherr v. Lindenfels, Königl. Bayerscher Kammerherr zu Ansbach.
93. Freiherr v. Rodde, zu Schwerin in Mecklenburg-Schwerin.
94. Heinrich, Graf v. Schönburg-Glauchau, zu Glauchau im Königreich Sachsen.
95. v. Schweinitz, Seconde-Lieutenant a. D. und Landes-Aeltester, auf Alt-Raudten, Kreis Steinau.
96. v. Kröcher, Major a. D.
97. v. Zollikoffer, General der Cavallerie a. D.

1821.

98. Graf v. Adlerberg, Kais. Russ. General der Infanterie, General-Adjutant und Chef des Post-Departements. — 1825 mit Brillanten.
99. Perowskij, Kais. Russ. General-Lieutenant und General-Adjutant.
100. Graf v. Hardenberg, Königl. Hannoverscher Ober-Jägermeister, zu Hannover.
101. Freiherr v. Zedlitz-Neukirch, Major a. D. und Landrath des Kreises Schönau, auf Herrmannswaldau, Kreis Schönau.
102. v. d. Gröben, Major a. D., auf Arnstein, Kreis Heiligenbeil.
103. v. Thun, General-Lieutenant a. D., auf Schlemmin, Kreis Franzburg.
104. Freiherr v. Brunnow, Kais. Russ. Geheimer Rath.
105. v. Thielau, Major a. D., Kammerherr und Land-Stallmeister zu Graditz, Kreis Torgau.

1822.

106. Graf v. d. Schulenburg, General-Lieutenant a. D., zu Potsdam.
107. Graf zu Inn- und Knyphausen, Königl. Hannoverscher Regierungsrath a. D., zu Osnabrück.
108. Freiherr v. Lüdingshausen gen. Wolff, Hauptmann a. D., auf Kaukehnen in Ostpreußen.
109. v. Scheele, Regierungsrath a. D.
110. v. Münchhausen, Geheimer Regierungsrath und Landrath a. D., auf Neuhaus-Leitzkau bei Magdeburg.
111. Freiherr v. Maltzahn, Premier-Lieuten. u. Landschafts-Director a. D., auf Sommersdorf, Kreis Demmin.
112. Friedrich Freiherr v. Klopmann, Land-Hofmeister des Kurländischen Ober-Hofgerichts und Präsident des evangelisch-lutherischen Consistoriums, zu Mitau.
113. C. J. Stapleton, Seconde-Lieutenant a. D.
114. v. Kalenberg, Großherzogl. Badenscher General-Major a. D., zu Freiburg im Breisgau.
115. Friedrich Alexander Freiherr v. Chambrier, vormals Präsident des Staatsraths zu Neuenburg.
116. Freiherr Schoultz v. Ascheraden, Kammerherr und Wirklicher Geheimer Rath, auf Nehringen, Kreis Grimmen.

1823.

117. Graf v. Pückler, General-Lieutenant a. D., zu Breslau.
118. Graf v. Hardenberg, Oberst-Lieutenant a. D., auf Neu-Hardenberg, Kreis Lebus.

119. v. Krosigk, Erbtruchseß im Herzogthum Magdeburg, Geheimer Regierungsrath a. D. und Dom-Dechant, auf Poplitz, bei Alsleben im Saalkreise.
120. v. Harlem, Geheimer Ober-Regierungsrath a. D., zu Berlin.
121. Albert, Graf zu Pappenheim, Königl. Baierscher General der Cavallerie a. D. und erblicher Reichsrath, zu Pappenheim in Baiern.
122. du Trossel, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Oberst-Lieutenant a. D., zu Schwerin.
123. Friedrich v. Britzke auf Warchau im 2. Jerichowschen Kreise.

1824.

124. Graf v. Dönhoff, Wirkl. Geheimer Rath und Kammerherr, auf Friedrichstein bei Königsberg in Pr.
125. v. Wedell, General-Lieutenant a. D., zu Ludwigsdorf bei Oels.
126. v. Grabow, General der Infanterie, Commandeur des 2. Armee-Corps und Chef des 5. Inf.-Reg.
127. v. Klinckowström, General-Lieutenant a. D., zu Frankfurt a. O.
128. Albert v. Derenthall, Major a. D., auf Puskamin, Kreis Schlawe.
129. Freiherr zu Inn- u. Knyphausen, Premier-Lieutenant a. D.
130. v. Reichmeister, Regierungsrath a. D., auf Sandfort, im Fürstenthum Osnabrück.
131. Graf v. Helldorff, Kammerherr, auf Wollmirstädt, Kreis Eckartsberga.
132. Heinrich LXVII., Fürst Reuß zu Schleiz, General-Lieutenant à la suite der Armee.
133. Graf v. Görlitz, Großherzogl. Hessischer Geh. Rath und Kammerherr, zu Darmstadt.
134. Carl Freiherr v. Holzhausen, Kais. Oesterr. Lieutenant a. D., zu Frankfurt a. M.
135. Ludwig Graf v. d. Asseburg-Falkenstein, Ober-Jägermeister, auf Meisdorf, im Mansfelder Gebirgskreise.
136. Denis Marie v. Rougemont, Kammerherr, zu Paris.
137. v. L'Estocq, Oberst a. D.
138. Graf v. d. Schulenburg-Emden, Oberst-Lieutenant a. D., auf Emden, Kreis Neuhaldensleben.

1825.

139. v. Egloffstein, Oberst-Lieutenant a. D.
140. Graf Eckbrecht v. Dürckheim-Montmartin, Königl. Baierscher Ober-Hofmeister a. D. und Kammerherr zu Steingaden in Ober-Baiern.
141. Graf v. d. Gröben, General der Cavallerie, General-Adjutant, Commandeur des Garde-Corps und Chef des 2. Ulanen-Regiments.
142. v. Prittwitz, General der Infanterie a. D., zu Görlitz.
143. Freiherr v. d. Bussche-Ippenburg, General-Major a. D., auf Halden, Kreis Lübbecke.
144. Graf v. d. Osten-Sacken, Oberst a. D., zu Schwerin in Mecklenburg-Schwerin.
145. Friedrich Graf v. Pourtalès, Wirklicher Geheimer Rath und Kammerherr.
146. Freiherr v. Gemmingen, Großherzogl. Badenscher Kammerherr zu Baden-Baden.
147. Graf v. Götzen, Seconde-Lieutenant a. D. und Kammerherr auf Groß-Krutschen, Kreis Trebnitz.
148. Ferdinand, Fürst zu Solms-Braunfels.
149. v. Alvensleben, Rittmeister a. D., Kammerherr und Landrath des 2. Jerichowschen Kreises, auf Redekin.
150. Freiherr v. Maltitz, Kais. Russ. Wirklicher Staatsrath und Geschäftsträger zu Weimar.
151. Graf v. Limburg-Stirum, Königl. Niederländischer Oberst-Lieutenant und Hofmarschall des Prinzen Friedrich.
152. v. Hopfgarten, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher General-Major und General-Adjutant.
153. v. Bülow, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Hofmarschall.
154. Georg Graf v. Stosch, Landschafts-Director auf Manze, Kreis Nimptsch.

1826.

155. v. Brandenstein, General-Lieutenant a. D., zu Potsdam.
156. v. Tietzen u. Hennig, General der Cavallerie und Commandeur des 5. Armee-Corps.
157. Freiherr v. Berstett, Kais. Oesterreichischer Wirklicher Kämmerer und Major a. D.
158. Franz Carl Graf zu Ortenburg, Königl. Baierscher Reichsrath und Standesherr, auf Schloß Tambach in Oberfranken.
159. v. Teichmann u. Logischen, Kammerherr, auf Pontwitz, Kreis Oels.
160. Freiherr v. Reitzenstein-Hartungs, Königl. Baierscher Kammerherr, Ober-Zollrath und Grenzwach-Inspections-Commissar, zu München.
161. Graf v. Dyhrn, Premier-Lieutenant a. D.
162. Graf v. Bassewitz, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr, auf Perlin bei Wittenburg in Mecklenburg.
163. Ernst Freiherr v. Dörnberg, Königl. Baierscher Kammerherr und Chef der Fürstlich Thurn und Taxisschen Domänen-Verwaltung, zu Regensburg.
164. v. Linsingen Königl. Hannoverscher Ober-Hofmeister und Kammerherr.
165. v. Wohrsch, Geheimer Regierungsrath a. D, zu Breslau.
166. Freiherr v. Arnim, Wirklicher Geheimer Rath und Kammerherr.
167. Graf v. Voß, Seconde-Lieutenant a. D., auf Schorssow bei Teterow in Mecklenburg.
168. v. Schweinitz, Premier-Lieutenant, Geheimer Regierungsrath a. D., zu Liegnitz.
169. Graf v. Redern, Oberst-Truchseß, Wirklicher Geheimer Rath und General-Intendant der Hof-Musik, zu Berlin.
170. Freiherr v. Brandt, Großherzogl. Badenscher General-Major a. D., zu Karlsruhe.
171. v. Schilling, Großherzogl. Badenscher Hof-Marschall a. D., zu Karlsruhe.
172. Freiherr v. Dörnberg, Ober-Forstmeister bei der Regierung zu Arnsberg.
173. Freiherr v. Grovestins, Königl. Niederländischer Kammerherr.

1827.

174. Paul Wilhelm, Herzog von Württemberg, Königl. Württembergischer General-Major.
175. v. Lucadou, General-Lieutenant a. D., zu Breslau.
176. v. Bojanowsky, General-Major a. D.
177. Freiherr Röder v. Diersburg, Großherzoglich Badenscher General-Major und Commandeur der Infanterie.
178. Graf v. Blankensee, Premier-Lieutenant a. D. und Kammerherr, auf Mugarten, Kreis Friedeberg.
179. Graf v. Gronsfeld-Limpurg, Königlich Württembergischer Oberst-Lieutenant in der Leib-Garde zu Pferde.
180. v. Bodungen, Rittmeister und Landrath a. D., zu Heiligenstadt.
181. Freiherr Voit v. Salzburg, Königl. Baierscher Kammerherr und Major à la suite, zu München.
182. Freiherr v. Simolin, Kammerherr auf Groß-Dselden in Kurland.
183. Freiherr v. Meerheimb, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Kammer-Director a. D., auf Wokrent bei Bützow.
184. v. Grünewaldt, Kais. Russischer General-Lieutenant und General-Adjutant. Mit Brillanten.
185. Timkowskij, Kais. Russischer Oberst im Kürassier-Regiment Großherzog Peter von Oldenburg.
186. Baron Meller-Sakamelskij, Kais. Russ. Artillerie-Capitain a. D.
187. Baron Kaulbars, Kais. Russischer Oberst und Commandeur der 1. reitenden Pionier-Escadron.
188. Freiherr v. Reitzenstein, Oberst a. D., auf Zedlitz, Kreis Grottkau.
189. Bernhard, Prinz zu Solms-Braunfels, Königl. Hannoverscher General-Lieutenant à la suite der Cavallerie, zu Braunfels.
190. Graf v. Wedel, Premier-Lieutenant a. D., zu Soest.
191. Freiherr v. Brockhausen, Wirkl. Geh. Rath und Gesandter zu Brüssel.
192. Busso v. Alvensleben, Herzogl. Sachsen-Koburg-Gothaischer Ober-Stallmeister, General-Major und General-Adjutant, zu Koburg.

193. v. Siegsfeld, Herzogl. Anhalt-Bernburgischer Ober-Hofmarschall, zu Ballenstedt.

194. Peter Graf v. Medem, Kais. Russischer Staatsrath und Adels-Marschall, zu Mitau.

1828.

195. v. Prittwitz, Seconde-Lieutenant und Landrath a. D., zu Nimptsch.

196. Paul Graf v. Haugwitz, Kammerherr, Major und Landrath a. D., auf Rogau, Kreis Oppeln.

197. v. Buhl gen. Baron Schimmelpfennig v. d. Oye, Hauptmann a. D., auf Groß-Körpen, Kreis Braunsberg.

198. v. Woyna, General-Major a. D., zu Berlin.

199 v. Stülpnagel, General-Lieutenant a. D., zu Pasewalk.

200. v. Peucker, General-Lieutenant und General-Inspecteur des Militair-Erziehungs- und Bildungs-Wesens.

201. v. Frese, Königl. Hannoverscher Landrath a. D., zu Hinte in Ostfriesland.

202. Freiherr v. Crailsheim, Königl. Baierscher Kammerherr, zu Rödelsee bei Würzburg.

203. v. Ompteda, Königl. Hannoverscher Regierungs-Rath, zu Ruthe bei Hildesheim.

204. Freiherr v. Lüttwitz, Rittergutsbesitzer, auf Hartlieb, Kreis Breslau.

205. Graf v. Knuth, Kais. Russ. Oberst-Lieutenant a. D., zu Moskau.

206. Adolph Graf v. Blome, Königl. Dänischer Kammerherr und Hof-Jägermeister.

207. Alexander, Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein.

208. Mansuroff, Kais. Russ. General-Lieutenant und General-Adjutant. — 1829 mit Brillanten.

209. Freiherr v. Omphal, Königl. Niederländischer General-Lieutenant, Adjutant des Königs und Ober-Intendant der Königl. Schlösser.

210. Freiherr v. Schlichten, Oberst und Commandeur des 11. Hus.-Regts.

211. Graf v. Bethusy, Major a. D., auf Krzyzanowitz, Kreis Creuzburg.

1829.

212. v. Schlieben, Oberst-Lieutenant a. D.

213. v. Schöning, Oberst-Lieutenant und Hofmarschall a. D., zu Potsdam.

214. v. Esebeck, General-Lieutenant a. D., auf Peisten, Kreis Preuß. Eilau.

215. v. Tümpling, General der Cavallerie a. D., zu Potsdam.

216. v. Langenn, Hauptmann a. D., zu Kittlitz, bei Luckau.

217. Graf v. Baudissin, Königl. Dänischer Kammerherr, zu Dresden.

218. Friedrich Vollrath, Graf zu Isenburg-Philippseich.

219. Ernst v. Baumbach, Königl. Württembergischer General-Lieutenant, Commandant der Infanterie-Division und Gouverneur von Stuttgart.

220. Ludwig, Graf zu Erbach-Fürstenau, Kais. Oesterr. Kämmerer.

221. Dr. Freiherr v. Gersdorff, Großherzogl. Sachsen-Weimarscher Geh. Justiz- und Appellationsgerichts-Rath, zu Eisenach.

222. Freiherr v. Köckritz, Landes-Aeltester, auf Groß-Sürchen, Kreis Wohlau.

223. Freiherr v. Steinäcker, Oberst-Lieutenant a. D. und Landrath des Kreises Kalbe.

224. v. Kuntsch, Königl. Sächsischer Rittmeister, zu Dresden.

225. Ludwig, Fürst zu Solms-Lich, Mitglied des Staatsraths.

226. August Freiherr v. Dörnberg, Königl. Baierscher Kammerherr und Fürstl. Thurn und Taxisscher General-Postdirector zu Frankfurt a. M.

227. Carl Theodor Graf v. Medem, Kais. Russ. Rittmeister a. D., zu Mitau in Kurland.

228. Graf v. Löwenhaupt, Königl. Schwedischer Oberst, General-Adjutant und Kammerherr.

229. Anton Graf Gyldenstolpe, Königl. Schwedischer Capitain im Svea-Artillerie-Regiment.

230. Christian Graf v. Danneskjold-Samsöe, Königl. Dänischer Hof-Jägermeister, zu Gisselfeld auf Seeland.

231. Carl v. Tettau, Seconde-Lieutenant a. D.

232. Jurjewitsch, Kais. Russ. Oberst im Leib-Garde-Ismailow'schen Regiment und Flügel-Adjutant.

233. v. Avemann, Königl. Hannoverscher Justiz-Canzlei-Director a. D, zu Celle.

234. Freiherr v. Beulwitz, Großherzogl. Sachsen-Weimarscher General-Major, General-Adjutant und Wirkl. Geheimer Rath. Mit Brillanten.

235. Freiherr von und zu Egloffstein, Großherzogl. Oldenburgischer Oberst-Lieutenant, Kammerherr und Commdr. des Reiter-Regiments.

236. de Ceva, Königl. Niederländischer General-Major a. D., zu Mastricht.

237. v. Staff, gen. v. Reitzenstein, General-Lieutenant a. D.

238. Graf v. Schlitz, gen. v. Görtz-Wrisberg, Königl. Hannoverscher Drost und Ritterschafts-Deputirter, auf Wrisbergholzen bei Hildesheim.

239. Freiherr v. Berckheim, Großherzogl. Badenscher Kammerherr, zu Karlsruhe.

240. Graf Kuscheleff, Kais. Russ. General-Major und Director des Artillerie-Departements im Kriegs-Ministerium.

241. Freiherr v. Ungern-Sternberg, Kais. Russ. Geheimer Rath und Gesandter zu Kopenhagen.

242. v. Küster, Major und Geheimer Legationsrath a. D., auf Lomnitz, Kreis Hirschberg.

1820.

243. v. Selasinski, General der Infanterie a. D., zu Berlin.

244. v. Grabowski, General-Lieutenant a. D., zu Bonn.

245. v Werder, General-Lieutenant und Commdr. des 1. Armee-Corps.

246. v. Massow, Oberst-Lieutenant a. D.

247. v. Bonin, auf Kusserow, im Kreise Schlawe.

248. v. Münchhausen, Ober-Forstmeister a. D., zu Frankfurt.

249. v. Erxleben, Major a. D. und Dom-Dechant zu Brandenburg, auf Selbelang, Kreis Westhavelland.

250. v. Thümen, General-Lieutenant und Vice-Gouverneur der Bundesfestung Mainz.

251. August Freiherr v. Fircks, Kais. Russ. Kammerjunker und Titularrath a. D., auf Alt-Schwaden in Kurland.

252. v. Schimmelmann, Forstmeister a. D., zu Letzlingen, Kreis Garbelegen.

253. Moriz, Graf zu Bentheim-Tecklenburg-Rheda, Kurfürstl. Hessischer Kammerherr, zu Wasserlos in Würtemberg.

254. v. d. Osten, Königl. Würtembergscher Oberst im Invaliden-Corps, zu Stuttgart.

255. Baron v. Malortie, Königl. Hannoverscher Ober-Hofmarschall und Kammerherr.

256. v. Winterfeld, Seconde-Lieutenant a. D., auf Freienstein, Kreis Ostpriegnitz.

257. v. Brederlow, General-Major a. D., zu Potsdam.

258. Graf vom Hagen, Kammerherr und Erb-Schenk im Herzogthum Magdeburg, auf Möckern, im 1. Jerichowschen Kreise.

259. Freiherr v. Hammerstein, Kais. Oesterr. Feldmarschall-Lieutenant a. D.

260. Gustav Freiherr v. Berlichingen, Königl. Würtembergscher Kammerherr, zu Stuttgart.

261. Freiherr v. Medem, vormals Quästor bei der Universität zu Berlin.

262. Carl Heinrich Alban, Graf v. Schönburg-Wechselburg, zu Dresden.

263. Graf v. d. Bussche-Ippenburg, gen. v. Kessel, Landrath a. D. und Kammerherr, auf Hackhausen, Kreis Solingen.

264. v. Buch, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Kammerjunker und Amtshauptmann, zu Bützow.

265. v. Lützow, Großherz. Mecklenburg-Schwerinscher Staats-Minister a. D., auf Boddin, bei Gnoien in Mecklenburg.

266. Freiherr v. Plotho, Kammerherr, auf Lützen-Ziatz, im 1. Jerichowschen Kreise.

267. v. Kessel, Rittmeister a. D. und Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzscher Kammerherr, zu Sagan.

268. v. Abrahamson, Königl. Dänischer Oberst-Lieutenant und General-Commissair in Fühnen.

269. v. Bardeleben, General der Infanterie a. D., zu Koblenz.

270. v. Strantz, General-Lieutenant a. D.

271. Tscheffkin, Kais. Russ. General-Major, Flügel-Adjutant und Chef des Stabes vom Corps der Berg-Ingenieure.
272. v. Budberg, Kais. Russ. General-Major à la suite.

1831.

273. v. Uslar, Herzogl. Braunschweigscher Forst-Director a. D., zu Braunschweig.
274. Graf v. Reventlow, Königl. Dänischer Amtmann, zu Flensburg.
275. v. Brederlow, Hauptmann und Forst-Inspector a. D., auf Groß-Saalau, in Ostpreußen.
276. Adolph Graf v. Poninski.
277. Alexander v. Dörnberg, Kurfürstl. Hessischer Staats-Minister a. D., zu Rinteln.
278. Graf v. Carmer, Rittmeister a. D., auf Pantzkau, Kreis Neumarkt.
279. August v. Massow, Kammerherr auf Gumbin, Kreis Stolp.
280. v. Hopffgarten, Großherzogl. Sachsen-Weimarscher Ober-Jägermeister und Kammerherr.
281. Eduard Graf v. Pückler, Kammerherr, auf Nieder-Thomaswaldau, bei Bunzlau.
282. v. Köckritz, Landrath des Kreises Guhrau.
283. v. Braun, Rittmeister a. D. und Fürstl. Wiedscher Hofmarschall, auf Dominau, Kreis Friedland.
284. v. Frölich, General-Lieutenant a. D., zu Berlin.
285. v. Lindheim, General-Lieutenant, General-Adjutant und Commandeur des 6. Armee-Corps.
286. v. Rudloff, General-Major a. D., zu Niesky, Kreis Rothenburg.
287. v. Dieskau, Königl. Belgischer Major.
288. Graf v. Pückler, Oberst, Kammerherr und Hofmarschall des Prinzen von Preußen.
289. Gustav Graf Blücher v. Wahlstatt.
290. v. Waldow und Reitzenstein, Seconde-Lieutenant a. D. und Kreis-Deputirter, auf Reitzenstein, Kreis Sternberg.
291. Freiherr Schüler v. Senden, Kaiserl. Oesterr. Ober-Lieutenant a. D.
292. v. Charrière, Großherzogl. Hessischer Kammerherr.
293. Friedrich Carl Graf zu Ortenburg, Premier-Lieutenant a. D., zu Schloß Tambach, in Oberfranken.
294. Fürst Italinskij, Graf Suworoff-Rimnizkij, Kais. Russ. General-Lieutenant und General-Adjutant. — 1832 mit Brillanten.
295. v. Pogwisch, Oberst-Lieutenant a. D. und Kammerherr, zu Berlin.

1832.

296. v. Below II., General-Lieutenant a. D., zu Berlin.
297. v. Rauderode, General-Major a. D., zu Berlin.
298. v. Felden, General-Lieutenant a. D., zu Berlin.
299. v. Rohr, Oberst a. D.
300. v. Gayl, Oberst-Lieutenant a. D., zu Berlin.
301. Freiherr Hiller v. Gärtringen, Oberst a. D.
302. v. Röder, Königl. Württembergischer General-Lieutenant a. D., zu Ludwigsburg.
303. Adalbert Graf v. d. Recke-Volmerstein, zu Düsselthal, bei Düsseldorf.
304. Graf v. Kalnein, auf Domnau, Kreis Friedland.
305. Joseph Graf v. Baudissin, zu Projersdorf, in Holstein.
306. Freiherr v. Krassow, Königl. Schwedischer Oberst-Lieutenant a. D., auf Pansewitz, Kreis Rügen.
307. Carl Graf v. Medem, Curator des adeligen St. Katharinen-Stifts zu Mitau.
308. Graf v. Seckendorff, Wirklicher Geheimer Rath, Kammerherr und Gesandter, zu Stuttgart.
309. v. Lützow, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Schloßhauptmann, zu Schwerin.
310. v. Rauderode, Herzogl. Sachsen-Meiningenscher Oberst, Schloßhauptmann und Kammerherr.
311. Ewald v. Kleist, Kais. Russ. Oberst-Lieutenant a. D. und Gouvernements-Forstmeister, zu Mitau.

312. Heinrich Freiherr v. Offenberg, Kammerherr, auch Kais. Russ. Staatsrath, Kammerherr und Dirigent des Kurländischen Domainenhofes, zu Mitau.

313. v. Pelden, gen. v. Cloudt, Königl. Hann. Oberst-Lieutenant a. D., zu Rethem an der Aller.

314. Freiherr v. Lüdinghausen, gen. Wolff, Rittmeister a. D., zu Elbing.

315. Graf v. Degenfeld-Schonburg, Kais. Oesterr. Feldmarschall-Lieutenant.

316. Ramsay, Kais. Russ. General-Major und Inspecteur der Schützen-Bataillone.

317. Graf v. Redern, Kammerherr und Gesandter, zu Dresden.

318. v. Dreiling, Kais. Russ. Staatsrath und Post-Inspector des 1. Bezirks.

319. Oseroff, Kais. Russ. Kammerherr, Staatsrath und Geschäftsträger, zu Karlsruhe.

320. Casimir Ferdinand, Graf und edler Herr zur Lippe-Biesterfeld, Königl. Württembergischer Oberst und Kammerherr, zu Stuttgart.

1833.

321. Freiherr v. Richthofen, Seconde-Lieutenant a. D., auf Kammerau, bei Schweidnitz.

322. v. Waldau, Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzscher Kammerherr, auf Dannenwalde, bei Fürstenberg in Mecklenburg.

323. v. Stein, Herzogl. Sachsen-Koburg-Gothaischer Wirklicher Geheimer Rath und Minister a. D., zu Würzburg.

324. Graf v. Egloffstein, Ober-Landesgerichtsrath a. D., auf Woopen, Kreis Friedland.

325. v. Kurowski, auf Bischdorf, im Kreise Rössel.

326. Freiherr v. Wangenheim, Herzogl. Sachsen-Koburg-Gothaischer Ober-Kammerherr, zu Koburg.

327. v. Ledebur, General-Lieutenant a. D. und Erbmarschall von Herford, auf Mühlenburg, Kreis Bünde.

328. v. Dankbahr, General-Major und Commandeur der 6. Infanterie-Brigade.

329. v Oppen-Schilden, Major a. D., auf Clarisholm, bei Randers in Jütland.

330. v. Koschkull, Kais. Russ. Rittmeister im Cavallerie-Muster-Regiment.

331. Freiherr v. Bille-Brahe, Königl. Dänischer Kammerjunker und Premier-Lieutenant bei der Leib-Garde zu Pferde.

332. v. Rochow, Major und Hofmarschall a. D., auf Plessow, Kreis Zauch-Belzig.

333. v. d. Brincken, Major a. D. und Land-Stallmeister, zu Neustadt an der Dosse.

334. Graf Finck v. Finckenstein, Land-Hofmeister im Königreich Preußen, auf Jäskendorf, Kreis Mohrungen.

335. Heinrich v. Treskow, Seconde-Lieutenant a. D., auf Radojewo, Kreis Posen.

336. v. Sodenstern, Königl. Schwedischer Hofmarschall a. D.

337. v. Kamptz, Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzscher Ober-Hofmeister und Kammerherr.

338. Freiherr v. Sell, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Oberhofmeister und Generalmajor à la suite.

339. Herrmann Graf zu Ortenburg, Kais. Oesterr. Kämmerer und Major von der Armee, zu Schloß Tambach, in Oberfranken.

340. Fürst Basil Dolgorukij, Kais. Russ. Oberst und Flügel-Adjutant. — 1838 mit Brillanten.

341. v. Wedell-Parlow, Rittmeister und Landrath a. D., auf Güntersberg, Kreis Angermünde.

342. Fürst Wladimir Galizin, Kais. Russ. Oberst in der 3. Garde-Grenadier-Artillerie-Brigade.

1834.

343. v. Werder, General-Lieutenant a. D.

344. Graf Henckel v. Donnersmarck, General-Lieutenant a. D., zu Breslau.

345. v. Röder, General-Lieutenant a. D., zu Gohlau, Kreis Neumarkt.

346. v. Voß, General der Infanterie a. D., zu Berlin.

347. v. d. Horst, General-Lieutenant a. D., auf Obernfelde, Kreis Bünde.
348. Schach v. Wittenau, General-Major a. D., zu Schwedt a. O.
349. Graf zu Lynar, Oberst-Lieutenant a. D.
350. v. Meyerinck, Wirklicher Geheimer Rath und Ober-Schloßhauptmann.
351. Graf v. Roëpoth, Oberst-Lieutenant a. D., auf Halbau, Kreis Sagan.
352. v. Krusenstern, Kais. Russ. Kammerjunker und Collegienrath beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.
353. Graf v. Hardenberg, Seconde-Lieutenant a. D., zu Brieg.
354. Schmidt v. Schmiedeseck, Seconde-Lieutenant a. D., auf Woplauken, bei Rastenburg.
355. Graf v. Wedel, Großherzogl. Oldenburgscher Kammerherr, Major und Flügel-Adjutant.
356. Graf v. Zeppelin, Fürstlich Hohenzollern-Hechingenscher Hof- und Regierungsrath a. D.
357. Graf zu Waldburg-Truchseß, Oberst-Lieutenant a. D., zu Berlin.
358. v. Gersdorff, Königl. Sächsischer Ober-Hofmarschall, zu Dresden.
359. Freiherr v. d. Knesebeck, Königl. Hannoverscher Geheimer Justizrath, zu Göttingen.
360. Botho, Graf zu Stolberg-Wernigerode, Seconde-Lieutenant a. D., zu Wernigerode.
361. Freiherr v. Knobelsdorf, Land-Stallmeister, zu Leubus, Kreis Wohlau.
362. Friedrich Graf v. Pfeil, zu Gnadenfrei, Kreis Reichenbach.
363. Graf v. Keffenbrinck, auf Griebenow, bei Greifswald.
364. Freiherr v. Rothkirch-Trach, Ober-Landesgerichtsrath a. D., auf Bärsdorf, Kreis Goldberg-Haynau.
365. v. Schindel und Dromsdorf, Großherzogl. Sachsen-Weimarscher Kammerherr, auf Nieder-Schönbrunn, bei Görlitz.
366. v. Prittwitz, General-Major und Inspecteur der 1. Ingenieur-Inspection.
367. Casimir, Fürst zu Bentheim-Tecklenburg-Rheda.
368. Freiherr v. Lindenfels-Reislas, Königl. Baierscher General-Major und Commandant von Bayreuth.
369. v. Both, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Oberst und Commandant von Ludwigslust.
370. Georg, Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Kais. Russ. Major der Cavallerie.
371. v. Arnim, Major a. D., auf Lassehne, Kreis Fürstenthum.
372. v. Kötteritz, Kais. Russ. Oberst von der Garde a. D., zu Neapel.
373. Freiherr v. Schwerin, Königl. Schwedischer Rittmeister bei der Garde zu Pferde.
374. Wesselago, Kais. Russ. Capitain.
375. v. Glasenapp, Kais. Russ. Capitain-Lieutenant in der Marine und Flügel-Adjutant.
376. Achlestischeff, Kais. Russ. Capitain in der 18. Flotten-Equipage und Commdr. des Schiffes Brienne.
377. Solotoff, Kais. Russ. Marine-Lieutenant a. D.
378. Antonieff, Kais. Russ. Lieutenant und Adjutant des Du-Jour-Generals vom Marine-General-Stabe zu St. Petersburg.
379. Murawieff, Kais. Russ. Capitain-Lieutenant der Marine a. D.
380. v. Cosel, General-Lieutenant z. D.
381. Graf v. Klinckowström, auf Sehmen, Kreis Friedland.
382. Graf v. Luckner, auf Neuhausen, Landkreis Königsberg.
383. Fürst Alexander Galizin, Kais. Russ. Oberst und Militair-Chef des Gouvernements Lublin.
384. v. Schöning, Major a. D., zu Stargard in Pommern.
385. v. Kleist, Landschafts- und Kreis-Deputirter, auf Wendisch-Tychow, Kreis Schlawe.
386. Nikolaus Wolkoff, Kais. Russ Wirklicher Staatsrath im Ministerium des Innern.
387. Wilhelm Baron v. Lieven, Kais. Russ. Oberst und Flügel-Adjutant. Mit Brillanten.
388. Gervais, Kais. Russ. Rittmeister im Garde-Chevalier-Regiment.
389. v. Krüdener, Kais. Russ. Capitain im Preobraschenskischen Garde-Regiment.

390. Graf v. Reventlow-Criminil, Königl. Dänischer Geh. Staats-Minister a. D. und Kammerherr.
391. v. Prittelwitz, Oberst-Lieutenant a. D. und Hofmarschall des Prinzen Friedrich von Preußen.
392. Fromhold Alexander v. Bistram, Kaiserl. Russischer Lieutenant a. D., auf Waddax und Dannhof, bei Mitau.
393. Anatol Demidoff, Kais. Russ. Hofrath a. D., zu St. Petersburg.
394. v. Wrangel, Kais. Russ. General-Major und Director des Artillerie-Departements im Kriegs-Ministerium.
395. Freiherr v. Münchhausen, Herzogl. Sachsen-Altenburgischer Oberst, General-Adjutant a. D., Oberst-Hofmarschall und Kammerherr.

1835.

396. v. Schack, General-Lieutenant und Commandeur der 15. Division.
397. Freiherr v. Kleist, Landrath des Kreises Schweinitz, auf Colochau, Regierungs-Bezirk Merseburg.
398. Freiherr v. Moltke, Oberst, aggegrirt dem Generalstabe, und erster Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.
399. Nowosilzoff, Kais. Russ. Rittmeister und Collegienrath.
400. Graf v. Einsiedel, Kais. Oesterr. Kämmerer und Oberst-Lieutenant von der Armee, auf Wolkenburg, bei Leipzig.
401. Graf v. Schlieffen, Wirklicher Geheimer Legationsrath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.
402. v. Lattorff, Kammerherr u. Kreis-Deputirter, auf Klieken, bei Coswig.
403. v. Berswordt, gen. v. Wallrabe, Kreis-Deputirter, auf Weitmar, Kreis Bochum.
404. v. Brösigke, Major a. D. und Kreis-Deputirter, auf Cammer, bei Brandenburg.
405. Graf v. Moltke zu Moltkenburg, Königl. Dänischer Hofmarschall und Kammerherr.
406. v. Lützow, Großherzogl. Oldenburgischer Reise-Marschall a. D. und Kammerherr, zu Görlitz.
407. v. Uechtritz, Königl. Sächsischer Kammerherr, zu Dresden.
408. v. Ledebur, Hauptmann a. D., auf Ahrenshorst, bei Osnabrück.
409. v. Roulet, Legationsrath a. D. und Kammerherr, zu Neuenburg.
410. v. Stockhausen, General-Lieutenant z. D., zu Berlin.
411. Philosophoff, Kaiserl. Russ. General-Lieutenant u. General-Adjutant.
412. v. Bockelberg, Kammerherr und Gesandter, zu München.
413. Freiherr v. Firks, Oberst a. D., zu Breslau.
414. Freiherr v. Vincke, Oberst-Lieutenant a. D., zu Oldendorf, bei Grottkau.
415. Graf v. Pückler, Major a. D. und Präsident der Regierung zu Oppeln.
416. Fürst Meschtscherskij, Kaiserl. Russ. General-Major a. D.
417. Latschinoff, Kaiserl. Russ. General-Major der Cavallerie a. D.
418. v. Prittwitz, Kaiserl. Russ. Oberst und Flügel-Adjutant.
419. v. Essen, Kaiserl. Russ. General-Major a. D.
420. v. Gresser, Kaiserl. Russ. Oberst, Flügel-Adjutant und Commandeur des Grenadier-Regiments Prinz Eugen von Württemberg.
421. Baron v. Salza, Kaiserl. Russ. Oberst, Flügel-Adjutant und Platz-Major von St. Petersburg.
422. Traskin, Kaiserl. Russ. General-Major und Chef des Stabes der Armee in Kaukasien.
423. v. Krusenstern, Kaiserl. Russ. Oberst im Garde-Regiment zu Pferde und Flügel-Adjutant.
424. Lanskoj, Kaiserl. Russ. Oberst im Garde-Chevalier-Regiment und Flügel-Adjutant.
425. Lwoff, Kaiserl. Russ. Oberst und Flügel-Adjutant.
426. Fürst Urussoff, Kaiserl. Russ. Oberst im Garde-Ulanen-Regiment und Flügel-Adjutant.
427. Graf Orloff-Denissoff, Kaiserl. Russ. Oberst und Flügel-Adjutant.
428. Graf Wassiltschikoff, Kaiserl. Russ. Oberst und Flügel-Adjutant.
429. Graf v. Lamsdorf, Kaiserl. Russ. Oberst und Flügel-Adjutant.
430. Paschkoff, Kaiserl. Russ. Oberst im Garde-Husaren-Regiment und Flügel-Adjutant.
431. Gogel, Kaiserl. Russ. Oberst, Flügel-Adjutant und Chef des Stabes vom 2. Infanterie-Corps.

432. v. Brinen, Kais. Russ. Oberst und Flügel-Adjutant.
433. Schipoff, Kaiserl. Russ. Oberst im Semenowschen Garde-Regiment.
434. Fürst Nikolaus Urussoff, Kaiserl. Russ. Capitain und Adjutant.
435. Fürst Michael Galizin, Kaiserl. Russ. Oberst im Kljastizki'schen Husaren-Regiment.
436. Leontjeff, Kaiserl. Russ. Rittmeister im Garde-Husaren-Regiment.
437. Demidoff, Kaiserl. Russ. Rittmeister im Garde-Husaren-Regiment.
438. Tschaplitz, Kaiserl. Russ. Oberst und Commandeur der 19. Artillerie-Brigade.
439. Paul v. Kotzebue. Kaiserl. Russ. General-Major und Chef des Generalstabes vom abgesonderten Kaukasischen Corps.
440. Freiherr v. d. Osten-Sacken, Kaiserl. Russ. Seconde-Lieutenant im Wolhynischen Garde-Regiment.
442. v. Lamprecht, Wirklicher Geheimer Rath und Präsident des Haupt-Bank-Directoriums.

1836.

442. Freiherr v. Brandenstein, General-Major und Ober-Stallmeister a. D., auf Riendorf bei Schwerin in Mecklenburg.
443. de Marées, General-Major a. D., zu Frankfurt a. O.
444. v. Barby, General-Lieutenant a. D.
445. Graf v. Schlippenbach, General-Major und Commandeur der 9. Cavallerie-Brigade.
446. v. Hintzmann-Hallmann, Oberst a. D. auf Bansen, Kreis Rössel.
447. Freiherr v. Gablenz, Kais. Oesterr. General-Major und Brigadier beim 1. Cavallerie-Armee-Corps.
448. Ludwig Graf v. Medem, Kaiserl. Russ. Garde-Rittmeister a. D., zu Mitau.
449. Heinrich LXIX., Fürst Reuß zu Schleiz-Köstritz.
450. v. Bassewitz, Landrath a. D., zu Halle an der Saale.
451. Carl Graf v. Platen-Hallermund, Königl. Hannoverscher Kammerherr, auf Weißenhaus, in Holstein.
452. Freiherr v. Jacobi-Klöst, auf Hohenfinow, bei Neustadt-Eberswalde.
453. v. Waldow, Seconde-Lieutenant a. D., auf Friedenau bei Neuwedel, Kreis Arnswalde.
454. v. Frankenberg-Ludwigsdorff, Wirklicher Geheimer Rath, auf Nieder-Schüttlau, Kreis Guhrau.
455. v. Salviati, Geheimer Legationsrath a. D.
456. v. Rieben, Major a. D., auf Kutschebortwitz, Kreis Wohlau.
457. v. Seydewitz, Regierungs-Präsident a. D., auf Roitsch, Kreis Bitterfeld.
458. v. Pachelbl-Gehag, Wirkl. Geh. Rath, zu Berlin.
459. v. Marschall, Kammerherr, auf Alten-Gottern, bei Langensalza.
460. v. Carlowitz, Königl. Sächsischer Gesandter, zu Weimar.
461. v. Katte, Major à la Suite des 3. Ulanen-Regiments.
462. Freiherr Holzhausen, Legationsrath und Gesandter der 16. Kurie bei dem Deutschen Bund.
463. Friedrich Graf zu Solms-Sonnewalde-Rösa, Herzogl. Anhalt-Dessau-Cöthenscher Ober-Jägermeister, zu Dessau.
464. Ludwig, Prinz zu Bentheim-Steinfurt, zu Burg Steinfurt.
465. Ludwig, Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Kaiserl. Russisch. Major a. D.
466. v. Barfus, General-Major a. D.

1837.

467. v. Katzeler, Hauptmann a. D., zu Ristitz, Kreis Steinau.
468. v. Guretzky und Kornitz, Oberst-Lieutenant a. D., zu Berlin.
469. v. Gräve, General-Major a. D., zu Coblenz.
470. Freiherr v. Klüchtzner, Seconde-Lieutenant a. D., auf Wolgund, bei Mitau.
471. v. Kleist, Kais. Russ. Bezirks-Inspector des Kurländischen Domainenhofes, zu Goldingen, in Kurland.
472. Julius Graf v. Medem, Kais. Russ. Garde-Rittmeister a. D., zu Mitau.
473. v. Broizem, Kais. Oesterr. Rittmeister a. D.

474. Julius Freiherr v. Dörnberg, Königl. Baierscher Rittmeister à la suite, zu München.
475. Freiherr v. Schrötter, Geheimer Justizrath beim Appellationsgericht, zu Marienwerder.
476. v. Bernuth, Wirkl. Geheimer Ober-Regierungsrath a. D., zu Berlin.
477. Graf v. Zedlitz, gen. Trützschler v. Falkenstein, Präsident der Regierung zu Liegnitz.
478. v. Leipziger, Geheimer Regierungsrath und Landrath des Bitterfelder Kreises, auf Niemegk.
479. v. Brünneck, Oberst a. D. und Ober-Burggraf im Königreich Preußen, zu Trebnitz.
480. Dr. Graf v. Beust, Wirkl. Geheimer Rath, zu Berlin.
481. Freiherr v. d. Reck-Stockhausen, Erb-Marschall im Fürstenthum Minden und Dom-Capitular zu Brandenburg, auf Obernfelde, Kreis Lübbecke.
482. v. Wilamowitz-Möllendorff, Kammerherr auf Gadow, Kreis West-Priegnitz.
483. Baron Snouckaert v. Schauburg, Königl. Niederländischer Kammerherr im Haag.
484. Brandt v. Lindau, Ober-Regierungsrath bei der Regierung zu Stralsund.
485. Heinrich II., Fürst Reuß zu Schleiz-Köstritz.
486. Ernst v. Wangenheim, Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaischer Kammerherr und Regierungs-Präsident, zu Gotha.
487. Graf v. d. Schulenburg, Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzscher Hof-Marschall a. D., auf Trampe, Kreis Ober-Barnim.
488. Graf Gustav v. Blücher-Altona, Königl. Dänischer Major und Hofmarschall.
489. Friedrich Emanuel v. Blücher, Königl. Dänischer Kammerherr, Rittmeister und Flügel-Adjutant.
490. Freiherr Hiller v. Gärtringen, Kammerherr und Fürstl. Hohenzollern-Hechingenscher Ober-Jägermeister, zu Hechingen.
491. Freiherr v. Esebeck, Kammerherr und Fürstl. Hohenzollern-Sigmaringenscher Major a. D., zu Zweibrücken.
492. Freiherr Treusch v. Buttlar, Kammerherr und Fürstl. Hohenzollern-Sigmaringenscher Major und Hofmarschall, zu Erfurt.
493. Freiherr Löw von und zu Steinfurt, Fürstl. Solms-Braunfelsscher Ober-Forstmeister, zu Friedberg, im Großherzogthum Hessen.
494. Edgar Eduard v. Löwenfels, Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaischer Hofmarschall, Kammerherr und Major à la suite, zu Coburg.
495. Adam v. Lövenskiold, Königl. Schwedischer Kammerherr und Legations-Secretair.
496. Baron v. Rengers, Königl. Niederländischer Kammerherr im Haag.

1838.

497. v. Hirschfeld II., General-Lieutenant und Commdr. der 3. Division.
498. v. Borcke, Oberst-Lieutenant a. D.
499. Adolph, Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, zu Wertheim am Main.
500. Adolph, Prinz zu Bentheim-Tecklenburg, Oberst a. D., zu Rheda.
501. v. Brauchitsch, General-Major à la suite und Commdr. der 1. Garde-Infanterie-Brigade.
502. Eduard v. Warburg, Seconde-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Quadenschönfeld, bei Neu-Strelitz.
503. Freiherr v. Watzdorff, Kaiserl. Oesterr. Lieutenant a. D.
504. v. Saldern, Kammerherr, auf Leppin, Kreis Westpriegnitz.
505. v. Stolzenberg, Königl. Hannoverscher Major a. D., zu Sögeln bei Osnabrück.
506. v. Crousaz, Kammerherr und Fürstlich Hohenzollern-Hechingenscher Major und Hofmarschall, zu Lausanne.
507. v. Grävenitz, Erb-Truchseß der Kurmark Brandenburg, auf Quetz bei Halle.
508. v. Plessen, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Oberst a. D., zu Schwerin.
509. v. Motz, Forstmeister und Forst-Inspector, zu Wildenow bei Friedeberg in der Neumark.

510. Freiherr v. Dobeneck, Königl. Baierischer Regierungs- und Consistorialrath, zu Bayreuth.
511. Freiherr von und zu Aufseß, zu Nürnberg.
512. Carl Graf v. Bohlen, Rittmeister a. D., auf Preetz bei Stralsund.
513. Ludwig Graf v. Nostitz, Rittmeister a. D.
514. Freiherr v. Werthern, Lieutenant a. D., auf Kloster Donndorf, Kreis Eckartsberga.
515. v. Frese, Königl. Hannov. Major und Flügel-Adjutant, zu Stade.
516. Freiherr v. Rotenhan, Königl. Baierischer Kammerherr und Major, auf Markt-Rentweinsdorf bei Bamberg.
517. Pförtner von der Hölle, Seconde-Lieutenant a. D. und Geheimer Justiz- und Appellationsgerichtsrath, zu Glogau.
518. Freiherr v. Korff, Landrath a. D., zu Langensalza.
519. Freiherr v. Patow, Geheimer Regierungsrath und Land-Syndicus, auf Groß-Jehser, Kreis Luckau.
520. v. Tschirschky, Landrath a. D., auf Klein-Glien, Kreis Zauch-Belzig.
521. v. Bernuth, Wirklicher Geheimer Ober-Finanzrath a. D., zu Berlin.
522. Friedrich Alexander von der Gröben, Major a. D., zu Königsberg in Preußen.
523. v. Vandemer, Rittergutsbesitzer auf Weitenhagen, Kreis Stolp.
524. Conrad Graf v. Dyhrn, auf Reesewitz, Kreis Oels.
525. v. Zychlinski, Ritterschaftsrath nnd General-Director der Neumärkschen Land-Feuer-Societät, auf Treppeln, Kreis Krossen.
526. v. Kamecke, Hauptmann, a. D. auf Beydritten bei Königsberg.
527. Freiherr v. Zwierlein, Herzogl. Nassauischer Kammerherr und Geheimer Rath, zu Geisenheim.
528. Freiherr v. Wackerbarth sonst v. Bomsdorff, auf Linderode bei Sorau.
529. Freiherr v. Dörnberg, Großherzogl. Hessischer Hofmarschall, Kammerherr und Major à la suite.
530. Emil v. Klitzing, auf Karnzow bei Kyritz.
531. Eduard v. Kleist, Kaiserl. Russischer Major a. D., zu Dmitrowski, im Gouvernement Orel.
532. Freiherr v. Steinäcker, Oberst a. D., zu Unkel, Kreis Neuwied.
533. v. Drygalski, General-Lieutenant a. D., zu Magdeburg.
534. v. Wolff, General-Lieutenant a. D.
535. Graf v. Hohenthal, Kreis-Deputirter, auf Döbernitz, Kreis Delitzsch.
536. v. Sandrart, General-Major a. D., zu Coblenz.
537. Graf Heyden v. Reinestein, Kaiserl. Russischer Contre-Admiral.
538. Nasimoff, Kaiserl. Russischer Oberst und Flügel-Adjutant.
539. Tolstoi, Kaiserl. Russischer Kammerherr, Staatsrath und Stallmeister.
540. Freiherr v. Schele, Königl. Hannoverscher Staats-Minister a. D., auf Schelenburg bei Osnabrück.
541. Staël v. Holstein, Kaiserl. Russischer General-Lieutenant und Commandeur der 2. leichten Cavallerie-Division.
542. v. Schwartz, Kaiserl. Russischer Oberst bei der reitenden Leib-Garde-Artillerie.

1839.

543. Woldemar, Prinz zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Oberst à la suite des Regiments Garde du Corps und Commandant von Neiße.
544. v. Damitz, Oberst-Lieutenant a. D., auf Hebron-Damnitz, Kreis Stolp.
545. Graf v. Keller, Wirklicher Geheimer Rath, Ober-Hof- und Hausmarschall und Intendant der Königlichen Schlösser und Gärten.
546. Freiherr v. Buddenbrock, Oberst-Lieutenant a. D., zu Berlin.
547. v. Bosse, Oberst und Commandeur des 1. Infanterie-Regiments.
548. Carl v. Trotha, Premier-Lieutenant a. D.
549. Graf v. d. Recke-Volmerstein, Rittmeister a. D., auf Kraschnitz bei Militsch.
550. v. Räder, Königl. Dänischer Stabs-Capitain im Infanterie-Regiment des Königs.
551. v. Hellborff, Kammerherr und Landrath a. D. und General-Feuer-Societäts-Director, auf Schloß Bedra, Kreis Querfurt.
552. v. Alvensleben, Geheimer und Ober-Bergrath, zu Halle.

553. Freiherr v. Boxberg, Kaiserl. Oesterreichischer Major im 21. Infanterie-Regiment.
554. v. Winterfeld, Kammergerichtsrath a. D. und Kreis-Deputirter, auf Menkin, Kreis Prenzlau.
555. v. Bredow, Ritterschaftsrath, auf Ihlow, Kreis Ober-Barnim.
556. v. Brand, Kammerherr zu Lauchstädt, Kreis Friedeberg.
557. Freiherr v. Beust, Königl. Sächsischer Staats-Minister der auswärtigen Angelegenheiten.
558. v. Prittwitz, Ober-Landesgerichtsrath a. D., zu Glogau.
559. Freiherr v. Waldenfels, Königl. Baierscher Major im 2. Chevauxlegers-Regiment.
560. Heinrich LXXIV., Fürst Reuß zu Schleiz-Köstritz, auf Jänckendorf, Kreis Rothenburg.
561. Freiherr v. Taubenheim, Königl. Württembergscher Oberst-Stallmeister und Kammerherr, zu Stuttgart.
562. v. d. Gröben, Rittergutsbesitzer auf Arenstein, Kreis Heiligenbeil.
563. Theobald v. Rohr, Rittergutsbesitzer auf Wolletz, Kreis Angermünde.
564. v. Riedesel Freiherr zu Eisenbach, Großherzogl. Hessischer Kammerherr, zu Darmstadt.
565. v. Bonin, General-Lieutenant und Combr. der 12. Division.
566. Max Freiherr v. Dörnberg, Kais. Oesterr. Ober-Lieutenant a. D.
567. Alfred, Graf zu Erbach-Fürstenau, zu Fürstenau.
568. v. Guretzky und Cornitz, Geheimer Justiz-Rath a. D., zu Glogau.
569. v. Völkner, Kais. Russ. Oberst und Combr. des Kaukasischen Sappeur-Bataillons.
570. Freiherr v. Werther, Kammerherr und Gesandter, zu St. Petersburg.
571. v. Pritzbuer, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher General-Post-Director, zu Schwerin.
572. Graf v. Stedingk, Königl. Schwedischer Oberst im General-Stabe.
573. v. Gerlach, Landrath a. D., auf Parsow, Kreis Fürstenthum.
574. Friedrich Freiherr v. Ellrichshaussen, Großherzogl. Badenscher Kamemrherr, zu Stuttgart.
575. v. Schack, General-Major a. D., zu Berlin.
576. Graf Alexander v. Medem, Kais. Russ. Wirkl. Geheimer Rath und Gesandter bei den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.
577. Baron v. Korff, Kais. Russ. Oberst und Combr. des Grenadier-Regiments Fürst Suwaroff.
578. Freiherr v. Schäffer-Bernstein, Großherzogl. Hessischer General-Lieutenant, General-Adjutant, Kriegs-Minister und Commandant der Armee-Division.

1840.

579. Wladimir Demidoff, Kais. Russ. Kammerjunker und Hofrath.
580. Stein v. Kaminski, General-Lieutenant a. D., zu Potsdam.
581. v. Schöler, General-Major à la suite und Chef der Abtheilung für die persönlichen Angelegenheiten im Kriegs-Ministerium.
582. v. Knoblauch, General-Major a. D., zu Berlin.
583. Hinzmann v. Hallmann, Major a. D., zu Berlin.
584. v. Sobbe, Oberst-Lieutenant a. D.
585. v. Werder, Oberst-Lieutenant a. D.
586. v. Suckow, General-Major a. D.
587. v. Seel, Hauptmann a. D., zu Mertschütz bei Jauer.
588. Ferdinand Graf v. Zeppelin, Königl. Württembergischer Kammerherr, zu Stuttgart.
589. v. Hopffgarten, Fürstlich Schwarzburg-Rudolstädtischer Major und Adjutant.
590. v. Dallwitz, Ober-Landesgerichtsrath a. D.
591. Dr. v. Seeckt, Präsident des Appellationsgerichts, zu Greifswald.
592. v. Blankenburg, Geheimer Justiz- und Appellationsgerichts-Rath zu Stettin.
593. Graf v. d. Schulenburg, Ober-Tribunalsrath, zu Berlin.
594. Graf v. Rittberg, Hauptmann und Landrath a. D., auf Stangenberg, Kreis Stuhm.
595. Freiherr v. Monteton, Regierungs- und Landes-Oekonomie-Rath, Haupt-Ritterschafts-Director und General-Director der allgemeinen Wittwen-Verpflegungs-Anstalt, zu Berlin.

596. v. Brucken, gen. v. Fock, Ober-Regierungsrath a. D., auf Stücken, Kreis Zauch-Belzig.
597. v. Holleuffer, Fürstlich Schwarzburg-Sondershausenscher Staats-Minister a. D., zu Zeitz.
598. v. Massenbach, Präsident der Regierung zu Düsseldorf.
599. v. Béville, auf Zützer, Kreis Deutsch-Krone.
600. v. Twardowski, Kreis-Deputirter, auf Szczuczyn, Kreis Samter.
601. v. Herzberg, Hauptmann a. D., Stifts-Director und Kreis-Deputirter, auf Heuckewalde, Kreis Zeitz.
602. Freiherr v. Hertefeld, Ritterschaftsrath, auf Liebenberg, Kreis Templin.
603. v. Arnim, Kreis-Deputirter und Director des Land-Armenhauses zu Prenzlau, auf Sperrenwalde.
604. v. Ohlen und Adlerskron, Hauptmann a. D.
605. Küchmeister v. Sternberg, Kreis-Deputirter, auf Grodtken, Kreis Neidenburg.
606. v. d. Goltz, Lieutenant a. D., auf Kallen, Kreis Fischhausen.
607. Franz, Prinz zu Bentheim-Tecklenburg, Major à la suite der Armee.
608. v. Wolffkamsdorff, Herzogl. Anhalt-Dessauischer Kammerherr, Regierungs- und Forst-Rath, zu Dessau.
609. v. Krieger, Fürstl. Schwarzburg-Sondershausenscher Kammerherr und Hauptmann a. D., auf Weigsdorf, in der Königl. Sächs. Oberlausitz.
610. Freiherr v. Lotzbeck, Königl. Baierscher Kammerherr, zu München.
611. v. Wedell, Landrath a. D., auf Kremzow, Kreis Pyritz.
612. v. d. Gröben, Geheimer Regierungsrath und Bevollmächtigter bei der Zollvereins-Administration, zu Braunschweig.
613. Carl Graf v. Hessenstein, Kammerherr und Major a. D., zu Görlitz.
614. v. Dachröden, Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzscher Kammerherr und Intendant der Hof-Capelle.
615. v. Bobbien, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr und Ober-Stallmeister.
616. Otto v. Salbern, Herzogl. Anhalt-Dessauischer Kammerherr, Regierungs- und Forstrath.
617. v. Bützow, Kaiserl. Russ. Staatsrath.
618. v. Flemming, Seconde-Lieutenant a. D., auf Böck, Kreis Cammin.
619. Graf von und zu Lehrbach, Großherzogl. Kammerherr und General-Major à la suite, zu Gießen.
620. Freiherr Gustav v. Gemmingen, Großherzogl. Badenscher Premier-Lieutenant a. D., zu Aschaffenburg.
621. v. Erffa, Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaischer Geheimer Rath a. D. und Kammerherr, zu Coburg.
622. Freiherr v. Knigge, Königl. Hannoverscher Kammerherr, zu Hannover.
623. Graf Dimitrij v. Nesselrode, Kaiserl. Russischer Kammerjunker und Staatsrath.
624. Gurieff, Kaiserl. Russ. Major im Berg-Ingenieur-Corps, zu St. Petersburg.
625. v. Alvensleben, Oberst und Flügel-Adjutant und Commandeur der Leib-Gendarmerie.
626. Freiherr Vogt v. u. zu Hunoltstein-Stein-Kallenfels, Königl. Baierscher General-Major und Brigadier, zu Ansbach.
627. Freiherr v. Günderode, Großherzogl. Hessischer Kammerherr, Oberst und Flügel-Adjutant.
628. Fürst Bariatinskij, Kaiserl. Russ. Rittmeister im Garde-Husaren-Regiment.
629. Graf v. Adlerberg, Kaiserl. Russ. Oberst im Preobraschenskischen Garde-Regiment.
630. Graf Paul v. Fersen, Kaiserl. Russ. Wirklicher Staatsrath und Jägermeister.
631. v. Kunheim, Kammerherr, auf Juditten, bei Bartenstein.
632. Freiherr v. Senden, Kammerherr, auf Radschütz, Kreis Steinau.
633. v. Waldenburg, Hofmarschall a. D. und Kammerherr, zu Berlin.
634. v. Schönfeldt, Land-Forstmeister im Finanz-Ministerium.
635. v. Veltheim, Rittergutsbesitzer, auf Groß-Bartensleben, Kreis Neu-Haldensleben.
636. Freiherr v. Vincke, Landrath a. D., auf Ostenwalde, im Königreich Hannover.

637. Graf v. Seydewitz, Königl. Baierscher Kammerherr, Landrath des Torgauer Kreises, auf Pülswerda.
638. Carl, Prinz zu Bentheim-Steinfurt, zu Steinfurt.
639. Freiherr v. Webel-Jarlsberg, Königl. Schwedischer Kammerherr und Legations-Secretair.
640. Graf Piper, Königl. Schwedischer Kammerherr und Rittmeister im Leib-Husaren-Regiment.
641. v. Wernsdorff, Seconde-Lieutenant a. D., auf Popelken, im Kreise Wehlau.
642. Theodor Freiherr v. Grotthuß, Erbherr auf Wainoden, bei Libau in Kurland.
643. Stach v. Goltzheim, Legationsrath a. D. und Kammerherr, auf Esing, Kreis Borken.

1841.

644. Alexis, Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Kaiserl. Russ. Rittmeister a. D.
645. Freiherr v. la Vière, Premier-Lieutenant a. D., zu Magdeburg.
646. Ludwig v. Klitzing, Ritterschaftsrath, auf Demmerthin bei Kyritz.
647. Lebrecht v. Klitzing, Rittmeister a. D., zu Charlottenhof bei Balz, Kreis Landsberg.
648. v. Preuß, Königl. Sächsischer Geheimer Rath und Kammerherr, zu Dresden.
649. Casimir, Fürst zu Isenburg-Büdingen, zu Büdingen.
650. Gustav, Prinz zu Isenburg-Büdingen, Major à la suite des Garde-Dragoner-Regiments und Legations-Secretair.
651. Freiherr v. Marschall, Großherzogl. Badenscher Geheimer Rath und Gesandter beim Deutschen Bunde.
652. Freiherr v. Dungern, Herzoglich Nassauischer Staats-Minister und Gesandter beim Deutschen Bunde.
653. v. Grävenitz, Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzscher Kammerherr und Kammer-Director, zu Neu-Strelitz.
654. Freiherr v. Schleinitz, Wirklicher Geheimer Rath und Kammerherr.
655. Freiherr v. Forstner, General-Major a. D.
656. Fürst Wladimir Menschikoff, Kais. Russ. General-Major à la suite — 1843 mit Brillanten.
657. Herrmann, Graf zu Solms-Baruth, auf Klitschdorf, Kreis Bunzlau.
658. Burggraf und Graf zu Dohna, auf Kotzenau, im Kreise Lüben.
659. Freiherr v. d. Goltz, Oberst a. D.
660. Ludwig, Graf zu Pappenheim, Königl. Baierscher Major à la suite zu Pappenheim.
661. Carl, Graf zu Pappenheim, Königl. Baierscher Major im 5. Chevaux-legers-Regiment.
662. Freiherr v. Pöllnitz, Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaischer Kammerherr, zu Badenstein bei Bregenz.

1842.

663. Freiherr v. Berg, Kais. Oesterr. Hauptmann a. D.
664. Constantin, Graf zu Solms-Sonnewalde, Landrath des Kreises Luckau.
665. v. Willisen, General-Major à la suite und Commandeur der 8. Cavallerie-Brigade.
666. Graf v. Alten, Königl. Hannoverscher Major a. D., auf Wilkenburg bei Hannover.
667. Freiherr v. Otterstedt, Legationsrath a. D.
668. Sir Hugh Henry Rose, Königl. Großbritannischer Oberst und General-Consul in Syrien, zu Beirut.
669. Freiherr von und zu Mannsbach, Fürstl. Reußischer Kanzler, Regierungs-Präsident a. D. und Domherr zu Naumburg.
670. Carl, Graf zu Isenburg-Büdingen-Meerholz, zu Meerholz bei Hanau.
671. v. Berger, Königl. Hannoverscher General-Major, Commandeur der 1. Infant.-Brigade und Commandant der Residenzstadt Hannover.
672. v. Rieben, Major a. D., auf Schildberg, Kreis Soldin.

673. Carl, Graf v. Giech, Königl. Baierscher Reichsrath und Standesherr, auf Thurnau bei Culmbach, in Ober-Franken.
674. v. Gersdorff, Rittergutsbesitzer, auf Seevorwerk, Kreis Meseritz.
675. Eduard Graf v. Potworowski, auf Deutsch-Presse, Kreis Kosten.
676. Graf v. d. Goltz, Landrath des Kreises Chodziesen.
677. v. Zychlinski, Hauptmann und Landrath a. D., zu Meseritz.
678. Freiherr v. d. Recke, Landrath a. D., zu Wongrowiec.
679. v. Vietinghoff, gen. Scheel, Kais. Russ. General-Major und Commandeur des Garde-Chevalier-Regiments. Mit Brillanten.
680. Graf v. Tiesenhausen, Kaiserl. Russischer Rittmeister und Flügel-Adjutant.
681. v. Glasenapp, Kais. Russ. Capitain-Lieutenant bei der 23. Flotten-Equipage.
682. Freih. v. Sanden, Premier-Lieutenant a. D. und Kreis-Deputirter, auf Tussainen, Kreis Ragnit.
683. v. Auerswald, Regierungsrath und Landrath a. D., auf Plauth, Kreis Rosenberg.
684. v. Wussow, General-Lieut. und Commdr. der 5. Divis., Schloßhauptmann von Stolzenfels.
685. v. d. Goes v. Dirksland, Königl. Niederländ. Kammerh. im Haag.
686. Max Freih. v. Günderode, Königl. Baierscher Kammerherr, zu Frankfurt a. M.
687. Julius, Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld, zu Meerholz bei Hanau.
688. Friedrich, Erbgraf zu Solms-Wildenfels, zu Wildenfels bei Zwickau, im Königr. Sachsen.

1843.

689. Baron v. Saß, Kais. Russ. Collegienrath, zu Warschau.
690. v. Glinka, Kais. Russ. Oberst im Generalstabe.
691. v. Larisch, Major a. D. und Kreis-Deputirter, auf Kümmritz, Kreis Luckau.
692. v. Viereck, Kammerh., auf Weitendorf bei Güstrow, in Schwerin.
693. Graf v. Lüttichau, Oberst-Lieut. a. D.
694. Freih. v. Patow, Kreis-Deputirter, auf Mallenchen, Kreis Kalau.
695. v. Jagow, Major a. D., auf Dallmin, Kreis Westpriegnitz.
696. Graf von und zu Egloffstein, auf Schwusen bei Glogau.
697. v. Klugen, Kais. Russ. Capitain im Infanterie-Regiment Prinz von Preußen.
698. Heinrich Graf v. Pourtalès-Georgier, Prem.-Lieut. a. D., zu Georgier bei Neuenburg, in der Schweiz.
699. Dr. Edler v. Fischern, Herzogl. Sachsen-Meiningenscher Wirkl. Geh. Rath und Appellationsgerichts-Präsident, zu Hildburghausen.
700. Freiherr v. Paleske, auf Spengawsken, Kreis Pr.-Stargardt.
701. Franz Eberhard, Graf zu Erbach-Erbach und von Wartenberg-Roth, zu Erbach, im Großherzogthum Hessen.
702. v. Blumenthal, Präsident der Regierung zu Danzig.
703. v. Platen, Landrath des Kreises Neustadt, Reg.-Bez. Danzig.
704. von der Marwitz, Landschafts-Director und Landrath des Kreises Greifenberg.
705. v. Brockhausen, Hauptm. a. D., auf Mittelfelde, Kreis Dramburg.
706. v. Smitten, Kais. Russ. Oberst und Commdr. des Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Mit Brillanten.
707. Markoff, Kais. Russ. Major im Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.
708. Lamoniz, Kais. Russ. Capitain im Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.
709. Wlassoff, Kais. Russ. Capitain im Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.
710. v. Wendrich, Kais. Russ. Lieutenant im Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.
711. Felix, Prinz zu Hohenlohe-Oehringen, Seconde-Lieutenant a. D.
712. Graf v. Wylich und Lottum, Oberst-Lieutenant a. D.
713. Graf v. Stenbock, Königl. Schwed. Kammerherr und Major a. D., zu Thorsjö bei Ystad.

714. v. Wildenbruch, Oberst à la suite des Garde-Kürassier-Regiments und Gesandter zu Konstantinopel.
715. v. Katte, General-Lieutenant a. D., zu Berlin.
716. v. Gayl, General-Lieutenant und Commdr. der 16. Division.
717. v. Webern, General-Major a. D., zu Berlin.
718. v. Strotha, General-Lieutenant a. D., zu Berlin.
719. Jasimowitsch, Kais. Russ. Oberst und Flügel-Adjutant.
720. v. Froloff, Kais. Russ. General-Major à la suite und General-Quartiermeister der activen Armee.
721. v. Moller I., Kais. Russ. Schiffs-Capitain 1. Klasse und Flügel-Adjutant.
722. Graf Baranoff, Kais. Russ. General-Major à la suite.
723. Kuscheleff, Kais. Russ. Lieutenant und Flügel-Adjutant.
724. Ogareff, Kais. Russ. General-Major und General-Adjutant.
725. v. Grünwaldt, Kais. Russ. Reise-Marschall der Großfürstin Helene.
726. Baron v. Wrede, Königl. Schwedischer Oberst, Adjutant und Chef der Ingenieur-Schulen.
727. v. Goldfus, Rittmeister a. D., auf Groß-Tinz, Kreis Nimptsch.
728. v. Wedell, Oberst-Lieutenant a. D., auf Göritz, Kreis Prenzlau.
729. Freiherr v. Stenglin, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr und Hofmarschall, zu Schwerin.
730. v. Wenckstern, Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzscher Oberst a. D., zu Neu-Strelitz.

1844.

731. v. Wangenheim, General-Lieutenant a. D., zu Berlin.
732. Friedrich, Graf zu Solms-Rödelheim, General-Major a. D., zu Wetzlar.
733. v. Esbeck, Oberst-Lieutenant a. D., zu Koblenz.
734. v. Orlich, Major a. D., zu Berlin.
735. v. Brandenstein, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr, zu Ludwigslust.
736. Freiherr vom Holtz, Königl. Württembergischer Ober-Hofmeister und Kammerherr, zu Stuttgart.
737. Rudolph Graf Finck v. Finckenstein, Premier-Lieutenant a. D., auf Reitwein, Kreis Lebus.
738. Freiherr v. Estorff, Königl. Niederländischer Kammerherr.
739. Patkul, Kais. Russ. Stabs-Capitain von der Garde.
740. v. Alvensleben, Oberst-Lieutenant im 2. Garde-Regiment zu Fuß.
741. Freiherr v. Mansbach, Königl. Schwedischer Lieutenant und Secretair im Cabinet der auswärtigen Angelegenheiten.
742. Otto Friedrich, Prinz v. Schönburg-Waldenburg, zu Leipzig.
743. Gustav v. Spiegel, Königl. Sächsischer Oberst und Flügel-Adjutant.
744. v. Lagerstråle, Königl. Schwedischer Oberst-Lieutenant.
745. Graf v. Rosen, Königl. Schwedischer Oberst-Lieut. im Generalstabe.
746. v. Prittwitz, Premier-Lieutenant a. D. und Landesältester, zu Skalung, Kreis Kreuzburg.
747. v. Zychlinski, Geheimer Regierungs- und Landrath a. D., auf Carlsruhe, Kreis Deutsch-Krone.
748. v. Burgsdorf, Rittmeister und Ober-Land-Forstmeister a. D., zu Königsberg in Preußen.
749. Ludolph Friedrich Ferdinand Graf v. Alvensleben, auf Errleben, Kreis Neu-Haldensleben.
750. v. d. Schulenburg, Landrath a. D., zu Salzwedel.
751. v. Bismarck, Deichhauptmann a. D., auf Briest, Kreis Stendal.
752. v. Münchhausen, Lieutenant a. D., auf Herrengosserstedt, Kreis Eckartsberga.
753. Freiherr v. Ende, Königl. Sächsischer Kammerherr, auf Alt-Jeßnitz, Kreis Bitterfeld.
754. v. la Vière, Staatsrath und Ober-Forstmeister a. D., zu Magdeburg.
755. Graf v. Beust, Großherzogl. Sachsen-Weimarscher Ober-Hofmarschall, Oberst und Kammerherr, zu Weimar.
756. v. Werder, Major und Commandeur des Landwehr-Bataillons (Gräfrath) 40. Infanterie-Regiments.

757. Freiherr Hiller v. Gärtringen, Oberst-Lieutenant, Flügel-Adjutant und Commandeur des 2. Infanterie- (Königs-) Regiments.
758. v. Gersdorff, Major im Generalstabe.
759. Freiherr v. d. Tann, Königl. Baierscher General-Major, Kammerherr und Flügel-Adjutant.
760. Alfred, Graf zu Stolberg-Stolberg, zu Stolberg, Kr. Sangerhausen.
761. Peter Graf v. Kreutz, Kais. Russ. Oberst-Lieutenant im Dragoner-Regiment Großfürst Nikolaus.
762. v. Bibra, Herzogl. Nassauischer Kammerherr und Fürstl. Wiedscher Kammer-Director, zu Neuwied.
763. v. Watzdorff, Großherzogl. Sachsen-Weimarscher Kammerherr, Oberst und Flügel-Adjutant, zu Weimar.
764. Alexander Graf v. Pourtalès, Wirklicher Legationsrath a. D. und Kammerherr.
765. v. Witzleben, Königl. Sächsischer Hauptmann a. D. und Rentbeamter, zu Meißen.

1845.

766. v. Treskow, Oberst-Lieutenant a. D.
767. v. Wulffen, Oberst-Lieutenant a. D.
768. Carl, Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, Landrath des Kreises Lublinitz.
769. Graf v. Kalckreuth, Major und Commandeur des 8. Ulanen-Regts.
770. Alfred, Graf zu Solms-Sonnewalde, Premier-Lieutenant a. D., auf Milbenitz, im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin.
771. Freiherr v. Zedlitz, General-Major a. D., zu Breslau.
772. Freiherr v. Pallandt v. Barlham, Königl. Niederländischer Kammerherr, im Haag.
773. v. Schönberg, Rittergutsbesitzer, auf Schloß Nieder-Rheinsberg, im Königreich Sachsen.
774. Freiherr v. Berlichingen, Königl. Württembergscher Kammerherr, Oberst und Adjutant des Kronprinzen.
775. Graf v. Ahlefeldt-Laurvig, Königl. Dänischer Ceremonienmeister.
776. v. Harthausen, Königl. Dänischer Stallmeister.
777. v. Röpstorff, Königl. Dänischer Kammerherr und Stallmeister.
778. v. Plessen, Königl. Dänischer Kammerjunker.
779. v. Jagow, Landrath des Kreises Osterburg, auf Pollitz, Kr. Osterburg.
780. v. Rohr, Major a. D., auf Dannenwalde, Kreis Ostpriegnitz.
781. Carl Graf v. Pückler, auf Ober-Weistritz und Burkersdorf, Kreis Schweidnitz.
782. v. Flotow, Königl. Baierscher General-Lieutenant und Divisions-Commandeur.
783. v. d. Heyde, General-Lieutenant a. D.
784. v. Hirschfeld, General der Cavallerie a. D.
785. v. Knobelsdorff-Brenkenhoff, Landschafts- und Kreis-Deputirter, auf Schmelzdorf, Kreis Regenwalde.
786. Peter Tschichatscheff, Kais. Russ. Staatsrath a. D. und Kammerherr, zu St. Petersburg.
787. Werner Graf v. Blumenthal-Succow, Rittergutsbesitzer, auf Jannewitz, Kreis Rummelsburg.
788. Graf v. Hertzberg, Major a. D., auf Lottin, Kreis Neu-Stettin.
789. v. Hagen, Lieutenant a. D., auf Langen, Kreis Belgard.
790. Graf v. Uexküll-Gyllenband, Königl. Würtembergscher Hofmarschall, zu Stuttgart.
791. Rudolph, Graf zu Stolberg-Wernigerode, Premier-Lieutenant a. D., zu Gedern, im Großherzogthum Hessen.

1846.

792. v. Ostau, General-Major a. D., zu Dretzel im 2. Jerichowschen Kreise.
793. v. Wiedburg, Oberst a. D., zu Arolsen.
794. Herwarth v. Bittenfeld, General-Major und Comm. der 31. Infanterie-Brigade.
795. Freiherr v. Steinäcker, Oberst-Lieutenant a. D., zu Halle.
796. v. Knobloch, Oberst-Lieutenant a. D., zu Danzig.
797. Freiherr v. Wilcke, Rittmeister a. D., zu Torgau.
798. v. Witzleben, Kammerherr, zu Dresden.

799. v. d. Osten, Rittergutsbesitzer, auf Warnitz, Kreis Königsberg i. d. Neumark.

800. v. Oertzen, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Geheimer Rath und Gesandter beim Deutschen Bunde.

801. v. Risselmann, Kreis-Deputirter, auf Schönwalde, Kreis Osthavelland.

802. v. Katte, Ritterschaftsrath und Kreis-Deputirter, auf Roskow, Kreis Westhavelland.

803. v. Werdeck, Geheimer Regierungsrath, auf Schorbus, bei Kottbus.

804. v. Usedom, Wirklicher Geheimer Rath und Kammerherr.

805. Wilhelm Graf v. Pourtalès, Seconde-Lieutenant a. D., zu Neuenburg.

806. Graf v. d. Schulenburg-Lieberose, Forstmeister a. D., auf Lieberose, Kreis Lübben.

807. Ferdinand, Prinz zu Bentheim-Steinfurt, Kaiserl. Oesterreichischer Major von der Armee.

808. v. Wangenheim, Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaischer Hausmarschall und Kammerherr.

809. v. Rumohr, Königl. Dänischer Landrath und Amtmann, auf Traventhal bei Segeberg, in Holstein.

810. Funck v. Senftenau, Fürstl. Lippescher Ober-Hofmarschall, zu Detmold.

811. Dr. Freiherr v. Minutoli, Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrath und General-Consul für Spanien und Portugal.

812. Graf v. Keller, Kammerherr, Geheimer Regierungsrath und Königl. Commissarius der Thüringischen Eisenbahn, zu Erfurt.

813. Freiherr v. Gall, Königl. Württembergscher Kammerherr und Intendant des Hof-Theaters.

814. Carl, Graf zu Stolberg-Roßla, Premier-Lieutenant a. D., zu Roßla, Kreis Sangerhausen.

815. Graf v. d. Gröben, Kammerherr und Mitglied der General-Ordens-Commission.

816. v. Schwerin, Königl. Schwedischer Oberst und Flügel-Adjutant.

817. Freiherr v. Wintzingeroda-Knorr, Kammerherr und Landrath des Kreises Mühlhausen.

818. v. Stammer, Kreis-Deputirter, auf Triestewitz, Kreis Torgau.

819. v. Schlichting, General-Major und Commandant von Berlin.

820. v. Brandenstein, General-Major und Commandeur der 9. Division.

821. v. Born, Major a. D., auf Sienno, Kreis Bromberg.

822. v. Leipziger, Rittergutsbesitzer, auf Pietrunke, Kreis Chodziesen.

823. v. Treskow, Rittergutsbesitzer, auf Wierzonka, Kreis Posen.

824. Graf v. Itzenplitz, Rittergutsbesitzer, auf Hertzberg und Lankowice, Kreis Schubin.

825. Kraft, Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, Hauptmann und Flügel-Adjutant.

826. Gebhard Graf Blücher v. Wahlstatt, auf Krieblowitz, Kreis Breslau.

827. Burggraf und Graf zu Dohna, Landrath des Kreises Sagan.

828. Freiherr v. Durant, Landrath des Kreises Rybnick.

829. Friedrich v. Eickstedt, Major a. D., auf Silberkopf, Kreis Ratibor.

830. v. Erdmannsdorf, Kammerherr, auf Schloß Jahnen, Kreis Rothenburg.

831. v. Jordan, Rittergutsbesitzer, auf Schönwald, Kreis Rosenberg in Ober-Schlesien.

832. v. Nickisch-Rosenegk, Kammerherr und Landschafts-Director, auf Kuchelberg, Kreis Liegnitz.

833. Freiherr v. Pelet-Narbonne, Rittergutsbesitzer, auf Polanowice, Kreis Inowraclaw.

834. v. Prittwitz, Rittergutsbesitzer, auf Kasimir, Kreis Leobschütz.

835. Freiherr v. d. Reck, Rittergutsbesitzer, auf Ober-Schüttlau, Kreis Guhrau.

836. Graf v. Sandreczky und Sandraschütz, Kammerherr und Erb-Land-Marschall in Schlesien, auf Langenbielau, Kreis Reichenbach.

837. Graf v. Schweinitz, Major und Führer des 2. Aufgebots im Landwehr-Bataillon (Wohlau) 38. Infanterie-Regiments, auf Dieban bei Steinau a. d. O.

838. Friedrich, Graf zu Stolberg-Wernigerode, auf Peterswaldau, Kreis Reichenbach.

839. Graf v. Stosch, Landschafts-Director, auf Polnisch-Kessel, Kreis Grünberg.

840. Freiherr v. Stosch, Rittmeister a. D., auf Polnischdorf, Kreis Wohlau.
841. Graf zu Limburg-Stirum, Königl. Niederländischer Legationsrath a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Peterwitz, Kreis Neumarkt.
842. v. Ziegler u. Klipphausen, Kammerherr, auf Dambrau, Kreis Falkenberg in Ober-Schlesien.
843. v. Ivernois, Oberst-Lieutenant a. D., zu Breslau.
844. Graf Nikolaus Orloff, Kaiserl. Russischer Rittmeister in der Garde zu Pferde und Flügel-Adjutant.
845. v. Borcke, Oberst a. D., zu Berlin.
846. Riedesel, Freiherr zu Eisenach, Premier-Lieutenant a. D., zu Altenburg bei Alsfeld, im Großherzogthum Hessen.
847. Graf v. d. Schulenburg, Kaiserl. Oesterr. Oberst-Lieutenant von der Armee und Kämmerer, zu Sagan.

1847.

848. v. Arnim, General-Major und Commandeur der 14. Cavallerie-Brig.
849. Graf v. Bassewitz, Rittergutsbesitzer, auf Prebberede bei Lage, in Mecklenburg.
850. v. Borcke, Rittergutsbesitzer, auf Giesenbrügge, Kreis Soldin.
851. v. Döring, General-Lieutenant a. D., zu Königsberg in Preußen.
852. Freiherr v. d. Goltz, Oberst und Commandeur des 4. Artillerie-Reg.
853. Herwarth v. Bittenfeld, Oberst a. D., zu Potsdam.
854. v. Hobe, General-Lieutenant a. D.
855. v. Knobelsdorff, Major und Commandeur des 2. Bataill. (Stralsund) 2. Landwehr-Regiments.
856. v. Niethammer, Königl. Baierscher Reichsrath, zu München.
857. Wilhelm v. Otterstedt, Premier-Lieutenant a. D.
858. v. Rabenau, Kreisgerichts-Director a. D. und Domherr zu Naumburg an der Saale.
859. v. Schack, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr und Geheimer Legationsrath, auf Brüsewitz bei Schwerin.
860. Graf v. Schweinitz und Krayn, Major a. D.
861. Freiherr Senfft v. Pilsach, Major a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Sandow, Kreis Sternberg.
862. v. Wartenberg, Oberst-Lieutenant a. D., zu Stettin.
863. Kurt Graf v. Pückler und Limpurg, Königl. Württembergischer Rittmeister a. D., auf Gailsdorf, in Württemberg.
864. Freiherr v. Wendelben-Ufermann, Fürstl. Schwarzburg-Sondershausenscher Ober-Hofmeister, Kammerherr und Hof-Marschall, auf Schönau bei Chemnitz.
865. Freiherr v. Crailsheim-Rugland, Königl. Baierscher Kammerherr, auf Amerang bei Wasserburg, in Baiern.
866. Baron Freederichß, Kaiserl. Russ. Lieutenant in der Marine.
867. v. Lücken, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr, auf Massow, in Mecklenburg.
868. v. Maltitz, Hauptmann a. D., auf Jacobsdorf, Kreis Neumarkt.
869. Freiherr v. Langen, Kammerherr und Attaché bei der Gesandtschaft zu London.
870. Baron v. Rosen, Kaiserl. Russ. Kammerherr und Hofmarschall der Großfürstin Helene.
871. Graf v. Keyserling, Kaiserl. Russ. Kammerjunker.
872. v. Voß, Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzscher Ober-Jägermeister und Kammerherr, zu Neu-Strelitz.
873. v. Bülow, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Oberst und Chef des Militair-Departements.
874. v. Weltzien, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr, auf Klein-Tessin bei Krakow, in Mecklenburg.
875. v. Oertzen, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr und Klosterhauptmann, zu Malchow.
876. Stein v. Kaminski, General-Major a. D., auf Woltersdorf bei Dramburg.
877. Freiherr v. d. Goltz, Oberst-Lieutenant a. D., zu Coblenz.
878. v. Tümpling, Oberst und Commandeur des 1. Garde-Ulanen-Regiments.
879. v. Meyerinck, Oberst und Commandeur des 12. Husaren-Regiments.

880. Constantin, Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld, Premier-Lieutenant a. D., zu Düsseldorf.

881. Gustav Graf v. Platen-Hallermund, Königl. Hannoverscher Vice-Ober-Stallmeister.

882. Freiherr v. Carnap, Kammerherr, auf Burg Bornheim, Kreis Bonn.

883. Freiherr v. d. Horst, Landrath des Kreises Lübbecke.

884. Graf v. Kielmansegge, Königl. Hannoverscher Kammerherr, zu Kappenberg, Kreis Lüdinghausen.

885. v. Witzleben, Major und Commandeur des 4. Ulanen-Regiments.

886. v. Kalm, Herzogl. Braunschweigscher Kammerherr und Jägermeister.

887. Wilhelm, Prinz zu Löwenstein-Wertheim, Legations-Secretair a. D.

888. Baron v. Hardenbroek, Königl. Niederländischer Kammerherr, auf Schloß Velp in Geldern.

1848.

889. v. Drygalski, Kammergerichtsrath, zu Berlin.

890. v. Berg, General-Lieutenant a. D., zu Magdeburg.

891. v. Bernstorff, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Oberst und Commandeur des Dragoner-Regiments, zu Ludwigslust.

892. Calixt, Prinz Biron v. Kurland, Lieutenant a. D., auf Polnisch-Wartenberg.

893. Freiherr v. Kanitz und Dallwitz, Kammerherr und Gesandter zu Neapel.

894. August Graf zu Maltzan, Standesherr, auf Militsch.

895. Graf zu Münster-Meinhövel, Oberst und Flügel-Adjutant.

896. v. Prittwitz-Gaffron, Rittmeister a. D., auf Minkowski, Kreis Namslau.

897. Graf v. Reichenbach-Goschütz, Kammerherr, auf Pilsen, Kreis Schweidnitz.

898. Graf v. Schlieffen, General-Lieutenant a. D., zu Potsdam.

899. Theodor, Graf zu Solms-Sonnewalde, Rittergutsbesitzer, auf Wurschen bei Bautzen.

900. v. Zülow, Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Knorrendorf bei Stannhagen, in Mecklenburg-Schwerin.

901. v. Götz, Fürstl. Schwarzburg-Sondershausenscher Gerichts-Director, zu Belgershaim bei Leipzig.

902. v. Levetzow, Königl. Dänischer Kammerjunker.

903. Freiherr v. Miltitz, Herzogl. Braunschweigscher Kammerherr, auf Sieben-Eichen bei Meißen.

904. Graf v. Iktar, Kaiserl. Oesterreichischer Kämmerer, zu Wien.

905. v. Roon, Oberst und Combr. des 33. Infanterie-Regiments (1. Reserve-Regiment.)

906. Graf v. Bismarck-Bohlen, Major und Flügel-Adjutant. Stellvertretender Ordens-Secretair.

907. v. Bobbien, Oberst-Lieutenant, Flügel-Adjutant und Commdr. des 2. Ulanen-Regiments.

908. v. Schöler, General-Major und Commdr. der 16. Infanterie-Brigade.

909. Freiherr v. Manteuffel, Oberst, Flügel-Adjutant und Commdr. des 5. Ulanen-Regiments.

910. v. Heeringen, Kurfürstl. Hessischer Hofmarschall und General-Intendant des Hof-Theaters.

911. Graf v. Westarp, Premier-Lieutenant im 2. Garde-Landwehr-Cavallerie-Regiment, auf Sacherwitz, Kreis Liegnitz.

1849.

912. Friedrich Graf v. Brandenburg, Rittmeister im Regiment Garde du Corps.

913. Wilhelm Graf v. Brandenburg, Rittmeister im Garde-Kürassier-Regmt.

914. v. Salisch, Rittergutsbesitzer, auf Jeschütz, Kreis Trebnitz.

915. August v. Meuron, zu Neuenburg.

916. Senfft v. Pilsach, Königl. Sächsischer Major und Flügel-Adjutant.

917. Graf v. Waldersee, General-Major, Staats- und Kriegs-Minister.

918. Graf v. Benckendorff, Kaiserl. Russischer General-Major à la suite. Mit Brillanten.

919. Freiherr v. Girsewald, Herzogl. Braunschweigscher Vice-Ober-Stallmeister, Major und Flügel-Adjutant.
920. v. Hohnhorst, Herzogl. Braunschweigscher Major und Flügel-Adjutant.
921. Freiherr v. Dalwigk zu Lichtenfels, Großherzogl. Hessischer Wirklicher Geheimer Rath und Präsident des Gesammt-Ministeriums.
922. v. Könneritz, Königl Sächsischer Wirklicher Geheimer Rath und Gesandter zu Wien.
923. v. Eckenbrecher, Major a. D., auf Guten-Paaren, Kreis Westhavelland.
924 v. Seebach, Herzogl. Sachsen-Altenburgscher Oberst-Stallmeister.
925. Graf v. Pückler, Kammerherr, auf Schönfeld, Kreis Schweidnitz.

1850.

926. Graf v. Perponcher-Sedlnitzky, Kammerherr, Legationsrath und Minister-Resident, zu Darmstadt.
927. v. Bredow, Rittmeister a. D., auf Senzke, Kreis Westhavelland.
928. Freiherr v. Buddenbrock, Major a. D., zu Königsberg in Preußen.
929. v. Freyberg, Major a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Sandberg, Kreis Zauch-Belzig.
930. v. Hanstein, Kammerherr, auf Wahlhausen, Kreis Heiligenstadt.
931. v. Hinckeldey, Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrath und General-Polizei-Director, zu Berlin.
932. Hugo, Fürst zu Hohenlohe-Oehringen, auf Schlawentzütz, Kreis Kosel.
933. v. le Blanc-Souville, Oberst und Commdr. des Garde-Reserve-Infanterie-Regiments.
934. v. Quillfeldt, Rittergutsbesitzer, auf Hohenziethen, Kreis Soldin.
935. v. Ramin, Regierungs-Assessor a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Günitz, Kreis Randow.
936. Graf v. Röbern, General-Major und Commdr. der 10. Infanterie-Brigade.
937. Baron v. Schöppingk, Kais. Russ. Garde-Rittmeister a. D., auf Grünhof bei Mitau.
938. Roderich, Graf zu Solms-Sonnewalde, Kaiserl. Oesterr. Rittmeister im 11. Ulanen-Regiment.
939. Freiherr v. Wrangel, Oberst-Lieutenant und Commdr. des 1. Husaren-Regiments (1. Leib-Husaren-Regiment).
940. Ferdinand, Graf zu Isenburg-Büdingen, zu Wächtersbach, im Kurfürstenthum Hessen.
941. v. Fabeck, General-Major a. D., zu Potsdam.
942. v. Rauch, Premier-Lieutenant im Regiment Garde du Corps.
943. v. Fallois, Oberst und Commdr. des 39. Infanterie-Regiments (7. Reserve-Regiment).
944. v. Podewils, Kreis-Deputirter, auf Groß-Reichow, Kreis Belgard.
945. Fürst Lobanoff-Rostowskij, Kaiserl. Russ. Major und Flügel-Adjutant.
946. Freiherr von und zu Egloffstein, Herzogl. Sachsen-Meiningenscher Major, Flügel-Adjutant und Kammerherr.
947. v. Türcke, Herzogl. Sachsen-Meiningenscher Major und Kammerherr.
948. v. Trotha, Rittmeister im 8. Kürassier-Regiment.
949. v. Masson, Kais. Russ. Wirklicher Staatsrath.
950. Freiherr v. Hammerstein-Gesmold, Kais. Oesterr. Oberst-Lieutenant im 10. Husaren-Regiment, König von Preußen. — 1851 mit Brillanten.
951. Nikolaus, Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Kaiserl. Russ. Rittmeister.
952. Freiherr v. Günderode, Schöffe und Senator der freien Stadt Frankfurt.
953. Freiherr von und zu Gilsa, Herzogl. Nassauischer Ober-Jägermeister und Kammerherr.
954. Graf v. Platen-Hallermund, Königl. Hannoverscher Major, Flügel-Adjutant und Intendant des Hoftheaters.
955. v. Flotow, Rittergutes-Besitzer, auf Butzig, Kreis Dramburg.
956. Fürst Schachowskoj, Kais. Russischer Rittmeister und Adjutant des Fürsten von Warschau.

1851.

957. v. Bredow, Major a. D., auf Briesen, Kreis Westhavelland.
958. v. dem Borne, Ritterguts-Besitzer, auf Bernenchen, Kreis Landsberg.
959. v. Gustedt, Landrath des Kreises Halberstadt, zu Dardesheim.
960. v. Koseritz, Major a. D. und Postdirector, zu Dessau.
961. v. Kotze, Rittmeister und Landrath a. D., zu Klein-Oschersleben, Kreis Wanzleben.
962. v. Oppen, Oberst a. D.
963. v. Verbandt, Appellationsgerichts-Rath, zu Frankfurt.
964. Graf v. Perponcher-Sedlnitzky, Premier-Lieutenant im Garde-Kürassier-Regiment und Adjutant des Prinzen Georg von Preußen.
965. v. Schütz, Oberst-Lieutenant und Commandeur des 4. Husaren-Regts.
966. v. Schwarzkoppen, Ober-Forstmeister bei der Regierung zu Potsdam.
967. Rudolph, Graf zu Solms-Laubach, Oberst-Lieutenant und Commandeur des 1. Kürassier-Regiments.
968. v. Zastrow, Kammerherr, auf Ober-Oertmannsdorf, Kreis Lauban.
969. v. Holleben, Fürstl. Schwarzburg-Rudolstädt. Land-Jägermeister a. D.
970. v. Klüchtzner, Kais. Russ. Oberst-Lieutenant im Ulanen-Regiment des Kaisers.
971. v. Thielau, Königl. Sächsischer Rittmeister und Adjutant des Prinzen Georg.
972. Graf v. Pückler-Limpurg, Königl. Württembergscher Ober-Lieutenant im Garde-Reiter-Regiment.
973. Freiherr v. d. Goltz, Major a. D. und Landrath des Schievelbeinschen Kreises.
974. Freiherr v. Lotzbeck, Königl. Bayerscher Kämmerer und Reichsrath, zu München.
975. Plato Tschichatscheff, Kais. Russ. Rittmeister a. D., zu Saratoff.
976. v. Wintzingerode, Herzogl. Nassauischer Kammerherr und Regierungs-Director, zu Höchst.
977. v. Slicher, Königl. Hannoverscher Major und Flügel-Adjutant.
978. v. Wintzingerode, Oberst und Chef des General-Stabes vom 6. Armee-Corps.
979. Heinrich IV., Prinz Reuß-Schleiz-Köstritz, Premier-Lieutenant a. D.
980. Heinrich XII., Prinz Reuß-Schleiz-Köstritz, Seconde-Lieutenant im Garde-Husaren-Regiment.
981. Heinrich XIII., Prinz Reuß-Schleiz-Köstritz, Seconde-Lieutenant im 12. Husaren-Regiment.
982. Heinrich VII., Prinz Reuß-Schleiz-Köstritz, Seconde-Lieutenant im 8. Ulanen-Regiment.
983. Freiherr v. le Fort, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr, zu Berlin.
984. Freiherr v. Müffling, Geheimer Regierungsrath a. D. zu Erfurt.
985. Fürst v. Warschau, Graf Paskewitsch v. Eriwan, Kais. Russ. Oberst und Flügel-Adjutant. Mit Brillanten.
986. Freiherr v. Korff, Kais. Russischer General-Major à la suite. Mit Brillanten
987. Graf Adlerberg III., Kais. Russ. Oberst und Commandeur des Neu-Ingermanlandschen Infanterie-Regiments.
988. Freiherr v. Wrangel, Kais. Russ. Oberst und Commandeur des Welikoluzkischen Jäger-Regiments.
989. Graf v. Bennigsen, Kais. Russ. Oberst und Commandeur des Ulanen-Regiments Erzherzog Albert von Oesterreich.
990. Baron Clodt v. Jürgensburg II., Kais. Russ. Oberst und Commandeur des Jäger-Regiments Fürst von Warschau.
991. Graf Oppermann, Kais. Russ. Oberst in der Garde.
992. Freiherr v. Manteuffel-Zögen, Kais. Russ. Rittmeister und Adjutant bei der 2. Cavallerie-Division.
993. v. Erdmannsdorff, Rittergutsbesitzer, auf Dratzig, Kreis Czarnikau.
994. v. Wilamowitz-Möllendorff, Rittergutsbesitzer, auf Markowice, Kreis Inowraclaw.
995. v. Bobbien, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Kammerjunker und Forstmeister, zu Schwerin.
996. v. Byern, Präsident der Regierung zu Gumbinnen.

997. v. la Chevallerie, Hauptmann im Landwehr-Bataillon (Bartenstein) 33. Infanterie-Regiments, auf Zohlen, Kreis Preußisch Eylau.
998. Burggraf und Graf zu Dohna, Landschaftsrath, auf Reichertswalde, Kreis Mohrungen.
999. v. Domhardt, Seconde-Lieutenant a. D. und Gutsbesitzer, auf Groß-Bestendorf, Kreis Mohrungen.
1000. v. Gralath, Landschafts-Director, auf Sullmin, im Landkreise Danzig.
1001. Freiherr v. Meerscheidt, gen. v. Hüllessem, Major a. D., auf Kuggen, Kreis Königsberg.
1002. v. Mirbach, Rittergutsbesitzer, auf Sorquitten, Kreis Sensburg.
1003. v. Rabe, General-Landschafts- und Feuer-Societäts-Director, auf Lesnian, Kreis Marienwerder.
1004. Graf v. Rittberg, Landrath des Kreises Marienwerder.
1005. Freiherr Schenk zu Tautenburg, Rittergutsbesitzer, auf Partsch, Kreis Rastenburg.
1006. v. Szerdahelyi, Rittergutsbesitzer, auf Rinkowken, Kreis Marienwerder.
1007. Freiherr v. Schrötter, Landrath des Kreises Preußisch-Holland.
1008. v. Tiedemann, Rittergutsbesitzer, auf Russocin, im Landkreise Danzig.
1009. v. Wernsdorff, Rittmeister a. D., auf Truntlack, Kreis Gerdauen.
1010. Graf Krockow v. Wickerode, Erb-Schenk in Hinterpommern, auf Krockow, Kreis Neustadt, in Westpreußen.
1011. v. Kauffungen, Major a. D, zu Königsberg in Preußen.
1012. Bolko Graf zu Stolberg-Wernigerode, Rittmeister im 2. Garde-Landwehr-Cavallerie-Regiment, auf Diersfordt, Kreis Rees.
1013. Freiherr v. Hammerstein-Equord, Königl. Hannoverscher Amtmann, zu Lüne bei Lüneburg.
1014. v. Stülpnagel, Oberst und Commandeur der 15. Cavallerie-Brigade.
1015. v. Mutius, General-Major und Commandeur der 16. Cavallerie-Brigade.
1016. Freiherr v. Diepenbroick-Grüter, Landrath des Kreises Tecklenburg.
1017. v. Lieres, Landesältester, auf Stephanshain, Kreis Schweidnitz.
1018. Freiherr v. Zedlitz-Neukirch, Rittergutsbesitzer, auf Tiefhartmannsdorf, Kreis Schönau.
1019. Freiherr Röder v. Diersburg, Großherzoglich Badenscher Hofmarschall a. D. und Kammerherr, zu Freiburg, im Breisgau.
1020. v. d. Gröben, Major im 1. Garde-Regiment zu Fuß.
1021. Graf v. Monts, Landrath des Creuzburger Kreises.
1022. v. Kleist, Hauptmann a. D., zu Nemitz, Kreis Schlawe.
1023. v. Sichart, Königl Hannoverscher Oberst-Lieutenant im 6. Infanterie-Regiment, zu Nienburg.
1024. Graf v. Grote, Königl. Hannoverscher Seconde-Lieutenant im Garde-Husaren-Regiment.
1025. Freiherr v. Leonhardi, Großherzogl. Hessischer Kammerherr, Geh. Legationsrath und Gesandter, zu Frankfurt a. Main.

1852.

1026. v. Arnim, Landrath a. D., auf Kröchlendorf, Kreis Templin.
1027. v. Bismarck-Schönhausen, Geheimer Legationsrath und Gesandter beim Deutschen Bunde.
1028. v. Dewitz, Rittergutsbesitzer, auf Groß-Miltzow bei Wolhegk, in Mecklenburg-Strelitz.
1029. Herrmann v. Hanstein, Landrath des Kreises Erfurt.
1030. Graf v. Houwald, Standesherr, auf Straupitz, Kreis Lübben.
1031. v. Jagow, Rittergutsbesitzer, auf Aulosen, Kreis Osterburg.
1032 v. d. Knesebeck, Rittmeister im 7. schweren Landwehr-Reiter-Regiment, auf Karwe, Kreis Ruppin.
1033. v. Münchhausen, Geh. Regierungsrath im Ministerium des Innern.
1034. Freiherr v. Rheinbaben, Landrath des Crossen'schen Kreises und Ritterschafts-Director, auf Fritschendorf, Kreis Crossen.
1035. v. Röder, Schloßhauptmann von Schwedt, Kammerherr und Landrath des Kreises Angermünde.
1036. Freiherr v. Seidlitz und Gohlau, Rittergutsbesitzer, auf Konstadt, Kreis Creuzburg.

1037. Wurmb v. Zinck, General-Major a. D., zu Witzscherdorf, Kreis Merseburg.
1038. v. Röber, Oberst und Minister-Resident a. D.
1039. v. Jordan, Kammerherr, auf Ober-Neundorf, Kreis Görlitz.
1040. v. Oertzen, Rittergutsbesitzer, auf Kittendorf, im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin.
1041. v. Schweinitz, General-Major a. D. und Herzogl. Anhalt-Köthenscher Hofmarschall.
1042. v. Voigts-Rhetz, Oberst und Chef des Generalstabes 5. Armee-Corps.
1043. Graf v. Stackelberg, Kaiserl. Russ. Oberst in der Garde-Artillerie und Flügel-Adjutant.
1044. Freiherr Gans Edler Herr zu Puttlitz-Wolfshagen, auf Wolfshagen, Kreis Westpriegnitz.
1045. v. Karstedt, Rittergutsbesitzer, auf Fretzdorf, Kreis Ostpriegnitz.
1046. v. Saldern, Rittergutsbesitzer, auf Plattenburg, Kreis Westpriegnitz.
1047. Graf Wrschowetz-Sekerka v. Sedczicz, Oberst-Lieutenant a. D., zu Ratibor.
1048. Heinrich IX., Prinz Reuß-Schleiz-Köstritz, Seconde-Lieutenant im 5. schweren Landwehr-Reiter-Regiment.
1049. v. Kleist, General-Major und Commandeur der 2. Garde-Infanterie-Brigade.
1050. Adolph v. Berenhorst, Herzogl. Anhalt-Dessauischer Kammerherr, Hauptmann und Adjutant.
1051. v. Bobbien, Königl. Hannoverscher Major und Flügel-Adjutant.
1052. v. Issendorff, Königl. Hannoverscher Major, Flügel-Adjutant und Gouverneur des Kronprinzen.
1053. v. Berg, Kaiserl. Russischer Kammerherr und Staatsrath.
1054. v. Gerstenzweig, Kaiserl. Russischer Oberst und Flügel-Adjutant.
1055. Fürst Lobanoff-Rostowskij, Kaiserl. Russischer Collegienrath und Legations-Secretair bei der Gesandtschaft zu Berlin.
1056. Graf Schuwaloff, Kais. Russ. Titular-Rath und Legations-Secretair bei der Gesandtschaft zu Berlin.
1057. v. Nicolai, Kais. Russ. Staatsrath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.
1058. Freiherr v. Bissing, Kammerherr und Landesältester, auf Ober-Bellmannsdorf, Kreis Lauban.
1059. v. Heydebrand und der Lasa, Landesältester, auf Nassadel, Kreis Namslau.
1060. Graf v. Logau-Altendorff, Major a. D. und Landesältester, auf Neuthau, Kreis Sprottau.
1061. v. Tieschowitz, Landrath des Kreises Beuthen.
1062. v. Wilamowitz-Möllendorff, Premier-Lieutenant a. D., auf Meesendorf, Kreis Neumarkt.
1063. v. d. Knesebeck, Landgerichtsrath a. D., zu Cöln.
1064. Freiherr v. Reitzenstein, General-Lieutenant und Bevollmächtigter bei der Bundes-Militair-Commission zu Frankfurt am Main.
1065. v. Saldern, Kreisgerichtsrath, zu Charlottenburg.
1066. v. Brevern, Kais. Russ. General-Major und Commdr. des Chevalier-Garde-Regiments. Mit Brillanten.
1067. Graf Schuwaloff, Kais. Russ. Lieutenant im 2. Garde-Kürassier-Regiment.
1068. Freiherr v. Rechenberg, Legationsrath bei der Gesandtschaft zu Kopenhagen.
1069. v. Woyrsch, Geheimer Regierungsrath, auf Pilsnitz, Kreis Breslau.
1070. v. Below, Oberst a. D.
1071. Graf v. Sievers, Kais. Russ. Hauptmann im Semenowschen Garde-Regiment.
1072. Baron v. Krüdner, Kais. Russ. Lieutenant in der Garde-Marine und Adjutant des Großfürsten Konstantin.
1073. v. Göbecke, Königl. Niederländischer Premier-Lieutenant in der reitenden Artillerie.
1074. Graf v. Luxburg, Königl. Baierscher Ober-Lieutenant im 6. Chevauxlegers-Regiment.
1075. v. Pilar-Pilchau, Gutsbesitzer, auf Audern, bei Pernau in Liefland.
1076. v. Tschirschky, Ober-Tribunalsrath, zu Berlin.

1077. v. Johnston, General-Major a. D., zu Breslau.
1078. Friedrich Wilhelm, Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, Premier-Lieutenant im 2. Garde-Ulanen-Regiment.

1853.

1079. v. Schierstedt, Rittergutsbesitzer, auf Dahlen, im 1. Jerichowschen Kreise.

1854.

1080. v. Frankenberg-Proschlitz, Major a. D., zu Charlottenburg.
1081. Baron v. Dusterloh, Kais. Russ. Lieutenant in der Marine.
1082. v. Hahn, Kais. Russ. Staatsrath und Chef des Cours-Büreaus im Post-Departement.
1083. Freiherr v. Knobelsdorf, Oberst-Lieutenant a. D., zu Breslau.
1084. v. Prittwitz-Gaffron, Rittergutsbesitzer, zu Breslau.
1085. Freiherr v. Bissing, Kammerherr, auf Klein-Ellguth, Kreis Nimptsch.
1086. Baron v. Knobelsdorff, Königl. Niederländischer Kammerherr, auf Schloß Gelder.
1087. Freiherr v. Pronay, Präsident des Conservatoriums, zu Pesth.
1088. v. Parpart, Seconde-Lieutenant a. D., zu Schloß Chartreuse bei Thun, im Canton Bern.
1089. v. Puttkammer, Landschafts-Deputirter, auf Reinfeld, Kreis Rummelsburg.
1090. v. Thielau, Kreis-Deputirter, auf Lampersdorf, Kreis Frankenstein.
1091. Freiherr v. Sobeck, Kreis-Deputirter, auf Kruckow, Kreis Demmin.
1092. Freiherr Spiegel von und zu Pickelsheim, Regierungsrath bei der Regierung zu Magdeburg.
1093. Freiherr v. Obernitz, Rittergutsbesitzer, auf Eulenfeld, Kreis Delitzsch.
1094. v. Köckritz, Rittmeister a. D., zu Thiergarten bei Wohlau.
1095. Freiherr v. Budberg, Königl. Sächs. Kammerherr, zu Dresden.
1096. v. Rabenau, Königl. Sächs. Kammerherr, auf Königswartha.
1097. v. Arnim, Major a. D., auf Neuensund, Kreis Prenzlau.
1098. v. Rostitz-Dzrewiecki, Rittergutsbesitzer, auf Groß-Radisch, Kreis Rothenburg.
1099. Graf v. Sauerma, Director des Credit-Instituts für Schlesien und Landesältester, auf Ruppersdorf, Kreis Strehlen.
1100. Freiherr v. Eller-Eberstein, Rittergutsbesitzer, auf Patthorst, bei Bielefeld.
1101. v. Seebach, Landrath a. D. und Rittergutsbesitzer, zu Langensalza.
1102. v. Reibnitz, Premier-Lieutenant a. D., auf Jankendorf, Kreis Preußisch-Holland.
1103. Freiherr v. Lindenau, Königl. Sächs. Kammerherr und Hauptmann von der Armee, zu Dresden.
1104. v. Kropff, General-Major und Commdr. der 2. Division.
1105. v. Schlemüller, General-Major und Commdr. der 2. Garde-Cavallerie-Brigade.
1106. Wilhelm, Graf zu Stolberg-Wernigerode, Major im Garde-Kürassier-Regiment.
1107. v. Knobloch, General-Major und erster Commandant von Koblenz und Ehrenbreitstein.
1108. Herwarth v. Bittenfeld, Oberst und Commdr. des 2. Garde-Regiments zu Fuß.
1109. v. d. Schulenburg, Major im Regiment Garde du Corps.
1110. v. Borstell, Rittmeister im 8. Kürassier-Regiment.
1111. Graf v. Pückler, Premier-Lieutenant im 6. Kürassier-Regiment (Kaiser Nikolaus I. von Rußland).
1112. Freiherr v. Bodelschwingh-Plettenberg, Rittergutsbesitzer, auf Sandfort, Kreis Lüdinghausen.
1113. v. Winterfeld, Ritterschaftsrath a. D., auf Schloß Pila, Kreis Obornik.
1114. Graf v. Arnim, Wirkl. Geheimer Rath und Ober-Gewand-Kämmerer, auf Blumberg.
1115. Graf v. Arnim, Staats-Minister a. D., auf Boitzenburg.
1116. v. Gadow, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr, Kreis-Deputirter, auf Drechow, Kreis Franzburg.
1117. Graf v. Schlieffen, Major a. D., auf Sandow, Kreis Pyritz.

1118. Graf v. d. Schulenburg-Wolfsburg, Königl. Hannoverscher Geheimer Rath und Erb-Küchenmeister in der Kurmark Brandenburg, auf Wolfsburg.
1119. Graf v. Kanitz, Landschafts-Director, auf Podangen, Kreis Preußisch-Holland.
1120. Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobien, Rittmeister a. D. und Majoratsbesitzer, auf Schlobien, Kreis Preußisch-Holland.
1121. Burggraf und Graf zu Dohna, Rittmeister und Rittergutsbesitzer, auf Mallmitz, Kreis Sprottau.
1122. Graf Magnus v. Schlieffen, Major a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Groß-Krausche, Kreis Bunzlau.
1123. Freiherr v. Zedlitz und Neukirch, Kammerherr und Wirthschafts-Intendant, zu Erdmannsdorf, Kreis Hirschberg.
1124. v. Bose, Major im General-Stabe.
1125. Graf v. Brandenburg, Legations-Secretair bei der Gesandtschaft zu Paris.
1126. v. Boyen, Oberst-Lieutenant und Adjutant des Prinzen von Preußen.
1127. Graf v. d. Goltz, Major à la suite des Garde-Kürassier-Regiments und Adjutant des Prinzen von Preußen.
1128. v. Witzleben, Rittmeister à la suite des Garde-Husaren-Regiments und Adjutant des Prinzen Carl von Preußen.
1129. v. Borries, Landrath des Kreises Herford.
1130. Graf v. Brühl, Premier-Lieutenant im 1. Garde-Landwehr-Cavallerie-Regiment.
1131. v. Zeetze, Regierungsrath bei der Regierung zu Oppeln.
1132. Freiherr v. Puttkammer, Hauptmann im 2. Artillerie-Regiment, commandirt beim Chef der Artillerie.
1133. Graf v. Pourtalès, Legationsrath und Landes-Aeltester, auf Glumbowitz, Kreis Wohlau.
1134. Edler v. Plotho, Lieutenant und Deichhauptmann a. D., auf Zerben, im 2. Jerichowschen Kreise.
1135. Freiherr v. Kutschera, Landstand von Nieder-Oesterreich, auf Gutenbrunn bei Baden, in Oesterreich.
1136. Freiherr v. Münchhausen, Ober-Regierungsrath und Director der General-Commission zu Stendal.
1137. v. Burgsdorff, Premier-Lieutenant a. D. und Kreisdeputirter, auf Hohenjesar, Kreis Lebus.
1138. v. Rosenberg-Gruszczynski, Major, commandirt als Commandeur des Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzschen Infanterie-Bataillons.
1139. Graf v. Schlippenbach, Major und Commandeur des 1. Ulanen-Regiments.
1140. v. Zieten, Premier-Lieutenant im 6. Kürassier-Regiment (Kaiser Nikolaus I. von Rußland) und Adjutant des Prinzen Friedrich Carl von Preußen.
1141. Freiherr v. Meusebach, Geh. Regierungsrath und General-Consul in den Donau-Fürstenthümern, zu Bukarest.
1142. v. Veltheim, Herzogl. Braunschweigischer Kammerherr, auf Veltheim, bei Braunschweig.
1143. v. Arnim, Legations-Secretair bei der Gesandtschaft zu Rom.
1144. v. Bassewitz, Rittmeister im Regiment Garde du Corps.
1145. v. Below, Kaiserl. Russ. Wirklicher Staatsrath und Präsident des Esthländischen Cameralhofes zu Reval.
1146. v. Wurmb, Fürstl. Schwarzburg-Sondershausenscher Oberstallmeister und Kammerherr.
1147. Freiherr v. Dörnberg, Kurfürstl. Hessischer Kammerherr und Cavalier der Prinzessin Friedrich.
1148. Freiherr v. Richthofen, Fürstl. Plessischer Director der Brunnen-Anstalt, zu Salzbrunn.

1855.

1149. v. Zychlinski, Landschafts-Director und Kreis-Deputirter, auf Dyck, Kreis Deutsch-Krone.
1150. Freiherr v. Frankenberg-Proschlitz, Premier-Lieutenant a. D., auf Seubersdorf, Kreis Marienwerder.
1151. v. Parpart, Rittergutsbesitzer, auf Wybcz, Kreis Thorn.
1152. v. d. Gröben, Major a. D., zu Neudeck, Kreis Rosenberg.
1153. v. d. Schulenburg, Legations-Secretair, zu München.

1154. Friedrich, Graf zu Solms-Baruth, auf Golssen, Kreis Luckau.
1155. v. Wurmb, Rittmeister a. D., auf Brutzen, Kreis Belgard.
1156. Graf v. Einsiedel, Lieutenant a. D., auf Radibor bei Bautzen.
1157. v. Wedemeyer, Königl. Hannoverscher Hauptmann und Hofrath a. D., auf Schönrade, Kreis Friedeberg.
1158. v. Treskow, Lieutenant a. D., auf Dahlwitz, Kreis Nieder-Barnim.
1159. v. Berger, Hauptmann im 2. Garde-Regiment zu Fuß.
1160. Hugo, Prinz v. Schönburg-Waldenburg, Hauptmann à la suite des 2. Infanterie- (Königs-) Regiments.
1161. Graf v. Zedlitz-Trützschler, Rittergutsbesitzer, auf Petrikau, Kreis Nimptsch.
1162. v. Elsner, Kammerherr und Landes-Aeltester, auf Zieserwitz, Kreis Neumarkt.
1163. Freiherr v. Zedlitz-Neukirch, Landrath des Kreises Glatz, auf Birgwitz.
1164. Freiherr v. Frankenberg-Proschlitz, Premier-Lieutenant a. D. und Landes-Aeltester, zu Breslau.
1165. Freiherr v. Tschammer, Landschafts-Director, auf Dromsdorf, Kreis Striegau.
1166. v. Gräve, Major a. D., zu Breslau.
1167. v. Elsner, Kammerherr, auf Pilgrammsdorf, Kreis Goldberg-Haynau.
1168. Ursin v. Bär, Rittmeister im 4. Dragoner-Regiment.
1169. v. Gersdorff, Kammerherr, auf Ostrichen, Kreis Lauban.
1170. v. Schenck, Rittmeister und Kreisdeputirter, auf Schloß Mansfeld.
1171. v. Waldow, Major a. D., auf Nieder-Röhrsdorf, Kreis Fraustadt.
1172. Freiherr v. Münchhausen, Ober-Regierungsrath, zu Posen.
1173. Freiherr v. Quadt u. Hüchtenbruck, zu Aachen.
1174. v. Borck, Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzscher Kammerherr, auf Möllenbeck bei Neu-Strelitz.
1175. v. Schröter, Rittergutsbesitzer, auf Bieberstein bei Dresden.
1176. Graf v. Rex, Königl. Sächsischer Kammerherr, auf Schloß Zehista bei Pirna.
1177. v. Levetzow, Königl. Dänischer Kammerherr, auf Ehlersdorf bei Oldenburg, in Holstein.
1178. Freiherr v. Beschwitz, Großherzogl. Sächsischer Kammerherr, auf Arnsdorf, im Königreich Sachsen.
1179. Freiherr v. Ungern-Sternberg, Kais. Russ. Civil-Ober-Befehlshaber der Insel Dago.
1180. v. Salza, Königl. Sächsischer Ober-Appellationsrath, zu Dresden.
1181. Wolfgang Graf zu Castell-Rüdenhausen, Königl. Baierscher Ober-Lieutenant à la suite der Armee, zu Rüdenhausen, in Unter-Franken.
1182. Freiherr v. Mirbach, Königl. Baierscher Kammerherr, zu München.
1183. Freiherr v. Korff, Adels-Marschall von Dünaburg, zu Kreuzburg, Kreis Dünaburg in Kurland.
1184. Graf v. Degenfeld-Schonburg, Kais. Oesterr. Premier-Rittmeister im 12. Husaren-Regiment.
1185. Freiherr v. Schenck zu Schweinsberg, Rittergutsbesitzer, auf Schweinsberg, Kreis Kirchheim in Ober-Hessen.
1186. v. Rosenberg, General-Major und Commandeur der 14. Infanterie-Brigade.
1187. v. Frankenberg-Ludwigsdorff, Rittmeister im 1. Kürassier-Regiment.
1188. v. Kleist-Retzow, Ober-Präsident der Rheinprovinz.
1189. v. Schenckendorff, Major a. D. und Landrath des Ruppiner Kreises.
1190. v. Kröcher, Landrath des Kreises Gardelegen.
1191. v. Zastrow, Premier-Lieutenant a. D., auf Palzig, Kreis Züllichau.
1192. v. Brand, Kammerherr und Domherr, auf Tankow, Kreis Friedeberg.
1193. v. Schmeling, Präsident der General-Commission für die Kurmark, zu Berlin.
1194. Freiherr v. Senden, Präsident der Regierung zu Köslin.
1195. v. Weiher, Landschaftsrath auf Vietzig, Kreis Lauenburg.
1196. Graf zu Dohna, Hauptmann im Generalstabe.
1197. Emanuel Graf zu Dohna, Major a. D. und Kammerherr, auf Kanthen, Kreis Preuß. Holland.

1198. Arthur Graf v. d. Gröben, Prem.-Lieut. a. D. und Majoratsherr, auf Ponarien, Kreis Mohrungen.
1199. Botho v. Oldenburg, Rittmeister, auf Beisleiden, Kreis Preußisch-Eilau.
1200. Ludwig Graf zu Eulenburg, Rittmeister a. D., auf Gallingen, Kreis Friedland in Ostpr.
1201. v. d. Gröben, Landrath a. D., auf Kallisten, Kreis Mohrungen.
1202. Konrad Graf v. Finckenstein, Lieut. im 8. Landw.-Ulanen-Regt. und Rittergutsbesitzer, auf Schönberg, Kreis Rosenberg.
1203. v. Kotze, Vice-Präsident der Regierung zu Königsberg.
1204. v. Below, Rittmeister im 3. Kürassier-Regiment.
1205. v. Zitzewitz, Rittergutsbesitzer, auf Bärenwalde, Kreis Schlochau.
1206. Friedrich Freiherr Hiller v. Gärtringen, Rittergutsbesitzer, auf Groß-Klonia, Kreis Konitz.
1207. Freiherr v. Lyncker, Major im Garde-Artillerie-Regiment.
1208. v. Röder, Major à la suite des 1. Garde-Regiments zu Fuß und Adjutant des Prinzen Alexander von Preußen.
1209. Dr. Graf v. Wartensleben, Stadtgerichtsrath und Untersuchungsrichter, zu Berlin.
1210. v. Klützow, Geh. Regierungsrath und Haupt-Ritterschafts-Director der Kur- und Neumark, zu Berlin.
1211. Carl Alexander Graf v. Schwerin, Lieutenant im 3. Landwehr-Husaren-Regiment, auf Wildenitz, in Mecklenburg-Strelitz.
1212. Otto Ludwig August v. Kröcher, Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Lohm, Kreis Ostpriegnitz.
1213. v. Görne, Oberst-Lieutenant im Kaiser Franz-Grenadier-Regiment.
1214. Graf v. Schlippenbach, Rittmeister im 2. Garde-Ulanen-Regiment.
1215. v. Stülpnagel, Major à la suite des Regiments Garde du Corps und Adjutant des Prinzen Albrecht von Preußen.
1216. Freiherr v. Manteuffel, Unter-Staats-Secretair und Chef des Ministeriums für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten.
1217. v. Stammer, Kammerherr, auf Görlsdorf, Kreis Luckau.
1218. Freiherr v. Schleinitz, Wirkl. Geheimer Rath und Ober-Präsident der Provinz Schlesien.
1219. Graf v. Seherr-Thoß, Landrath a. D., auf Hohenfriedberg, Kreis Bolkenhain.
1220. Kracker v. Schwarzenfeldt, Kammerherr und Landesältester, auf Bogenau, Kreis Breslau.
1221. Freiherr v. Tschammer, Majoratsbesitzer, auf Quaritz, Kreis Glogau.
1222. Graf v. Löben, Landesältester, auf Nieder-Rudelsdorf, Kreis Lauban.
1223. Freiherr v. Zedlitz und Neukirch, Hauptmann und Landesältester, auf Pischkowitz, Kreis Glatz.
1224. v. Wedell, Präsident der Regierung zu Merseburg.
1225. Graf v. Hohenthal, Kammerherr, auf Dölkau, Kreis Merseburg.
1226. v. Rauchhaupt, Major a. D., auf Queis, Kreis Delitzsch.
1227. v. Puttkammer, Ober-Präsident der Provinz Posen.
1228. v. Prittwitz und Gaffron, Ober-Regierungs-Rath bei der Regierung zu Posen.
1229. Freih. v. Stenglin, Rittmeister im 6. Kürassier-Regiment (Kaiser Nikolaus I. von Rußland).
1230. v. Krosigk, Premier-Lieutenant im 2. Garde-Regiment zu Fuß.
1231. v. Tettenborn und Wolff, Ritterschafts-Rath, auf Reichenberg, Kreis Ober-Barnim.
1232. v. Buch, Kammerherr, auf Stolpe, Kreis Angermünde.
1233. v. Wedell, Uckermärkischer Ritterschafts-Commissarius, Rittergutsbesitzer, auf Malchow, Kreis Prenzlau.
1234. v. Dewitz, Staats-Anwalt, zu Köslin.
1235. v. Schwerin, Landschaftsrath, auf Janow, Kreis Anklam.
1236. v. Szymanowitz, Oberst-Lieutenant im 23. Infanterie-Regiment.
1237. Freiherr v. Rheinbaben, Major im Generalstabe und militairischer Begleiter des Prinzen Friedrich Albrecht von Preußen.
1238. v. Ohlen und Adlerskron, Hauptmann in der 2. Ingenieur-Inspection.
1239. v. Heydebrand und der Lasa, Landrath des Steinauer Kreises.
1240. Freiherr v. Gaffron, Landesältester, auf Haltauf, Kreis Münsterberg.

1241. Freiherr v. Rothkirch-Trach, Kammerjunker, auf Panthenau, Kreis Goldberg-Haynau.
1242. v. Horn, Oberst und Commandeur des 20. Infanterie-Regiments.
1243. v. Schönfeldt, Major und Commandeur des 1. Bataillons (Stendal) 26. Landwehr-Regiments.
1244. v. Reindorff, Hauptmann im 27. Infanterie-Regiment.
1245. v. Trotha, Rittmeister im 3. Husaren-Regiment.
1246. v. Trotha, Premier-Lieutenant im 10. Husaren-Regiment.
1247. Graf v. Wartensleben, Seconde-Lieutenant im 7. Kürassier-Regt.
1248. v. Funcke, Premier-Lieutenant und Rittergutsbesitzer, auf Löbnitz, Kreis Delitzsch.
1249. v. Plötz, Major im 11. Infanterie-Regiment.
1250. v. Kamecke, Hauptmann im 11. Infanterie-Regiment.
1251. v. Zastrow, Hauptmann a. D., auf Groß-Rybnow, Kreis Gnesen.
1252. Freiherr v. Ketelhodt, Fürstlich Schwarzburg-Rudolstädtscher Kammerherr und Geheimer Kammerrath, Erbschenk der gefürsteten Grafschaft Henneberg, zu Rudolstadt.
1253. Freiherr v. Campe, Königl. Hannoverscher Kammerherr, zu Hannover.
1254. v. Boblick, Königl. Sächsischer Oberst-Lieutenant, zu Dresden.
1255. Graf v. Riesch, Mitglied der 1. Ständekammer des Königreichs Sachsen und Majoratsbesitzer, auf Neschwitz bei Bautzen.
1256. Freiherr v. Wolff, Livländischer Ordnungsrichter, zu Walk, in Livland.
1257. Graf v. Blücher, Rittergutsdeputirter, auf Blücher bei Wredenhagen, in Mecklenburg-Schwerin.
1258. Freiherr v. Jena, Kais. Oesterr. Hauptmann im 7. Infant.-Regiment.
1259. Carl, Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg, zu Langenburg, im Königreich Württemberg.
1260. v. Wolbeck, Rittmeister a. D., zu Miltenberg bei Würzburg.
1261. Freiherr v. Boineburg zu Lengsfeld, Königl. Baierscher Kammerherr, zu München.
1262. Maximilian Freiherr v. Washington, zu Schloß Pöls bei Gratz, in Steiermark.
1263. v. Bülow, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr, Legationsrath und Geschäftsträger, zu Berlin.
1264. Freiherr v. Tiesenhausen, Adelsdeputirter der Livländischen Ritterschaft, auf Weißensee bei Riga, in Livland.

Alphabetisches Namens-Verzeichniß der sämmtlichen Mitglieder der Balley Brandenburg des Ritterlichen Ordens St. Johannes' vom Spital zu Jerusalem.

(Wenn bei einem Namen zwei Zahlen stehen, so giebt die erste die Seite, die zweite die laufende Nummer an.)

L.

M.

Q.

R.

Z.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Dessauerstraße Nr. 5.